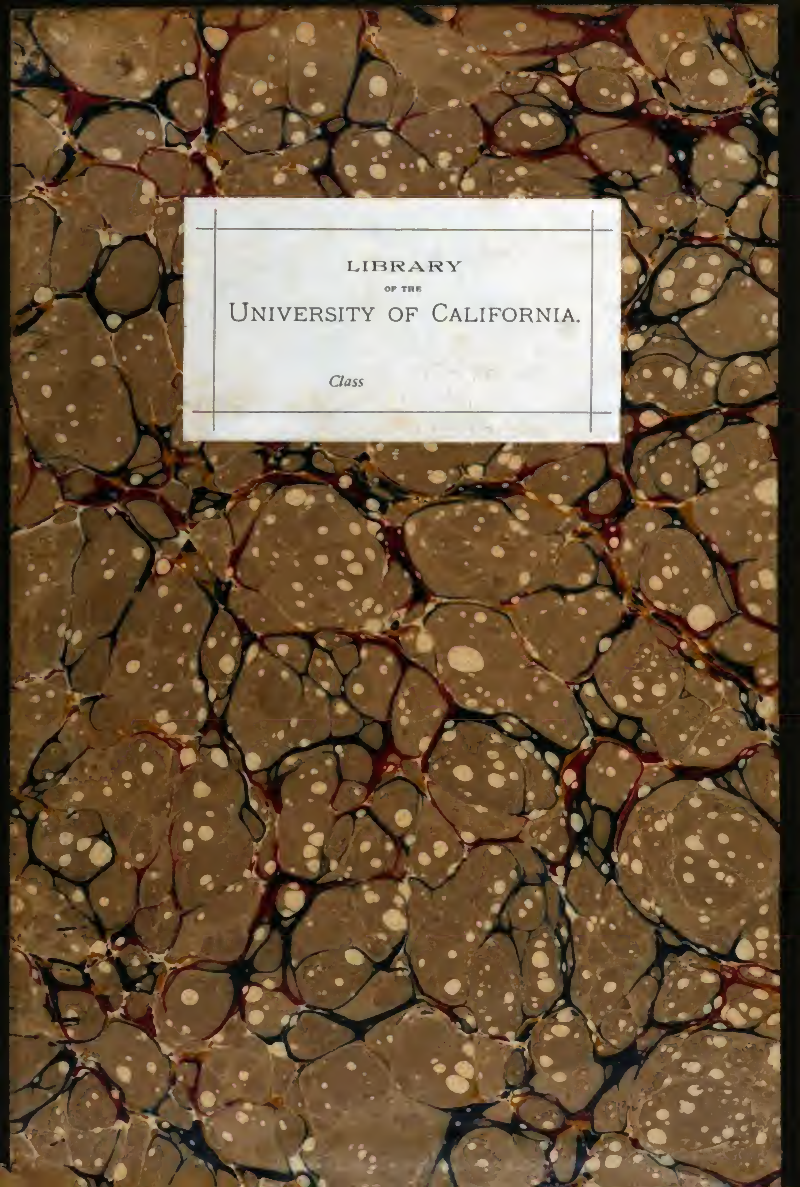
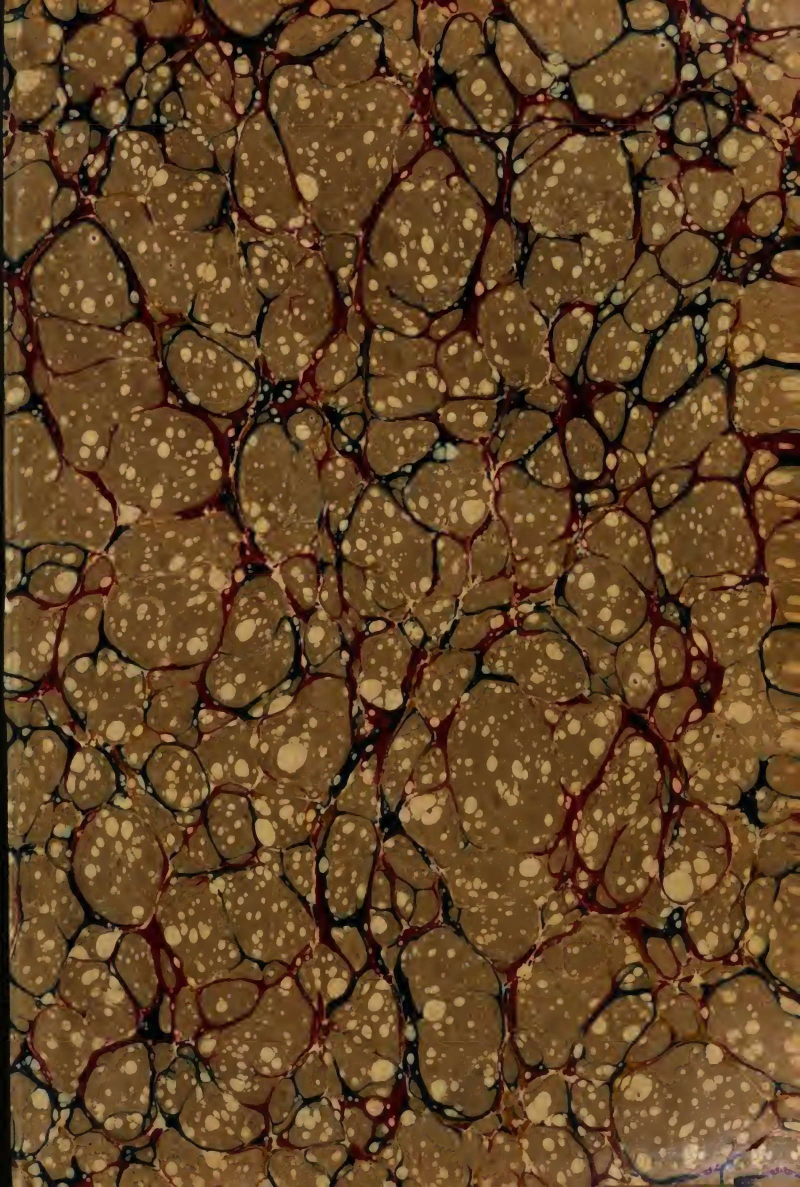
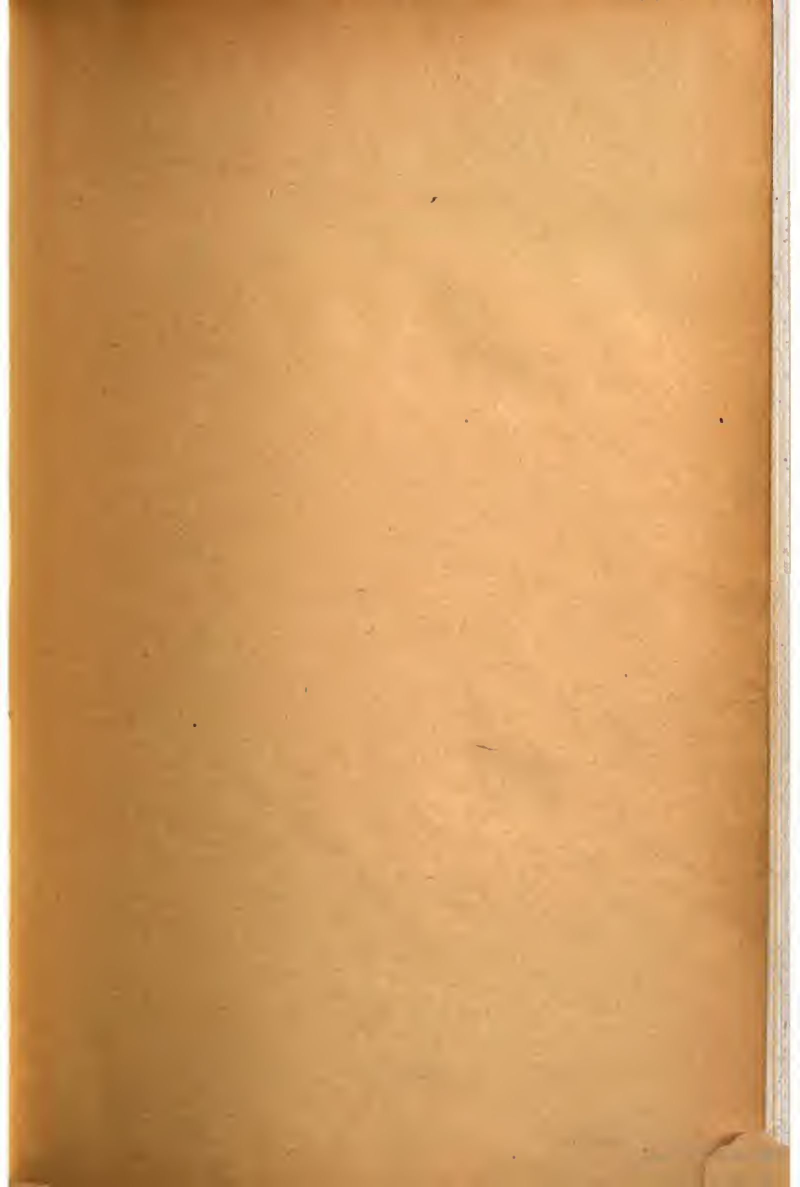
ARENA




LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Class








Preis des Jahrgangs M 12.—
Jahrgang. Heft 6
Preis 1 Mark
Über Land und Meer
Oktav-Ausgabe
Deutsche Verlags-Anstalt
Berlin Stuttgart Leipzig

Inhalt des sechsten Heftes

Text:

Einschaltbilder:

Selbständige Textbilder:

Über Land und Meer

Oktav-Ausgabe

Jahrgang 1906|07

Zweiter Band





Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalts-Verzeichnis

II. Band. 1906–1907. Heft 6–9

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche

Biographien. Porträte

Aus hohen Kreisen

Geschichte und Zeitereignisse. Ausstellungen und Feste

Natur

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Kunst

Baukunst

Bildnerkunst

Malerei

Gemälde





Flirt

Nach einem Gemälde von Edmund Brüning



Lukas Hochstraßers Haus

Roman

von

Ernst Zahn

(Fortsetzung)

XIII

Ueber dem Herrlibacher Berg stand ein Gewitter. Der Himmel war nachtschwarz. Zuweilen zuckte eine Flamme hinter dem Walde herauf, und nachher rollte der Donner, als käme er aus dem Berg selber. Die Tannen auf seinem Rücken standen reglos, ragten dunkler in die Nacht des Himmels. Dann kam ein Sturm, fegte über sie hin und bog sie, daß sie mit ihren schlagenden Zweigen wie händeringende Gestalten waren, und wenn der Windstoß vorübergesaust war, standen sie wieder in einer fast unheimlichen Ruhe aufrecht. Ueber dem Dorfe lag noch ein Schein von Sonne, grell, stechend. In diesem Schein hoben sich die weißen und braunen Häuser scharf vom Hange ab, die Kirche mit dem roten Giebel des Turmes stand frei in der Höhe. Es war kalt. Das Gewitter war ein Ereignis. So früh im Jahr war noch keines über das Dorf gegangen.

Lukas Hochstraßer sah nicht nach dem Gewitter über dem Walde. Rüstig kam er bergauf gegen sein Haus gestiegen. War er abwärts sinnend und mit vornüber gebeugtem Kopfe gegangen, so schritt er jetzt aufrecht und mit einer ruhigen Sicherheit dahin. Jetzt war er an der Tür, jetzt in der Wohnstube. Da saßen David und Rosa und Martin und warteten auf ihn und hinter ihm kam Longinus, der Knecht, herein. Das Mittagessen stand auf dem Tisch. Und Martin trug Uniform, saß über seinem Teller und aß seine Suppe, während David und Rosa auf der Fensterbank Platz genommen hatten und nun mit Spannung auf den Vater sahen, von dem sie wußten, daß er mit Martin Streit gehabt. Als Lukas den Leutnant mit einem Blick streifte, sagte Rosa: „Er muß essen, wenn er mit dem Zweiuhrschiff fort will."

Lukas hing den Hut an den Wandnagel. „Esset!" sagte er zu Rosa und David.

Mit lärmigem Stuhlrücken ließen sie und der Knecht sich am Tisch nieder.

„Aber Ihr — eßt Ihr nicht?" fragte Rosa den Vater.

Lukas stand und sah Martin an, der mit störrischem Gesicht und ohne aufzublicken, seine Mahlzeit fortsetzte. Zweimal hob er die Hand und fuhr sich durchs Haar, es kam ihn hart an, zu reden. „Steh auf, du!" sagte er dann. Schwere Trauer war seinem ruhigen Ton beigemischt.

Da erst wendete Martin ihm das Gesicht zu. Vielleicht meinte er nicht recht verstanden zu haben; aber er erhob sich halb vom Stuhl dabei, denn Lukas sah nicht aus, als ob er scherzte.

„Aufstehen sollst du," wiederholte Lukas, und als der andre halb trotzig halb verlegen die Hand an die Stuhllehne gelegt dastand, fuhr er fort: „Geh hinunter und lege — die Uniform — deine Uniform ab."

Er wartete Martins Antwort nicht ab. Aus einem Wandschrank holte er Papier und Schreibzeug; eine Zeitung, die schon auf dem langen Tische lag, schob er an dem ungedeckten Ende desselben zurecht, legte den Briefbogen darauf, stellte Tinte und Feder davor.

„Ich gehe mit dem Schiff," sagte Martin.

Da kam Lukas langsam auf ihn zu mit ausgestreckten Armen, der lange Bart zitterte ein wenig, aber er selber ging aufrecht und immer in derselben Ruhe. Beide Hände legte er Martin auf die Schulter, daß der unter dem schweren Schlag derselben schwankte, und plötzlich riß etwas; es war ein scharfes, übel ins Ohr dringendes Geräusch. Lukas hatte dem Sohne die Offizierszeichen von den Schultern gerissen. Sie fielen aus seinen Händen mit einem Klatschen zu Boden.

Eine atemlose Stille war darauf in der Stube. Martin regte sich nicht, er stand mit hängendem Kopf und lang an den Seiten hinabfallenden Armen, in seinem Gesicht war kein Blutstropfen mehr. David und Rosa brachten kein Wort heraus, sie saßen müßig vor ihren Tellern, auf ihren Gesichtern war zu lesen, wie jedem das Herz in einer wilden Beklemmung klopfte. Selbst Longinus, der im Leben nie aus dem Gleichgewicht gekommen war, hatte ein zuckendes Gesicht, legte

die Hände zusammen, und zwei Tränen liefen ihm über die runden weißen Backen. Und in die große Stille klang nur von ganz fern der Donner, der noch hinter dem Berge ging. Die drei, die auf Martin und Lukas blickten, wußten, daß etwas Fürchterliches geschehen war und etwas, das selten geschieht. Es war wie ein Gericht und wie ein Tod. Keiner konnte reden.

Lukas Hochstraßer nach einer kurzen Weile zeigte auf das Blatt Papier. „Schreib dort," sagte er zu Martin.

Der sah auf wie ein geschlagener Hund. „Was?" fragte er in heiserem Ton.

„An dein Kommando schreib, daß du nicht mehr kommen kannst, weil du deine Uniform nicht mehr tragen darfst."

Der Junge wendete sich trotzig ab.

„Schreib!" wiederholte Lukas mit erhobener Stimme.

Da schlich er in sich zusammengeworfen zum Tisch und setzte sich davor. Er biß die Zähne zusammen, besann sich und schrieb dann in jähem Entschluß mit hastigen Zügen. Die Feder kratzte, so heftig drückte er auf.

Lukas war auf die Schwelle des Nebenzimmers getreten. „Nachher kannst hier hereinkommen," sagte er und ließ die Tür offen. Sie hörten ihn drüben hantieren. Einmal klang ein Geldklimpern zu ihnen herüber. Aber sie saßen alle fast ohne sich zu regen, wie unter einer Peitsche sich duckend. Martin schrieb. Mit einem heftigen Zug setzte er seinen Namen unter das Geschriebene, adressierte nicht, ließ den Brief offen auf dem Tisch liegen. Die Zähne noch immer verbissen, den Blick am Boden, ging er zum Vater hinüber. „Der Brief liegt auf dem Tisch, Ihr könnt ihn lesen," hörten sie ihn noch mit erstickter Stimme sagen, dann schloß Lukas die Tür. Als sie nun gegangen waren, schlich der Knecht vom Tisch. David erhob sich und stellte sich ans Fenster, sah mit trüben, versonnenen Blicken hinaus; es war immer dieselbe verträumte Zerfahrenheit an ihm, aber ein Ausdruck von Qual trat jetzt schärfer als früher in seinem Gesichte hervor. Rosa hob an abzutragen, eine volle Mahlzeit; sie hatten nur wenige Bissen gegessen.

Was die beiden in der Nebenstube sprachen, erfuhr keines. Martin kam nach einer Weile heraus. David und Rosa waren noch in der Stube. Er sah sie aber nicht an, mit starr an den Boden gerichteten Augen ging er durch die Stube, das braune Gesicht aschig. Nachher verbrachte er wohl zwei Stunden in seiner Kammer. Endlich kam er, in seine Sonntagskleider gewandet, einen Handkoffer in der Hand, herunter. In der Stube war niemand mehr. Vor dem Haus aber traf er auf den Vater und die Schwester, die mit einer kranken Kuh zu schaffen hatten. Das Tier war an einen in die Stallmauer eingelassenen Ring angebunden und Lukas riß ihm das Maul auf, während Rosa ihm eine Arznei eingoß. Die beiden waren von dem, was oben in der Stube geschehen war, an ihr Tagewerk zurückgekehrt. Lukas hatte alte zertragene Kleider an, er wie Rosa waren barhaupt. Martin zögerte an der Tür, als er sie sah; von seinen Brüdern war keiner in der Nähe. Dann stellte er den Handkoffer zu Boden und trat zu den beiden hinüber. Sie kamen eben mit ihrer Arbeit zu Ende. Das Tier war widerspenstig gewesen, und beide traten Atem schöpfend zurück. Da näherte sich Martin dem Vater. „So gehe ich jetzt," sagte er in einem verwürgten Ton, sah nicht auf dabei, aber die Hand streckte er aus: „Ade, Vater."

„Ade," sagte Lukas Hochstraßer, und als der Junge ihm in verstecktem Drängen nach der Hand griff, die er ihm nicht geben wollte, trat er einen Schritt zurück, lehnte sich an das angebundene Tier und blickte an Martin vorüber ins Weite. „Sie ist mir zu schmutzig, die Hand," sagte er still und schwer.

Martin wendete sich ab. Langsam ging er zu seinem Koffer hinüber, hob ihn auf und schritt davon, schlank und gelenk von Gestalt und doch wie unter einem Joch gehend.

Lukas warf den rechten Arm weit über den Rücken der Kuh, an das Tier gelehnt stand er und sah Martin nach. In seinem Leben war nie ein Zug so bitteren Ernstes in seinem Gesicht gewesen. Ueber der Stelle, wo er und Rosa standen, wölbte sich ein schwarzer, regendrohender Himmel. In einer dumpfen, schleppenden Art führten sie ein Gespräch. „Geht er ganz fort?" fragte Rosa. Sie trat von der andern Seite an die Kuh heran, hager, hoch und eckig stand sie neben dem Vater und blickte wie er dem Bruder nach.

„Ganz," sagte Lukas.

„Wohin?" fragte sie wieder.

„Das weiß ich nicht."

Nach einer Weile, eben als Martin zwischen den noch kahlen Obstbäumen einer Matte verschwand, begann sie wieder: „Wenn er sich ein Leid antut!"

Lukas sah noch immer geradeaus. „Hundert würden es tun an seiner Stelle. Er hat zu viel süßes Leben gekostet, als daß er es leicht wegwürfe." Dann wendete er sich langsam nach Rosa um. „Eine Familie wie wir ist wie ein Leib. Wenn ein Glied daran faul ist, muß man es wegschneiden, scharf weg, dicht am Gelenk. Darum haben wir jetzt den Martin weggeschnitten."

Das war Wort für Wort langsam und wohlüberdacht hingesprochen, Rechtfertigung und Erklärung zugleich.

„Es ist also wahr?" fragte Rosa. „Das mit dem fremden Mädchen?"

„Mehr ist wahr," sagte Lukas. Dann mochte

er nicht mehr davon sprechen. Langsam hob er an, die Kuh loszubinden und führte sie in den Stall.

Langsam verging auch der Tag und sein Werk. Christian und seine Frau kamen vom Kollerhaus heruntergelaufen, hatten durch Longinus von Martins Weggang gehört und wollten das Warum und das Wohin wissen. Lukas sprach nicht davon. Aber Rosa gab Auskunft. Vielleicht zum erstenmal seit Christians Verheiratung saß die Schwester mit ihm und seiner Frau zusammen. Sie erzählten und redeten und wurden eifrig, als aber Lukas über sie kam, verstummten sie, lenkten ungeschickt und verlegen das Gespräch auf andres und trennten sich bald. Ihre klatschhafte Redseligkeit wurde von seiner Ruhe wie verscheucht. Der schwere Tag verging in einen häßlichen und dunkeln Abend mit Regenschauern und kalten Windstößen. Keine Sterne kamen, es war ein unwirsches, freudloses Wetter. Da ging Lukas zum zweiten Male dem Haus des Kapitäns zu. Das Mitleid mit Brigitte drängte ihn, ein Gefühl: Deine Hand mußt du ihr hinhalten! Er näherte sich dem Gartentor und sah das Mädchen von weitem dort stehen, bleich, mit nassem Haar und Gesicht. Sie hielt eine Laterne in der Hand und mochte eben von der Straße zurückgelaufen sein, denn ihre Schuhe waren kotbedeckt, ihr Kleid klebte an ihrem Leibe. Es fiel ihm ein, daß er im Näherkommen einen Ruf gehört hatte, und eben als er in den Schein ihres Lichtes trat, tönte er wieder und voll Angst: „Vater."

„Brigitte," sagte er. Als sie ihn erkannte, verließ sie die Fassung und sie schluchzte auf.

„Der Vater ist fort," sagte sie. „Ich weiß nicht wohin. Seit zwei Stunden suche ich ihn jetzt. Er war so sonderbar den ganzen Tag, wie verwirrt. Keinen Menschen ließ er ins Haus, verschloß alles. Er — er schämte sich, sagte er immer. Auf einmal gegen Abend sah ich ihn von meinem Zimmer aus drüben an der Lände stehen. Ich lief gleich hinüber, aber er war nicht mehr da. Jetzt habe ich ihn überall gesucht — und — —"

Lukas faßte ihren Arm. „Du frierst, den Tod kannst du dir holen so," und er führte sie ins Haus.

„Ich will ihn suchen gehen, den Vater," sagte er dann. Aber noch ehe er es sagte, war es schon in ihm, daß kein Unglück allein kam, daß es ihn überworfen hatte, den alten Fries, daß — der See war zu nah!

Sie waren in die Stube getreten.

„Wenn — wenn er in den See gegangen wäre," stammelte Brigitte. Lukas führte sie im Dunkeln nach dem Sofa. Dann machte er Licht. Ihre Augen blickten ihn mit einem Ausdruck des Elends an.

„Lege dich zu Bett, Kind," sagte er, „oder kleide dich um wenigstens. Und dann — habe Geduld, bis ich Bericht bringen kann."

Er wollte sich der Tür nähern, aber sie kam hinter dem Tisch hervor und hielt ihn zurück: „Glaubt Ihr, daß er tot ist, der Vater?" fragte sie.

„Du mußt nehmen, was kommt, Mädchen," gab er zum Bescheid. Dabei hielt er ihre beiden Hände fest in den seinen, mit dem Druck besser sagend als mit Worten: Steh fest, ich bin da, bin schon neben dir. Sie ging nach dem Sofa zurück, ließ sich nieder und sah mit in Tränen schwimmenden Augen zu Boden.

Als er unter die Tür trat, kam ihm eine Sorge. „Du wirst warten, Brigitte," sagte er und sah sie ernst und gerade an. „Du wirst nichts Törichtes tun, während ich fort bin."

Sie verstand ihn gleich und hob die nassen Augen zu ihm. Es lag eine große Keuschheit und eine schlichte Kraft in ihrer Haltung. „Ich weiß, daß es Sünde wäre," sagte sie. „Ich könnte es nicht tun."

Da ging er, und obwohl viel auf ihn eingedrungen war an diesem Tag, weitete sich ihm die Brust, als ob er gewonnen, nicht verloren hätte. Neben Martins Verworfenheit leuchtete Brigittens Reinheit wie etwas Weihevolles. Der Atem ging einem weit in dieses Mädchens Nähe!

Die ganze Nacht forschte Lukas Hochstraßer nach dem verschwundenen Kapitän. Im Dorfe hatte ihn niemand gesehen. . Von St. Felix kam Nachricht zurück, daß er auch nicht auf dem letzten Schiffe gesehen worden sei. Als der Morgen kam, fanden sie ihn nahe der Lände im Wasser an einer Stelle, wo der See nicht tief war. Lukas war der erste, der ihn sah. „Er muß einen Fehltritt getan haben," sagte er zu denen, die nachher herbeikamen, und wußte, daß sie es ihm zu Herrlibach nachsagen würden: Verunglückt war der Kapitän! Als sie den Körper hoben und das Wasser aus dem seidenweichen, schönen weißen Haar rann, wollte es Lukas wie Zorn ankommen. ‚Ich hätte dich für stärker gehalten, du,' redete er innerlich den Toten an. Aber plötzlich kam ihm die Erinnerung zurück, wie die Tochter in des alten Mannes Leben das Einzige und Höchste gewesen, mit einem Schlage ermaß er, was in Gotthold Fries gewühlt haben mochte. Der Verstand des ohnehin einsamen und wenig geselligen Mannes hatte sich umdüstert und im Uebermaß seines Kummers, wie in einem Rausche taumelnd, hatte er sich wohl fast unwissentlich dem Tod in die Arme geworfen!

Lukas ließ den Toten im Boote gebettet liegen, damit Brigitte ihn vom Hause aus nicht sehen sollte, ehe er sie vorbereitet. Dann ging er zu ihr. Sie stand in einem schwarzen Kleide in der Stube, sah ihn an und dann an sich nieder. „Seht Ihr," sagte sie, ehe er noch sprechen konnte, „ich habe es schon gewußt." Sie war seltsam

gefaßt, mochte wohl die lange Nacht hindurch mit ihrer Angst und ihrem Kummer gerungen haben und trug nun die stille Würde eines schweren Sieges an sich.

„Wir werden ihn bringen, den Vater," sagte Lukas, und sie antwortete, eine Nebentür in der Wohnstube öffnend: „Hier wollen wir ihn legen, auf sein Bett, wo er immer gelegen hat."

Als sie eine Viertelstunde später mit dem Leichnam kamen, Lukas voraufgehend, damit er dem Mädchen beistehe, wenn der Schmerz es übermannen sollte, kam sie ihnen bis an die Haustüre entgegen und hielt selbst die Türe für sie offen. Schlank, das Gesicht von scheinender Weiße, stand sie in ihrem schwarzen Kleide da. Wohl rannen ihr dann und wann ein paar Tränen über die Wangen, als sie des Vaters ansichtig geworden und nun neben den ihn tragenden Männern in seine Schlafstube ging, aber sie zeigte eine so hohe und ergebungsvolle Gefaßtheit, daß die Männer, als sie am Totenbett ihre Häupter entblößten, dies vielleicht ebenso in fast unbewußter Ehrfurcht vor der stillen Kraft der Tochter wie aus Andacht vor dem Tode taten. Brigitte bettete den Vater in dem schönen, neuen, weißen Linnen, mit dem sie sein Bett bezogen hatte, zurecht, über eines seiner Lider, das nicht ganz geschlossen war, fuhr sie mit einer sachten Berührung ihrer Hand. Als sie mit dieser, in ihrer liebevollen Sorglichkeit fast feierlichen Pflichterfüllung zu Ende gelangt war, trat Lukas aus der Reihe der Männer und reichte ihr zum Zeichen des Beileids und nach Ortssitte die Hand. Da wollte das Leid über sie Herr werden und sie schluchzte, ließ Lukas' Hand nicht los, während die Bauern ihr einer nach dem andern die Rechte gaben, und Lukas hielt sie mit einem Arme umfaßt und stützte sie, so daß die von Herrlibach ihn und das Mädchen an diesem Tage zum erstenmal wie Vater und Tochter nebeneinander stehen sahen und ohne es zu wissen empfanden, was später im Dorfe oft die Rede ging, daß selten zwei so starke und klare Menschen wie diese beiden sich zusammengefunden. Die Bauern verließen darauf Haus und Stube, Lukas jedoch nahm Brigitte mit sich in die Wohnstube und besprach mit ihr vieles, was zu geschehen hatte. Sie saßen einander am Tisch gegenüber. Brigitte redete nicht viel, aber wenn Lukas ihr zurechtlegte, wie das und jenes, des Vaters Begräbnis und ihre, Brigittens, eigne Angelegenheiten zu ordnen seien, gab sie in klaren und ruhigen Worten Bescheid. Unmerklich klärte und glättete sich vor ihrem Blick vieles, was wie eine dunkle Wirrnis gewesen war, und während Lukas ihr Erklärung und Rat gab, ging sie in dieser Stunde gleichsam an seiner festen Hand in ein neues Leben über und begann den Weg nicht mutlos, sondern mit derselben Gefaßtheit und Ergebenheit, mit denen sie vorher den toten Vater empfangen hatte. Lukas sah, daß sie in allem auf ihn baute und seiner nicht entbehren mochte, und versprach ihr, vom Herrlibacher Rat die Vormundschaft über sie, die noch Unmündige, zu erwirken, versprach auch, ihr eine junge Magd zu schicken, die er für sich selbst anzunehmen gedacht hatte und deren Fröhlichkeit und Verständigkeit er rühmte, und wollte selber noch am gleichen Tage wieder nach ihr sehen kommen. Selbst im Gehen aber tat er noch ohne Wissen ihr eine Wohltat an, indem sein Blick sie warm und voll aufrichtender Stärke traf, so daß ihre Trauer den ganzen Tag über nicht zu Klage und Kleinmut sank, sondern daß ihr immer noch war, als fühlte sie Lukas' starken Arm stützend um sich gelegt. —

Wie Lukas Hochstraßer versprochen, geschah es. Der Herrlibacher Rat übertrug ihm bereitwillig die Vormundschaft über Brigitte, und er stand ihr in allen Tagen, die kamen, zur Seite. Sie begruben Gotthold Fries, und Brigitte schritt neben Rosa in den Reihen der Frauen, die im Leichengeleite gingen, während Lukas an die Seite des zum Begräbnis hergereisten Verwandten Brigittens sich gestellt hatte. Dermaßen zeichnete er vor allen Leuten das Verhältnis des Mädchens zu seinem Hause als so fest, wie wenn Martin seine Braut schon heimgeführt hätte. Die Ruhe und Ueberlegenheit, mit der er all das ordnete, dämpfte das Reden und Lästern, das im Dorf angehoben hatte, wo Martins plötzliches Verschwinden nicht unbemerkt geblieben war und wo man bald heraus hatte, daß irgend eine Verbindung zwischen seiner Flucht aus Haus und Heimat und des alten Kapitäns Tod sein müßte. Die freie und offene Art, mit der Lukas sich zu Brigitte, und die Anhänglichkeit und das Vertrauen, mit der diese zu ihm sich bekannte, nahmen der üblen Nachrede das Geifernde und Häßliche. Ja es geschah das Seltene, daß die Hochachtung, welche die beiden den Leuten abzwangen, ihre Klatschsucht daniederhielt, so daß das ganze Dorf mit einem Zartgefühl, das die Allgemeinheit sonst nicht kennt, bald über das schwieg, was so viel Anlaß zum Reden hätte geben können.

Martha, die Magd, die Lukas Brigitte zur Gesellschaft und Stütze zu geben versprochen, zog am Tage vor dem Begräbnis zu dem Mädchen. Es war, als ob ein frischer Luftzug mit ihr durch die Tür käme und dem Hause darauf nicht mehr entränne. Sie war ein vierschrötiges Menschenkind mit starken Hüften und einem breiten, den Oberkörper vornüberwiegenden Gang, spärlichem, schwarzem, am Hinterkopf in dünnen Flechten aufgestecktem Haar, aber sie hatte ein Gesicht, das der Herrgott sich zur Freude nicht schöner aus Weiß und Rot und Schwarz hätte malen können. Das Gesicht war weiß, Wangen und Mund rot, die schwarzen Brauen lagen in schön geschwungener Linie über den Augen.

Während die Wangen pausbacken waren, hatten Mund und Nase einen feinen und edeln Schnitt. Die schönen braunen Augen blickten froh und offen, und mit ihrer kurz angebundenen Art zu reden tat sie Brigitte in den schweren Tagen, die diese lebte, oftmals wohl, indem sie sie trüben Gedanken durch ein ungewöhnliches und freies, frisch von ihr springendes Wort entriß.

Die Tage gingen.

Die Lücke, die im Herrlibacher Menschentum mit dem Wegsterben des Kapitäns entstanden war, füllte sich rasch an andrem Ort aus. Barbara, Christian Hochstraßers Frau, genas eines Knaben. Christian zog sich noch mehr zu seinem Weibe und auf das Kollergut zurück, hatte dort genug zu tun und ließ auf dem größeren Besitztum den Vater walten. Mit weiten Schritten ging Lukas durchs Haus und über sein Land, und mit weiten und festen Schritten ging er durch das Leben derer, die zu seinem Hause gehörten. Wenn er um ihn war, erwachte der versonnene David zur Wirklichkeit, fand sich in die Arbeit, vielleicht auch in eine Freude hinein, Rosas Herbheit und Verschlossenheit mußte vor des Vaters klarem Wesen ihre Schärfe verlieren, und Brigittens Trauer wich, solange jener um sie war oder solange sie das Wirken seiner Hand empfand. In Christians Haushalt redete er nicht hinein. Er sah alle Kleinlichkeit, alle fast sündhafte Engherzigkeit, mit denen Christian und sein Weib ihr Leben gestalteten. Seine Art war so verschieden von der ihren, daß sie sich nicht zusammenfinden konnten, aber er zürnte ihnen nicht. Mochten sie nach ihrer Art selig werden! Es blieb ihm jedoch auch nicht verborgen, daß die zwei Geizigen auf dem Kollergut nicht vorwärts kamen, und er trachtete daher danach, sein eignes Haus fest und fester zu bauen und seine Erträge zu mehren, immer mit der Aussicht: Deinen Kindern soll es zugute kommen! Er dachte dabei nicht nur daran, daß für Christian, falls er einmal den Heimweg suchen möchte, eine Tür offen bleiben sollte, sondern es faßte ihn zuweilen auch eine Art Ahnung, daß Julian, sein Aeltester, mit Weib und Kind eines Tages heimflüchten möchte; denn die Hohlheit, die in dieses Sohnes Haushalt war, erschien ihm fast bedenklicher als die Sparsamkeit des Zweiten.

Es ereignete sich in diesen Tagen, daß ein Brief von Julian seine Befürchtungen steigerte. Der letztere, über den kürzlichen Zwist mit dem Vater leicht hinweggehend, schrieb in einem hohen und sorglosen Tone, daß ihm seine Stellung als Sekretär des Waisenamtes gekündet worden sei zu einer Zeit, da er selbst zu kündigen beinahe entschlossen gewesen, daß er aber durch das Vertrauen der Arbeiterpartei bereits wohlbesoldete Beschäftigung innert der Parteileitung selbst gefunden, sich nun viel freier fühle, auch Aussicht habe, nach und nach in eine einflußreiche politische Stellung zu rücken.

Lukas Hochstraßer legte den Brief beiseite und ging an sein Tagwerk zurück. Er tat es frei und freudig und wußte sich bereit, wenn die Jungen seiner bedurften. Dabei trat auch das Bild Martins flüchtig vor seine Seele. Er hatte ihn mit raschem Schnitt von seinem und der Seinigen äußerem Leben abgetrennt; aus seinem Innersten konnte er ihn nicht so leicht losreißen. Er sah ihn irgendwo sich im Gewühl von Menschen verlieren. Ob er unterging, ob ihm aufhalf, was er ihm in seiner Stube Auge in Auge vor dem Abschied ins Gewissen geredet, wer wußte es! Aber die Tür heimzu sollte auch ihm offen bleiben, wenn er als ein andrer wiederkommen konnte.

So hielt Lukas Hochstraßer sein Auge über seinem Hause.

XIV

Brigitte Fries kam zu Lukas, ihn um einen Rat in Vermögensangelegenheiten zu bitten. Rosa hatte sich entfernt, wie sie jedem Besuch auswich. David saß in seiner Schreibstube. Lukas und das Mädchen waren allein im großen Wohnzimmer. Brigitte legte jenem Schriften und ein Sparheft vor. Sie besprachen mancherlei und er gab ihr Wegleitung in allem. Dabei sah er, daß sie bleicher war wie sonst und einen kranken Zug um den Mund hatte, eine Falte stand in ihrer Stirn und sie hob nicht wie sonst die Augen frei zu ihm. Zweimal, während er zu ihr sprach, stieg das Blut heiß in ihr auf, daß er sein Wallen verfolgen konnte, und eine Unruhe bedrängte sie sichtlich; zuweilen blickte sie nach der Tür, als verlangte sie wieder zu gehen. Es geschah auch mit einer Art Hast, daß sie aufstand, kaum daß ihre Beratung zu Ende war.

„Ist dir Widriges widerfahren?“ fragte er.

Vor seinem Blick und seinem Wort erschrak sie so, daß sie schwankte und sich am Stuhle halten mußte, dann sank sie auf den Sitz zurück, von dem sie sich eben erhoben hatte.

Lukas Hochstraßer aber wußte auf einmal, was ihr war. Sich zurücklehnend, den Kopf in den Nacken gebogen, saß er einen Augenblick sinnend und in diesem Augenblick überwand er Schrecken und Mitleid und Ueberraschung, die in ihm aufsprangen, und gewann seine Ruhe zurück. Er verstand sich nicht auf feine Worte, aber es lag eine seltsame Zartheit in dem, was er jetzt sagte. „Ich weiß es!“ Er legte die braune Hand auf die schmale, blauadrige Brigittens.

Sie warf die Hände vor ihr heißes Gesicht. In allem, was über sie gekommen war, hatte sie sich, wenn auch mühsam, aufrecht gehalten; nun verließ sie die Ruhe. „Mein Gott,“ stieß sie heraus. „Ich weiß nicht, was werden soll. Immer lockt es mich, zu tun, was der Vater getan hat! Mit den Fingern werden sie auf mich zeigen. Verkriechen sollte ich mich, sollte —“

Lukas Hochstraßer stand auf, kam nahe zu ihr her und neigte sich über sie. Sein dunkler Bart, darinnen das Grau immer und immer nicht Meister wurde, berührte ihr Haar. Er nahm ihr die Hände vom Gesicht, dann trat er wieder hinweg von ihr, weil der Bauer eckig ist, wenn er trösten soll. Ein Zeitungsblatt vom Tische nehmend, machte er sich mit diesem zu schaffen und sagte: „Glaubst du, daß der Vater nicht weiß, was er dir schuldig ist für das, was der Sohn an dir getan hat?"

Darauf ging er einmal in der Stube auf und ab, kam zurück und blieb stehen: „Du mußt zu uns kommen, Brigitte. Ich will dich um mich haben, dich und — und dein Kind, damit ich euch zur Seite stehen kann."

Sie antwortete nicht, aber der Sturm der Erregung, in dem sie gesessen hatte, legte sich.

Langsam und nachdenklich hin und her schreitend, tat er ihr dann in einzelnen und von Pausen unterbrochenen Sätzen zu wissen, was ihm vorweg einfiel.

„Du mußt bald heraufkommen. — Die Martha, die Magd, bringst du mit; wir können Hände brauchen im Haus. — Ich weiß, daß du Arbeit haben willst, wenn du kommst! Hier im Hause sollst du zum Rechten sehen. Rosa hat auf dem Land genug zu helfen."

So setzte er mit jedem Satz einen Markstein für den neuen Weg, den sie zu gehen hatte. Als er zu Ende war, fragte er einfach: „Willst du, Brigitte?"

Sie richtete sich auf, dann erhob sie sich, bescheiden, als ob sie nicht verdiene, was er ihr bot. „Ja," sagte sie. Sie sah ihn dabei an und sagte mit dem Blick mehr als mit Worten. Es war, als ob neue Hoffnung sie durchströme.

„Ich lasse deine Sachen packen und hierher bringen. Bald mußt du kommen," wiederholte er, als er sie zur Tür und über die Treppe hinab begleitete.

Als er zurückkam, fand er Rosa in der Stube.

„Brigitte wird zu uns ziehen," sagte er ohne Umschweife.

Sie sah ihn ungläubig an. Dann, als sie sah, daß er nicht scherzte, wollte sie auffahren. „Ich bleibe nicht mit fremden Leuten im Hause," sagte sie. Ihr frühe alterndes Gesicht trug einen gehässigen Ausdruck.

„Sie hat dasselbe Recht wie du," sagte er.

Sie lachte ein hartes, unschönes Lachen. Aber als sie in diesem Augenblick an Lukas vorbei nach der Türe gehen wollte, wie es ihre Art war, im Zorn ein Gespräch abzuschneiden, bei dem sie sich unterliegen fühlte, faßte er mit festem Griff ihr dürres Handgelenk. „So mußt du es eben hören," sagte er und erzählte in kurzen, schweren Worten Martins Geschichte. „Jetzt weißt du, warum er fort mußte!" schloß er und dann, ehe er noch ihren Arm los ließ, den er fast zornig preßte, sagte er: „Lernen kannst von dem Mädchen, von Brigitte, viel lernen kannst, wenn du willst."

Darauf ließ er sie allein und ging zu David hinüber, hieß ihn für Brigittens Umzug sorgen, kam dann zurück und befahl Rosa, welche Stube für die neue Insassin des Hauses, welche Kammer für die Magd zu richten sei. Das Mädchen widersprach nicht mehr. Sie preßte die Lippen schmal, wußte, daß sie es nicht über sich vermögen würde, Brigitte freundlich zu begegnen, schämte sich aber vor ihr um des Bruders willen und gedachte ihre Pflicht an ihr zu tun.

Wenige Tage darauf siedelte Brigitte ins Hochstraßer-Haus über. Die von Herrlibach reckten die Hälse. Was sollte das werden? Es war nichts Alltägliches, daß der Vater die Braut des verjagten Sohnes bei sich aufnahm. Und die Herrlibacher Weiber hatten scharfe Nasen. Sie schnupperten und windeten ein paar Wochen lang. Dann hob ein leises Säuseln an im Dorf, wie eben der Neuigkeitswind erst sanft und immer stärker durch den Wald der öffentlichen Meinung rauscht.

„Sie geht mit einem Kinde, des Kapitäns Mädchen, geht sie," raunten sie zu Herrlibach. Die Ehrlichen und Verständigen taten die Augen weit auf und wunderten sich, die Garguten, die lebenslang auf den hohen Postamenten der Würdigkeit standen, als müßte jeder sein eignes Denkmal vorstellen, entrüsteten sich, die Gehässigen und Geiferer hingen die Lästerzungen heraus und wiesen mit Fingern und es fehlte nicht viel, daß aus der Entrüstung der einen und dem Lästern der andern ein böser Sturm im Dorf sich erhoben hätte. Aber Lukas Hochstraßer war da.

Lukas ging am Sonntag neben Brigitte Fries zur Kirche, er, an dessen Leben kein Makel war, der jedem gab, was jedem gehörte, und vor dem jeder im Dorf eine laute oder heimliche Hochachtung in sich hatte. Er schritt in seinem schwarzen Anzuge, den altväterischen Hut auf dem Kopf, an der Seite des schlanken, blassen und einen Zug herber Trauer im Gesicht tragenden Mädchens. Nicht einmal auf dem Wege ließ er seinen weiten Schritt sie überholen, sondern trug in Wesen und Geberde eine hohe Rücksichtnahme auf seine Begleiterin zur Schau. Wenn er, was oft geschah, mit dem oder jenem angesehenen Manne von Herrlibach unterwegs in ein Gespräch kam, so zog er auch Brigitten in die Unterhaltung, ja die Herrlibacher sahen seinen Blick oft mit einer liebevollen Freundlichkeit auf ihrem Gesichte haften oder es geschehen, daß er seinen Arm um ihre Hüfte legte, damit in einer festen und väterlichen Weise andeutend, daß sie zu ihm gehöre. Dieses Inschutznehmen derjenigen, die in Gefahr stand, der Lästersucht und der Strenge der Sittenrichter zum Opfer zu fallen, blieb aber

nicht auf den Kirchweg beschränkt. Lukas führte Brigitte, die bisher einsam gelebt hatte, in dieses und jenes Haus ein, mit dem Gewicht seines eignen Ansehens ihr nicht nur Eingang, sondern freundliche Aufnahme verschaffend, er verstand es, ihr Freunde zu machen, wohl wissend, daß sie die Gabe besaß, diese sich zu erhalten. So überwand er unmerklich Böswillen und üble Nachrede. Sie aber ging wie im köstlichen Schatten eines starken und hohen Baumes und lebte darin auf. Daß sie aber nicht undankbar noch seiner Sorge unwert war, bewies sie bald. Seit Frau Regulas Tode war keine so wohltuende Helle mehr in seinem Hause gewesen wie jetzt. Brigitte hatte eine sanfte und kluge Hand, die alten Stuben warm und freundlich zu machen. Sie tat es unmerklich und ohne Geräusch, auch ohne durch Eigenmächtigkeit irgend einen der früheren Inwohner zu verletzen. Jeden Morgen standen ein paar Blumen auf Lukas' Tisch, da rückte sie ein Möbelstück zurecht und dort zog sie eine Decke oder ein Stück Linnen zu Ehren, das lange im Schrank gelegen hatte, und irgendwie sahen die Stuben sauberer und frischer aus als früher, obwohl auch Rosa auf Ordnung gesehen hatte. Sie hatte aber eine gute Hilfe an Martha Schwerzmann, der Magd, die den Tag mit Singen anfing und mit Singen schloß und zwei Arme von Mannskraft hatte, mit denen sie überall zugriff. Sie fegte, putzte und rumorte, so daß Rosa am zweiten Tage schon mit verschränkten Armen im Flur vor sie hintrat und fragte, ob das Haus vorher nicht richtig gestanden habe, daß man jetzt das Unterste zu oberst kehre. Lukas kam in diesem Augenblick die Treppe herauf, und Rosa wagte nicht zu schelten, wie es ihr auf der Zunge gelegen. Im dunkeln Gesicht einen bitteren Zug, ging sie beiseite. „Im eignen Haus ist man nicht mehr daheim," murrte sie im Davongehen.

Hatte sie dermaßen ihrem Unmut vor der Magd Luft gemacht, so zeigte sie doch Brigitten keinen Groll. Sie wich ihr aus, und wo sie sie traf, schlug sie die Augen vor ihr nieder. Sie, die Verschlossene, trug in sich das Andenken an die Sünde des Bruders und hatte ein Gefühl fast der Mitschuld, weil der Sünder ihr Bruder war. Brigitte versuchte sich ihr umsonst zu nähern. Immer mehr und darin von Lukas geleitet, zog sich Rosa vom Hauswesen zurück und stand dem Vater wie früher bei der Arbeit in Stall und Scheune, auf Matte und im Weinberg zur Seite. Dieses härtere Tagwerk förderte die Herbheit ihrer äußeren Erscheinung weiter, und es konnte keinen größeren Gegensatz geben als derjenige, der in Wesen und Gestalt der beiden Frauen, Rosas und Brigittens, zutage trat.

Brigitte, während die Zeit ging, harrte des Kindes.

Inzwischen saßen oben im Kollerhaus zwei nicht alltägliche Leute schon über einer Wiege. Diese Wiege hatte es fertig gebracht, daß in der dürren Wüste, die ihr nur auf Erwerb und Zusammenhausen gerichtetes Leben vorstellte, ein schöner grünender Baum der Freude stand. An ihr fanden sich am Morgen, ehe sie ihr Tagwerk begannen, zur Mittagszeit, wann sie die Mahlzeit in die Stube rief, und nach Feierabend Christian Hochstraßer und Barbara, seine Frau, zusammen, saßen, fast verlegen wie sie sich zu benehmen hätten und doch mit einem täglich neuen Vergnügen daran und sahen auf den häßlichen kleinen roten Knaben, den Uli, der in den rotgemusterten, unansehnlichen Kissen lag. Sie gewöhnten sich daran, über dem Kinderbett statt wie früher am Tisch allabendlich ihren Tag zu besprechen, zu rechnen und zu planen. Für den kleinen Uli bauten sie mühsam und aus kleinen Wünschen — denn beider enge Art ließ wie kein freies, weites Handeln so auch keine große Hoffnung zu — ein seltsames Haus. Es hatte karg eingerichtete, schmucklose Stuben, aber volle Keller wie das Kollerhaus, Stall und Scheune waren voll Reichtum, und unter dem harten Bett, in dem Uli Hochstraßer schlafen würde, stand eine mit schwerem Eisenwerk beschlagene Kiste mit Briefen und Noten und Geld. Seit der kleine Gast in der Wiege da war, dachten sie nicht mehr an sich, hofften nicht mehr, sich selber auf jener schönen Truhe einst zur Ruhe zu setzen, sondern füllten sie in Gedanken für den Knaben. Eines Tages beim Bezahlen von Christians Lebensversicherungsprämie kam ihnen der Gedanke, daß die Summe, die Barbara und ihren Kindern bei ihres Mannes allfälligem Tode zufallen würde, keine allzu große sei! Diese Summe bildete aber in ihrem Leben etwas so Wichtiges, daß sie durch alle die künftigen fünfundzwanzig Jahre, die bis zu ihrer Fälligkeit noch vergehen mußten, zurück und den zwei Leuten blendend ins Gesicht und die Gegenwart leuchtete. Von ihrem goldenen Schein geblendet, begannen sie aufs neue, sich hinter die Versicherungsprospekte zu setzen, zu rechnen und zu beraten.

„Auf fünfzigtausend Franken," meinte Christian, „sollten wir es bringen."

„Es wäre etwas," antwortete Barbara mit einem Aufschnaufen, aber sie war die Vorsichtigere und so sagte sie: „Aber ob wir die Prämie immer herausbekommen?"

„Da sind die zwanzig Bankaktien von deinem Vater! Ohnehin nicht recht sicher sind sie, losschlagen sollten wir die nach und nach. So bekommen wir es zusammen, das Geld."

Das war Christians langsamer, wohlüberdachter Rat, und er schien der Frau annehmbar. Die große Summe glühte und flimmerte vor ihren Augen; ein paar Tage lang hielten sie es aus; dann ließen sie den Agenten kommen und

machten es richtig. Auf fünfzigtausend Franken wurde die Versicherungssumme erhöht. Die erste Prämiensumme hatten sie bar liegen; denn Barbara war nicht unvermöglich. Ein paar Wochen ließen sie gehen. Ihre Freude füllte sie aus. Dann fielen ihnen die Bankaktien ein, die im Schreibtisch des verstorbenen Vaters lagen und deren Dividende eben fällig werden wollte. Mit dieser Dividende schien es plötzlich zu hapern. Christian stieß in der Zeitung auf einen Bericht, der von schweren Verlusten jener Bank zu melden wußte, so daß von einer Dividende keine Rede sein könne. Er reiste nach St. Felix und nahm die Papiere, die er loszuschlagen gedachte, mit, aber er fand keinen Käufer. In der Stadt sah man den scheuen und unbeholfenen jungen Bauern mit mitleidigen Blicken an. „Da habt Ihr böse Zettel," sagte ihm einer der Sparkassebeamten, an die er sich gewendet hatte.

Seit diesem Tage hatten sie die Papiere wieder dort liegen, wo sie sie hergenommen hatten, und warteten auf die Nachricht, daß die Bank ihre Zahlungen einstelle; etwas andres war, wie sie hörten, kaum zu hoffen.

Nun hatten sie neben dem Bett des Kindes kein ungesorgtes Sitzen mehr, aber wie vorher mit ihrer Freude kamen sie jetzt mit ihrer Angst und ihrer Sorge an diesem Bett zusammen und waren eine Gruppe zum Malen. Da lag das gelbe, häßliche Wurm, der Bub, hatte schwarzes Haar, das Haar der Barbara, auf dem Kopf und eine kleine schnabelförmige Nase, just wie die Mutter, und zwei noch unsicher, aber erstaunt blickende, weit aufgerissene Augen, und hier saß seine Mutter und dort sein Vater. Jedes hielt eine braune dürre Hand auf das Bett gelegt, mit der sie manchmal unbewußt nach den kleinen gelben Fingern des Kindes griffen und damit spielten, und während dieser Zeit waren ihre Köpfe über das Bett hin einander nahegerückt, der vogelähnliche, spärlich behaarte der Barbara und der schmale Christians, und in leisem Ton, als könnte das Kind schon verstehen, was sie sagten, berieten sie auf Monate und Monate hinaus, was erhaust und abgespart und veräußert werden könnte, damit die böse zweite Prämie herauskäme, sahen, daß sie diese wohl zusammenbrächten, und sorgten schon um die folgende, sorgten und wußten, daß diese dritte schwerer zu erschwingen sein würde. Beide faßte dabei manchmal eine fast lächerliche Angst, so daß das Blut in ihren Gesichtern vor Erregung kam und ging. Keines aber wollte das andre merken lassen, was in ihm vorging. Geschah es, daß inzwischen das Kind sich rührte, so mühten sie sich abwechselnd um dieses. Barbara besorgte es mit an schwerere Arbeit gewohnten unsicheren und fast schüchternen Händen, bettete es, gab ihm zu trinken, Christian, der Vater, nahm das Weinende auf und schritt mit ihm in der Stube hin und her. Dabei fanden sie an diesem Kinde mehr herumzustaunen als an den schönsten Obstbäumen oder der üppigsten Wiese, entdeckten diese und jene Schönheit und Klugheit an ihm, dem noch sinn- und willenlosen, und hinter allem lugte ihr fast gieriges Verlangen hervor, für das Kind ein Glück aus Gold zusammenzutragen.

Lukas erzählte Brigitten: „Den Narren haben sie gefressen an dem Kinde, die zwei!"

Und Martha, die Magd, die einmal mit einem Auftrag ins Kollergut geschickt wurde, kam laut lachend zurück: „Jesses, so etwas! Wenn die einen Herrgott in der Wiege liegen hätten, könnten sie ihn nicht mehr anbeten."

Aber dann — die Martha! Die war zu gesund, um derlei seltsame Leidenschaft zu verstehen. Die nahm das Leben nach Schaffen und Frohsein und Nichtwünschen, was man nicht haben kann, und konnte nicht begreifen, daß es Menschen gab, die ihre ganze Liebe an eines hängten oder am taghellen Tage und mit wachen Augen träumten wie der David.

Nach dem David sah die Martha ganz gern, sah überhaupt gern nach jungen Burschen, ohne sich dabei groß etwas zu denken, nur weil es ihr im Blute lag und sie in ihr fröhliches Leben fröhliche Liebe brauchte. Weil nun im Haushalt Lukas Hochstraßers, soweit das Haus zur Weinlaube ihn barg, außer dem schlitzäugigen und runden alten Longinus, David der einzige Junggeselle war, beschäftigte sich die junge Magd mehr mit ihm, als das vielleicht sonst der Fall gewesen wäre. Sie war keine, die sich zierte oder scheu war. Bei einer Begegnung zu Hause oder wenn eine gemeinsame Arbeit sie zusammenbrachte, richtete sie gern das Wort an David, suchte ihn mit Scherzen aufzurütteln, wenn ihn mitten in einer Arbeit die sonderbare Versonnenheit ankam, mit der er, das Gesicht erhoben und wie fernhin lauschend, stehen konnte, und lachte ihn aus, wenn er nach wenigen Augenblicken in seine fast schmerzliche Wortkargheit und Versunkenheit zurückfiel. Ihre Worte kamen an ihn wie ein kalter Wasserstrahl, der ihn aufschreckte. Aus großen Augen sah er sie an, zwang sich wohl zu einer heiteren oder unwirschen Antwort, aber bald kam die Verträumtheit in seinen Blick zurück. Dieser Blick dürstete nach einer andern.

XV

Es war November. Der Wein war eingebracht, das letzte, späte Obst eingetragen. Im Weinberge lagen die Rebstöcke umgelegt, der Winter mochte sie zudecken kommen. Die Sonne war müde, sie wurde der Nebel nicht oft Herr, die über dem See und über Herrlibach lagen, und wenn sie sie überwand, so zog sie doch nur in einem kleinen Bogen über das graublaue Wasser



Beim Nachtisch

Nach einem Gemälde von Carl Seiler



und ihr Schein war kühl und zag, nur ein traumhafter Abglanz einstigen Feuers.

An einem Abend standen die Berge, die den See im Süden abschlossen, hinter einer schleierhaften Wand, die Nebel und scheidende Sonne vor sie hin spannen, und leuchteten gespenstisch wie von eignem Innenlicht. Nach diesen großen, feierlichen Bergen, die er liebte und nach denen er eine Art Sehnsucht im Herzen trug, so daß er zuweilen davon sprach, er müsse einmal in seinem Leben noch mitten unter sie steigen, nach diesen Bergen schaute Lukas Hochstraßer, am Fenster seiner Wohnstube stehend. Sein Blick war ernsthaft, und eine leise Unruhe war an ihm, die sich darin äußerte, daß der sonst in seinen Bewegungen Langsame und Gemessene in Ungeduld bald sich vorbeugte, bald sich wieder aufrichtete und zuweilen nach oben lauschend sich zurückbog. Ueber ihm gingen sachte Tritte hin und her über die Diele; dieses gedämpfte Hin- und Widerschreiten war seit Stunden im Hause hörbar. Der Schrei aber, auf den Lukas Hochstraßer wartete, kam nicht. Eben hatte er sich an den Tisch gesetzt, legte den Arm weit auf die Platte und zeichnete gedankenvoll mit dem Finger Figuren auf den Tisch. Da trat Rosa ein. Sie war erregt, ihr dunkles Gesicht bleich, so daß das Harte der schwarzen Brauen und Wimpern noch schärfer als sonst hervortrat. Sie trug ein schwarzes unscheinbares Gewand, aus dem der starke braune Hals ohne Schmuck einer Krause derb aufstand. Langsam kam sie von der Tür in die Stube, den Blick nicht auf Lukas gerichtet, sondern sich gebarend, als ob irgend ein Alltagsgeschäft sie herführe. „Sie hat einen Buben," sagte sie. Dann machte sie sich am Wandschranke zu schaffen; aber es arbeitete etwas in ihr und wurde Herr über ihre karge und geizige Natur. Man konnte fast fühlen, wie es in ihr aufquoll und sie überwand. Sie wandte den Kopf über die eckige Schulter zurück, während sie mit den Händen in den Schrank griff. „Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß in einem so schwachen Körper so viel Kraft sein könnte," sagte sie.

Es war vielleicht das erstemal, daß sie einen Menschen lobte. Trocken und widerwillig kamen die Worte aus ihr heraus.

„Sie hat es hart gehabt," sagte Lukas, der bisher geschwiegen und nur wie von einer Last befreit sich freier auf seinem Sitz zurückgelehnt hatte.

„Mit gefalteten Händen hat sie die ganze Zeit dagelegen," sagte Rosa. Sie nahm jetzt allerlei Geschirr aus dem Schrank, ging hin und wider. Mit einem Brocken hier und einem dort erzählte sie weiter von Brigitte.

„Es ist schön, wenn eines so den Glauben an den Himmel hat wie sie. — Sie hat immer gebetet. — Im letzten Augenblick ist es gewesen, als ob sie nach des Herrgotts Hand als Stütze greife."

So mit wenigen, sparsamen Worten gab sie von dem Bericht, was über der Diele sich ereignet hatte, und Lukas Miene hellte sich. „Bleibt die Frau bei ihr?" fragte er.

„Ja," gab Rosa zurück.

„Ich will nachher hinaufgehen," sagte er, stand auf und ging an die Arbeit zurück. Es war nur kurze Zeit später, als er bei Brigitte eintrat. Sie lag noch wach. Die Wärterin hatte sie eben verlassen. So war niemand bei ihr als der kleine Mensch, der in einem Korbwagen neben ihrem Bett lag. Ihr Bett war weiß bezogen mit den Linnen, die sie von Hause mitgebracht hatte. In der niederen, aber geräumigen Stube standen ihre Möbel, so hatte die bäurische ein städtisches Aussehen. In die kleinen Fenster, von denen ein weiter Ausblick auf den See und das ferne, noch immer hinter dem schönen und geheimnisvollen Dunstschleier leuchtende Gebirge war, fiel wie herübergeworfen aus jener Ferne eine dämmerige Helle, so daß ein warmes Licht in alle Winkel der Stube drang. Brigitte lag still auf dem Rücken, den Blick an die vertäfelte Decke geheftet, die Hände auf das Deckbett gelegt, aber sie hatte Lukas' Schritt erkannt und lächelte matt, als er ans Bett trat.

„Es ist da," sagte sie, und die Linke glitt am Deckbett nieder nach dem Korbwagen, ohne daß sie den Blick dorthin gewandt hätte.

Lukas betrachtete das Kind und dann die Mutter, nahm der letzteren Hand von der Decke und drückte sie. „Es war hart," sagte er, „wie?"

Und Brigitte lächelte wieder und war so weiß wie das Linnen, in dem sie lag.

Nun nahm sich Lukas einen Stuhl und setzte sich zum Bett. In der Stube begann es zu dämmern.

„Also — wirklich — immer hier bleiben können wir?" fragte Brigitte auf einmal. Es war nicht erstaunlich, daß dieser Augenblick ihr die Frage auf die Lippen brachte.

Lukas überhörte die Frage. Nachdenklich sah er auf das Kind nieder. „So haben sie alle einmal gelegen, meine auch," sagte er sinnend, fast ebenso sehr zu sich selber wie zu Brigitte. „Keiner weiß, was aus ihnen wird! Keiner kann seinen Kindern auf allen Wegen nachgehen!"

Dann schwieg er und neigte den Kopf noch ein wenig tiefer. Die Gedanken arbeiteten so sichtlich in ihm, daß Brigitte ihn nicht stören konnte. Sie lag ganz still. Er mochte an sich und seine tote Frau und dann an seine Söhne, auch an die Tochter denken. Alle die jungen waren ihre besonderen Wege gegangen, jedes nach seinem Charakter, und waren doch alle gleich erzogen worden, alle im guten, alle zur Arbeit. Sie hatten kein schlechtes Beispiel an ihm und

Frau Regula gehabt! Plötzlich stand er auf. „Doch etwas Rechtes wollen wir versuchen aus ihm zu machen," sagte er.

Brigitte sah mit glänzenden Augen an ihm hinauf. Es wallte und arbeitete in ihr, daß sie sich im Bette hätte heben müssen, wenn ihre Kraft gereicht hätte. Das Kind neben ihr und Lukas Hochstraßer, der Mann, füllten in diesem Augenblick so ganz ihre Seele, daß selbst das Bild ihres toten Vaters sich nicht hervorzudrängen vermochte. Sie empfand, daß fürderhin in ihrem Leben nichts Höheres sein werde, als diese beiden. Ein Wort drängte sich ihr auf die Lippen: „Wenn er doch würde wie Ihr, der Bub!" Aber sie sprach es nicht aus. Was sie bewegte, leuchtete nur in ihrem Blick.

Lukas verließ sie bald, hatte die Hände voll Arbeit. Als er gegangen war, lag Brigitte lange still. Die tiefe Ruhe und Friedlichkeit der Gegenwart, das Bewußtsein, eine neue Heimat und in derselben einen Segen, das Kind, zu haben, waren so groß, daß die dunkle Vergangenheit nicht davor aufkam. Qual und Schande, der Schmerz um den Vater hatten nicht Raum neben dem Gefühl des Friedens, das sie erfüllte. Sie schaute nicht rückwärts, wo es wie Nacht über allem, was schmerzlich war, lag, sondern blickte mit großen Augen in ein neues Leben hinein. Regungslos lag sie, achtete kaum, daß Rosa hereinkam, nach ihr und dem Kinde sah und wieder ging. Staunend blickte sie in das Leben, das sich auftat. Dann schlief sie ein. —

Die Novembertage wurden rauher. Die Stürme kamen über den See herauf.

So mächtig fuhren sie heran, daß sie, zuweilen dumpf und seltsam anklingend, einen verlorenen Schlag der großen Glocken von St. Felix über Herrlibach hintrugen. Den hatten sie unten aus einem der Türme gerissen. Durch das Dorf trieben sie den sparsamen Staub, den eine lange Herbsttrockenheit gelassen, dürre Blätter kamen mitgewirbelt.

Dürre Blätter lagen in Haufen oben auf der Bergstraße, die am Waldsaum hinführte, und wo ehemals der Wagen der Kesselflicker gestanden. Eines Abends rollte dieser Wagen wieder da hinauf, von einem müden Pferde gezogen. Das Laub raschelte unter seinen Rädern. Er hielt an derselben Stelle, wo er früher seinen Platz gehabt hatte. Im Kurzgras am Waldsaum war noch die alte Feuerstelle sichtbar. Die braunen Kinder, die neben dem Wagen herliefen, wiesen auf die Kohlenreste. „Da ist der Platz," schrie ein halbwüchsiger Bub. Die Männer schirrten das Pferd aus. Aus dem Wagen stiegen die Weiber, die Mutter und Margherita, beide trugen braune Tücher um die Brust geschlungen und beider Haar war wirr wie je; aber Margherita hatte die alte Anmut der Bewegungen, war bleich und schön und sah aus zwei Augen, die wie von einer leisen Trauer erfüllt waren.

Der alte Dorta, der das Pferd gelenkt hatte, schlug die Arme mehrmals übereinander und meinte, kalt sei es und Zeit heimzukommen. Die jungen Männer sammelten Holz für ein Feuer. Morgen wollten sie weiter. Margherita sah auf die Häuser von Herrlibach nieder. Der Himmel war grau und es war nahe an Zunachten, aber das Dorf war noch wohl sichtbar; still und kalt stand es unter ihr. Das Mädchen verließ die Stelle, wo der Wagen stand und schlenderte unbekümmert um die andern ein Stück die Straße hinauf. Dort stand sie an den Hag einer Wiese gelehnt. Es war etwas Fremdes in ihrem Gesicht. Sie suchte mit den Blicken das Haus, wo David Hochstraßer wohnte. Es war ihr, als müßte er jetzt da herauf kommen, hinzeichnen hätte sie ihn können in die graue Luft, so deutlich stand er noch vor ihr mit dem Gesicht wie ein Mädchen, den schlanken Gliedern und dem hellen Blick, in dem die große Zerfahrenheit war. Die Margherita sah viele Ortschaften und viele Menschen, da und dort hatte es ihr schon gefallen, schön taten ihr viele, wohin sie kam, die einen meinten mit der Kesselflickerin sich keinen Zwang auflegen zu müssen, andre waren rauh, fast gewalttätig, als ob sie ein Herrenrecht über sie hätten, ein paar wenige, fahrendes oder doch blutarmes Volk wie sie, hatten wohl auch von Ehe und Hochzeit gesprochen. Aber der Blonde da unten! Ha, was scherten sie die andern! An den da hatte sie denken müssen in den letzten Monaten, das war ihr noch mit keinem so gegangen.

Die Margherita zog das Tuch fester. Es war kalt. Ihre wenig Spuren von Arbeit zeigenden Hände liefen blau an. Sie wickelte sie in das Tuch und wollte sich entfernen. Da sah sie David Hochstraßer die Halde heransteigen, ganz wie sie ihn zu sehen erwartet hatte. Einen runden Hut trug er, hatte dunkle Kleidung an und sah auf den Boden, während er langsam emporstieg. Tief in Gedanken ging er. Vielleicht, daß er mit den Gedanken schon lange oben war, weil er so langsam ging, und daß er in diesen Gedanken Dinge sah, die er nicht Eile hatte zu ändern. Margherita neigte sich über den Hag vor, um ihn besser zu sehen; dann warf sie einen Blick nach dem Wagen der Ihrigen zurück, ob niemand auf sie achte. Sie riefen sie an von dort, aber sie winkte hastig und zornig abwehrend mit der Hand. Unruhe faßte sie. Jetzt blickte David auf und sie sah es und wehte mit der Hand ihm zu; es war wie ein Zeichen, daß er eile. Aber er verstand es nicht so. Immer gleich langsam und wie scheu kam er heran. Als er vor ihr stand, sagte er: „Gott grüße dich! Bist du auch wieder da?"

Vom Wagen herüber ließen die Brüder ein anzügliches Husten hören. Margherita streckte David die Hand hin, und als er zögerte, faßte sie ihn am Handgelenk und zog ihn über die Straße unter die Bäume des Waldes. Da sah sie niemand mehr. Dann schien es sie wie ein Taumel zu fassen. Sie lehnte sich dicht an ihn, den Arm um seine Schulter gelegt. Sie war ganz anders als früher, alle Zurückhaltung und alle Laune waren von ihr gewichen.

„Es war mir, daß du kommen müßtest," sagte sie.

„Warum bist du fort und hast mich nicht wissen lassen, wo du bist?" fragte David. Seine Scheu hatte ihn nicht verlassen. Aber er machte ihr Vorwürfe, sagte ihr, wie er sie gesucht hätte, wie er heute durch Zufall gehört, daß sie wieder im Land seien.

Margherita antwortete ihm nicht. Sie nahm ihm den Hut vom Kopfe, warf ihn auf die Blätter des Waldbodens und strich ihm mit der Hand über das blonde Haar, so zeigte sie eine Freude wie ein Kind, das ein wiedergefundenes Spielzeug hätschelt. Auf einmal sagte sie: „Komm mit uns, du!" Etwas Leidenschaftliches war in ihrer Art.

„Wohin?" fragte er.

„Heim," gab sie zurück. Dann sprach sie in einer verlorenen Weise weiter. „Es ist schön dort am See, kein Winter, Blumen immer und ein leiser Wind und der See ist blau und der Himmel und — sehen solltest du das! Wundern würdest du dich."

Ihre Augen gewannen einen sehnsuchtsvollen und weithin schauenden Ausdruck. Es war, als sehe sie das, von dem sie sprach. David sah an ihr hinauf, die um einen Kopf größer war als er. Die Scheu glitt von ihm ab. Es war, als nehme sie ihn langsam mit sich dorthin an den See, von dem sie gesprochen hatte, heim! Er umfaßte sie und sie küßte ihn willig, mit einer Art Wildheit. Es war noch nie so gewesen mit ihnen beiden. In David flammte ein ungeheures Feuer auf, in dem alles andre unterging.

„Du kommst doch nicht mit," sagte sie spottend.

Dann jagte ein Auflachen sie auseinander. Die Brüder der Margherita standen breit hingepflanzt in der Straße. Margherita warf den Kopf auf und ging an ihnen vorüber, die Achsel hochzuckend, als der eine sie halten wollte. Es kümmerte sie nicht, daß sie gesehen worden waren. David stand blutübergossen. Er nahm den Hut vom Boden auf, und als die Brüder sich lachend entfernten, ging auch er. Aber alles in ihm war aufgewühlt. Er hatte keinen Gedanken als die Margherita, nichts kümmerte ihn sonst. Gleich einem Schlafwandler stieg er bergab. Als er in den Fußpfad bog, der durch den Hochstraßer-Weinberg heimführte, sah er den Vater herankommen im Arbeitskleid, barhaupt mit seinem gewohnten langen festen Schritt. Da wich das Blut aus seinem Gesicht.

„Die Kesselflicker sind da," sagte Lukas zornig, „du bist bei ihnen gewesen. Ich hätte dich jetzt geholt."

David duckte sich. Schweigend schritten sie heimwärts. David ging mit gesenktem Kopf, seine Gedanken waren wirr, und er vermochte nicht, sie zu sammeln. Lukas achtete auf alles, was an seinem Wege war. Hier zog er ein Büschel spätes Unkraut aus, dort räumte er einen Stein mit einem Fußtritt aus dem Wege. Dann kamen sie zu Hause an. Es dunkelte. Lukas nahm den Weg nach Davids Kammer, geradeaus und wortlos. Als sie hineingetreten waren, zog er die Tür hinter sich zu. David trat ans Fenster, den Rücken gegen den Vater gewendet. Er wußte kaum, was geschah. Eine Dumpfheit ohnegleichen war in ihm und aus dieser heraus tönte nur immer wie ein Läuten aus einer Nacht das Sprechen der Margherita: „Es ist schön dort am See, kein Winter, Blumen immer."

„Da bleibst du, bis die fort sind da oben, das Hudelvolk," sagte Lukas.

„Hast gehört?" fragte er, als David nicht antwortete.

„Ja," gab dieser zurück, ohne zu wissen, was er antwortete.

Da wurde Lukas' Stimme fast gütig.

An der Tür stehend, schon die Klinke in der Hand, sagte er: „Denk an deinen Bruder — David! Du sollst mehr auf dich halten als er!"

David ließ sich auf einen Stuhl fallen. Es war, als schlüge ihn jedes Wort, das der Vater sagte, mehr nieder. Gebückt saß er da, aber er gab keine Antwort. Dann hörte er, wie Lukas die Kammer verließ und außen den Schlüssel im Schloß drehte. Er blieb sitzen, wie er saß, immer die Dumpfheit in sich und immer das Reden der Margherita in den Ohren. Und das Feuer brannte in ihm. — Dann regte sich sein Gewissen. Das Blut stieg ihm siedend ins Gesicht. ‚Das Leid willst dem Vater antun!' durchfuhr es ihn. Aber das Feuer lohte in ihm. Er mußte mit dem Mädchen fort!

Die ganze Nacht saß er am gleichen Fleck. Es wühlte und gor in seinem Innern. Da war die Anhänglichkeit an den Vater, die Gewissenhaftigkeit, die dieser ihm anerzogen hatte, dagegen stürmte die Sehnsucht nach der Margherita an. Das rang gleichsam Brust an Brust, hin und her taumelnd. Davids Kopf wurde dumpfer, der Blick verlor immer mehr seine Klarheit. Allmählich siegte die Leidenschaft. Gegen Morgen raffte er sich auf, kramte mit unsicheren und hastigen Händen seine paar Habseligkeiten aus seinem Kasten und steckte einiges Geld ein. Dann, als alles beieinander war, zögerte er einen Augenblick und lauschte, merkte, daß er außer Atem war, und

hatte Mühe, sich zu so viel Ruhe zu zwingen, daß sein Ohr zu unterscheiden vermochte, ob es still im Hause sei. Er vernahm nicht das leiseste Geräusch, aber selbst wenn er in diesem Augenblick den Vater hätte nahen hören, er würde doch getan haben, was ihm im Sinne lag. So groß war das ihm das Bewußtsein raubende Verlangen. Er riß das Fenster auf, ohne Sorge, ob sie es im Haus hörten, zögerte nicht, stieg hinaus, faßte die Dachrinne, die neben dem Fenster niederlief, und ließ sich daran zu Boden. Dann ging er rasch, immer rascher bergan. Es faßte ihn plötzlich eine Angst, daß die Margherita schon fort sein könnte.

Der späte, graue Morgen kam über den Herrlibacher Berg heraufgeschlichen. Keuchend erreichte David die Höhe. Dann sah er den Wagen. Er hielt inne. Die Welschen waren schon auf den Beinen. Rauch stieg aus dem Kaminrohr des Wagens, Becken klirrten. Die Männer, Frauen und Kinder saßen am Waldrand und nahmen ihr Morgenbrot ein. Er mochte nicht hingehen, eine Scheu und Befangenheit ohnegleichen kam ihn an. Er machte einen Umweg, immer die Blicke auf den Wagen gerichtet, bis er an den Wald kam. Dort hielt er sich verborgen. Einmal meinte er den Vater über die Halde heransteigen zu sehen; er biß die Zähne zusammen und schlich tiefer ins Kurzholz des Waldes; aber es war ein fremder Mann, den er gesehen hatte, er stieg heran und ging mit einem Gruß am Wagen der Kesselflicker vorüber. Nun packten diese auf, spannten das Pferd ein, und als sie reisebereit waren, sah er die Margherita einen Augenblick zaudernd stehen bleiben, den Blick auf das Dorf gerichtet. Er wußte, daß sie nach ihm ausschaute. Er wollte sie anrufen, aber die Brüder hatten ihr Stehenbleiben bemerkt und foppten sie. Da folgte sie ihnen mit großen schwebenden Schritten, welche die schöne Biegsamkeit ihres Körpers zutage treten ließen. David ging ihnen nach, immer im Wald sich haltend. Den ganzen Tag zogen sie über den langen Hügelrücken hin gen Süden und er verlor sie nicht aus den Augen. In einer einsamen Bauernwirtschaft kaufte er sich ein Mittagsbrot, aß wenig und trug das andre mit sich und war wie der treue Hund, der den Spuren seines Herrn folgt. Es wurde kalt auf den Abend, der Wind brauste stärker aus Norden daher, so daß von einer freien Höhe der im Sturm sich beugende Wald des langen Berges wie hagelzerschlagenes Feld sich ansah. Noch immer wagte sich David nicht an die Welschen heran. Zuweilen zog ihn ein unbändiges Verlangen und er machte sich gegen den Wagen hin auf; aber unterwegs überfiel ihn die Scheu, und er hielt inne und verbarg sich aufs neue. Als die Nacht kam, fand er einen Felsen, der ihn schützte, schlief nicht, setzte sich nur unter den überhängenden Stein und saß mit in die Hände gelegtem Kopf stundenlang. Endlich litt es ihn nicht länger; es war ihm plötzlich, daß sie ihn vergessen könnte, die Margherita, wenn er sich ihr nicht zeigte. So stand er auf und suchte im Dunkeln den Weg bis zum Wagen der Welschen, von dem er wußte, wo er Halt gemacht hatte. Der kleine Hund, der in einem an Ketten hängenden, unterhalb des Wagens angebrachten Behälter lag, hörte seinen Schritt und schlug an, aber als er näher kam, erkannte er ihn und kam wedelnd herausgesprungen. Von den Insassen des Wagens regte sich niemand. Da ließ David sich dem Gefährt gegenüber auf einen Stein nieder. Der Hund setzte sich zu ihm und sie saßen eine Weile, während welcher der Wind nachgelassen hatte, wie zwei ausgestellte Wächter. Nachher hob David ein rastloses Aufundabschreiten an, um die Zeit herumzubringen. Und dann kam der Morgen.

Die Margherita war die erste, die aus dem Wagen stieg. Es war noch nicht ganz hell. Aber sie sah Davids zusammengekauerte Gestalt, wie sie wieder auf dem Stein saß. Sie blieb am Wagen stehen und blickte nach ihm hinüber. Ihr Haar war wirr und unordentlich, unwillkürlich strich sie es mit den Händen etwas zurecht. Dann lachte sie plötzlich. „Bist du da?" sagte sie.

Er stand auf und trat zu ihr, dicht an sie heran, war weiß im glatten Gesicht und blickte wie einer im Fieber. „Ich gehe mit dir," sagte er.

Sie legte ihre Hand auf die seine und streichelte sie; es war, als ob sie ihren Hund streichelte und ihn ‚gutes Tierchen' hieß.

„Wer ist da?" fragte die Stimme des alten Dorta aus dem Wagen. Der jüngere Bruder blickte aus der Tür. Er lachte, als er David erblickte, und sprach etwas in das Innere des Wagens zurück. Nach einer Weile, während welcher Margherita nachdenklich dagestanden und David auf ein Wort von ihr gewartet hatte, kamen die Welschen alle aus dem Wagen gestiegen, die Kinder voran, die sich um David sammelten und ihn begafften.

„Er geht mit," sagte Margherita zum Vater und den Brüdern, als sie herankamen. Der Alte antwortete etwas, was David nicht verstand, aber Margherita zuckte die Achseln dazu, wie um zu sagen: ‚Gleichviel, ich will, daß er mitkommt.' Die Brüder gaben David die Hand, flüchtig und mit einer Art hochmütigen Mitleids. Dann kam auch die Alte und sprach ein paar Worte mit ihm, und der Vater lüpfte den Hut, wie er ihn vor denen abnahm, bei denen er auf seinen Fahrten um Arbeit fragte. Als sie nachher sich einen elenden Kaffee kochten, reichten sie ihm eine zinnerne Tasse, wie sie alle hatten. So nahmen sie ihn bei sich auf, duldeten ihn schweigend.

Sie zogen weit und lang, tief in die Berge hinein und über einen Paß, auf dem sie ein

Schneewetter überfiel. Die Kräfte des Pferdes reichten oft nicht aus. Dann spannte Dorta sich neben das Tier, und die Jungen schoben, auch David legte die Schulter an. Ohne daß sie ihn hießen, teilte er sich mit ihnen in allerlei Arbeit, trug Wasser für die Weiber, sammelte Holz, schlug es klein, auch das Pferd besorgte er. So lebte er sich ein, und sie gewöhnten sich an ihn, als sei er immer bei ihnen gewesen. Ihre Art indessen änderte sich nicht, die Alten blieben halb unterwürfig, halb zurückhaltend. Wenn er den Blicken der beiden Brüder begegnete, war es immer, als fragten sie: ‚Bist du noch da? Gehst du noch weiter mit?' Auch Margherita blieb dieselbe, zuweilen war sie von einer verträumten, spielhaften Zärtlichkeit; dann wieder schlug plötzlich ihre Laune um und sie schien mit den Brüdern über David zu lachen. Diesem aber war der Kopf noch immer so wirr wie in der Nacht, da er daheim entlaufen war. Er wachte nicht aus dem Taumel auf, gleichsam bewußtlos wanderte er mit den Welschen dahin. Vielleicht wollte er nicht aufwachen; denn wenn ihm zuweilen ein Gedanke kam, wohin das führen, was aus ihm werden solle, zwang er ihn in sich nieder, weil er keine Antwort wußte, lebte nur der Gegenwart, und die Gegenwart war für ihn Margherita.

Als sie die Alpenscheidewand überwunden hatten und sich dem langen See näherten, wurden Davids Tage friedlich. Das Wetter war mild, das Land lag reich vor ihnen und war noch voll Blühens, der Himmel hatte lange Tage keine Wolken. Malerisch an die Hänge hingebaut standen die Dörfer mit mauerumgebenen Gärten. Schlanke weiße Kirchtürme mit offenen Glockenstuben ragten neben schwarzen, stillen Zypressen auf. Ueber allem war Sonne, nicht mehr die heiße des Sommers, sondern eine leise, leuchtende, die alles adelte, was sie beschien, den holperigen Weg, die rissigen und baufälligen Häuser. Mit dem Wechsel der Gegend hatte auch das Wesen der Welschen einen Wandel erfahren. Sie waren in einer zufriedenen, sie innerlich und äußerlich hebenden Laune. Es war, als ob ihre Augen, die alle braun und schön waren, heller blitzten, ihr Gang war leichter, wiegender, ihre Gestalten fügten sich eigentümlich wohl in die schöne, milde Landschaft. Margherita insbesondere hatte die träumerische Weichheit immer an sich, die wohl vor allem schuld war, daß David ihr gefolgt war. Wenn sie abends an irgend einem Wege und in eines Dorfes Nähe sich ihren Halteplatz gewählt hatten, suchten das Mädchen und David sich ohne Abrede einen schönen Platz abseits, am schroffen Hang über dem See, der nun zu ihren Füßen lag, an einer der Kirchen oder auf der Mauer eines Gartens, saßen da und sahen die Welt mit großen, sinnenden Augen an. Die Freude an dem schönen Lande band sie fester als bisher zusammen.

Davids Blicke pflegten aber nicht nur auf dem wunderbaren und gesegneten Lande zu ruhen, sondern glitten bald davon ab und fielen auf Margherita selbst. Es war, als höbe die Landschaft und das Licht, das die sinkende Sonne über das Mädchen goß, noch ihre schlanke Schönheit. Ihr Wuchs hatte etwas den ragenden Linien der Zypressen, den schlanken, weißen Türmen Verwandtes, und in ihren Augen wiederum war etwas von der schimmernden Ruhe und Versunkenheit des Sees, der zu ihren Füßen lag. Mit Vater, Mutter und Geschwistern beschäftigte sie sich letztlich weniger, wandte sich vielmehr ganz und mit größerer Vertraulichkeit David zu. Wenn sie so dasaßen, sprach sie ihm manchmal lächelnd und mit Schmeicheln davon, daß man in Ponte, dem Dorfe, das sie bald erreichen sollten, sie, Margherita, um ihren blonden Kameraden beneiden werde. Dann kam zuweilen eine seltsame Leidenschaftlichkeit über sie, so daß sie bis tief in die Nacht hinein an Davids Seite blieb, als vermöge sie nicht, sich von ihm loszureißen. Das alles fügte, daß der zerfahrene Mensch nicht zum Heimweh noch zur Erkenntnis dessen erwachte, daß er ein unwürdiges Leben hatte.

Sie erreichten dann Ponte, ein Dorf wie die andern, an steil in den See fallenden Fels gebaut. Die schmalen Verbindungswege von Haus zu Haus hatten Stufen. Vor einem öden, scheibenlosen Hause mit schwarzem Dach machten sie Halt. Das gehörte dem Kesselflicker.

XVI

Die von Herrlibach sprachen von Lukas Hochstraßer, und in ihre Hochachtung für ihn mischte sich etwas wie Mitleid.

„Welches Unglück er mit seinen Kindern hat," redeten sie, zählten Martin auf, den Leutnant, der auf und davon und verschollen war, nannten dann David, von dem sie bald heraushatten, daß er einem fahrenden Mädchen ins Welsche hinüber nachgelaufen sei, und munkelten von Julian, dem Aeltesten, daß es ihm übel gehe unten in St. Felix, ihm und seiner Familie, der Alte werde ihnen wohl beispringen müssen.

An Lukas Hochstraßer war keine Veränderung. Sein Haar war nicht grauer, seine Haltung nicht weniger aufrecht. Seine eigne Kraft schien nur zu wachsen, je mehr die Kraft der Jungen versagte und sich zersplitterte. Das sahen auch die von Herrlibach. „Keiner sieht ihm an, daß er schwer trägt," fügten sie bei, wenn sie von dem Mißgeschick in seiner Familie sprachen. Er trug kein trübes oder finsteres Gesicht zur Schau. Sein Lachen klang glockendumpf und köstlich aus seiner Brust herauf und sein Blick hatte noch immer ein junges Feuer.

Als David entflohen war und er in die leere Kammer trat, in der er ihn sicher gefangen glaubte,

hatte ihn die Ueberraschung weder unsicher noch der jähe Kummer schwach gemacht. Er ging nach dem offenen Fenster, überzeugte sich, wie alles sich ereignet hatte, und stieg hinab in die Wohnstube, wo Brigitte neben dem Korbwagen des kleinen Lukas, ihres Knaben, saß, den sie am Sonntag vorher getauft hatten.

„Er ist fort," sagte er und setzte sich neben das noch bleiche Mädchen, das an einem Linnen stichelte.

„David?" fragte Brigitte.

„David?" wiederholte Rosa, die aus der Nebenkammer kam.

Lukas sah beide mit einem ruhigen Blick an. „David, ja," sagte er.

„Mit dem Hudelvolk ist er fort, meint Ihr?" sagte Rosa. Dann brach sie los: „Es wird gut anfangs. Seiner Brüder schämen kann man sich, in den Erdboden hinein schämen! Einer zeigt sich schöner als der andre!"

„Was werdet Ihr tun?" fragte Brigitte Lukas. Ihre gelassene Art stach sonderbar gegen die aufbrausende und zänkische Rosas ab.

Lukas sah vor sich hin. „Laß ihn gehen," sagte er sinnend. „Seinen Weg soll er haben. Essen soll er, wie er sich einbrockt!"

Rosa tat ihrem Zorn keine Gewalt an. Die Einsame und in ihrer selbstverschuldeten Einsamkeit Verbitterte nahm alles, was die Brüder taten, als ihr selbst getan an, fühlte es doppelt, da sie in ihrem eignen Leben keine Freude fand, an der sie sich hätte aufrichten können. Mit bösem Gesicht und zankend ging sie hin und wieder. Lukas indessen sprach ruhig mit Brigitte. Sie hatte die eine Hand auf den Rand des Korbwagens gelegt. Er deckte sie mit der seinen. So sprach er zu ihr von seinen Söhnen. „Das Leben wird sie hart in die Finger nehmen," sagte er. Nach einer Weile zog er einen Brief aus der Tasche und reichte ihn Brigitten. „Die Arbeiter sind unruhig in St. Felix. Sie werden übermütig, weil die Herren nachgegeben haben! Er will nicht mitmachen. Jetzt haben sie ihm den Gehalt weggenommen. Zwischen dem, was er schreibt, läßt sich lesen, wie knapp er daran ist mit Frau und Kind. Der Kamm ist ihm zu sehr geschwollen. Klein muß er werden lernen!" So redete er von Julian.

Und von David: „Nicht aus den Augen will ich ihn verlieren. Ein Kind ist er, ein blindes, der erwachsene Bub. Aber er wird lernen müssen aufzuwachen."

Endlich von Christian: „Am meisten zu denken gibt er mir. Aber nicht gut kann es mit ihm kommen, bei seinem und seiner Frau Geiz!"

Dann schloß er: „So müssen wir abwarten, was alles werden will, und bereit sein, wenn sie uns brauchen."

Damit stand er auf. Von Martin hatte er kein Wort gesagt. Brigitte aber empfand, daß er weit über seine Worte hinaus der Halt seines Hauses war, und daß seine Söhne nicht untergehen konnten, weil er da war.

Bald erfuhr sie, wie er David, um den er sich scheinbar nicht kümmerte, im Auge behielt. Er wußte am Tage nach seiner Flucht, wie die welschen Kesselflicker hießen und wo sie daheim waren, nach einigen Wochen schon hatte er vom langen See selber durch einen Bekannten Nachricht.

„Er ist dort, David," sagte er zu Brigitte. Sein braunes Gesicht trug dabei einen fast heiteren Ausdruck, als meinte er zu sagen: Er soll doch nicht glauben, der törichte Mensch, daß man nicht hinter ihm her ist! Er blieb, als er ihr dies zu sagen gekommen war, eine ganze Weile in der Stube bei Brigitte, tändelte mit ihrem schönen Kinde, das ein Gesichtlein wie feine Blüte hatte, und sprach dies und jenes stille Wort zu ihr selbst. Wenn sie beisammen waren, war immer wie ein leises schönes Licht in der Stube. Sie hatten den freien und weiten Blick gemeinsam, der nicht nur den einzelnen und engen Tag, sondern ein Leben und nicht nur das eigne, sondern das Leben vieler überschaut. Und weil ihr Schauen nicht nur ein äußerliches, sondern ein mit dem Herzen Schauen war, so sahen sie Leid, Freude, Sünde und Guttat anders als die Menschen des Alltags und verstanden sie besser. Aus dem tiefen Verständnis andrer aber kam ihnen die große, eigne Ruhe, die jedes am andern unbewußt als etwas Köstliches empfand, so daß jedem die Nähe des andern wohltuend war. So hatten sie auch diesmal eine heitere Stunde, Lukas sprach von den Ergebnissen und Erträgnissen des zu Ende gehenden Jahres und Brigitte fühlte freudig, wie sehr er ihr vertraute. Er verbarg ihr nicht, wie alles unter seiner Hand gedieh, so daß sein und seines Hauses Wohlstand auch in diesem Jahr wieder gewachsen war. Von seinen Plänen sprach er zu ihr, wie das und jenes geworden und das und jenes noch werden sollte. Er ließ sie dermaßen sein Leben mit ihm teilen und es war ihr, als sei sie immer in seinem Hause und immer wie eines seiner Kinder gewesen.

Während sie noch so sich unterhielten, trat Rosa ein und reichte dem Vater die Zeitung, die der Briefträger eben gebracht hatte. Lukas war aufgestanden und im Begriff gewesen, hinauszugehen. Nun schlug er das Blatt auf dem Tisch auseinander. Er las, am Tisch stehend, die hohe Gestalt auf die Zeitung niedergebeugt, schüttelte den Kopf, während er las, nahm das Blatt vom Tisch und las aufrechtstehend noch einmal, was ihm aufgefallen war.

„Rauh geht es zu da unten in St. Felix," sagte er nachdenklich, die Zeitung weglegend.

Rosa nahm sie auf und las. „Die Fenster haben sie Julian eingeworfen," berichtete sie

erregt. „Mit schlimmen Gewalttaten drohen die Arbeiter. Militär ist aufgeboten, Wachen sind vor bedrohte Häuser, so vor Julians Haus gestellt worden."

Lukas blickte jetzt nach den Frauen zurück. „Man erwartet, daß die Unruhen sich verschlimmern morgen," sagte er, noch immer in tiefem Nachdenken. „Sie sind nicht sicher, seine Frau und der Bub."

„Heimrufen sollten wir sie," rief Rosa.

Lukas war langsam zur Tür gegangen. „Morgen mit dem ersten Schiff gehe ich hin," sagte er, als er hinausging.

Den ganzen Tag sprach er nicht mehr von seinem Entschluß, als wäre nichts Außergewöhnliches daran, als gehörte die Reise in sein gewohntes Tagwerk.

Am andern Morgen früh und vor Hellwerden war er bereit. Nur Rosa, die immer die erste im Hause war, war vor ihm da und richtete ihm sein Frühstück. Beim Schein der Hängelampe saßen sie einander am Tisch gegenüber und nahmen ihr Morgenbrot mit breit aufgestützten Armen und über die Ohrentasse geneigten Oberkörpern. Lukas gab einige Weisungen für Arbeiten, die auf dem Lande zu tun seien. Martha, die Magd, kam herein und er hieß auch diese auf das und jenes acht haben, was zur Tagesarbeit gehörte. Dann sagte Rosa in ihrer kargen Art: „Nehmt Euch in acht, daß Euch nichts geschieht, Vater." Ihre innere Unruhe verriet sich nicht dabei. Und trocken wie sie gegeben wurde, nahm er die Mahnung hin. „Ja, ja," sagte er nur. Bald darauf ging er mit einem kargen Gruß. Auf der Treppe wendete er sich noch einmal. „Grüß Brigitte," sagte er zu Martha der Magd. „Ich sei gegangen."

Das Schiff trug ihn stadtwärts. Die Schiffsinsassen sprachen von den Unruhen. Da und dort begegnete er neugierigen Blicken; er sah, daß Julians Rolle im Streike manchem bekannt war. Einige redeten ihn daraufhin an. Er gab einsilbigen Bescheid, hielt aber mit seinem Urteil nicht zurück: „Er hat es nicht anders wollen, mein Sohn. Nun muß er die Folgen tragen."

Als er in St. Felix aus dem Schiff stieg, folgten ihm die Blicke der Mitreisenden.

Eine bleiche und schwächliche Sonne schien auf die hartgefrorene Straße.

Einmal stieß Lukas auf eine Schenke, deren Scheiben eingeschlagen waren. Da hatte am vorhergehenden Tage ein Zusammenstoß der Arbeiter mit Polizisten stattgefunden. Um eine Straße weiter traf er auf mehrere Gruppen Ausständiger, die heftig gestikulierend beieinander standen. Dann mehrten sich die Spuren der Arbeiterausschreitungen an seinem Wege.

Als er in die Straße einbog, wo Julian wohnte, fand er nach wenigen Schritten den Weg von einer Unmenge aufgeregter Menschen versperrt. Das waren die Arbeiter, Kesselschmiede, Schlosser, Mechaniker, rußiges, starkes, tüchtiges Volk.

„Es wird niemand durchgelassen," sagte ihm einer.

Drüben gewahrte er den Schmied, den er damals in Julians Wohnung gesehen hatte. Der erkannte ihn jetzt und kam auf ihn zu. „Dem Hochstraßer sein Vater," sagte er zu den Genossen. Zu Lukas sich wendend, meinte er drohend und grob: „Ihr bleibt besser, wo Ihr seid! Es möchte etwas absetzen dort im Haus." Er wies nach dem Gebäude, in dem Julian wohnte.

„Ihr habt Eure Meinung stark geändert, Mann," sagte Lukas gelassen. Er erinnerte sich in diesem Augenblick deutlich des Auftrittes in Julians Wohnung, da dieser Mensch für jenen des Lobes nicht genug gewußt hatte.

Der Schmied schimpfte. Alle schönen Namen hing er Julian an, dabei bei den andern Beifall suchend und erntend.

Inzwischen kamen einige Polizisten heran, die auf die Szene aufmerksam geworden. Sie schafften Lukas Raum, als er erklärte, wer er sei und was er wolle. Durch die Menge der Arbeiter schritt er in die leere Straße hinein.

„Hättest deine Nase besser aus der Sache gehalten," höhnten sie ihn.

Lukas sah sich nicht um. Er ging so ruhig und großschrittig weiter, wie er durch die Stadt herangekommen war. Nur bei dem Polizeidiener, der vor dem Hause Julians stand, blieb er stehen, nannte dem seinen Namen und erkundigte sich, was die Ausständigen zu unternehmen im Begriffe stünden.

„Ohne Leitung sind sie," entgegnete der Beamte. „Jetzt drängen sie sich hier, ein paar Stunden später vielleicht anderswo zusammen. Er hat zwischen ihnen und den Arbeitgebenden unterhandeln wollen, Euer Sohn. Darum sind sie auf ihn erbost. Wenn ihnen Zuzug kommt, möchte es zu Schlimmem kommen!"

Lukas sah über die Straße zurück. Die paar Polizisten vermochten nichts gegen die Arbeiterhaufen! Mit ernstem Gesicht trat er in Garten und Haus. Er fand alle Türen offen, als wäre eben jemand kopflos durch Flur und Stuben gerannt. Julians Frau saß atemlos und mit schneebleichem Gesicht auf einem Stuhl, als er in die Wohnstube trat. Ihr schönes blondes Haar, auf das sie sonst große Sorge hatte, war wirr und hing ihr unordentlich auf die Schultern. An ihr allein schon sah Lukas, wie es im Haushalt rückwärts gegangen war. Ihr Kleid war schäbig, fast ärmlich, auch war ihr sonst so volles Gesicht hagerer geworden, so daß es in eigentümlichem Gegensatz zu dem üppigen Körper stand. Als sie Lukas erkannte, brach ein Sturm von verzweifelten Worten von ihr.

„Seht Ihr, wie es bei uns zugeht, Vater! Das ist jetzt das Ende, ist das! Gefehlt hat uns das noch! Wer weiß, ob sie uns nicht das Haus über dem Kopf anzünden, daß wir elend umkommen darin, das Kind und wir beide."

„Still," sagte Julian zornig zu ihr. Er stand an einem Fenster, an dem die Laden geschlossen waren, und mochte hinausgeschaut haben. Dem Vater wußte er kein Wort zu sagen. Seine Wangen färbten sich dunkel, mit der ihm vertrauten Bewegung hob er die Hand zum blonden Bart und ließ ihn durch die Finger gleiten, aber es war keine Geste des Selbstbehagens mehr, etwas Hilfloses und Scheues lag darin. Der kleine Julian, sein Bub, der sich mit verängstigtem Gesicht an der Wand herumgedrückt hatte, kam jetzt an ihn heran und verkroch sich unter seinen herabhängenden Arm.

Lukas sah sich im Zimmer um. „Anders geworden ist es freilich bei euch," sagte er.

Die Stube war kahl, manches Stück der schönen Einrichtung fehlte.

„Wir haben alles verkaufen müssen," sagte Frau Luise, die wußte, was er meinte. Wieder brach sie in ein Jammern aus. Auch der Knabe begann zu weinen.

„Morgen werden wir wieder gepfändet," sagte Julian.

Lukas blickte durch die offene Stube in das Nebenzimmer. Es enthielt noch ein Bett, das alt und armselig war.

„Wir haben es gegen unsre Einrichtung eingetauscht," sagte Julian, der neben ihn trat.

„Gestern haben wir den ganzen Tag gehungert, Julian und ich. Froh müssen wir sein, wenn wir Milch für das Kind auftreiben können," klagte die Frau von ihrem Stuhl her.

„Umsonst ist der Tod," antwortete ihr Julian zwischen verbissenen Zähnen hindurch, „wer kein Geld hat, kann kein Brot kaufen."

So, während Lukas ihre äußere Not überblickte, erzählten sie das Elend, das er nicht sehen konnte, die Frau in ihren Klagen, Julian mit einem bitteren Wort da und dort. Dazwischen hinein klang das stillere Weinen des Kindes. Der Knabe war verschüchtert, nichts von seiner sonstigen Vorlautheit war mehr an ihm. Manchmal klang ein Murren und Murmeln von der Straße herauf, wenn neue Arbeiter sich den schon versammelten anschlossen. Nach einer Weile hörte man die laute Stimme eines einzelnen, der in der Straße eine Rede hielt. Lukas schritt in der Stube auf und ab, fast ohne zu merken, daß er es tat; er dachte scharf nach. Julian folgte ihm mit den Blicken.

„Könnt ihr aufpacken, sogleich?" fragte er diesen plötzlich.

Der Sohn sah ihn an und antwortete nicht, verstand nicht, was er meinte.

„Ich will dich heimnehmen mit Frau und Kind," sagte Lukas. Es klang trocken, kurz, fast barsch.

Einen Augenblick leuchtete Julians Blick auf. Vielleicht dachte er an die Arbeit seiner frühen Jugend auf Land und Acker und schien es ihm, er hätte sie nie verlassen sollen. Die Natur mochte sich in ihm regen, die den Bauernsohn heim auf die väterliche Scholle zog. Dann überkam ihn das Gefühl der Scham, daß er selber es nicht weiter gebracht. Er war ein begabter und arbeitsamer Mensch; es war nicht leicht für ihn, eingestehen zu müssen, daß alle schönen Aussichten, mit denen er nicht ungern geprangt hatte, Wind gewesen. Er senkte den Kopf. Dann fiel ihm das Elend ein, an den Knaben und die unzufriedene und haltlose Frau dachte er. „Wenn Ihr uns eine Weile nehmen könnt, Vater," sagte er, die Worte mühsam aus sich herausholend. „Bis ich Arbeit gefunden habe," fügte er hinzu.

In dem Augenblick schlug ein Stein von außen an den geschlossenen Fensterladen. Frau Luise zitterte. „Steine werfen sie wieder," flüsterte sie angstvoll.

„Packt zusammen, was ihr braucht die nächsten Tage, dann schließt das Haus ab. Wenn es ruhiger ist hier, könnt ihr holen, was jetzt zurückbleibt," sagte Lukas. Dann legte er selber dem Knaben, der vor Angst frierend in einer Ecke stand, das Mäntelchen um, das an einem nahen Nagel gehangen hatte. Julian sprach ein paar Worte zu seiner Frau. Darauf begannen sie ein hastiges Packen. In zwei Körbe legten sie ein paar Habseligkeiten; viel zu suchen hatten sie nicht mehr.

„Sie werden uns nicht hinauslassen," sagte Frau Luise mit bebenden Lippen unter der Arbeit.

„Es mag besser sein, daß wir hinausgehen, als wenn wir sie hereinkommen lassen," sagte Julian.

Lukas sprach nicht viel. Er drängte nur einmal: „Eilt euch! Nicht daß sie hier über uns kommen."

Draußen war es wieder ruhig. Noch immer verhandelten die Arbeiter, die unter sich uneins waren. Man konnte sehen, wie die Führer von Haufen zu Haufen gingen und auf die Menge einsprachen, diese beruhigend, jene aufreizend.

In einer Seitenstraße erschien jetzt Militär und pflanzte sich auf. Da fuhr neue Erregung in die Arbeiter. In diesem Augenblick trat Lukas mit Julian und den Seinen aus dem Hause. Julian schloß die Haustür.

„Nächste Woche hätten wir doch hinaus müssen," sagte er, „bis dahin lief noch der Zins."

Lukas hatte den kleinen Julian auf dem Arm. Hinter ihm schritt Frau Luise mit dem Henkelkorb. Sie schleppte ihr zertragenes, langes Kleid im Gehen und war wie vorher das Urbild allen Elends, das über die Familie gekommen war. Mit einem andern Korb, ein Stück weit hinter ihnen,



Der Harfner und Mignon
Nach einem Gemälde von Josef Weiser

ging Julian. Die Polizisten zogen unwillkürlich blank, als die Familie zu Gesicht kam. Schreie brachen aus den Arbeiterhaufen: „Da kommt er, der Schuft! Der Abtrünnige! Der Verräter!"

Wenn jetzt einer das Beispiel gab, fuhren sie über Julian her wie die Wölfe. Aber die Aufmerksamkeit vieler war durch das Erscheinen des Militärs abgelenkt. Die Menge war unentschlossen und zerfahren. Einige drängten näher, Schimpfworte fuhren auf Julian ein. Die meisten Männer standen aber ruhig, nur mit zornigen Blicken, und ließen die vier Leute vorübergehen. Diese näherten sich immer mehr der Stelle, wo die Arbeiter in dichten Reihen die Straße versperrten. Bald waren sie von drei Seiten von Ausständigen umringt. Die Polizisten hatten sich ihnen angeschlossen und schritten zu ihren Flanken.

Die Arbeiter standen wie eine Mauer. „Laßt sie nicht durch," schrie es aus der Richtung, aus der Lukas und die Seinen gekommen waren.

„Platz," befahl einer der Polizisten.

„Oho," scholl es ihm entgegen.

„Nicht befohlen wird da," tönte es von einer andern Seite.

„Gebt keinen Weg," schrie es wieder von drüben.

Julian war bleich. Er war nicht feig, aber er sah, daß es übel gehen konnte. Seine Frau verlor alle Ruhe: „Jesus," bat sie mit aufgehobenen Händen. „Laßt uns fort, ihr! Tut doch dem Kind nichts, dem Kind."

Der Knabe hielt die Arme um den Hals des Großvaters geschlungen. Nun stellte ihn der zu Boden, fest, mit zwei Griffen seine sich sträubenden Arme lösend. Dann nahm Lukas mit einer ruhigen Würde den Hut ab. „Seid vernünftig, Männer," sagte er mit schlichter Bitte. „Die sind geschlagen genug." Den Knaben an der Hand, wendete er sich mit diesen Worten nach Julian und seiner Frau um. Es mochte sein, daß er die Hand nach ihnen deutend leise erhob, denn es lag ein so eigentümlich zwingender Ausdruck in seiner Gebärde, daß unwillkürlich die Blicke der Nahestehenden gingen, wohin er sie wies. Und die Augen gingen den Männern auf, die selber ein hartes und karges Brot aßen. Viele hatten Julians gute Tage gesehen und wie es damals bei ihm aussah, und der Gegensatz zwischen jenen Tagen und jetzt war ein so großer, daß die herbe Not des Augenblicks die Notgewohnten seltsam erschütterte. Sie sind gestraft genug, hatte der Alte gesagt. Er hätte es nicht zu sagen brauchen. Wie die zwei dastanden, sah ihnen jeder das Gestraftsein an. Unwillkürlich traten zwei, drei der Männer zur Seite. Eine Gasse grub sich langsam in die Menge.

„Dank," sagte Lukas Hochstraßer. Jedem, der zur Seite trat, sagte er dasselbe, ruhig, mit einem Kopfnicken: „Dank." Mit der freien Rechten hatte er Julians Hand ergriffen. So zwischen Sohn und Enkel schritt er in die Menge. In dieser war es, als ob einer schweigend den andern überwinde.

„Laßt sie durch," ging ein Murmeln.

Sie kamen fürbaß. Es war ein bitterer Weg, aber Schritt für Schritt wurde er für sie frei. Es war wie ein Auszug aus einer Heimat oder die Flucht von einer Brandstätte. Julian, seine Frau und sein Knabe schritten mit hängenden Köpfen; aber Lukas ging wie ihre neue Kraft und Hoffnung einen Schritt vor ihnen. Von den vielen, die ihnen nachblickten, blieb manchem die Gestalt des älteren Mannes lange in Erinnerung, wie er den Sohn heimgeholt hatte. „Der ist Meister in seinem Hause," sagten nachher manche von ihm, die ihn hatten vorbeigehen sehen.

Das gleiche sagten sie von Lukas zu Herrlibach. Hier kam er mit den Heimgeholten an, wie er in St. Felix sich eingeschifft hatte. Zwar hielt er nicht mehr Julians Hand und den Knaben führte seine Mutter, aber Lukas ging auch wieder um einen Schritt ihnen voraus, nicht als ob etwas Außergewöhnliches geschehen wäre, nicht daß er den Kopf höher hob, wie vielleicht den Leuten zu Trotz mancher getan hätte, aber mit einem großen Ernst im Gesicht schritt er einher, unterwegs da und dorthin sein „Gut' Tag" gebend. Zu einem Bekannten, der ihn stellte, sagte er: „Die Familie wächst in der Weinlaube oben."

Mit diesem Wort, daß die Familie wuchs, mußten die von Herrlibach sich zufrieden geben, mehr sprach er weder an diesem Tage noch später über die Heimkehr des ältesten Sohnes. Er klagte nicht, daß Julian seinen Weg im Leben nicht selbst gefunden und ihm nun zur Last falle, noch suchte er irgend wann oder wie das Mißgeschick des Sohnes und seiner Familie zu beschönigen. Wie er aber gewußt hatte, Brigitte vor übler Nachrede zu schützen, so wußte er Julian allerlei Demütigung zu ersparen und ihm über das Gefühl der Schande, das den innerlich doch tüchtigen und ehrgeizigen Menschen gefaßt hatte, hinwegzuhelfen.

Julian bezog die Wohnung im Nebenhause, wo Lukas selbst mit Rosa eine Weile gewohnt hatte. Am ersten Morgen schon nach seiner Heimkehr rief Lukas ihn zur Arbeit heran. Der jahrelang in der Schreibstube Gesessene erhielt die Pflichten des Gemeindeschreiberamts zugewiesen, denen Lukas seit Davids Flucht wieder selbst obgelegen, aber er mußte auch auf dem Lande mit bäurischer Arbeit sich umtun. Dabei hatte Lukas nicht die rauhe Art eines zornigen und im Gefühl seiner Gewalt herrischen Vaters, sondern er führte Julian mit einem: „Das könntest noch tun" oder „Das bliebe noch zu besorgen" in vieles ein, was er verlernt hatte. Und unmerklich wurde dem Heimgekehrten die Arbeit seiner Jugend wieder lieb, unmerklich fiel eine anfängliche Verdrossenheit, die seine Niederlage in ihm geweckt hatte, von ihm ab und gewann er an seinem neuen

bescheidenen Tagwerk Freude. Den Knaben brachte Lukas selbst zur Herrlibacher Schule, der Schwiegertochter wies er ein Haushaltungsgeld zu, mit dem sie für die Familie auszukommen hatte, tat alles ohne Wesen, aber mit einer festen Sicherheit. Bald war nicht mehr die Rede von einer Rückkehr Julians nach St. Felix, dieser holte vielmehr den Rest seiner Habe aus der Stadt zurück.

Während aber Lukas dieses Sohnes sich annahm, entging ihm nicht, was in seiner Umgebung weiter sich gestaltete. Er sah Brigittens Knaben wachsen. Er hörte von David, daß er noch bei den Welschen lebe und man ihn blaß und abgezehrt gesehen habe. Und er erkannte wohl, wie auf denen vom Kollergut, den Hausern, die Sorge lastete. (Schluß folgt)



Stunden der Tiefe

Von

Hans Müller (Wien)

Das sind die Stunden der Tiefe:
Blaudunkel umfängt mich die Nacht,
Mir ist so leicht, als schliefe
Ein, was mich ruhlos gemacht.
Aus schlummernden Gelassen
Kommt süß und schwer ein Lied . . .
O lieben, lieben, nicht hassen!
Herz, kannst du dich fassen,
Wenn dir das Wunder geschieht?

Der Mädchen weiße Brüste
Drängen und schwellen mir zu,
Der Knospen heimlich Gelüste
Stammelt: du, o du!
Mir sind der Nacht Genossen,
Die Sterne am Himmel, nicht weit;
Tief, tief in mir beschlossen
Ist, was dem All entflossen:
Lust, Leid und Ewigkeit.



Gletschersturz





Gletschertisch auf dem Oberaletschgletscher

Schnee, Firn und Eis

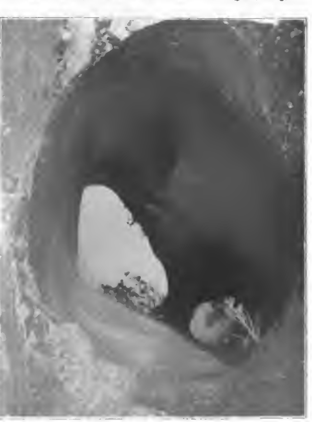
Von

Dr. M. Merz

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Gebr. Wehrli und Ballone und einer Zeichnung)

Der Kondensationsprozeß des atmosphärischen Wasserdampfes, der mit der Wolkenbildung beginnt, führt in seiner weiteren Entwicklung zu Niederschlägen in der Form von Regen, Schnee oder Hagel. Sie sind ein klimatologisches Hauptelement, von dem nicht bloß das organische Leben, sondern auch die Formen der Erdoberfläche zum großen Teil abhängig sind. Unsre Gegenden gehören der Zone der gemischten Niederschläge an: in der kälteren Jahreszeit schneit es, in der wärmeren regnet es. Wie in horizontaler, so verändert sich auch in vertikaler Richtung mit der abnehmenden Temperatur die Form der Niederschläge. Während in unsern Gegenden die steigende Sonne den winterlichen Schnee in der Ebene und in den unteren Gebirgsregionen aufzehrt, bleibt er in den höheren Partien das ganze Jahr liegen und wird noch durch gelegentliche sommerliche Schneefälle vermehrt. Im heißesten Monat (Juli) kommen Schneefälle nur oberhalb 2100 Meter vor, aber auch in dieser oberen Region regnet es noch ziemlich häufig. Die meteorologische Station auf dem Sonnblickgipfel in den Tauern (3100 Meter Höhe) verzeichnete im Sommer 1887 17 und im Sommer 1888 10 Regentage.

Der pulverig trockene Schnee, der in den höchsten Regionen unsrer Alpen fällt, bleibt auf den steilen Graten und Abhängen nicht lange haften. Das Spiel der Winde und die eigne Schwere führen ihn

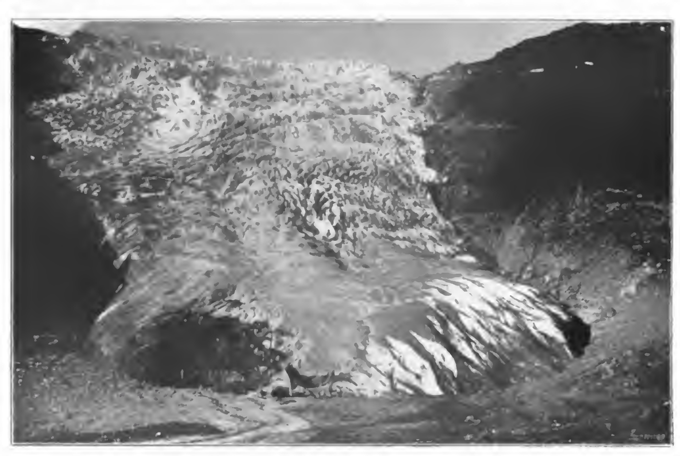


Gletschermühle (Maloja)

jenen großen Mulden und kesselförmigen Vertiefungen zu, mit denen die Täler nach oben enden, und häuft ihn hier, zusammen mit dem an Ort und Stelle gefallenen Schnee, zu gewaltigen Massen an, die sich an den sanfteren Böschungen des umgebenden Höhenkranzes, stellenweise bis an den Kamm desselben, hinaufziehen, jedoch so, daß aus der weißen Fläche noch immer schneefreie Felseninseln aufragen. Der Hochschnee nimmt hier unter dem Einflusse wechselnden Abtauens an Sommertagen und nächtlichen Wiedergefrierens eine graupenförmig-körnige Beschaffenheit an, er wird zum Firn. Nach unten geht dieser durch den Druck seiner eignen Masse in Eis über; die Schneedecke, die darüber lagert, wird talabwärts immer dünner und endet an jener Linie, wo die Sommerwärme schon hoch genug ist, um die Schneemenge des vorigen Winters und gelegentlichen Neuschnee aufzuzehren. Diese Linie ist die Schnee- oder Firnlinie. Beide Begriffe können in unsern Hochgebirgen tatsächlich als identisch betrachtet werden, denn die Schneegrenze wird immer an den Firnfeldern gemessen. Oberhalb derselben herrscht Anhäufung, unterhalb Abschmelzung vor. Firnfeld reiht sich an Firnfeld; es ist selten eine einzige weite Strecken hindurch zusammenhängende Schneedecke, aber es sieht, von ferne betrachtet, fast so aus. Wir können die einzelnen Firnlinien über die trennenden Kämme hinweg zu einer einzigen Linie verbinden, die, dem Gebirge entlang laufend, im Sommer das vorwiegend schneebedeckte von dem vorwiegend schneefreien Lande trennt. Das ist die wirkliche Schneelinie. Die Höhe der Grenze hängt zunächst von zwei klimatischen Faktoren ab: von der Sommerwärme und von der Niederschlagsmenge; aber selbst wenn innerhalb eines Gebirges von beschränkter Ausdehnung diese beiden Faktoren nicht erheblich variieren, schwankt doch die Schneegrenze infolge orographischer Verschiedenheiten, die in der Lage und im Baue der Firnmulden begründet sind. Maßgebend ist vor allem die Lage an der Sonnen- oder Schattenseite eines Gebirges und die Lage gegenüber der herrschenden Windrichtung.

Firn ist also die Bezeichnung für eine der mittleren Höhenzone des Hochgebirges eigentümliche Uebergangsform zwischen gewöhnlichem Schnee und jenem Eise, aus dem die Gletscher entstehen. Dieser Uebergang ist, wie allenthalben in der Natur, ein vollkommen kontinuierlicher. Der Hochfirn ist weit feinkörniger als der Tieffirn.

Die Oberfläche der Firnmasse ist meist gerippt oder gefurcht, doch erblickt Heim in diesen Unebenheiten nicht sowohl mechanische Leistungen des darüber hinstreichenden Windes als vielmehr die Schmelzgebilde warmer und feuchter Luftströmungen. Das Wasser, das beim Schmelzen erzeugt wird, träufelt in das Innere ein, und angesichts dieser starken Durchlässigkeit des Firnes kommt es nur ausnahmsweise dazu, daß Bäche geschmolzenen Wassers sich durch die äußere Firnfläche hindurchschlängeln. Je tiefer wir aber auf dem Firnfelde herabgelangen, um so geringer wird die Porosität der Masse, immer stärker findet man eine ausgesprochene Vereisung, immer dünner wird die oberflächliche Masse des eigentlichen Firnschnees, während in den tieferen, einem stärkeren Drucke ausgesetzten Partien bereits das reine Eis bemerkbar wird. Ohne scharfe Grenze geht dieses Firneis in das diesen Namen in vollem



Gletscherzunge mit Quer- und Längsspalten, Gletschertor und Gletscherbach (Rhonegletscher)



Mittel- und Seitenmoränen beim Morteratschgletscher

Sinne verdienende Gletschereis über, das erst in relativ geringer Meereshöhe die wohlbekannte Struktur annimmt.

Die mit Schnee angefüllten mulden- oder kesselförmigen Hohlräume im Hochgebirge sind die Nährgebiete des Gletschers. Noch im Nährgebiete vollzieht sich der uns bekannte Uebergang zum Firn, und dieser wird endlich zu dem in ununterbrochener Bewegung befindlichen Gletschereise. Einfache Gletscher sind seltener; zumeist vereinigen sich Eisströme, die verschiedenen Firnmulden entstammen, zu einem zusammengesetzten Gletscher, und zwar gibt es sowohl einfach als auch mehrfach zusammengesetzte, wie denn zum Beispiel der bekannte Gornergletscher sich aus fünf Hauptarmen bildet, von denen manche selbst wieder aus mehreren Armen bestehen.

In das Flachland dringt der Eisstrom mit einer schmäleren Spitze, der Gletscherzunge, vor, die in einigen Fällen durchbrochen ist; dann strömt gemeiniglich aus dem Gletschertore der Gletscherbach hervor. Das Gletscherbett, in dem die Gletschermasse fortrückt, weist alle möglichen Böschungsverhältnisse auf; meistens sanft abfallend, wird es doch auch gar nicht selten durch förmliche Abstürze, Gletscherstürze, unterbrochen, die in ihrer Art den Wasserfällen verwandt sind und über die sich das Eis in einem Strome, wenn schon natürlich mit vielfachen Zerklüftungen, herabsenkt. Die Gletscherverhältnisse auf der Erde sind nicht überall die gleichen. So besitzen das tropische Asien und Australien keine über die Schneegrenze hinaufreichenden Erhebungen, folglich auch keine Gletscherentwicklung. In den Anden Süd- und Mittelamerikas kommt es nur ausnahmsweise zur Entstehung echter Gletscher. In Afrika ist der Kilimandscharo von H. Meyer als vergletscherte Vulkanruine erkannt worden. In der nördlichen gemäßigten Zone stehen natürlich die Alpen an erster Stelle.

Wenn wir die physikalischen Verhältnisse der Gletscher in Betracht ziehen, so tritt zuerst die Frage an uns heran: Was ist Gletschereis, wodurch unterscheidet es sich von andern Formen, unter denen gefrorenes Wasser uns in der Natur begegnet? Schon diese Fragestellung schließt einen Teil der Antwort ein, denn das Eis der Gletscher ist ja eben nicht wie dasjenige der Seen und Flüsse durch unmittelbare Aenderung des Aggregatzustandes das geworden, als das wir es kennen lernen; es war zu keiner Zeit freies, flüssiges Wasser, sondern zuerst Schnee, dann Firn in seinen verschiedenen Transformationsstadien, und endlich ist durch Druckprozesse das Firneis in eigentliches Gletschereis übergegangen. Der Hauptgegensatz läßt sich, wenn man nur auf die zunächst erkennbaren Unterscheidungszeichen Gewicht legt, dahin präzisieren, daß gewöhnliches Eis sich als eine homogene Masse darstellt, während das Gletschereis durch ein vielfach verzweigtes Netz von Kapillarspalten in polyedrische Stücke zerlegt wird. Ein solches Stück führt den Namen Gletscherkorn. Heim sagt: „Das Firnkorn verschwindet räumlich und zeitlich vollständig und daraus entsteht etwas, wahrscheinlich durchaus andres, Neues, das Gletscherkorn.“ Die Größe dieser Elementarteile des Gletschers ist sehr veränderlich, und doch kann man annehmen, daß dieselbe von oben nach unten langsam zunimmt, und zwar infolge



Längsspalte

des allmählich zunehmenden Druckes von oben nach unten, man sagt: das Gletscherkorn wächst. Normales Gletschereis ist völlig undurchlässig gegen Flüssigkeiten. Druck und Kristallisationsprozesse sind es, welche die allmähliche Vergrößerung der Körner bewirken. Auf den meisten Gletschern bemerkt auch das ungeübte Auge oberflächliche Streifungen von schwärzlicher Farbe, die von den Rändern her gegen die Mittellinie des Gletschers vordringen. Man nennt dieselben Schmutzbänder.

Während gewöhnliches Eis im höchsten Maße spröde und unnachgiebig gegen jedwede Eingriffe mechanischer Natur, ist die molekulare Beschaffenheit des Gletschereises eine durchweg andre. Ueberaus nachgiebig gegen Druck, vermag es auch nicht den geringsten Zug zu ertragen. Was die Temperatur des Gletschereises anbelangt, so ist dieselbe durchaus nicht die ganze Masse hindurch die gleiche.

Seit 1840 datiert die planmäßige Forschung über die Bewegung des Gletschereises, über die Geschwindigkeit, mit der sich dieselbe vollzieht, und über die Ursachen, von denen sie abhängig ist.

Mit der Bewegung des Gletschereises steht in engstem Zusammenhange die bekannte Spaltenbildung. Die nach oben weit klaffenden, gegen die Tiefe auskeilenden Randspalten sind unmittelbare Folgen einer fließenden Bewegung und sammeln sich besonders zahlreich an in der Nähe von Vorsprüngen der Talwand. Da wo der Gletschergrund in seiner Neigung gegen den Horizont eine plötzliche Aenderung erfährt, klafft regelmäßig eine Transversalspalte auf. Längsspalten endlich sind ein sicheres Kennzeichen dafür, daß der Hohlraum, innerhalb dessen der Gletscher sich fortschiebt, mit einem Male einer Querschnittsänderung ausgesetzt ist.

Die Geschwindigkeit der Gletscher ist eine so verschiedene, daß gesetzmäßige Normen dafür, vorläufig wenigstens, sich nicht aufstellen lassen. Welches ist nun die Ursache der Gletscherbewegung? Jedenfalls handelt es sich hier weder um ein Fallen noch um ein Gleiten, sondern um ein wirkliches Fließen; in jeder Hinsicht verhält sich ein Gletscher wie eine auf geneigter Unterlage auflagernde dickflüssige Masse. Daß die Regelation (das ist die merkwürdige, von Faraday entdeckte Tatsache, daß Eisstücke durch Druck dazu gebracht werden können, aneinander festzufrieren, was auch beim Meereis beobachtet wird) die Bewegung des Gletschers fördert und im Gange erhalten hilft, kann man W. Thomson gewiß zugeben, wenn man auch in diesem Vorgange nicht die eigentliche Bewegungsursache erblickt; das teilweise und örtlich verflüssigte Eis bleibt nicht tropfbares Wasser, sondern es tritt unverzüglich der Prozeß des Wiedergefrierens ein, und da hiermit nach unten zu eine Druckverminderung gegeben ist, so kann das weiter oben befindliche Eis leichter nachrücken. Die Regelation erhöht die Umformungsfähigkeit des Gletscherkornes, und in dessen Volumzunahme liegt der wahre Schlüssel zu dem Rätsel der Gletscherbewegung. Die erste und wichtigste Ursache, die das dickflüssige Gletschereis



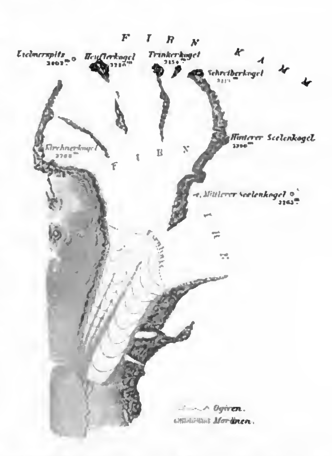
Schneefreie Felseninseln im Gletschergebiet



Seitengletscher und Bildung der Mittelmoräne (Aletschgletscher)

zum langsamen Fließen bringt, ist die Schwere, der es auch zuzuschreiben ist, daß an der Unterfläche des Gletschers, wo derselbe mit dem Felsgrunde in Kontakt steht, ein langsames Gleiten stattfindet.

Wenn die Gletscherzunge bis zu einer gewissen Stufe unter dem Firnfelde, aus dem sie ihre Nahrung bezieht, vorgedrungen ist, unterliegt sie der Vernichtung. Ohne Unterbrechung erleidet ja, wie leicht verständlich, die Gletschermasse Substanzverluste durch Schmelzung von oben und von unten, während allerdings die internen Schmelzungen, wie wir eben sahen, wesentlich nur die Arbeit des Fortbewegens leisten helfen. Das zu Wasser verwandelte Eis strömt ab, die Ablation ist also fortwährend mit der Vernichtung des Gletschers beschäftigt, allein da, wo die Masse noch große Mächtigkeit besitzt, fällt diese nur auf die obersten und untersten Partien sich beschränkende Zerstörung nicht besonders ins Gewicht. Man beobachtet ihre Folgen in Schmelzwasserrinnen, welche die Oberfläche allseitig durchfurchen, sowie in dem schon erwähnten Gletscherbache, den die obere wie die untere Ablation zu speisen beschäftigt sind, indem das Wasser aus jenen Rinnen durch die meist zahlreichen Ritzen hindurch seinen Weg nach der Gletschersohle findet. Nur da, wo Felsmassen in größeren oder kleineren Trümmern die unter ihnen liegenden Eisflächen vor der Einwirkung der Sonnenstrahlen schützen, kann sich die Ablation nicht direkt geltend machen, und wenn dann rings herum das Eis weggeleckt ist, so bleiben die für manche Ferner so charakteristischen Gletschertische übrig, Steinblöcke, die auf einem Eisfuße ruhen

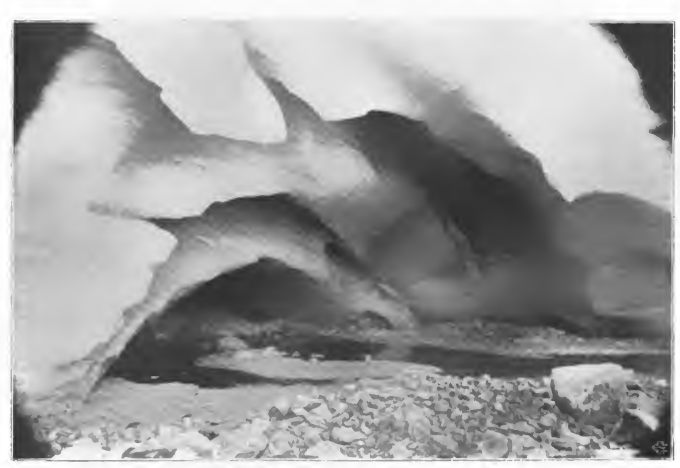


Rotmoosgletscher nach v. Sonklar mit Firnlinie; unterhalb der Firnlinie der eigentliche Gletscher (Ogiven = Schmutzbänder)

und sich wie riesige Pilze ausnehmen. Fein verteilter Schutt jedoch wirkt nicht in diesem Sinne, sondern befördert den Schmelzakt und sinkt tief in das Eis ein.

Seit langen Jahren weiß man, daß neben jener direkten Bewegung des Gletschereises eine zweite alternierende Bewegung der Gesamtgletscher von periodischem Charakter einhergeht. Die Gletscherzunge dringt während einer Reihe von Jahren immer weiter in das angrenzende Tief- oder Flachland hinein vor; alsdann tritt eine relative Ruhe ein, und darauf wieder beginnt ein Rückzug, durch den weite, früher vom Eise bedeckte Strecken entblößt werden. Feuchtkühle und trockenwarme Perioden wechseln miteinander ab. Auf eine Jahresreihe von ausgesprochener Tendenz zu Regen und Schneefall folgt ein Vorstoß, auf eine Jahresreihe von entgegengesetztem Charakter folgt ein Rückzug der Gletscher.

Der Gletscher selbst wird nicht vollkommen richtig gewürdigt, wenn man nicht auch der Beziehungen gedenkt, in die er zu den ihn umgebenden und unterteufenden Gesteinsmassen tritt. Ihren sichtbaren Ausdruck finden diese Beziehungen in den sogenannten Moränen. Zunächst fallen die Seitenmoränen ins Auge, die man früher gewöhnlich Gufferlinien nannte, Streifen, die sich nahe den beiden Ufern des Gletschers über dessen ganze Fläche hinziehen und von den an den Abhängen der einschließenden Berge hinabrollenden Trümmerstücken gebildet wurden. Je mehr der anstehende Fels zur Verwitterung geneigt ist, um so mehr Fragmente häufen sich in den Seitenmoränen auf, die auch nach unten zu immer mächtiger zu werden pflegen. Bleiben die Steine und Schutttrümmer, ohne zum Gletscher selbst zu gelangen, noch auf den Gehängen liegen, so bildet sich eine Ufermoräne. Mit den Seitenmoränen hängen die Mittelmoränen aufs engste zusammen. Wenn nämlich zwei Gletscher aus Seitentälern herabsteigen und sich am Punkte der Gabelung zu einem Hauptgletscher vereinigen, so führen die rechte Lateralmoräne des rechten und die linke des linken Nebengletschers (von oben gesehen) ihr Dasein als Seitenmoränen ohne Veränderung fort, während die linke und rechte Lateralmoräne etwas unterhalb des Scheidepunktes zu einer größeren Moräne zusammenwachsen, die ungefähr in der Mittellinie der vereinigten verläuft. Das Material besteht, um mit Heim zu reden, aus Trümmern aller Dimensionen, vom feinen Verwitterungsschlamm und Sand bis zu den gewaltigsten Blöcken. Die Grundmoräne bildet sich an der Sohle des Gletschers zwischen dem Felsgrunde und der sich darüber fortwälzenden Eismasse. Sie kommt dadurch zustande, daß der Gletscher selbst den Felsgrund abschleift und aufarbeitet. Am Gletscherende bildet sich eine konvex nach außen gekrümmte Erhöhung, deren Bestandteile sich aus solchen aller drei uns bekannten Gattungen von Moränen zusammensetzen. Diese Erhöhungen, die man Erdmoränen oder Stirnwälle nennt, können nach Heim 30 bis 50 Meter, ja sogar 100 Meter erreichen. Ihr Auftreten ist einer der sichersten Fingerzeige, daß eine im Augenblicke eisfreie Oertlichkeit dereinst einmal unter einem Gletscher begraben war, zum Beispiel das Tal des Achensees.



Gletscher, Gletscherbach und Grundmoräne



Die Kunst der Gastfreundschaft

Von

Sidney Whitman

Wie jede andre Kunst, hat die Kunst der Gastfreundschaft ihren Ursprung in dem ästhetischen Empfinden. Je nach dem Grade und der Entwicklung dieser Empfindung gibt es eine echte und eine unechte, eine vornehme, eine herzliche, eine gemütliche und eine rohe Gastfreundschaft. Eine Folge ihres Wesens ist es auch, daß sie das Gepräge einer Epoche, eines Volkes, ja sogar einer bestimmten Gesellschaftsklasse tragen kann.

Nur bei den mohammedanischen Völkern ist die Gastfreundschaft gleichmäßig unveränderlich. Dort gehört sie noch heute, wie es früher bei den Christen der Fall war, in das Bereich der Pflicht, der Sittenlehre, der Religion und steht demnach außerhalb der individuellen Einwirkung: sie ist eben strenge Vorschrift. Wer bei den Türken oder Arabern wirklich einmal Gastfreundschaft genossen hat, dem dürfte dieser Unterschied in der Erinnerung haften geblieben sein. Die orientalische Gastfreundschaft steht über der höchsten Betätigung des feinen Geschmackes, sie hat die Weihe eines Ritus. Der Eindruck, den sie macht, ist geeignet, pessimistische Gedanken über die Unechtheit vieler moderner gesellschaftlicher Gebräuche bei uns zu erwecken.

In Frankreich soll es mit der Gastfreundschaft nicht weit her sein. Wenigstens kann ein Fremder dort jahrelang in guten Kreisen verkehren, ohne daß ihm entsprechende Gelegenheit geboten wird, etwas Wesentliches von Gastfreundschaft, geschweige von ihrer feineren Art kennen zu lernen. Dies soll besonders von den Spaniern und Südamerikanern in Paris, die dort eine ständige Kolonie bilden, als Schattenseite des französischen gesellschaftlichen Lebens empfunden werden. Schon daß der Franzose seinen Wein mit Wasser gemischt trinkt, erniedrigt für uns — die wir doch eine idealere Auffassung von dem Weine als von einem bloßen Genuß- und Begeisterungsmittel haben — das Niveau der Gastfreundschaft und stört unser ästhetisches Behagen. Eine solche mit Wasser verdünnte Gastfreundschaft ist ungefähr dasselbe, als wenn von einer Malerschule verlangt würde, daß sie ihre Bilder, anstatt mit leuchtenden satten Farben, in verblaßten, verwässerten Tönen malen solle.

Wesentlich anders liegen die Dinge bei den Russen und, wie schon angedeutet, bei den Deutschen. Wenn die Deutschen sich die Gastfreundschaft kaum ohne Wein denken können, so die Russen nicht ohne Schnaps, aber alt muß er sein.

Dem Fürsten Bismarck — niemand, der je seine Gastfreundschaft genossen hat, wird seiner ohne Ehrerbietung und Dankbarkeit als eines Meisters der hier erörterten Kunst gedenken — wäre der Gedanke an ein Mahl mit verdünntem Wein geradezu empörend gewesen. Hat er doch den Verfall der englischen Aristokratie mit der Zunahme ihres Wasserkonsums in Verbindung gebracht. In dieser Gefahr befinden sich die Russen nun nicht. Die Gastfreundschaft des Zaren im Petersburger Winterpalais ist das Glänzendste, was es auf der ganzen Erde gibt, der Champagner fließt dabei in Strömen. Man denke sich zweitausend kaiserliche Gäste, die bei einem solchen Hoffest im Monat Januar unter anderm sämtlich mit frischem Spargel bewirtet werden. Auch bei dem reichen russischen Adel wird die Gastfreundschaft als Standestugend geübt. Allerdings soll auch ein russischer Magen nötig sein, um das, was sie Ueberschwengliches bietet, zu vertragen.

Bei den germanischen Völkern stand in früheren Zeiten eine joviale, üppige Gastfreundschaft in hoher Blüte. In unsrer Zeit aber tragen die gesellschaftlichen Bewirtungen mehr und mehr ein konventionelles Gepräge und nähern sich einer kunstgemäßen idealen Ausübung nur in dem Maße, als der betreffende Veranstalter feineren ästhetischen Auffassungen zugänglich ist. Demnach wird die Gastfreundschaft vorwiegend die Eigenschaften und Strömungen widerspiegeln, die jeweils in der Gesellschaft vertreten sind. Je mehr das Konventionelle, das Protzentum, die Macht des Scheins, überhaupt das Triebleben, regiert, desto mehr wird die unter ihren Einflüssen geübte Gastfreundschaft ihnen gleichen und sich aus natürlichen Gründen von den Begriffen einer feinen Lebenskunst fernhalten. Dies dürfte wohl im allgemeinen diejenige Gattung der Gastfreundschaft sein, die der Durchschnittssterbliche heutzutage meistens zu kosten bekommt.

„Daß sich der Gast gut amüsiert,
Ist große Nebensache;
Daß sich der Wirt glorifiziert,
Das ist der Witz der ‚Mache‘!“

Also viel „Mache“, daher auch wenig innere Freude am Geben oder Nehmen. Der Gastgeber frönt seiner Eitelkeit, seiner Sucht, Sensation zu erregen. Das Räsonieren der Gäste auf ihren Gastgeber ist fast ein Zeichen unsrer Zeit geworden und bekundet schon an sich, in welchem Maße wir von einer wahren Kunst der Gastfreundschaft entfernt sind. Ehrliches künstlerisches Streben, wenn es sich mit herzlicher Empfindung vereinigt, erzeugt im Gaste stets ein Gefühl der Verehrung für den Gastgeber. Bei dem Mangel einer solchen

Grundlage erntet bekanntlich die „Mache“ eine „Summa injuria“ als ihren Lohn.

Seit der Errichtung des Deutschen Reiches, die seinen Einwohnern in der Folge einen ungeheuern Zuwachs an nationalem Wohlstand gebracht hat, hat die Gastfreundschaft in Deutschland an Kolorit, Ueppigkeit und Umfang ungemein zugenommen. Darunter ist selbstverständlich vieles, das sich über die bloße „Mache“ erhebt und echt ist. Es ist uns, als hätten wir ein Prachtbild eines niederländischen Meisters vor uns, wenn wir der funkelnden Edelweine, der feisten Fische, der köstlichen Braten, der reich ausgestatteten Tafeln gedenken, an denen wir deutsche Gastfreundschaft genossen haben. In Deutschland werden heute die feinsten Weine nicht nur gezogen, sondern auch bezahlt und getrunken; ebenso werden auch die teuersten Zigarren meistens als Gastgeschenk geraucht. Und hier sei das Kuriosum festgestellt, daß, während der Volkssinn der Ansicht huldigt, daß Süddeutschland das Heim der gesellschaftlichen Gemütlichkeit sei, wie es unstreitig die Stätte größeren Wohlstandes ist, der Norden Deutschlands gastfreier als der Süden ist. Heute ist Berlin zweifelsohne die gastfreieste Stadt des Kontinents. Daß in Berlin wie noch friderizianische Richter, so auch Künstler im Gastgeben zu finden sind, ist bekannt. Aber im allgemeinen ist doch der Wohlstand, der zur Entfaltung einer künstlerisch gearteten Gastfreundschaft erforderlich ist, selbst in Kreisen, wo der Verdacht des Protzentums ausgeschlossen ist, zu neu, als daß von einer Schule in der Pflege einer geläuterten und veredelten Gastfreundschaft gesprochen werden könnte. Es wird viel aus dem Vollen verabreicht — das Herz spricht ein mächtiges Wort —, man will das Rechte und läßt es sich auch viel kosten. Aber noch sind die ästhetischen Kräfte nicht so weit entwickelt, um Vorbildliches zu leisten und Schule zu machen. Dazu bedarf es lange bestehender gesellschaftlicher Wohlhabenheit. Daher der berechtigte hohe Ruf der sogenannten Diplomatendiners, bei denen sich die Kunst der Gastfreundschaft von einem Geschlecht zum andern international fortgebildet hat und die Mäßigkeit im Genusse sich mit der höchsten Vollendung in der Kunst des Genießens vereinigt. Daher auch, daß in Deutschland die kunstgerechte Gastfreundschaft sich in den Städten vorfindet, in denen Wohlstand und gesellschaftliches Leben im Laufe der geschichtlichen Entwicklung frühzeitig heimisch geworden sind; so in Frankfurt am Main, Hamburg, Lübeck, Bremen und vielleicht, in engeren Kreisen, in der großen Handelsstadt Leipzig.

In einer Vorstadt von Leipzig wurde vor einem Jahrzehnt von einem Großindustriellen eine Gastfreundschaft geübt, welche sowohl in bezug auf Vornehmheit der geladenen Gesellschaft wie auch in bezug auf Ueppigkeit der Haushaltung es mit den besten englischen Landsitzen aufnehmen konnte. Ein wahrhaft mediceischer Zug lag über dem Ganzen, wenn der Gast an lichten Sommertagen eintraf und seine Augen den reichgeschmückten Damenflor auf der Terrasse mit dem herrlichen Park im Hintergrunde schauten.

Nicht vergessen werden darf auch die Gastfreundschaft in den vornehmen deutschen Schlössern auf dem Lande, denn sie nähert sich mehr der Kunst als fast jede Stadtgastfreundschaft. Sie ist in dem Maße echter, als man sich auf dem Lande infolge der dauernden Isolierung aufrichtiger freut, einen geladenen Gast zu empfangen, als in der Stadt. Diese aufrichtige Freude erzeugt auch eine Atmosphäre von Intimität zwischen dem Wirte und seinem Besuche, das Bestreben, dem Gaste alles nur Mögliche zu bieten, selbst während eines längeren Aufenthaltes, der schon an und für sich der Gastfreundschaft etwas Echtes verleiht. Hier wird der Gast wie im Kriege auf seinen Wert gestellt. Steht dem Hauswesen noch als „comble de bonheur“ eine feinfühlige, hochgebildete Hausfrau vor, dann ist wohl hier die Gastfreundschaft auf ihrer höchsten künstlerischen Stufe angelangt. Noch gibt es in Deutschland, und gewiß auch anderswo, aber nirgends auf der Welt echter als in Deutschland, eine besondere Gastfreundschaft edelster Gattung. Es ist jene, bei der Genüsse materieller Art, und selbst solche, die der ritterliche Verkehr zwischen Herren und Damen spendet, eine geringe oder gar keine Rolle spielen. Es ist dies die Gastfreundschaft, welche die geistige Elite gewährt und entgegennimmt. Selbst da aber spielt der Wein eine Hauptrolle, und sind die Mittel noch so bescheiden, der muß echt und gut sein. Eine solche Gastfreundschaft fand der Fremde dankbaren Gedenkens bei dem großen Gelehrten Professor Theodor Mommsen in Charlottenburg.

England ist das Land par excellence, in dem die Gastfreundschaft von alters her durch gesellschaftliche Sitten und Wohlstand begünstigt, als Kunst am ausgiebigsten und längsten gepflegt worden ist. Auch existiert heute gewiß kein zweites Volk, bei dem jede Einzelheit der Gastfreundschaft so genau nach Herkommen und Vorschrift durchgeführt wird. Die englische Gastfreundschaft bildet ein wichtiges Glied in der Kette jener gesellschaftlichen Einflüsse, die dem England unsrer Tage die soziale Hegemonie der Welt eingebracht hat. Die ganze Welt nimmt heute die Normen — sie mag es zugeben oder nicht — für ihre gesellschaftlichen Bräuche von England, wie in früheren Zeiten Spanien und Frankreich in dieser Hinsicht die Vorbilder der übrigen Länder gewesen sind.

Inwieweit England in bezug auf die Kunst der Gastfreundschaft Schule zu machen vermag, hängt, wie auf allen Gebieten der Kunst, von der Echtheit der Empfindung ab, welche ihren Darbietungen zugrunde liegt.

In einem Lande, in dem das goldene Kalb so viele Anbeter findet und in dem ein übertriebener Kultus weltlicher Macht, der gesellschaftlichen Stellung und des Scheines so üppig und lange floriert hat, muß es notgedrungen viel unechte Gastfreundschaft geben. Aber es bleibt doch noch genug Echtes übrig, um von einer wahren englischen Kunst der Gastfreundschaft reden zu können. Sie erreicht ihre feinsten Formen dort, wo sie sich über die unechten Elemente erhebt, von denen sie rings umgeben ist und die von gewissen Idiosynkrasien der modernen englischen Gesellschaft ständig genährt werden.

Gesellschaftliche Gleichstellung, auch ohne den Besitz von Reichtum oder einer hohen Stellung, lediglich auf Grund der Würde und Bedeutung



Das Denkmal Ottos von Wittelsbach auf der Wittelsbacher Brücke in München

Entworfen von Georg Wrba

(Zu dem umstehenden Aufsatz: „Wie Bildhauerwerke entstehen")

der Persönlichkeit, die allein einen freien und angenehmen Verkehr der Besucher in einem gastfreien Hause gewährleistet und die besonders in den besten Kreisen in Italien, Frankreich, Deutschland und Rußland beobachtet wird, diese gesellschaftliche Gleichstellung ist bei solchen Anlässen auch in England anzutreffen.

Infolge der in England herrschenden Tendenz zur ungemütlichen Ungleichheit sind die Anforderungen an den Takt des Gastgebers dort überaus groß, damit wenigstens auf dem neutralen Boden der Gastfreundschaft diese Ungleichheit gebannt werde.

Nathaniel Hawthorne, vielleicht der größte aller amerikanischen Dichter und einer der feinsten Beobachter der Völkerpsyche, war einmal bei dem Marquis von Lansdowne in London (1856) zum Frühstück eingeladen. Er berichtet in seinem Tagebuche darüber folgendes:

„Als das Frühstück angerichtet war, drang Lord Lansdowne darauf, daß ich den Vortritt nehmen sollte; als wir vom Frühstück aufstanden, bestand er wiederum darauf, trotzdem ich zögerte, bis er mich förmlich nötigte, vorzugehen. Dadurch, daß er auf seiner Absicht bestand, bekundete er seine Herablassung viel deutlicher, als wenn er angesichts meines Zögerns selbst vorausgegangen wäre und es als nicht der Mühe wert aufgefaßt hätte, darauf zu bestehen oder nachzugeben. Gott weiß, ich wäre mir keiner Demut bewußt gewesen, wenn ich nach ihm hinausgegangen wäre.“ *)

Man rühmt dem jetzigen König von England nach, daß er ein Meister in der Kunst der Gastfreundschaft sei. Erst vor kurzem ging eine Notiz durch die Zeitungen, die ein Schlaglicht auf die feine Rücksicht warf, die der englische König auf seine Gäste nimmt. Er hatte sich auf der Jagd den Fuß verstaucht und war gezwungen, die Jagd aufzugeben und nach Hause zu fahren; er bestand aber darauf, daß seine Gäste ruhig weiter jagen möchten. Schon zur Zeit, als er noch Prinz von Wales war, hieß es, daß niemand ihm in dem Bestreben gleichkäme, seinen Gästen, wes Ranges sie auch seien (denn er hat stets viele Gäste von allem möglichen Range und auch solche, die keinen Rang besaßen, bei sich empfangen), das Gefühl beizubringen, daß sie bei ihm zu Hause, „at home“, seien. Seitdem er den Thron bestiegen hat, hat seine Auffassung keine Aenderung erfahren. Ob bei der Jagd, bei der Unterhaltung, beim Gesellschaftsspiel, bei der Tafel, überall herrscht eine dem Fremden auffallende Gleichheit, die nur durch die feine Nuance unterschieden wird, daß der Gastherr — also der König — wie jedes sonst anwesende Glied der königlichen Familie einfach mit „Sir“, das Aequivalent des französischen „Monsieur“, angeredet wird. Das Prädikat „Majestät“ sowie die ganze Skala der Hof- und Rangtitulaturen ist verpönt und wird von den Gästen nicht angewendet. Auch versteht es der König mit großem Geschick zu vermeiden, als Mittelpunkt der Gespräche zu figurieren. Er haßt geradezu die demonstrativ laut Sprechenden und wünscht, daß jeder Gast oder jeder Kreis von Gästen gleich ihm selbst sich ungeniert bewege.

In diesen feinen Künsten der Gastfreundschaft soll er geradezu Meister sein und dank seinem feinen Takte sich von seiner Meisterschaft niemals das Geringste vergeben. Wehe dem, der von jener gastlichen Gleichheit eine mißbräuchliche Anwendung machen wollte! Denn die einzigen Fälle, in denen der König seine Prärogative geltend macht, sind die, wo er eine zutage tretende Ueberhebung eines Gastes gegenüber einem andern zu rügen für notwendig befindet. Dies pflegt er dann auf eine zarte, gleichwohl nicht mißzuverstehende Weise zu tun. Man erzählt sich manche Anekdoten von dem außerordentlichen Geschick, mit dem der König sich dieser seiner hausherrlichen Pflicht zuzeiten entledigt hat.

Vor einigen Jahren, noch als Prinz von Wales, war der jetzige König von England eines Abends bei Lord Rosebery, damals englischer Premierminister, zum Diner. Da aber bei solchen Gelegenheiten die Etikette erheischt, daß die Liste der übrigen Gäste dem Prinzen vorher zur Genehmigung vorgelegt wird, so kann man wohl in einem gewissen Sinne sagen, daß er bei sich selbst zu Gaste war. Die Gesellschaft bestand aus den deutschen und österreichischen Botschaftern, einigen hohen Würdenträgern, einigen Lords, Professor Goldwin Smith aus Canada und einem Unbekannten, der ebenfalls durch eine Einladung geehrt worden war. Die Unterhaltung wurde, wie immer in englischer Gesellschaft, in einem gedämpften, aber ungenierten Tone geführt. Kein Tonfall der Stimme, keine Bewegung verriet, daß der unbestrittene Autokrat im Gebiete der angelsächsischen sozialen Ordnung mit bei Tische saß. Nach der Mahlzeit wurde nicht Cercle gemacht, sondern der Prinz trat nach und nach an jeden einzelnen Gast heran und ehrte ihn durch ein längeres Gespräch, während die übrigen Gäste sich ungeniert miteinander unterhielten. Der Abend verging rasch, und der Prinz, der auf seinem Abschiedsrundgange an der Ausgangstür angelangt war, wollte offenbar das gastliche Haus verlassen und warf noch einen schweigenden Blick in den Saal. Weit von ihm weg, ganz am andern Ende des Saals, stand ein einzelner Gast, der einzige, von dem der Prinz sich noch nicht verabschiedet hatte. Er stand neben dem Kamin allein in Gedanken versunken, denn er hatte den Kopf voll von Sorgen, und zwar Sorgen von so kleinlicher Art, daß er sich fragen mußte, ob er sich wohl für den Heimweg eine Droschke würde leisten können. Als der Prinz seiner gewahr wurde, schritt er durch den ganzen Saal direkt auf ihn zu und reichte ihm unter freundlichen Abschiedsworten die Hand. Ob der Prinz wohl gewußt haben mag, daß er dem Gaste wohlgetan? In solcher Aufmerksamkeit, in solchem feinen, taktvollen Empfinden, in der schlichten Würdigung der einzelnen Persönlichkeit liegt das Wesen der „Kunst der Gastfreundschaft“.

*) Siehe Passages from the English Note-Books of Nathaniel Hawthorne. Band 2, Seite 112. Leipzig, Tauchnitz, 1871.



Professor G. Wrba bei der Arbeit am Tonmodell

Wie Bildhauerwerke entstehen

Von

Georg Agi

(Hierzu elf Abbildungen nach Aufnahmen von Rehse & Co., München)

Die Genesis eines Denkmals wollen wir heute an einem modernen Werke dartun, an der Monumentalskulptur Ottos von Wittelsbach, die jetzt die nach dem Entwurf von Theodor Fischer erbaute prächtige Wittelsbacher Brücke in München schmückt und von einem der erfolgreichsten unter den neueren Münchner Bildhauern, von Professor Georg Wrba ausgeführt wurde. Die Größenverhältnisse dieses Standbildes, für das 900 Zentner Muschelkalk verwendet wurden, belaufen sich auf 4 Meter Höhe bei 3,60 Metern Länge. Das Modell wurde in Originalgröße angelegt. Der Künstler war bei der von der Stadt München ausgeschriebenen Preiskonkurrenz als Sieger hervorgegangen auf Grund seiner Tonskizze, die in 1/10 Größe sich wies. Bei der reichen Erfindungsgabe, bei dem ausgesprochenen Talent Wrbas für die Plastik in enger Verbindung mit der Architektur war vorauszusehen, daß sich noch manche überraschende Neuerung im Einverständnis mit dem Architekten ergeben werde. Das zweite Tonmodell, das Wrba in 1/5 Größe ausführte, zeigte die Plastik noch geschlossener, ruhiger und mit erhöhter monumentaler Wirkung. Die beiden Knappen, die das Streitroß des Wittelsbachers erst führten, waren verschwunden; knapp an der Plinte hatte das stämmige Roß Posto gefaßt, auf dem der Reiter mit ausgelegtem Schwerte saß; der in Hochrelief gehaltene aufrechtstehende Löwe hielt die bayrischen Wappentafeln in den Pranken, glücklich gewählt schien dieser bildhauerische Stützpunkt. Es ging ans Werk, und wiederum gab es eine künstlerische Ueberraschung bei dem in Originalgröße ausgeführten Hilfsmodell: organisch mit dem genannten Stützpunkt verbunden ward ein vor dem Rosse kauernder, eminent dekorativer Krieger eingeführt. Diese Konstatierung soll beweisen, daß sich der schaffende originelle Künstler nie sklavisch an die Skizzen halten wird, die beim Bildhauer zumeist in Tonerde, Modellierwachs oder Plastelin gearbeitet werden, wenn er seine Entwürfe in Stein oder Marmor auszuführen beabsichtigt.

Nach dem Entwurfe wird in halber oder ganzer Größe ein Hilfsmodell gearbeitet als Vorbild für die Ausführung. Das Hilfsmodell wird in der Regel aus Bildhauerton hergestellt. Auf einer Drehscheibe wird zunächst ein Gerüst in ungefährer Größe des gedachten Modells aufgeschlagen, das heißt eine starke Eisenstange wird aufrecht in die



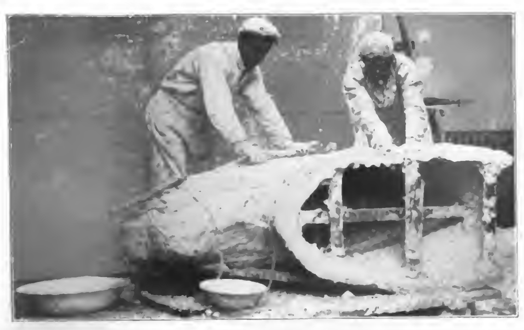
Die Gipsform

baumstäbchen, die an beiden Enden schaufelförmig auslaufen) und Modellierschlingen (Hölzer, die an beiden Enden kräftige Drahtschlingen haben, mit denen Teile des Tones abgeschnitten oder abgerissen werden). Das liebste „Werkzeug" aber sind den meisten Künstlern die Handflächen und Finger zum Durchmodellieren der mit dem Zirkel von der Skizze in Rohmasse in das Verhältnis zum Modell gesetzten Formen, denn die poröse Haut der Hände gibt der Tonmasse einen der natürlichen Hautbildung entsprechenden Charakter. Statt des Zirkels wird vielfach auch der Taster gebraucht, ein Meßinstrument, dessen beide Schenkel gekrümmt sind, so daß plastische Formen damit umfaßt und die Stärke an beliebigen Punkten ausgemessen werden kann. So wird das auszuführende Bildwerk vor der Uebertragung in Stein oder Metallguß in natürlicher Größe (bei halber ist später Uebersetzung nötig) und bis zum kleinsten Detail in Ton hergestellt. Nicht die geringste Kunst des Bildhauers ist es, dabei technisch die Stützpunkte so anzulegen, daß sie die Harmonie des Bildwerks nicht stören, sich organisch einordnen, die Rücksicht auf das Material, in dem später gearbeitet werden soll,

als Unterlage dienenden Bohlen eingelassen und an ihr Querstäbe von Eisen oder Draht angebracht, an denen auch Holzstücke zum besseren Haften des Tones befestigt werden. Dies Gerüst ist sozusagen das Skelett des Monumentes. Mit feuchtem Ton werden alsdann die Hauptmassen und Hauptformen durch Anwerfen an das Gerüst gebildet. Der graue, nasse Ton hat beständige Netzung nötig, die durch Einschlagen in feuchte Tücher erreicht wird. Etwa 200 Zentner brauchte man für den Stock des Tonmodells, an dem der Künstler arbeitete mit Hilfe von Modellierholz (längliche Buchs-



(Entfernung des Tons und des Gerüstes aus der Gipsform)



Ausgießen des Pferdekopfes

stellt strenge Normen. Die Ausführung in Stein verlangt möglichst geschlossene Form und Vermeiden vorspringender dünner Teile, da diese sonst angestückt werden müssen.

An dem in unsrer Abbildung gezeigten Hilfsmodell arbeitete der Künstler die kurze Zeit von kaum fünf Monaten. Der Aufbau des Rohmodells, die Tätigkeit des Künstlers und die übrigen Arbeiten haben trotzdem zusammen über ein Jahr beansprucht.

Nachdem das Modell fertig steht, werden mit kleinen Plättchen aus Weißblech verschiedene Teile des Monumentes im Ton abgesteckt. Damit sind die Grenzen gegeben für die Sonderstücke des kommenden Gipsmodells und für die einzelnen Teile, aus denen später die in Stein projektierte Skulptur zusammengesetzt werden soll; denn es ist nicht möglich, groß angelegte Monumente aus einem Stück zu schaffen. Wenn diese Arbeit erledigt ist, tritt der Gipsformator, der auch ein gut Stück Meister sein muß, sein kritisches Amt an. Es beginnen die Vorbereitungen für den Gipsabguß. Zuerst wird die sogenannte verlorene Form (das Negativ oder die Matrize) geschaffen. Auf die ganze Fläche des vorgenannten Hilfsmodells (Ton) wird nach einem Ueberzug mit Oel und Seife eine leichte Schicht von rot gefärbtem Gips aufgelegt, damit beim späteren Abbrechen die Grenze zwischen der zu schonenden negativen und der überflüssig werdenden positiven Form leicht zu erkennen ist. Auf diese erste rote Schicht wird dann eine starke weiße feuchte Gipsschicht aufgelegt und mit Eisenstangen, Lattenstücken und so weiter verstärkt. Wenn das Modell ganz in Gips eingehüllt, zur unkenntlichen Form geworden ist, läßt man den Gips erstarren.

Durch die eingefügten Weißblechstreifen ist die das Tonmodell umhüllende Gipsmasse in eine Zahl von einzelnen (30 bei dem Wittelsbacher Standbild) Formenstücken zerlegt, die nun sorgfältig abgelöst, gesäubert und innen geölt werden. Das Tonmodell, des Künstlers Schaffenswerk, geht bei dieser Arbeit zugrunde.

Bald erhebt sich auf der Drehscheibe an Stelle des Tonmodells eine unansehnliche Packform. Der Gipsformator, der nach der Abnahme der negativen Form die numerierten Stücke beiseitelegte, hat sie einzeln nach der inneren Oelung mit feuchtem Gips



Loslösen der äußeren Schicht der Gipsform



Reparieren des Gipsmodells

ausgegossen und im Kern mit Rupfen, Holz- und Eisenstücken verstärkt, damit der Abguß inneren Halt bekomme. Nach genügender Erhärtung der inneren Gipsschicht wurde Stück an Stück gereiht, von Grund auf das Monument zusammengestellt und mit Gips verbunden. Bald erhob sich so auf der Drehscheibe eine massige Packform, zu der 300 Zentner Gips nötig waren. Kleine Skizzen halfen zur Orientierung vom Einzelnen zum Ganzen. Unter der massigen Hülle steckt der Gipsguß, der die Formen des grauen Tonmodells in blütenweißer Schöne offenbaren soll. Mit großer Vorsicht wird diese Wiedergeburt eingeleitet.

Schlag auf Schlag fällt auf die verlorene Form, die Außenstützen sinken, und bald kommt die rote Gipsschicht zum Vorschein; sie kündet, die Nähe der Formen des Gipsabgusses. Sorgsam wird die letzte trennende Schicht abgehoben. Stück um Stück kommt der Gipsabguß zutage; die Form geht verloren, neue Abgüsse können mit ihr nicht mehr gemacht werden. Die Nähte des Gipsmodells werden abgeschabt, etwaige Fehler durch Auftragen von nassem Gips ausgebessert. Das Gipsmodell steht nun fertig; dann wird es wiederum zerlegt, und die Ausführung in Stein kann beginnen.

Eine Anzahl von Steinmetzen harren unter Führung eines Bildhauers der Arbeit, die der Künstler ihnen überläßt. Das Gipsmodell gibt die genauen Größen, in denen gearbeitet werden muß. Vom Steinbruch sind Kolosse vor das Atelier gefahren worden, die in Rohmaß den Verhältnissen der Einzelstücke des Monumentes entsprechen. Durch einen sogenannten Punktierapparat — er nimmt die Größen, Höhen und Tiefen — werden die wichtigsten hervortretenden Punkte vom Gipsmodell auf den Stein herübergemessen, denn neben dem Block hat der Steinmetz das Modellstück aufgestellt. Die Hauptflächen des Steines werden mit Meißel und Schlägel vom Groben her bis zum Feinen zugerichtet, derart, daß immer mehr Punkte mit Punktierapparat oder Taster übertragen werden. Wo Meißel und Spitzeisen nicht mehr genug Delikatesse entwickeln, muß der Bohrer herhalten, um die nötigen Tiefen oder Unterschneidungen zu schaffen. Immer und immer wieder kontrolliert der Steinmetz am Gipsmodell seine Arbeit, um sich zu vergewissern, daß er getreu dem Weg des Meisters Folge leistet, Fuge muß auf Fuge passen. Weil sich das Gipsmodell mitunter zieht, aus der Form fällt, wird bei der Bildhauerarbeit ein sogenannter Ueberstein gelassen, der es ermöglicht, daß man das Ganze beim Zusammenstecken stimmen kann.

Ist alles einzeln vollendet, die Figur sozusagen mechanisch in Stein übertragen, dann erfolgt die Prüfung aufs Ganze. Die Figur wird vor dem Atelier des Künstlers zusammengestellt, im Freilicht des Tages geprüft. Hier legt der Künstler mit feinen Meißeln die letzte Hand an, wenn er es nicht vorzieht, diese Arbeit seinen geschulten Werkmeistern zu überlassen. Um den richtigen Eindruck zu bekommen, werden die zwischen den einzelnen Paßstücken verbliebenen Fugen mit Gips verstrichen. Befriedigt das Werk den Meister, erfolgt nun sofort der Abbruch der Skulptur. Brückenwagen kommen angefahren, welche die einzelnen schweren



Das fertige Gipsmodell

Stücke auf den Bestimmungsplatz zu verbringen haben. Ein Hebegerüst wird dort aufgebaut; Kran und Flaschenzug haben kurze Arbeit. Stück wird an Stück gefügt, der Zwischenraum wird durch Zementaufguß zum dauernden Bindeglied gestaltet. Wo es nötig ist, besondere Sicherungen zu schaffen, da werden die einzelnen Stücke im Innern durch Klammern und Eisenstangen verankert; Löcher, die zu diesem Zweck vom Steinmetz an geeigneter Stelle geschaffen und nach Einsetzen des sichernden Metalls mit Zement ausgegossen wurden, erleichtern diese wichtige Arbeit. Denn aufgerichtet soll das Monument den kommenden Jahrhunderten trotzen, für ungemessene Zukunftstage vom Künstlertum der Gegenwart zu der Nachwelt sprechen.

Das von Professor Georg Wrba vollendete Standbild des Otto von Wittelsbach wurde als Hauptstück zu der mit einem Kostenaufwand von 670000 Mark errichteten Wittelsbacher Brücke komponiert und auf dem an der rechten Brückenseite aus dem Isarbett aufsteigenden turmartigen Pfeilerbogen aufgestellt. Der große tektonische Zug, der bei ausgesprochen stilistischem Prinzip die Werke Wrbas auszeichnet, tritt auch bei dem prachtvoll wirkenden Standbild des Wittelsbachers in die Erscheinung. Auf kräftigem Hengste sitzt der streit- und kampflustige Pfalzgraf, der erste der heute regierenden geschichtlichen Wittelsbacher; angetan ist er mit knappem Streithemd. Die geschlossene Kapuze deckt den Kopf und läßt nur im Oval das scharfe, markige Gesicht des Kämpen frei, das sich leicht zur Linken wendet. Der Reiter im schmucklosen Sattel zieht das Lederzeug, Trense und Lenkriemen, straff mit der linken Hand an sich. Die Rechte hält das Schwert für den Angriff bereit, halb zu Boden gesenkt. Mit der Anlehnung der Schwertspitze an die



Aushauen der einzelnen Teile des Standbildes aus Stein



Der Pferdekopf in Gips und Stein

Ferse des rechten Fußes hat der Künstler einen gut motivierten technischen Stützpunkt gewonnen; Hauptstützpunkt ist dem Ganzen der unter dem Bauch des Pferdes laufende glatte Quader, aus dessen Längsfläche in der Mitte der beiden Seiten in Hochrelief ein aufrechtstehender Löwe herausgearbeitet ist, der die Vorderpranken auf die Kante stützt. Organisch mit diesem Stützpunkt und dem ganzen in edeln romanischen Formen gehaltenen Reitermonument verbunden, zeigt sich der vor dem Rosse kauernde Krieger, der sich mit der Rechten auf sein zerbrochenes Schwert stützt und mit der Linken den Schild zum Schutze über sich hält: ein Hinweis auf den geschichtlichen Vorgang bei der Veroneser Klause.



Das fertige Standbild Ottos von Wittelsbach



Der Kohlen-Paule

Skizze

von

Lotte Gubalke

Emma Merian war es zur Gewißheit geworden, daß sie vor dem Nichts stehe.

Tod oder langsames Zugrundegehen — gab es noch ein drittes? Sie preßte die Hände, die nicht arbeiten konnten, auf das zitternde Herz, das immer noch so heiß und heftig nach den Freuden der Welt verlangt hatte. Sie stand am Fenster und starrte auf die zugefrorenen Scheiben. Dahinter lag die Welt, das Leben ... Sie hörte seinen geschäftigen Lärm.

Sie zog die Schultern fröstelnd empor. Welt und Leben!

Tausend Tore führen hinein.

Emma Merian hatte nicht die Kraft, eines dieser Tore zu öffnen.

„Fräulein Merian, wollen Sie die Kohlen bezahlen?"

Wenn jemand gefragt hätte: „Wollen Sie nach dem Mond reisen?" so wäre das genau das gleiche gewesen.

Die Stimme kam aus dem kleinen Vorraum, der zu ihrer Wohnung gehörte.

Sie hatte ganz vergessen, daß der Kohlenmann heute, wie an jedem dritten Tag, hundert Preßkohlen in den Wandschrank absetzte. Als er das letzte Mal kam, hatte sie ihn mit der Bezahlung auf heute vertröstet.

Jetzt blieb sie wie festgebannt vor dem zugefrorenen Fenster stehen.

Sie war nicht einmal fähig, zu überlegen, was sie eigentlich antworten sollte.

Der breitschultrige Mann trat über die Schwelle.

„Es ist sehr kalt in Ihrem Zimmer, Fräulein Merian, Sie werden sich erkälten. Sie werden ein halbes Hundert mehr Kohlen brauchen von nun an. Ich dachte schon heute morgen, als ich fortfuhr: Fahre man bei dem kleinen Fräulein Merian zuerst vor, die hat zu knapp bestellt."

Emma Merian sah erstaunt auf den Sprecher.

Bislang hatte immer ihr Mädchen, das sie gestern abend abgelohnt hatte, mit dem Kohlen-Paule verhandelt. „Sie haben doch nicht mehr als hundert Kohlen gebracht? Ich hätte sie abbestellen sollen — ich kannte Ihre Adresse nicht — um ganz aufrichtig zu sein, ich hatte mir die Sache nicht überlegt. Ich habe gar niemand, der mir das Feuer anzünden könnte!"

„Das ist schlimm — daß Sie kein Feuer anzünden können! Im Kalten können Sie doch aber nicht arbeiten!"

„Ich kann nicht arbeiten — überhaupt nichts schaffen."

„Ich wollte damit keine grobe Arbeit gemeint haben," entschuldigte Kohlen-Paule. „Ich dachte, Sie wären ein Malfräulein."

Seine Blicke gingen an den Wänden des behaglich eingerichteten Mansardenzimmers entlang. Da hingen verschiedene Pastellbilder, Landschaften und Porträtstudien.

Emma schüttelte den Kopf. Die Art des Alten wurde ihr lästig.

„Ich dachte, die Bilder hätten Sie gemalt?"

„Ja — vorzeiten, zu meinem Vergnügen ... Es wird am Ende besser sein, Sie nehmen die Kohlen wieder mit. Ich schulde Ihnen eine Mark für die vorletzte Lieferung, und hier noch eine Kleinigkeit für die vergebliche Mühe heute."

Emma legte noch ein Fünfgroschenstück neben die Mark.

„Ih, bewahre doch, Fräulein Merian! Das Feuer mache ich Ihnen heute gern an. Wann bekommen Sie denn eine Neue?"

„Nein, lassen Sie nur — ich ziehe morgen fort und gehe heute aus."

„Und wenn Sie nach Haus kommen, ist es kalt!"

„Ich danke Ihnen wirklich. Begreifen Sie doch nur — ich will kein Feuer."

Kohlen-Paule nahm sein Reff — ging und begriff nicht, warum Fräulein Merian bei dieser Kälte kein Feuer wollte.

Im Fortgehen, nachdem er die Hälfte der Kohlen zurückgepackt hatte, sagte er: „Gott befohlen, Fräulein Merian."

Emma lächelte spöttisch, als der Gruß ihr Ohr traf.

„Gott befohlen!" Sie brauchte keine Lebenslüge. Sie ging ruhelos in ihrem Zimmer auf und ab. Der Hunger, der sie noch vor einer Stunde geplagt hatte, war überwunden, und die Kälte empfand sie nicht, weil in ihrem Innern ein verzehrendes Angstgefühl saß, das alle andern Empfindungen niederhielt.

Da war sie nun ins Leben hinausgegangen mit so viel Mut und so viel Hoffnungen! Ihre Stimme, die ihr eine goldene Zukunft eintragen sollte, war verloren. Der Rest ihres Vermögens, den sie vor zwei Jahren aus dem Zusammenbruch des Geschäftshauses ihres Bruders gerettet hatte, war

durch Kuren und allerhand teure Lehrmethoden aufgebraucht... Das war das Ende der schönen Emma Merian!

•

Kohlen-Paule hatte keine Lust, die fünfzig Preßkohlen wieder hinabzutragen.

Er zog die Schelle an der gegenüberliegenden Tür.

Nach längerem Warten wurde sie geöffnet.

„Morgen, Fräulein Junkermann, nehmen Sie mir vielleicht die Kohlen ab? Fünfzig sind es — ich brachte drüben zu viel hin."

In der offenen Tür stand ein schlankes ältliches Mädchen, sie hielt eine Wolke von rosa Tüll in den Händen und rief halb ärgerlich, halb belustigt: „Paule, kommen Sie mir nur nicht zu nahe mit Ihren schwarzen Händen! Ich kann augenblicklich wirklich keine Kohlen brauchen. Ich bin eben dabei, das Gewand einer Rosenkönigin zu machen."

Kohlen-Paule schüttelte den Kopf, brummelte etwas von unverbesserlichem Leichtsinn vor sich hin und wollte kehrt machen.

„Na — kommen Sie herein — aber warten Sie, bis ich mich davongemacht habe, und holen Sie das Geld übermorgen."

Paule war ganz damit einverstanden.

Während er die Kohlen in den Wandschrank packte, sagte er zu Rosalinde Junkermann, die im Zimmer zwischen rosa Tüllwolken saß und eifrig stichelte: „Daß Sie das aushalten! Jeden Abend das Tanzen auf den Zehenspitzen!"

„Das bin ich doch von Jugend auf gewöhnt, und außerdem liegt es in der Familie. — Kohlentragen ist doch nicht etwa eine angenehmere Beschäftigung?"

„Mit Ihnen soll keiner anbändeln!"

„Nein, lieber nicht. Das Tanzen sollten Sie vor allen Dingen nicht schmähen — es ist eine edle Kunst — die älteste! Sie können es glauben, Paule, ehe die Kreatur Laute von sich gab, tanzte sie."

„Reden Sie doch nicht so durcheinander und von Dingen, die keiner nachprüfen kann."

„Gut. Aber es nährt seinen Mann — ich nehme Ihnen die Kohlen ab, die das gnädige Fräulein nicht bezahlen kann."

„Sie zieht aus."

„Glaub' ich nicht. Sie macht sich aus dem Staube — kenne das."

Kohlen-Paule wurde ärgerlich. „Wie kommen Sie denn darauf, so etwas zu denken?"

„Das werden Sie ja sehen, ob ich recht habe."

Rosalinde Junkermann ließ sich zu keiner Begründung ihrer Behauptung herbei, und Kohlen-Paule ging gedankenvoll die Treppe hinab. Er kam täglich mit den verschiedensten Leuten zusammen, er verstand sich doch auf Gesichter! Das kleine Fräulein Merian machte sich sicherlich nicht aus dem Staube, und wenn auch — was ging es ihn denn an —, ihm war sie doch nichts schuldig.

Auf der Diele traf er die Pförtnersfrau.

„Das kleine Fräulein Merian zieht aus?"

„Ja — sie hat Abstand gezahlt, morgen, sagt sie, geht sie — einen Fuhrmann, der ihre Sachen fährt, hat sie noch nicht — wollen Sie sich etwa anbieten? Sie will sich selbst einen besorgen, sagt sie, aber sie ist so unpraktisch, die zahlt immer alles zu teuer — alles."

Kohlen-Paule mußte erst zu Haus mit seiner Frau darüber reden — möglich, daß in seiner Abwesenheit schon eine andre Fuhre bestellt war.

„Wie lange bleibt das kleine Fräulein Merian noch?"

„Bis morgen oder übermorgen, ich sage: ‚Fräulein, das soll nun wegen des Abstandes, den Sie bezahlt haben, weiter gar nicht darauf ankommen.'"

Kohlen-Paule fuhr mit seinem Hundewagen heim, die Pförtnersfrau setzte sich mit einer Flickarbeit an ihr Bogenfenster. Rosalinde Junkermann nähte singend an ihren Tüllwolken, und Emma Merian stand wieder vor dem zugefrorenen Fenster und starrte auf die Eisblumen.

Nach geraumer Zeit — nach einer Zeit, die sich nicht messen ließ, weil sie lang genug gewesen war, daß ein ganzes Menschenleben mit seinen Hoffnungen, Wünschen und seinen guten und törichten Taten in ihr noch einmal traumhaft vorbeiziehen konnte, ging Emma daran, ihre Sachen zu ordnen.

Sie wollte wirklich fliehen — sich aus dem Staube machen. Was sollte sie denn noch tun? War das Leben wertvoll genug, um den notwendigen Unterhalt durch qualvolle Fronarbeit zu verdienen?

Sie hätte Gesangstunden geben können — hätte verschiedenen Ballast und Luxus verkaufen, eine billigere Wohnung nehmen sollen. —

Ja, wenn sie einige Kunstschätze — alte Kupfer und ihren Schmuck darangab, so hätte sie sogar noch ein Jahr sorglos leben können!

Aber wozu? Hinterließ sie eine Lücke? Würde sie jemand vermissen?

Ihre Kolleginnen würden eine Zeitlang über das Ereignis reden, ein paar Männer, die ihre Verehrer waren, als sie noch Geld besaß, würden die Achseln zucken...

Ihre Mutter hatte sie nicht gekannt — ihr Vater war ein harter, kalter Mann gewesen, der nicht mehr als Nahrung und Kleidung für seine Tochter, mit der er nichts anzufangen wußte, übrig hatte...

Wenn sie sich ganz genaue Rechenschaft abgab, so sehnte sie sich nicht einmal nach Vater noch nach Mutter — sie sehnte sich nach Ruhe — nach dem Nichts.

Seit gestern nachmittag hatte Emma Merian nichts genossen. Sie lächelte spöttisch über sich selbst, als sie beim Aufräumen in ihrem Schreibtisch ein Paket Kakes fand und mechanisch anfing, die kleinen trockenen Kuchen zu kauen...

Nachher wurde sie müde. Sie schlief im hochlehnigen Schreibtischstuhl sitzend ein und wachte erst auf, als die Türglocke den Briefboten meldete. Es dämmerte — sie stand auf, zog sich zum Ausgehen fertig an, ohne nach dem Briefkasten zu sehen — sie wollte gar keine Botschaft mehr aus dieser Welt, mit der sie fertig war, weil sie nicht einer einzigen Hoffnung Erfüllung gewährt hatte.

Gewohnheitsmäßig schloß sie zweimal um, senkte den Schlüssel in ihre Tasche und ging die Treppe hinab, am Kanal entlang — weiter, immer weiter in die graue Abenddämmerung hinein, die nur zu gut zu ihrer Stimmung paßte. Ein dichter Nebel

fiel. Die einzelnen Laternen schienen rot, blutrot durch die graue Nacht. Die Kähne auf dem Kanal sahen wie schwarze Ungeheuer aus, die regungslos lauernd dalagen. Sie lief, sie ging immer eiliger. Sie suchte nach einer Treppe, die zum Kanal hinabführe, sie wollte jedes Aufsehen vermeiden, sie wollte unbemerkt und lautlos in den dunkeln Wasserfluten verschwinden.

Da, jetzt hatte sie endlich gefunden, was sie suchte. Das Geländer war hier unterbrochen, eine Treppe führte hinab. Sie war zwar durch eine Stange verschränkt, aber es würde wenig Mühe machen, darunter durchzuschlüpfen.

Sie blieb lauschend stehen. Von rechts kamen ein paar Gestalten. Sie maß den Abstand und überlegte. Sie würde nicht mehr bis zum Ende der Treppe kommen — besser war es, die Männer herankommen zu lassen. Sie ging einige Schritte weiter.

Endlich war niemand weit und breit zu sehen. Es war stille in dieser Gegend, nur von ferne klang das Geratter der Stadtbahn und das Klingeln der Pferdebahnen zu ihr herüber. Manchmal warf ein Schornstein, der drüben am andern Ufer aufragte, Funkengarben gegen die Nebeldecke, die das Firmament abdämmte, das Firmament mit seinen tausenden und aber tausenden Sternen...

Ganz gelassen und ruhig, die Hände zu Fäusten geballt, die Arme schlaff herabhängend, ging sie auf die Treppe zu.

Da traf ein leises Wimmern ihr Ohr, ihr Fuß stieß an etwas Weiches. Sie bückte sich. Was war das? Ein Lumpenbündel war da, sie wollte es mit dem Fuß zur Seite schieben, aber in dem Bündel war etwas Lebendes und eine kleine heisere Stimme gab davon Zeugnis. Ganz erschrocken hob die schöne Emma Merian das Lumpenbündel auf.

Zwei kleine rote Fäuste streckten sich ihr entgegen — kalte magere Kinderfäuste. Sie ging erschrocken zurück bis zum nächsten Laternenpfahl. Das Wimmern wurde nicht stärker — es klang so müde, so erbärmlich, so ganz versagend und schwach. Und das Licht der Laterne beschien, weil der Nebel allzu stark fiel, nur dürftig ein welkes, elendes Kinderantlitz.

Emma Merian dachte in diesem Augenblick gar nichts andres, als daß sie ein junges Leben im Arm habe, das nur noch zu flackern schien. Vielleicht werden es viele für etwas Gewohnheitsmäßiges halten, daß sie danach strebte, die kleine Lebensflamme anzufachen. Und wollte vor kurzem die ihre auslöschen?!

Emma Merian ging eilends heim, das Lumpenbündel fest an sich gedrückt. Sie drückte zuweilen ihre Wangen auf das kleine arme, magere Kindergesicht, und dann fühlte sie einen suchenden Mund.

Ein hungriges Kind! Ein hungriges Kind hatte sie gefunden! Sie schloß mit bebenden Fingern die Tür auf, legte das Bündel auf ihr Bett und zündete mit zitternden Fingern die Gaslampe an.

„Schlimm, daß Sie kein Feuer anmachen können," hatte Kohlen-Paule gesagt.

Ja, das war schlimm. Und schlimm war auch, daß sie allein — so ganz allein war.

Zuerst holte sie das Bündel samt einem Kopfkissen auf den runden Tisch unter der Lampe, wickelte alle die Lumpen auseinander und schlug den kleinen Findling in reine wollene Tücher. Sie hatte nichts als etwas Zucker, das Kind leckte gierig, als sie ihm die Süßigkeit auf die Lippen brachte, und schien für Sekunden beruhigt zu sein.

Aufseufzend betrachtete sie ihren Fund.

Da klingelte jemand. Sie fühlte etwas wie Erleichterung — irgend jemand würde kommen — irgend jemand, mit dem sie reden konnte.

Kohlen-Paule stand draußen. Er bot seine Hilfe zum Auszug an. „Eine kleine Fuhre —"

Sie mußte sich sein Ansuchen mit aller Umständlichkeit wiederholen lassen — endlich begriff sie. Sie schüttelte den Kopf.

„Ich habe noch keine Wohnung — vielleicht bleibe ich auch wieder, noch einen Monat — ich weiß nicht genau — aber..." Sie stockte. Dann sagte sie: „Ich habe einen merkwürdigen Fund gemacht — ein Kind, halbverhungert — bitte, sehen Sie doch nur —"

Kohlen-Paule trat ein und besah das Bündel. Er sah das Kind an und dann mit einem langen Blick die schöne Emma Merian.

„Wo?" fragte er mit ganz belegter Stimme, „wo hat das Fräulein dies Kind gefunden?"

„Am — am Kanal..." antwortete Emma mit stockender Stimme und wurde ganz bleich.

„Am Kanal —"

Er sagte nichts weiter, aber er dachte: ‚Sie hat sich also doch aus dem Staub machen wollen', die Rosalinde hatte in gewisser Beziehung recht.

Laut sagte er dann: „Erst mal mache ich Feuer an — es liegen noch fünfzig Preßkohlen im Wandschrank; dann borge ich etwas Milch bei der Junkermann für das Kind und dann findet sich das andre."

Emma nahm das Kind, das wieder wimmerte, Paule hatte schnell Feuer angezündet, zumal noch Glut unter der Asche war, und stand bald wieder vor Rosalinde Junkermann, die immer noch an ihren rosa Tüllwolken nähte.

„Ein Kind? Und sie hat es wirklich mit heraufgetragen, diese hochmütige Dame?" rief Rosalinde.

Milch war vorhanden, und wenn sie diese schon gerne für den Findling abgeben wollte, so wollte sie jedenfalls mit hinübergehen, um behilflich zu sein, denn diese steife, hochmütige Person — Sie hörte mitten in ihrer Rede auf und fragte bestürzt: „Wie kam sie denn an den Kanal?"

„Sie wollte sich aus dem Staube machen —"

„So hatte ich das nun nicht gemeint, das hatte ich ihr nicht zugetraut, das nicht — o — und so nah wohnt man sich und geht aneinander vorbei und traut sich nur immer das Schlechteste zu?"

Kurze Zeit darauf stand Rosalinde neben Emma Merian vor dem Kind, das eingeschlafen war, nachdem es warme Milch mit durstigen Zügen genossen hatte.

Emma Merian hatte rote Wangen und glänzende Augen. „Ich trenne mich nicht von dem Jungen, die Polizei wird ihn mir lassen müssen," sagte sie.

„Ja, ja, man wird ihn schon lassen, wo er ist, aber leicht wird die Sache nicht sein!"

Nein, sehr leicht war die Sache nicht. Und Emma Merian hat auch den Findling nicht behalten können, Kohlen-Paules Frau hat den armen Schächer, dessen Mutter im Kanal gefunden wurde,

zu sich genommen und treulich gepflegt, aber die schöne Emma Merian hat das Kostgeld gezahlt.

Womit?

O, sie ist eine Stufe herabgestiegen. Im Schweiß ihres Angesichtes hat sie arbeiten gelernt, für ein kleines, elendes Würmchen hat sie ihre Finger gerührt, und Rosalinde hat ihr dabei geholfen.

Rosalinde, die geschminkte Tänzerin, die Emma Merian stets mit Mißtrauen ansah!

Kohlen-Paule sagte nachmals oft zu seiner Frau, die sich so sehnlich ein Kind gewünscht hatte: „‚Gott befohlen,‘ sagte ich zu dem kleinen Fräulein Merian, als ich damals ging — ja, wer kann nun viel dagegen sagen, daß Kinder in seinem besonderen Schutz stehen? Ich meine nämlich, wir sind alle Kinder.“

An meine Frau

Laß, Vertrauteste, zusammen
Uns den steilen Pfad ersteigen:
Meine Sehnsucht wird in Flammen
Wallend uns die Wege zeigen.

Schatten schleichen in den Talen,
Drücken auf die dumpfen Tage.
Mich verlangt nach heißen Strahlen,
Der ein heißes Herz ich trage.

Nebelt's gleich aus schroffen Schründen,
Spreizen sich die Hindernisse:
Unter Hängen, neben Schlünden
Wag' ich mich ins Ungewisse!

Richard Schaukal



Spielkameraden

Nach einem Gemälde von Emanuel Schaltegger



Feldschmiede auf der Bahnstrecke in Madagaskar

Vom Eisenbahnbau in den Kolonien

Von

Rudolf Wagner

(Hierzu elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Nach langjährigem vergeblichen Werben ist es in den letzten zwei Jahren den kolonialfreundlichen Kreisen gelungen, die öffentliche Meinung umzustimmen und ihr klarzumachen, daß wir endlich die Erschließung unsrer Kolonien ernsthaft und energisch in die Hand nehmen müssen. Diese Wandlung wäre aber nicht so rasch zustande gekommen, wenn nicht die Ereignisse in Südwestafrika überzeugend eingegriffen und dem deutschen Volk die Augen darüber geöffnet hätten, wie dringend not unsern Kolonien etwas mehr Entgegenkommen von seiten des Mutterlandes tut. Schon lange war von allen Kolonialpolitikern der Bau von Eisenbahnen in unsern Kolonien als unbedingt notwendig für deren Entwicklung und Sicherung bezeichnet worden. Aber erst als diese Notwendigkeit durch unsre teilweise Ohnmacht gegenüber den Aufständen in Südwest- und Ostafrika der Volksvertretung ad oculos demonstriert wurde, bequemte man sich zu Zugeständnissen. Man wurde sogar bis zu einem gewissen Grad freigebig und bewilligte drei Eisenbahnen hintereinander: Ostafrika, Togo, Kamerun. Und wie die



Provisorische Brücke auf der Uganda-Bahn



Farbige Tunnelarbeiter in Madagaskar

Verhältnisse liegen, werden diese drei Bahnen uns schwerlich Enttäuschungen bereiten, sondern hoffentlich zu weiterem Ausbau der Verkehrsmittel in unsern Kolonien ermutigen. Der Bau von Eisenbahnen in den Kolonien ist eine Sache, die reifliche Ueberlegung erfordert. In erster Linie ist zu erwägen, ob das zu erschließende Gebiet so reichlich mit natürlichen Bodenschätzen ausgestattet ist, daß man mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf eine ausreichende Inanspruchnahme der Bahn rechnen kann, denn hochwertige Massenprodukte, die einen längeren Bahntransport vertragen, ohne auf dem Markt konkurrenzunfähig zu werden, gibt es in Afrika nur in beschränktem Umfange. Die gegewöhnlichen afrikanischen Massenprodukte, die Oelfrüchte (Erdnüsse, Palmkerne und so weiter), vertragen erfahrungsgemäß eine Bahnfracht von höchstens 400 Kilometern. Es ist also keineswegs zufällig, daß die Mehrzahl der afrikanischen Bahnen, nämlich 75 Prozent, eine Länge von höchstens 400 Kilometern hat, sondern in den wirtschaftlichen Verhältnissen der afrikanischen Kolonialgebiete begründet. Zu dieser Kategorie gehören die Eisenbahnen am Kongo, in Madagaskar, Deutsch-Südwestafrika, Senegambien, Sierra Leone, Elfenbeinküste, Lagos, Goldküste, Angola, Usambara und unsre neuen deutschen, noch nicht oder nur teilweise verwirklichten: Dar es Salam—Morogoro, Togo, Kamerun. Wenn ein Teil dieser Bahnen — wir hoffen dies für unsre deutschen — mit der Zeit weitergebaut wird, so setzt dies voraus, daß im tieferen Hinterland Produkte mit höherem Marktwert (abbauwürdige Mineralien, Kautschuk und dergleichen) in genügender Menge gefunden werden. Dieser Fall liegt bei einem Teil der übrigen Kolonialbahnen, die 400 bis 700 Kilometer Länge haben, vor, wie zum Beispiel bei den Bahnen von Britisch-Südafrika, die wertvolle Minengebiete oder landwirtschaftlich hochentwickelte Landschaften erschließen. Zwei Bahnen, deren Länge 900 Kilometer übersteigt, sind in erster Linie aus politischen Motiven erbaut: die Uganda-Bahn und die ägyptische Sudan-Bahn.

Leider haben wir in unsern Kolonien keinerlei brauchbare Wasserwege aufzuweisen, so daß die bei verschiedenen afrikanischen Bahnen mit Glück durchgeführte Verbindung von Wasserweg und Eisenbahn für uns nicht in Betracht kommt. Immerhin ist dieser Modus erwähnenswert. Die Kongo-Bahn zum Beispiel hat lediglich die Aufgabe, den durch Stromschnellen für die Schiffahrt unbrauchbaren Unterlauf des Kongo zu umgehen und so den Kongo, den schönsten Weg ins Herz von Afrika, dem Verkehr zu erschließen. Aehnlich liegt der Fall auf Madagaskar: Hier wird die Verkehrsstraße zwischen dem Haupthafenplatz Tamatave und der im Innern liegenden Hauptstadt Tananarivo zu etwa einem Drittel von einem aus vertieften und miteinander verbundenen Lagunen bestehenden Wasserweg, im übrigen durch eine nahezu fertiggestellte Eisenbahn gebildet.



Bau einer Steinbrücke in Madagaskar



Güterzug der Otavi-Bahn auf der Stinkbankbrücke (Kilometer 123)

Wie mit der Länge, so verhält es sich auch mit der technischen Beschaffenheit bei einer Kolonialbahn, namentlich hinsichtlich der Spurweite. In wirtschaftlich hochentwickelten Gebieten (wie Britisch-Indien) läßt sich natürlich großartiger und teurer bauen, etwa nach europäischem Muster, in Gebieten jedoch, die durch die Eisenbahn erst der wirtschaftlichen Tätigkeit zugänglich gemacht werden sollen, wäre dies eine unerhörte Verschwendung und würde die Aussichten der Bahn von vornherein illusorisch machen. So hat denn auch nur Mauritius mit seiner hochentwickelten Plantagenkultur eine Bahn mit europäischer Vollspur (1,435 Meter). 25 Prozent aller andern Kolonialbahnen haben die sogenannte „Kapspur" (1,067 Meter), so zum Beispiel die Bahnen von Britisch-Südafrika; 50 Prozent haben die Meterspur, zum Beispiel die Bahnen in Deutsch-Ostafrika, Madagaskar, Togo, Kamerun; 25 Prozent haben 75 Zentimeter (z. B. Kongobahn) und 60 Zentimeter Spurweite.

Im übrigen gilt als Regel, daß der Bahnkörper so schwer und solid als möglich hergestellt wird, um den starken tropischen Witterungseinflüssen standzuhalten, das rollende Material dagegen leicht und einfach.

Die Baukosten stellen sich für die bereits fertigen Bahnen pro Kilometer bei 50 Prozent auf 60000 Mark, bei 25 Prozent auf 100000 bis 150000 Mark, bei 25 Prozent auf 150000 bis 275000 Mark. Eine Ausnahme macht die südwestafrikanische Linie Swakopmund—Windhuk mit 40000 Mark. Wenn man aber die aus der durch die Eile gebotenen leichten Bauart mit der Zeit sich ergebenden Kosten für Reparaturen und Verlegungen dazurechnet, wird ein erkleckliches Sümmchen mehr herauskommen.

Für die Frage, wer beim Bau einer Kolonial-



Phot. Rabemann, Brüssel

Die Kongo-Bahn bei Matudi



Die Oberbaukolonne der Otavi-Bahn wechselt das Lager

bahn als Unternehmer auftreten soll, das Mutterland, die Kolonie oder Privatgesellschaften, sind schwer bestimmte Normen aufzustellen. Es läßt sich höchstens sagen, daß strategisch-politische Bahnen am besten vom Mutterlande gebaut werden. Bei wirtschaftlichen Bahnen kommt es darauf an, ob die betreffende Kolonie schon einen gewissen Grad von finanzieller Selbständigkeit erreicht hat und ihre Verwaltungskosten selbst aufzubringen vermag. In diesem Fall erscheint es geraten, daß die Kolonie mit Hilfe einer Anleihe ihre Bahnen selbst baut und betreibt. Ist eine Kolonie dagegen noch ganz unentwickelt und auf die Hilfe des Mutterlandes angewiesen, so empfiehlt sich der von uns neuerdings wieder bei Ostafrika und Kamerun beschrittene Weg, nämlich den Bau und Betrieb an kapitalkräftige Gesellschaften zu vergeben und diese durch eine Zinsgarantie und Erteilung von beschränkten Landkonzessionen einigermaßen sicherzustellen. In Anbetracht der niedrigen Zinsgarantie sind dann die Gesellschaften darauf angewiesen, durch wirtschaftliche Entwicklung der ihnen zugewiesenen Landstücke selbst zur Hebung des Verkehrs nach Kräften beizutragen.

Nun noch einige Worte über den Gang der technischen Ausführung. Während hierzulande für den Bau einer Bahn eigentlich nur rein technische Gesichtspunkte maßgebend sind, muß sich der Eisenbahnunternehmer in den Tropen zuerst fragen: Wo bekomme ich die Arbeiter her, wie verpflege ich sie? Während in Europa die erforderliche Menge von Arbeitern leicht zusammenzubringen ist, hat der Eisenbahnunternehmer in den Tropen mit der fast unüberwindlichen Faulheit der Eingeborenen zu rechnen und ist in den meisten Fällen, schon um dem beliebten Davonlaufen vorzubeugen, gezwungen, seine Arbeitskräfte aus entfernten Gebieten für teures Geld kommen zu lassen. Hat er sie glücklich beisammen, so macht ihm deren Verpflegung Kopfzerbrechen, und zwar besonders aus gesundheitlichen Gründen. Bei uns können sich die Eisenbahnarbeiter in umliegenden Dörfern und Städten selbst verpflegen. In den Tropen ist dagegen nur ein kleiner Teil der Lebensmittel aus dem Lande selbst zu beschaffen, unter Umständen muß sogar das Trinkwasser (wie in Südwestafrika und Togo) auf weite Strecke nachgeführt werden. Wie nötig die größte Aufmerksamkeit in sanitärer Hinsicht ist, beweist am besten die Tatsache, daß zum Beispiel in Madagaskar beim Bau der Bahn entlang der Strecke in Abständen von einigen Kilometern Krankenstationen eingerichtet werden mußten.

Nicht weniger umständlich ist die Zufuhr des Bahnmaterials. Während dieses bei uns in Europa auf guten Straßen und vorhandenen Bahnen herbeigeschafft werden kann, ist man in den Tropen völlig auf die in Arbeit befindliche Strecke beziehungsweise deren fertiggestellte Teile angewiesen. Ausgenommen hiervon sind zur Not die ersten Erdarbeiten.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über die deutschen Kolonialbahnen. Die erste war die Usambara-Bahn, die 1891 von einer Gesellschaft begonnen wurde. Sie sollte nach ursprünglichem

Plan über den Kilimandscharo hinaus bis zum Viktoriasee fortgeführt werden, doch ließ man diesen Plan leider später fallen und räumte so der englischen Uganda-Bahn das Feld. Die Usambara-Bahn kann auf eine wechselvolle Vergangenheit zurückblicken. Ohne Erfahrung im kolonialen Eisenbahnbau ging man an sie heran. Infolge fortgesetzter Fehlschläge (der Bahnkörper wurde durch Regengüsse wiederholt zerstört) war in wenigen Jahren das Kapital der Gesellschaft aufgebraucht und schließlich mußte 1899 das Reich die Bahn übernehmen. Erst im Jahr 1905 erreichte die Bahn in Mombo ihren vorläufigen Endpunkt.

Als man seinerzeit das Projekt der Fortführung dieser Bahn bis zum Viktoriasee aufgab, wandten sich die kolonialen Kreise der sogenannten „Zentralbahn" zu, die bestimmt sein sollte, die Hauptstadt Dar es Salam mit dem Tanganjikasee zu verbinden. Jahrelang wurde um dieses schon wegen seiner für Kolonialbahnen abnormen Länge von zirka 1400 Kilometern und 120 Millionen Baukosten aussichtslose Projekt ein erbitterter Kampf geführt, bis der Reichstag dem durch Ablehnung der entsprechenden Vorlage ein Ende machte. Dagegen wurde die kürzere Strecke nach den Ulugurubergen, Dar es Salam—Morogoro, bewilligt, die gegenwärtig sich noch im Bau befindet. Wenn diese Bahn vielleicht bis Kilossa verlängert wird, so hat sie nach menschlichem Ermessen ihre Rentabilitätsgrenze erreicht.

Besser wäre es, wenn man baldigst an die Verwirklichung der ostafrikanischen Südbahn, eine der wichtigsten und dringendsten Aufgaben unsrer Kolonialpolitik, gehen würde. Diese Bahn verdient schon deswegen den Vorzug vor allen andern Projekten, da sie den kürzesten und billigsten Weg nach dem wertvollen zentralafrikanischen Seengebiet bilden würde. Sie würde nur zirka 670 Kilometer lang, würde auf ihrer ganzen Breite brauchbare, zum Teil wertvolle Gebiete erschließen. Außerdem würde sie durch ihr bloßes Vorhandensein den beträchtlichen Verkehr des Nyassagebiets, der bisher den englischen Schire-Sambesi-Wasserweg nach der Küste suchte, auf sich ziehen, denn die Fracht von Nyassa nach der Küste via Schire—Sambesi kostet jetzt pro Tonne zirka 260 Mark, auf der Südbahn wird sie nur zirka 70 Mark kosten. Noch günstiger würde sich der Personenverkehr gestalten. Die Reise von England nach dem Nyassa erfordert jetzt via Sambesi—Schire zirka 50 Tage, auf der Südbahn würde sie höchstens 25—30 Tage erfordern und 400 Mark weniger kosten. Hoffentlich entschließt man sich baldigst zum Bau



Gefangene Hereros, die beim Bau der Otavi-Bahn in Deutsch-Südwestafrika beschäftigt wurden



Vom Bau der Otavi-Bahn: Hereroknaben beim Soldatenspiel

dieser Bahn, die bereits wirtschaftlich und technisch erkundet ist.

Neuerdings wird von der Regierung der Bau der Nordbahn, das heißt der Weiterbau der Usambara-Bahn bis zum Viktoriasee, wieder in Erwägung gezogen. Wenn diese Bahn vielleicht auch die Konkurrenz mit der englischen Uganda-Bahn aufnehmen könnte, so wäre es doch vernünftiger, vorläufig den Bau der konkurrenzlosen Südbahn zu betreiben.

Die Eisenbahn in Togo ist noch im Bau begriffen. Ein kleinerer Teil (bis Noëpe) wurde im letzten Jahr in Anwesenheit mehrerer Reichstagsabgeordneter eröffnet.

Die Kamerun-Bahn wird soeben in Angriff genommen. Vorläufig soll sie in den Manengubabergen ihr Ende finden. Es wäre aber sehr zu empfehlen, diese Bahn, die hochentwickelte aussichtsvolle Gebiete erschließt, baldigst bis Adamaua fortzuführen und die Kolonie zugleich nach der englischen Benue-Niger-Wasserstraße hin handelspolitisch abzuschließen.

Auch Südwestafrika erwartet die Erfüllung einiger Eisenbahnwünsche. Die Fortführung der Lüderitzbucht-Kubub-Eisenbahn nach Keetmanshoop, die aus militärischen wie aus wirtschaftlichen Gründen notwendig ist, wird hoffentlich noch in den nächsten Wochen vom Reichstag bewilligt werden. Inzwischen ist die Bahn nach den Otavi-Minen bereits vollendet und soeben erst dem Verkehr übergeben worden.

Die Otavi-Bahn, die Verbindungslinie zwischen dem Hafen Swakopmund und den großen Kupferminen von Otavi und Tsumeb, ist durch sehr schwieriges, gebirgiges, zumeist unwirtliches Gelände geführt und darf als die längste 60zentimeterspurige Bahn der Welt angesehen werden. Die Bahn hat einschließlich einer 14 Kilometer langen Verbindungsstrecke zwischen den Stationen Onguati und Karibib (Karibib ist Hauptstation der von der Regierung gebauten Bahn zwischen Swakopmund und Windhuk, die auf dem ersten Teil der Strecke fast parallel mit der Otavi-Bahn verläuft) eine Gesamtlänge von 578 Kilometern; dies entspricht etwa der Entfernung zwischen Berlin und Köln.

Die Otavi-Bahn, welche für die Entwicklung unsrer südwestafrikanischen Kolonie von größter Bedeutung ist, verdankt ihre Entstehung und ihren Bau lediglich der privaten Initiative. Es ist von ihr weder eine Beteiligung noch eine Zinsgarantie seitens des Reiches verlangt oder erhalten worden. Die Erbauerin der Bahn ist die mit der Diskontogesellschaft eng liierte Otavi-Minen- und Eisenbahngesellschaft, an deren Spitze der bekannte Erbauer der Schantung-Eisenbahn, Baurat Gäderß, steht. Die Ausführung war der bekannten Berliner Eisenbahnbaufirma Artur Koppel übertragen.

Am 1. Oktober 1904 hatte die Bahn 78 Kilometer erreicht, am 1. April 1905 170 Kilometer, am 25. August 1905 bei



Von der Studienfahrt deutscher Reichstagsabgeordneter nach Ostafrika: Auf einer Station der Usambara-Bahn

Kilometer 236 die Station Omaruru, am 4. Juli 1906 die Station Otavi (497 Kilometer) und am 25. August 1906 den Endpunkt, die Station Tsumeb. Das schnellere Fortschreiten des Bahnbaues, besonders im letzten Jahre, erklärt sich daraus, daß es der Bauleitung noch vor Beendigung des Aufstandes gelang, eine größere Anzahl Hereros zu bewegen, ihre Verstecke in der Wildnis aufzugeben und zur Arbeit zurückzukehren. Indem die Ingenieure der Bahn die Hereros persönlich aufsuchten und ihnen wohlwollende Behandlung seitens der Regierung in Aussicht stellten, veranlaßten sie viele, ihren Widerstand aufzugeben und sich als Kriegsgefangene zu ergeben. Sie leisteten damit nicht nur ihrem Unternehmen, sondern auch der Pazifizierung des Landes selbst einen erheblichen Dienst.



Auf der Strecke der Usambara-Bahn (Deutsch-Ostafrika)



Frühling aus dem Erdbeben

Eine naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Die Erde, so kündet ein altes indisches Märchen, ruht auf einer riesigen Schildkröte. Riesig, wie sie ist, ist sie natürlich noch viel fauler als unsre wirklichen Schildkröten. In Aeonen kriecht sie nur ein ganz kleines Stück vorwärts, indem sie alle tausend Jahre einen winzigen Ruck macht. Aber wenn dieser Ruck erfolgt, so erbebt die Erde und die Häuser der Menschen stürzen zusammen.

Wir stehen heute schaudernd vor den furchtbaren Wirkungen bewegter Erde. In kurzer Frist sind zwei große Zentralen unsrer Kultur in einen Schuttberg, aus dem die Flammen schlugen, verwandelt worden. Sind die tausend Jahre wieder einmal um — beginnt die unheimliche Schildkröte wieder zu kriechen?

Seit der befreienden Tat des Kopernikus ist über uns Menschen ja ein gewisser fröhlicher Leichtsinn gekommen. Die Erde schwebt uns frei im Raum. Sie ruht auf nichts als auf der heiligen Ordnung ihres Gesetzes. Vor dieses Gesetz sind keine willkürlich ziehenden Schildkröten gespannt. Und doch vergessen wir, daß wir auf einer andern im Dunkeln unablässig kriechenden Schildkröte unabänderlich festsitzen — das ist das alte Ungetüm Zeit, das uns auf seinem Rücken schleppt.

Der Naturforscher sitzt in seiner Zelle. Er hat mit unsäglicher Mühe ein Stück des Weges rückwärts aufgehellt, den das Tier gekrochen ist. Er hat gelernt, daß es einmal noch gar keine Erdkugel gab; daß die Erde dann lange noch ein glühender Stern war; daß dann erst das Leben langsam aufgewachsen ist, bis endlich der Mensch mit seinem schönen Denkerauge kam. Da klirren erzitternd die Fenster der Zelle. Ist schon wieder ein Weltentag um? Geht die Geschichte weiter? Wohin ...?

Die Geologie ist in der Tat alles andre als eine behaglich spielerische Erfindung der Studierstube. Sie „hat“ uns und schleppt uns mit. Wenn Krach um Krach der Donner jener einstürzenden Städte zu uns herüberhallt, so könnte eine schwarze Vision sich einstellen. Wird diese Erde noch unbegrenzte Zeiten ihre freie Reise im Weltraum ungestört fortsetzen, aber als ein wildes Trümmerfeld, unter dem das kurze Menschendasein wieder erstickt liegt? Werden vielleicht in unendlicher Ferne einmal denkende Wesen von anderm Stern diesen toten Planeten betreten, um zwischen Schutthaufen zu lesen: hier *war* einst eine Kultur? Ist die Zeit nicht bloß eine wackelnde Schildkröte — ist sie unsre Sphinx, die uns in den Abgrund stürzen wird? Diese Vision ist zum Glück *keine* wirklich geologische. Gerade die wissenschaftliche Geologie weiß in ihrem ganzen Jahrmillionentage, gegen die unser Menschendasein erst ein paar Minuten bedeutet, nichts von Katastrophen, die das ganze Leben auf der Erde bedroht hätten. Ein Wesen, das sich auf ein Spinnwinkelchen beschränkt hatte, konnte eine fallende Decke wohl töten. Aber den Menschen, der seine Erdkugel mit seinem vielköpfigen Leibe umspannt wie Efeu einen Baumriesen, kann ein solches Schicksal nicht mehr treffen; es sei denn, es müßte dem ganzen Leben ans Herz gehen, was doch noch nie geschehen ist, solange Leben blüht. Aber etwas andres lehrt freilich diese Geologie von unsrer großen Zeitschildkröte.

Die zeitliche Entwicklung unsers Planeten hat sich, so weit wir auch zurückschauen mögen, in einem gewissen Auf und Ab, einer gewissen Wellenlinie vollzogen. Zeiten stärkerer Unruhe des Bodens haben abgewechselt mit solchen größerer relativer Ruhe. Zu gewissen Epochen haben gewaltige Gebirgsbildungen stattgefunden, zu andern hat bloß die ruhige Arbeit der Verwitterung diese Gebirge wieder teilweise heruntergenagt. Wenn solche Gebirgsbildungen, die etwa einen Himalaja, eine Andenkette schufen, auch selber zweifellos nicht als plötzlicher Ruck, sondern im Laufe längerer Zeiten sich vollzogen haben, so sind doch ebenso sicher von ihnen viel gewaltigere Erdbeben, viel furchtbarere

Lavaergüsse aus entlastenden Spalten erzeugt worden als sonst. Das Klima hat sich ferner nachweislich geändert, Tropenklima ist bis zu Eiszeitklima am gleichen Fleck heruntergesunken. An ein und derselben Stelle hat Tiefsee mit Wattenufer, Salzwasser mit Brackwasser und Süßwasser, Sumpf mit Land, dürre Steppe mit feuchtem Urwald gewechselt. Der chemische Gehalt der Atmosphäre kann sich nicht einmal immer ganz gleich geblieben sein. Und nun liegt nicht der geringste Anlaß vor, daß dieses Wechselspiel nicht auch mit uns weitergehen sollte. Diese Prozesse kümmern sich nicht um uns Menschen. Wir stellen die Erdkarte fest und zeichnen Atlanten. Die Erde aber macht mit ihrer Karte, was sie will — sie läßt ihre Schildkröte kriechen. Die Alpen Europas lagen voreinst einmal in der Linie ungefähr zwischen Mittelfrankreich und dem Riesengebirge. Damals war am Fleck der heutigen Alpen ein warmes Meer mit Korallenriffen. Wer will hemmen, daß morgen eine langsame Erdfaltung beginnt (mit kolossalen Erdbeben und Vulkanausbrüchen als Folgeerscheinung), die eine neue Alpenkette quer über die norddeutsche und russische Tiefebene nach dem Ural spannt und Berlin auf Montblanc-Höhe setzt? Unsre Alpen sind heute bereits ganz erheblich zur Ruine verwittert, es könnte schon ein neuer Akt losgehen. Ganz zu verschwinden braucht das Aeltere ja durch Verwitterung keineswegs erst, wenn Neues sich erheben soll; jenes europäische Altgebirge stand noch in großen Resten aufrecht, als die wirklichen Alpen einst schon kamen. Nordamerika und Europa, Australien und China, Südamerika und Südafrika hatten einst Landbrücken zueinander; die Landenge von Panama ist urweltlich wiederholt breit geöffnet und wieder geschlossen worden. Warum soll Aehnliches nicht wiederkehren? Vielleicht hebt sich der Boden der Südsee wieder und schafft einen riesigen Erdteil voll steiler Dolomitkegel, in dem sich einmal die Geschicke der Völker entscheiden werden, die wir heute hartnäckig immer nur von unsrer Karte, unsern Meeren, unsern Kolonialmöglichkeiten ablesen wollen!

Vielleicht schmilzt einmal die Eisdecke Grönlands und macht es als wirkliches „Grünland" zu einem der fruchtbarsten Gartenländer, und gleichzeitig vergletschert vielleicht Südafrika.

Gerade die modernste Geologie gibt uns aber noch einen andern Anhaltspunkt.

Sie zeigt uns die Geschichte unsers Planeten nicht nur im beständigen Wechsel. Sondern sie ahnt in diesem Wechsel bereits zyklische, kreisförmige, sich ähnlich wiederholende Verwandlungsreihen.

Als man zuerst von der großen Eiszeit der Mammutperiode zu reden begann, schien es so gewiß, daß wir schon in einem endgültig letzten Akt da lebten. Die Erde, einst von innen geheizt, sollte bis zu Eiszeitgefahren jetzt erkaltet sein. Der Kulturmensch erschien als ein Epigone am späten Abend all dieser Dinge. Da ist man heute aber mehr als skeptisch geworden. Die diluviale Eiszeit hat in diesem schon abschließenden Sinne schwerlich etwas direkt mit der Abkühlung des Erdballs zu tun — so wenig wie das Tropenklima der voraufgehenden Tertiärzeit, in der in Sachsen Palmenwälder grünten, mit einer noch vorhandenen größeren Hitze der Erdrinde. Millionen von Jahren schon vor diesem Tropenparadies in Europa hat es andre große Eiszeiten gegeben, die für ihre Zeit auch einem solchen Tropenparadies, aber einem viel, viel älteren, ein Ende machten. Die älteste sicher nachweisbare Kälteperiode dieser Art hat im Ausgang des ersten großen geologischen Weltalters in der sogenannten Permzeit gelegen. Voraufgegangen war ihr jene ungeheure Entfaltung tropischer Farngewächse auf der Erde, deren Waldmoore uns das Material für unsre Steinkohle geliefert haben. Nachdem diese Wälder jahrmillionenlang bis hoch zum Pol hinauf gegrünt hatten, die Allherrschaft eines feuchtwarmen Klimas bis dorthin bekundend, brach jene permische Eiszeit ihre Herrlichkeit: zum erstenmal für unsre Kenntnis ging ein „Paradies" vor Gletschern unter. Damals entstanden in folgerichtiger Anpassung die ersten dauerwarmen, von innen geheizten Säugetiere und Vögel. Aber diese permische Eiszeit verging gleich der späteren, in der die Mammute lebten, und abermals folgte auf sie eine außerordentlich lange Epoche der Erdgeschichte, die, wenn nicht ein ähnlich üppiges feuchtes Waldparadies wie früher, doch ein allgemein trocken-warmes Klima besaß. An ihren sonnenüberglühten Buschhalden lagerte sich diesmal das groteske Volk jener Landsaurier, deren riesenhafte Gebeine uns heute in Staunen setzen. Die Jurazeit bezeichnet die Höhe dieses neuen warmen Zwischenreichs. Mancherlei Anzeichen sprechen dann dafür, daß schon in der folgenden Kreidezeit wiederum das Klima sank. Ob bis zu einer wirklichen Gletscherzeit, steht noch nicht fest. Jedenfalls aber ist damals etwas geschehen, was eine völlige Umgestaltung der Pflanzenwelt bewirkte und zugleich gerade dem innerlich warmblütigen Säugetier einen dauernden Aufschwung gab gegenüber dem auf einmal jäh verfallenden, bloß von der Sonnenwärme geheizten Sauriergeschlecht. Nichts liegt näher, als auch hier an einen Herabgang der Temperatur zu denken. Erst auf dieses Kälteintermezzo folgt dann die von neuem ausgesprochene Tropenentfaltung der Urwälder der Tertiärzeit. Das war jetzt die Zeit, wo Magnolien bis hoch in die Polarbreiten und herrliche Fächerpalmen in Deutschland gediehen und diese Palmenwälder Europas bewohnt waren von Papageien und menschenähnlichen Affen. Ihre Stunde schlug, als die Eismassen der letzten Eiszeit, der diluvialen, in der Mensch und Mammut lebten, anrückten. Als auch diese letzte Kälteperiode nachließ, begann die Waldperiode, in die wir Kulturmenschen hineingewachsen sind.

Dieser Wechsel von Tropen- und Polarverhältnissen als ausschlaggebende Macht hat etwas zu aufdringlich Regelmäßiges, um nicht einen regelrecht sich wiederholenden Kreislauf vermuten zu lassen. Es ist wie ein höherer Jahreszeitenwechsel, der aber einen Zyklus innerhalb jedesmal von Jahrmillionen darstellt. Mindestens zweimal sehen wir seine Wärmezunahme dabei sicher begleitet von einer gigantischen Gebirgsbildung: in der heißen Steinkohlenzeit sind in Europa jene erwähnten Uralpen entstanden, in der heißen Tertiärzeit unsre wirklichen Alpen, ferner der Himalaja und die

Kordilleren. Will man Vermutungen wagen, so ließe sich sehr wohl denken, daß diese Gebirgsbildungen selbst geradezu der Ausgangspunkt des ganzen Prozesses jedesmal gewesen seien. Es ist eine immer wieder gemachte Annahme, daß solchem Aufstauen von Faltengebirgen innere Vorgänge der sich zusammenziehenden Erdkugel zugrunde liegen. Diese Zusammenziehungen könnten ein periodisches Gesetz haben, etwa wie das Auftreten der Sonnenflecken und ähnliche kosmische Vorgänge. Der Beginn der Gebirgsbildung könnte dann jedesmal mächtige vulkanische Eruptionen (durch Entlastung innerirdischer Herde) auslösen. Diese erhöhte Vulkantätigkeit könnte die Erdatmosphäre zeitweise mit mehr Kohlensäure versetzen. Ein auch nur in geringem Maße stärkerer Kohlensäuregehalt ihrer wärmeerhaltenden Lufthülle würde die Erdoberfläche stärker vor Wärmeverlust an den kalten Weltraum schützen, ihr gleichsam eine bessere Wärmehaube aufstülpen. Das Klima müßte allenthalben heraufgehen. Zugleich würde der Kohlensäuregehalt selber den Pflanzenwuchs begünstigen, wozu die Wärme als weitere Hilfe in die Hand arbeitete. Dieser gesteigerte Pflanzenwuchs würde aber auf die Dauer der Luft auch wieder immer mehr Kohlensäure entziehen, wobei ebenfalls andre Faktoren mithülfen. Ohne Nachhilfe gelassen bei stark sinkender Vulkantätigkeit in einer Ruhepause nach vollendeter Gebirgsaufrichtung, würde die Atmosphäre gerade durch diese „Paradiesarbeit" allmählich hochgradig kohlensäurearm werden. Das bedeutete umgekehrt eine große Abkühlung: eine Eiszeit zöge herauf. Sie verheerte zunächst den Pflanzenwuchs und hemmte so selbst wieder die eine Ursache der Kohlensäure-Abnahme. Inzwischen nahte eine neue Krisis der Erdzusammenziehung: beginnende Gebirgsbildung, lebhaftere Vulkantätigkeit, Zunahme der Kohlensäure — der Kreis schlösse sich abermals zu einer neuen Paradieseszeit mit viel Wärme und viel Pflanzenwuchs.

Was würde sich aus dieser Annahme für unsre augenblickliche Situation nun ergeben? Nichts kann uns hemmen, zu glauben, daß, was jetzt mehrfach in der Erdgeschichte schon so wiedergekehrt ist, auch noch fernerhin wiederkommen werde. Hinter uns steht eine Eiszeit, darüber ist kein Zweifel. Seit ihrem Ende mögen etwa zwanzigtausend Jahre verflossen sein. In dieser Zeit ist das Klima etwas besser geblieben, es ist aber noch kein Gedanke darin an Palmenwälder wieder bis nach Sachsen, Magnolien bis nach Spitzbergen. Stellenweise macht es immerhin leicht den Eindruck, als sei es heißer geworden: so in den Mittelmeerländern und in Zentralasien. Jedenfalls hat die vulkanische Tätigkeit in der ganzen Zeit langsam wieder fortgearbeitet. Und gegenwärtig macht sie nun unverkennbar den Eindruck des Steigens. Besonders auch die Erdbeben nehmen rapid zu. Kündigt sich also eine neue Epoche der Gebirgsbildung jetzt wirklich wieder an? Die Erdgeschichte nimmt sich Zeit: jene zwanzigtausend Jahre könnten recht gut bloß ein Uebergang, eine Spanne des Präludierens sein. Wir müßten uns jetzt erst auf eine aufsteigende Epoche allergrößter Erdunruhen und Tiefenbewegungen gefaßt machen. Stichflammen, wie auf Martinique, könnten vielfältig vorstoßen. Ihre Gase würden allmählich die ganze Erdatmosphäre wieder etwas „kältefester" machen, ohne doch unser Atmen im ganzen zu beeinträchtigen, dafür wäre die Mischung zu gering. Aber wärmer würde es so allmählich werden. Die Vereisung unsrer Pole verschwände als letzter abnormer Eiszeitrest. In nie geahnter Fruchtbarkeit würde der Pflanzenwuchs gedeihen. So würde, nachdem einmal eine böse Uebergangszeit der wachsenden Störungen glücklich überstanden wäre, im Sinne der Temperatur- und Ernährungsverhältnisse für die Menschheit eine unverkennbar paradiesische Zeit anbrechen, in der sie das ganze Glück eine große Jahresfolge hindurch auskosten könnte, das sie sich in ihrer zähen Arbeit, die einst die furchtbare Eiszeit selbst und dann die mageren Zwischenzeiten aufstrebend überstanden, wohl verdient hätte. Bis in fernsten Tagen endlich die Anforderungen eines abermals härteren Daseinskampfes, mit dem Anrücken einer neuen Eiszeit sie, vielleicht doch auch wieder zu ihrem Glück, aufrütteln und zu neuem Zwangsfortschritt durch heldenhafte Arbeit nötigen würde . . .

Ein lieblicher Traum hinter Schreckensbildern zunächst fortschreitender Zerstörung! Warum sollen wir uns nicht an ihm ergötzen, während die Erde unter uns bebt? Jeder Frühling wird erkauft durch eisige Winterschrecken und durch heulenden Sturm. Das ist eine Erfahrung schon unsers kleinen Einzellebens. Die Menschheit, dieser Prometheus der Jahrhunderttausende, wird es nicht anders erwarten können. Mag die Scholle unter ihr schwanken, der Abgrund bersten. Vielleicht ist es auch ihr Frühling, der von diesen zitternden Bergen steigt.

Aphorismen

Von

Paul Garin

Der Gute muß doppelt lernen: das Gute mit Ueberzeugung tun und das Schlechte verstehen. Der Schlechte kann sich damit begnügen, das Schlechte zu tun, und so ist er in jedem Kampfe überlegen.

•

Der wahre Freund braucht keinen Wink über deine Lage, er kennt sie wie seine und besser.

•

Der Bettler haßt den Freund des Wohltäters wie einen Nebenbuhler.

•

Die meisten Menschen weichen, wenn ihnen eine starke Anmaßung gegenübertritt, entweder weil sie zu schwach oder weil sie zu faul oder weil sie zu stolz sind, deren Anspruch zu prüfen.



Die Jünger in Emmaus, Ev. Lucae 24, 31.
Nach einem Gemälde von Ed. v. Gebhardt





Bergisches Haus in der Oehde bei Barmen

Das bergische Haus in kulturgeschichtlicher Beleuchtung

Von

O. Schell

(Hierzu zehn Abbildungen nach Aufnahmen der photographischen Kunstanstalten Fülle, Barmen, und K. Friese, Elberfeld)

Dort, wo der Rhein in den großen niederrheinischen Flachlandbusen eintritt, gewinnt die Landschaft an beiden Ufern mit einem Schlage ein gänzlich verändertes Ansehen. Immer mehr treten die niedrigen Höhenzüge vom Strom zurück, so daß unterhalb Düsseldorf die Gegend fast holländischen Charakter annimmt. Auch der Charakter der ursprünglichen Bauweise hat von Düsseldorf ab vielfach niederländisches Gepräge. In der rheinischen Gartenstadt (Düsseldorf), im alten Kaiserswerth mit seiner Barbarossapfalz und weiterhin darf man das niederrheinische Backsteingiebelhaus als den ländlichen Haustypus bezeichnen, der leider bereits ganz verschwunden ist.

Scharf sondert sich dieser Backsteinbau der Rheinebene vom bergischen Haus auf den östlichen Höhen ab, die sich als die Abdachung des Sauerlandes darstellen, das den Süden des Westfalenlandes erfüllt. Dieser natürliche geographische Zusammenhang des Bergischen mit Westfalen, dem Wohnsitz des kraftvollen Sachsenstammes, kommt in der ländlichen Bauweise sehr bestimmt zum Ausdruck, denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sich das bergische Haus aus dem sächsisch-westfälischen organisch entwickelt hat, lokalen Bedürfnissen Rechnung tragend, namentlich der vielseitigen Industrie (Bleicherhaus), die das sterile bergische Hochland zu einem der blühendsten Striche Deutschlands umgewandelt hat.

Für diesen Ursprung des bergischen Hauses spricht vor allen Dingen der Grundriß, der bis zur Biedermeierzeit herab im bergischen Hause — natürlich nur in den Grundzügen — mit dem sächsisch-westfälischen eine große Uebereinstimmung aufweist. Die Portalbildung bestätigt in ihrem historischen Entwicklungsgang diese Behauptung, wie auch die Anordnung der Räume und das angewandte Baumaterial. Dieser Umwandlungsprozeß ist in mehrfacher Hinsicht lehrreich und von allgemeinerem kulturhistorischen Interesse, kann aber hier, da die betreffenden Erörterungen zu sehr in fachwissenschaftliche Einzelheiten auslaufen würden, nicht weiter verfolgt werden. Es sei nur erwähnt, daß die Verlegung der Haupteingangstür von der schmalen Giebelseite an die Längsseite, die im sechzehnten Jahrhundert allgemeiner geworden sein dürfte, eine



Altbergisches Haus (sechzehntes Jahrhundert) mit Choranbau in Elberfeld

durchgreifende Aenderung bedeutete, eine Einlenkung in den bautechnischen Entwicklungsgang geschlossener Orte, als diese sich aus den alten Gehöften des Landes herauszubilden begannen.

Die Ausfüllung des großen Portals vom sächsisch-westfälischen Hause, bedingt durch den Uebergang von der ausschließlichen Landwirtschaft zur Industrie, wurde durch Einfügung eines Oberlichtes und der am bergischen Hause von architektonischem Wert so charakteristischen Seitenfenster bewirkt. Notwendig war dieser reichliche Lichteinlaß, weil hinter der Türe die „Deele" lag, die noch lange der wichtigste Raum für den Aufenthalt der Hausbewohner und ihre Beschäftigungen blieb, vorzugsweise im Winter. Hier befand sich ja der Herd, die einzige Feuerungsanlage im Hause bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts. Dabei zeigen sich gewisse gemeinsame Eigentümlichkeiten, aber auch manche örtliche Besonderheiten.

Erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bildeten sich auf Grund allgemein gültiger Lebensnormen, vor allen Dingen bei der besitzenden Klasse in den Städten, allgemeine Grundzüge für das bergische Haus heraus, die doch auf der volkstümlichen Bauweise der Vorzeit basierten, diese aber durch Aufnahme fremder Elemente zu einem Patrizierhause umgestalteten.

Während sich diese Entwicklung des bergischen Hauses an der westlichen Grenze des sächsisch-westfälischen Stammesgebietes vollzog, fand auch an andern Stellen des letzteren ein ähnlicher Prozeß statt, zum Beispiel in Bremen. Auch das Bremer Haus ging aus dem sächsisch-westfälischen Hause hervor. Der Urtypus ist allerdings in der schmalen Straßenfassade des altbremischen Kaufmannshauses mit seinen drei Schiffen und der anschließenden Halle reiner erhalten geblieben als im bergischen Hause, wohl in erster Linie deshalb, weil der alte ländliche Haustypus in Bremen gleich eine geschlossene städtische Einheit vorfand und sich nicht einem viele Jahrhunderte andauernden Umwandlungs-



Altsächsisches Haus in Groß-Siepen bei Barmen



Rokokohaus in Hasten bei Remscheid

prozeß durch die verschiedenen Stufen der kulturellen Entwicklung unterwerfen mußte. So ist das altbremische Kaufmannshaus ziemlich unmittelbar aus dem Bauernhause Niedersachsens hervorgegangen und dem Handel dienstbar gemacht worden.

Das bergische Haus nimmt ein geschlossenes Gebiet des ehemaligen Herzogtums Berg, welch letzteres sich im wesentlichen zwischen Rhein, Ruhr und Sieg erstreckte, ein, und zwar den nördlichen Teil desselben, das sogenannte Niederbergische, während das Oberbergische (der südliche Teil) in dieser Entwicklung zurückblieb. Es ist ein eigenartiger Haustypus, der ein Stilgebiet beherrscht und dem durchaus etwas „Stammtümliches" anhaftet. Namentlich gilt dies für das altbergische Haus, dessen Entwicklung bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts reicht, dann aber von neueindringenden Motiven aus der allgemeinen, herrschenden Stilrichtung ergänzt und abgelöst wird.

Das altbergische Haus vor 1750 charakterisiert sich als schlichter Fachwerkbau mit vorgekragten Obergeschossen und Steildach. Der einzige Schmuck dieses Bauwerks bestand in Hausinschriften, einigen spärlichen Gebälkverzierungen (bei weitem nicht an das am Mittelrhein und an der Mosel heimische Fachwerkhaus, das seinen bekanntesten Vertreter in dem alten Haus zu Bacharach findet, heranreichend) und ab und zu einem malerischen Choranbau.

Da drängte sich um 1750 die allgemeine Stilrichtung, das herrschende Rokoko mit seinen graziösen Schnörkeln, seinem zierlichen Muschelwerk an das nüchterne bergische Haus heran, es völlig umbildend und durchgreifend umgestaltend. Da gleichzeitig, den erhöhten Lebensanforderungen entsprechend, der Schiefer zur Bekleidung der Wände



Tor eines Rokokohauses in Barmen

in größerem Umfange zur Verwendung kam, mußte zwischen diesen beiden Elementen ein Kompromiß geschlossen werden, dessen Resultate als geradezu glänzend bezeichnet werden müssen. Der Schiefer konnte die Vorsprünge der vorgekragten Obergeschosse nicht dulden; diese fielen neben den sinnigen Haussprüchen und den vielfach interessanten Gebälkverzierungen den Forderungen der Zeit zum Opfer. In glatten Flächen legte sich der Schiefer über die ganze Hauswand mit seiner Schuppenhaut, dem Hause dadurch wirksamen Schutz gegen die Unbilden der Witterung des rauhen Berglandes gewährend. Das Feld der Betätigung für die mannigfaltige Formenwelt des Rokoko wurde dadurch wesentlich eingeschränkt. Dieses mußte sich mit der Ausschmückung des Portals, der Fenstereinrahmung und der Giebeleinfassungen begnügen. Aber hier entfaltete das Rokoko die ganze Fülle seiner schöpferischen Kraft, in erster Linie das Oberlicht an der Tür betonend. Ein geradezu erstaunlicher Wechsel der Formen, eine bewunderswürdige Feinheit der Ausführung und ein kecker Wurf des Ganzen fesseln noch heute den Kunsthistoriker wie den Laien bei der Betrachtung des bergischen Hauses aus jener Zeit. Nicht selten ruht in dem wogenden Linienwerk wie hingegossen eine Laterne, an und für sich schon meist ein Kunstwerk. Die Tür- und Fenstergewände werden reicher profiliert, die Türe selbst mit Schnitzereien im Geschmack der zeitgemäßen Stilart bedeckt und selbst der Schellenzug mitunter zu Mustern reinsten Kunstsinnes ausgestaltet. An diesem überschäumenden Formenreichtum partizipieren die zur Tür gehörigen Seitenfenster, der Raum über dem Oberlicht und die zum Portal hinanführende Freitreppe mit ihrer durchweg edeln Linienführung im Gesamtaufbau,



Rokokohaus (zirka 1700) in Elberfeld

in der feinen Durchbildung der schmiedeeisernen Treppengeländer, den Geländerbänken und der Steinmetzarbeit an den Treppenwangen.

So tritt das Portal am bergischen Schieferhause in dieser Zeit ganz bedeutsam in den Vordergrund. Aber auch die vertikalen Schiebefenster mit ihren schachbrettartig aufgereihten Scheiben gingen nicht leer aus; ihr Schmuck besteht vor allen Dingen in Rosetten, Kartuschen, Arabesken und so weiter am oberen Sturz; ja bis zu den Mansardenfenstern erstreckte sich diese künstlerische Aufmerksamkeit. Aber auch den scheinbar spröden, starren Schiefer zwang das Rokoko in seinen Bann. Der Schiefer war zunächst als Schutzmittel in Aufnahme gekommen; aber er mußte sich schon bald eine reiche dekorative Ausbildung gefallen lassen. Wie ein übermütiger Kobold sprang die zierliche Arabeske auf diese Flächen über, sie im großen und ganzen wie im einzelnen mit ihren Linien und Figuren bedeckend. In der Gesamtwirkung eines solchen Hauses treten diese dekorativen Flächenmuster keineswegs dominierend hervor, beleben aber größere Flächen ungemein und erhöhen den intimen Reiz.



Portal eines Rokokohauses in Barmen

Weiter griff das Rokoko auf das Dach über. Ein unendlicher Reichtum der Formen ist hier wahrzunehmen. Das Steildach der Vorzeit wurde meist etwas flacher gelegt, in der verschiedensten Weise gebrochen, mit Mansarden und Mansardenfenstern, mit Vorder- und Hintergiebeln, mit geschweiften, abgewalmten und mannigfach gegliederten Giebeln versehen. Die scharfen Grate an Giebeln, Firsten, Dachaufbauten, Mansardenfenstern und so

weiter wurden mit vergoldeten Kugeln, mehr oder minder verschnörkelten Wetterfahnen und andern Bekrönungen bedacht und dadurch das Ganze zu einem wirksamen Abschluß gebracht, der den mangelnden Turm kaum vermissen ließ. Erker und Balkone wandte das bergische Rokokohaus selten an.

Zu diesem reichen Formenschatz gesellte sich, alles belebend und in den ganzen Zauber wohltuender Jugendfrische tauchend, das naive Farbenkleid, das man dem bergischen Hause verlieh: schwarz-weiß-grün, eine Farbenverbindung, die durch den unmittelbaren Reiz fortwirkt bis zur Gegenwart, selbst in den sonst architektonisch gänzlich unbedeutenden Hausbauten.

Will man das bergische Rokokohaus im Schiefergewande charakterisieren, so muß man unbedingt zugeben, daß ihm ein gewisser herber Zug eignet, in erster Linie durch den stumpffarbigen Schiefer hervorgerufen. Aber die feinen Wirkungen des vielgestaltigen Rokoko, das gerade durch den Schiefer auf ein geringes Maß der Betätigung beschränkt wurde, und die äußerst wirkungsvolle Farbenzusammenstellung täuschen über diesen Mangel vollständig hinweg. Die bizarre Mischung von starren und wieder äußerst flüssigen Formen wird gleichsam zu einer höheren Einheit in dem lieblichen Farbenschmelz vereinigt.



Empirehaus in Barmen

Es ist unzweifelhaft, daß das bergische Haus zur Zeit des Rokoko den Höhepunkt seiner Entwicklung erreichte, teilweise direkt beeinflußt von dem architektonisch hoch zu bewertenden bergischen Rokokoschloß zu Benrath, wie sich genau nachweisen läßt. Aber diese Blütezeit war von kurzer Dauer. Das Empire löste das Rokoko ab und

Haus im Empirestil in Solingen

gewann wie jenes einen bestimmenden Einfluß auf unser Haus. Das Empire versuchte sich vorzugsweise in der Ausgestaltung des Portals und eines flachen dreieckigen Vordergiebels über demselben. In der ersten Zeit, als diese Stilart mit dem Rokoko um die Vorherrschaft rang, als letzteres nicht kurzerhand beiseite geschoben werden konnte, ist eine dem Empire sonst nicht angemessene Formenfülle eigen, die eine genaue Zeitbestimmung mitunter erschwert. Dann löste man sich vom Hergebrachten gänzlich los und ging ganz und voll in die Formen der neuen Stilart ein, dieser aber, wie wir vorhin andeuteten, ein geringes Feld der Tätigkeit anweisend. Nur der klassische Vordergiebel, durchweg mit einem halbrunden großen Fenster ausgefüllt, und das Portal boten hierzu Spielraum. Das Portal wurde mit Säulen geschmückt, über die sich ein Architrav oder ein Giebelfeld legte. Die Türnische wurde häufiger und trotz der Einfachheit wirkungsvoll. Das Oberlicht füllte man mit einem dürftigen, rein geometrisch behandelten Ornament. Zuweilen nur zog man Lisenen und Ecksäulen in Form von Pilastern mit reicheren Kapitälen an der ganzen Front empor, diese dadurch stärker gliedernd und belebend. Ein säulengetragener Portikus auf hoher halbrunder oder geradlinig verlaufender Freitreppe war mitunter von monumentaler Wirkung.

Durch das Eindringen des Massivbaues wurden die in der Rokokozeit herausgebildeten und im Empire teilweise beibehaltenen charakteristischen Züge stark verwischt, so daß von bergischer Eigenart kaum mehr die Rede sein konnte. Die Biedermeierzeit ernüchterte auch diesen immerhin noch etwas prunkvollen Hausbau immer mehr, bis er ausschließlich im schwarz-weiß-grünen Gewande seine Eigenart zum Ausdruck zu bringen suchte.

Die großen Städte des bergischen Landes erhalten heute — von Remscheid abgesehen — nicht mehr durch das bergische Haus ihr spezifisches Gepräge, ihren maßgebenden Charakter, wohl aber verschiedene kleinere. Für die Stadt ist die Wiederbelebung dieser Bauart mit manchen Schwierigkeiten verknüpft, die aber wohl zu lösen sind, wie verschiedene Beispiele in Elberfeld und Remscheid zeigen. Aber seine volle Schönheit entfaltet unser Haus auf dem Lande, wo noch heute teilweise sehr stattliche, vornehme, freiliegende Bauten dieser Art, umgeben von Gärten, Parkanlagen oder Baumgruppen diesen Haustypus zur Entfaltung seiner ganzen Eigenart gelangen lassen.

Das bergische Haus ist eine Kulturschöpfung eigner Art, die bereits früher ihre Mission erfüllt hat, und zwar in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, als es in die westfälische Mark verpflanzt wurde und hier Werke schuf, wie Haus Harkorten bei Hagen, wo Fritz Harkort das Licht der Welt erblickte. Auch der amerikanische Kolonialstil ruht im wesentlichen auf der Gruppierung und Materialverwaltung des bergischen Hauses. Er zeigt uns gleichzeitig eine freie und geschickte Weise der Weiterentwicklung der alten Motive für die heutige Bewegung zur zeitgemäßen Wiederbelebung des bergischen Baustils, welch letzterer alle Kreise des Landes, hervorragende Architekten außerhalb desselben, ferner die Regierung und die staatliche Denkmalpflege sympathisch gegenüberstehen.



Haus Harkorten bei Hagen in Westfalen



Kriegsbereitschaft

Von

Generalleutnant z. D. von Reichenau

Niemand vermag mit Sicherheit zu sagen, wann der Krieg kommt. Selbst die Diplomaten wissen es nicht und können es nicht wissen, wenigstens nicht längere Zeit vorher, weil auch sie die zum Kriege führenden Tatsachen in ihrer Gesamtheit nicht im voraus zu überblicken vermögen. Zwar wird der Staatsmann, dem alle Mittel zur Orientierung in der politischen Welt zu Gebote stehen, über die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit eines Kriegsausbruchs urteilen dürfen, aber Sicherheit kann er nicht gewähren. Irgendein Zwischenfall schon ist imstande, seine Berechnungen umzustürzen. So kann uns denn ein Krieg überraschen wie ein Dieb in der Nacht, und es bleibt daher nur übrig, stets kriegsbereit zu sein, wenn man es nicht machen will wie mit dem berühmten Brunnen, den man zudeckt, nachdem ein Unglück geschehen ist. Leichtsinnig handelt, wer seine zur Verteidigung bestimmten Kräfte nicht so kriegsbereit hält, wie seine Mittel und die Gesamtlage seiner Verhältnisse es zulassen.

Zur Herbeiführung der Kriegsbereitschaft gehört nicht nur die Beschaffung, Niederlegung und Instandhaltung aller zur Kriegführung erforderlichen Waffen und Hilfsmittel, sondern auch die unausgesetzte Aufrechterhaltung der Fertigkeit in der sachgemäßen Verwendung und Handhabung des lebenden und toten Materials. Das ist bei der Vielseitigkeit der Kriegsmittel und bei der oft großen Schwierigkeit, zu ihrer sicheren Beherrschung zu gelangen, keine leichte Aufgabe. Es ist auch nur in dem Maße Hoffnung vorhanden, sie zu lösen, in dem man die Friedensübungen unter Lagen abhält, die denen des Kriegs so ähnlich sind, wie es die unerläßliche Rücksicht auf Gut und Blut der Armee wie der Nation zuläßt. Man hat immer noch nicht zu viel getan, wenn man bis an die äußersten Grenzen des Erreichbaren geht, denn der schwerwiegendste, den schärfsten Einfluß auf den Gang der Kriegshandlung gewinnende Faktor, der ernsthafte Waffengebrauch, läßt sich schlechterdings bei Friedensübungen nicht anwenden.

Unter den für die Erhaltung der Kriegsbereitschaft erforderlichen, allerdings nicht ohne Opferwilligkeit verfügbaren Hilfsmitteln will ich hier, besonders anknüpfend an das Vorgehen Frankreichs, der Uebungen in kriegsstarken Verbänden nähere Erwähnung tun.

Bekanntlich weichen die Friedensverbände in ihrer Stärke und Zusammensetzung wesentlich von den Kriegsverbänden ab. Die Friedensetats der Infanterie und Artillerie betragen oft weniger als die Hälfte der Kriegsetats, und die zu den mobilen Truppenteilen hinzutretenden Munitions-, Sanitäts- und Verwaltungsfahrzeuge treten bei der großen Mehrzahl der Friedensübungen überhaupt nicht in die Erscheinung. Ferner fehlen im Frieden die den größeren mobilen Verbänden zugeteilten Munitionskolonnen, die Brückentrains, die Sanitätsdetachements, die Proviantkolonnen und die Feldbäckereien. So steigt die Kopfzahl der ersten alle Waffengattungen umfassenden Truppeneinheit, der mobilen Division, um mehr als das Doppelte ihrem Friedensstand gegenüber und die Länge ihrer Marschkolonne wächst um das Zwei- bis Dreifache, zumal, wenn für Sonderaufgaben noch schwere Artillerie beigegeben wird.

Da eine derartige Verstärkung der Verbände im Frieden nicht durch die gleichen Mittel wie bei der Mobilmachung, also nicht durch Neueinstellungen, bewirkt werden kann, so müssen zur kriegsmäßigen Zusammensetzung einer Formation andre Truppenteile mit ihren Mannschaften, ihren Pferden und ihrem Material aushelfen. Es ist also ein bedeutender Apparat in Bewegung zu setzen, um größere Truppenabteilungen im Frieden auf Kriegsfuß zu bringen, und es sind auch entsprechend bedeutende Mittel dafür aufzuwenden. Sie müssen aber im Interesse der nationalen Verteidigung als ein Kapital betrachtet werden, das sich in kriegsbereite Kraft umsetzt.

Die Uebungen in kriegsstarken Verbänden tragen zu der unerläßlichen Schulung aller Kommandobehörden nicht allein, sondern überhaupt aller Teilnehmer an solchen Uebungen bei. Es darf in Anbetracht der großen Verschiedenheit in der Zusammensetzung der Friedens- und Kriegsverbände ohne weiteres angenommen werden, auch zeigt es die Erfahrung immer wieder, daß durch die Uebungen mit friedensstarken Verbänden noch längst keine Gewähr für die kriegsmäßige Ausbildung der Beteiligten gegeben ist. Kriegsstarke Verbände ver-

langen ganz andre Maßnahmen der Führung für Befehlserteilung, Verwendung, Unterbringung und Verpflegung; vor allem aber ist taktisch mit dem an den Fersen der Truppen hängenden Schwergewicht der Kolonnen zu rechnen. Da sie nicht selbst kämpfende Teile sind, so bedürfen sie des Schutzes, woraus sich Rücksichten und Aufgaben ergeben, an die beim Fehlen dieser Angliederungen nur zu oft nicht gedacht wird.

So vermögen denn nur die Uebungen in Truppenteilen auf voller Kriegsstärke dem Heere den im Frieden erreichbaren Grad von Kriegstüchtigkeit zu verleihen. Hierin liegt der große, gar nicht genug hervorzuhebende Wert solcher Uebungen. Der Soldat irrt immer vom richtigen Wege ab, sobald ihm der Begriff der Kriegswahrscheinlichkeit verloren geht. Stets sollte er seine Maßnahmen unter dem kritischen Gesichtspunkt betrachten, ob sie auch im Kriege ausführbar sein würden. Der Krieg mit seiner Rücksichtslosigkeit und seinem ehernen Gesetz vom Erfolg der größeren Kraft muß dem Soldaten stets die Richtung angeben, in der er zu wirken und sich zu bewegen hat. Je weiter eine Armee in ihrer Arbeit von dieser Richtung abirrt, je mehr sie sich in der Einübung von Künsten gefällt, deren Beherrschung keinen Wert im Kriege hat, desto größer wird die Gefahr des Mißerfolgs einem sachgemäßer arbeitenden Feinde gegenüber. Preußens Kriegsunglück vor hundert Jahren war im wesentlichen die Folge seiner rückständigen Taktik und einer dem Geist kriegerischen Handelns nicht mehr entsprechenden Richtung des Denkens. Mögen wir uns vor der Wiederkehr einer solchen Periode durch eine bessere Vorbereitung auf den Krieg und durch eine größere Kriegsbereitschaft bewahren. Ein vortreffliches Vorbeugungsmittel gegen die Rückständigkeit in Kriegssachen besteht in den Uebungen mit kriegsstarken Verbänden, schon deshalb, weil sie stets zum Nachdenken über die Natur des Krieges anregen und weil sie die Führer aller Grade über die Aufgaben der Truppenführung im Ernstfall praktisch unterrichten. Hoffen wir, daß wir in dieser Beziehung nicht hinter den Maßnahmen des für Rüstungszwecke opferwilligen Frankreichs zurückbleiben, das in den letzten Jahren große Anstrengungen gemacht hat, um kriegsmäßige Uebungen in kriegsstarken Verbänden zu ermöglichen. Wenn auch diese Uebungen mitunter eine abfällige Kritik hervorgerufen haben, so dokumentieren sie doch an sich ein so wichtiges und lebhaftes Streben nach kriegerischer Vervollkommnung, daß alle derartigen Maßnahmen unsre Aufmerksamkeit wach erhalten müssen. Besser ist es aber, wenn wir nicht nur von der Handlungsweise des Auslandes lernen, sondern wenn wir versuchen, es ihm zuvorzutun!



Im Zwischenakt. Nach einem Gemälde von Josef Block



Das Pechvögelchen

Eine lustig-bängliche Ehegeschichte

von

Else Franken

Es war einmal ein Mann — und gar nicht etwa ein dummer —, der teilte alle Frauen ein in Heldenweiber und Putzhühnchen. Natürlich brauchen die Heldenweiber nicht mit Helm und Brünne spazieren zu laufen, was hochlöbliche Polizei wohl auch schwerlich gestatten würde. Es genügt allenfalls schon, wenn sie den Mut einer eignen Meinung haben, Broterwerb betreiben oder gar ein Examen bestehen. Kurzum, die Heldenweiber können auf ihren eignen zwei Beinen durchs Leben kommen.

Die Putzhühnchen hingegen brauchen einen Hahn, dem sie folgen müssen durch dick und dünn. Findet kein solcher Gefallen an ihren niedlichen Federn und sie bleiben einschichtig für sich, dann ist die Not groß.

Im allgemeinen aber finden die Putzhühnchen eher einen Beschützer als die Heldenweiber.

Darum hatte auch der Herr Staatsanwalt Schmidtchen vor zehn Jahren die kleine Suse Reimers geheiratet, die einer Beamtenwitwe einzige Tochter und ein schmächtiges, blondes Jungfräulein gewesen war.

Verliebt hatte sich Schmidtchen nicht; nicht die Bohne. Das wäre ihm höchst kläglich und unmännlich erschienen. Dennoch war er geneigt, seine Wahl unter die idealistisch uneigennützigen zu rechnen, denn es war ihm natürlich nicht um das Vermögen zu tun gewesen, das die kleine Reimers gar nicht besaß.

Aber als Schmidtchen damals gewahr wurde, daß ihm das Wirtshausessen nicht mehr behagte, zu dem er immer erst in jedem Wetter hinrennen mußte wie die Hirsche zur Salzlecke — und ferner, daß ein beweibter Staatsbeamter überall eine bessere Figur macht als ein lediger, da sah er sich unter den Töchtern des Landes um.

Der Herr Staatsanwalt war ein etwas vierschrötiger Herr, schwärzlich brünett, mit goldener Brille und einer biederen Rechten, die eigentlich nur zum Schreiben oder Essen zwischen den Knöpfen seines langtailligen Gehrockes hervorkam. So repräsentierte er schon in jungen Jahren die Würde seines Standes. Und das konnte man ihm nicht verdenken, denn sein guter, seliger Vater war nur Kanzleisekretär am Amtsgericht gewesen. So bedeutete seine Beamtenwürde eine ungewöhnlich hohe Sprosse in der Familiengeschichte der Schmidtchens.

Uebrigens war der Staatsanwalt ein riesig anständiger Charakter und herzensguter Mensch, den die Kollegen schätzten — nur bequem Kirschen essen war natürlich nicht mit ihm.

So kam, eben vor zehn Jahren, jener denkwürdige Winter, da Schmidtchen ganz gegen seine Gewohnheiten auf allen Tanzgelegenheiten seines Umgangskreises antrat.

Er tanzte übrigens nicht höchstselbst, denn er wußte ganz gut, daß man mit kurzen Armen und Beinen auf dem Tanzboden keinen Staat machen kann.

Da fiel ihm denn das feine Figürchen der kleinen Suse sehr bald auf. Und als er erst sah, wie nette, devote Verbeugungen sie vor den älteren Damen machte, wie jugendschüchtern die Farbe in dem Blondinengesichtchen wechselte und wie herzlich respektvoll sie auf seine herablassende Unterhaltung einging, da sagte er sich, daß eine Ehe mit dieser offensichtlich leicht zu ziehenden Susanna Reimers eine behagliche und absolut ungefährliche Sache sein werde. Sie würde sich ganz sicher der Präponderanz des unbedingt stärkeren Ehekontrahenten unterordnen.

So war die hübsche Kleine blutjung Frau Staatsanwalt Schmidtchen geworden und von ihrem Mamachen fort, mit der es sich so gemütlich gelebt hatte, in eine peinlich strenge Schule gekommen.

Die Mama prahlte ja nun — wie Mütter tun — auf den spärlichen Kaffeegesellschaften ein bißchen mit der vorzüglichen Versorgung ihrer Tochter herum. Im stillen aber nannte sie das Kind ein Pechvögelchen, denn sie hätte sich wohl einen jüngeren und leichtlebigeren Schwiegersohn gewünscht.

Uebrigens hatte sie gewaltigen Respekt vor ihm, und als sie vor ein paar Jahren starb, nahm sie die Beruhigung mit, daß sich ihr Pechvögelchen ganz nett und gescheit in seine Lage gefunden hatte. Es zog eben — genügsam und devot wie alle Reimers — auch aus diesem dürren Eheboden den unschätzbaren Nährstoff der Zufriedenheit.

Natürlich war sie gleich am ersten Tage drunter durch gewesen, wie man zu sagen pflegt.

Es ist wohl anzunehmen, daß Staatsanwälte immer eine besondere Klasse strenger Lebensprinzipien haben werden, stammen sie doch direkt von

dem Engel mit dem feurigen Schwert ab, der die Menschen aus dem Paradiese bürgerlicher Unbescholtenheit in weniger angenehme Regionen trieb.

Aber Staatsanwalt Schmidtchen übertraf hierin seine sämtlichen Spezialkollegen.

Steif und ruhig, ganz ohne Humor und also ohne die geringste Neigung, jemals über die Stränge zu schlagen, forderte er von seinem rosigen Ehegespons das gleiche. Lehrgeld aber mußten sie alle beide zahlen, und hätte die kleine Suse gewußt — die von kleinauf ein Kindernärrchen gewesen war —, daß ihr ein eignes Kindchen versagt bleiben würde, so hätte sie sich auch nicht so leicht in alle strengen Forderungen gefügt. Was bedeuten aber die kleinen Alltäglichkeiten dem Phantasiemenschen, der einem großen Glücke entgegenharrt!

Zuerst hatte sie sich selbst gewundert, wie oft sie Verkehrtes anstellte.

Da gleich zu Anfang, zum Exempel, hatte ihr der Mann aufgetragen, die verstaubten Bücher in seinen zwei großen Regalen zu ordnen. Sie hatte sich ein Schleiertüchlein um ihre goldenen Haare gewunden und tapfer die alten Schmöker aus dem Fenster ausgeklopft, immer zwei gegeneinander, hatte viel Staub geschluckt und saß seelenvergnügt vor ihrem Werke, als ihr steifer Eheliebster heimkam.

Der sah denn auch mit gnädiger Zufriedenheit auf die blanken Bücherreihen, bis sich eine starre, steinerne Mißbilligung um seinen festgepreßten Mund legte.

Es gibt nämlich eine alte Juristenscharteke, die heißt „Brunegild und Vadia“ — und die stand nun auf einmal neben Gustav Freytags „Ingo und Ingraban“.

Suschen verstand nicht die Empörung ihres Gatten. „Da stell' ich's halt um,“ sagte das leichtfertige Frauchen.

„So,“ lautete die Antwort, „der denkende Mensch soll sein Vorrecht vor der unvernünftigen Kreatur nicht einen Augenblick vergessen. Leichtfertige Gedankenlosigkeit schüttet einem Kinde Borsäure oder sonst ein Teufelszeug in die Milch.“

„Ach, wenn ich nur ein kleines Kindchen hätte,“ sagte sie und brach in Tränen aus.

Da sah er ganz verdutzt aus, wie stets, wenn sein gutes Herz mit seiner Prinzipienreiterei in Konflikt kam.

Und um seine Härte gutzumachen, hielt er ihr einen langen Vortrag über Wadium, Wedde, Weddeschat, über Pfandrecht, über feste, bewegliche, fressende Pfänder — wenn nämlich Tiere als Pfandobjekt gegeben werden; zitierte den Sachsenspiegel, Mittermeier und Beseler. Nun mußte sie doch wissen, wo „Brunegild und Vadia“ hingehörte?

Nein, sie wußte es immer noch nicht. Sah ihn aber mit so treuen und ehrfürchtigen Augen an, daß er ein angenehm geschmeicheltes Gefühl um die Magengrube herum verspürte.

Da gaben sie sich alle beide zufrieden.

Ihm übrigens war die Kinderlosigkeit ganz recht. Er war durchaus nicht der Mann, in zweiter Linie zu stehen. Kinder sind anspruchsvolle, unbequeme Wesen für trockene Naturen.

Und sie — weil sie nun doch zu den Puthühnchen gehörte — sie tröstete sich auf ihre Weise und suchte sich an Stelle des großen, versagten Glücks eine Menge kleiner Pläsiers: ein bißchen Putz, ein bißchen Naschen, ein kleiner Schwarm in allen Ehren — wie ein glattes Eselchen auf der Weide, das hier einen fetten Halm rupft und dort ein pikantes Distelkraut.

So waren sie zehn Jahre alte Eheleute.

Er war ein gut Teil dicker geworden und sie erheblich dünner. Es stand ihnen beiden nicht besonders, aber das merkten sie nicht.

Eines Morgens saßen sie sich am nahrhaft bestandenen Frühstückstisch gegenüber. Sie packte in eine Reisetasche allerlei Eßbares und Trinkhaftes, denn der Gestrenge mußte zu einer Verhandlung nach Halle dampfen. Der labte sich indessen am stark duftenden Kaffee und der geliebten Morgenzigarre.

Gewöhnlich saßen sie sich früh wortlos gegenüber. Frivoles Geplauder ziemt sich, wenn überhaupt, erst nach der Tagesarbeit.

Heut aber brannten allerlei Fragen in den lebhaften Augen der jungen Frau.

„Wenn du nun in der Lotterie gewännest, Mann,“ platzte sie endlich los, „wie würdest du denn eine große Summe unterbringen?“

Er saugte weiter an seiner dicken Zigarre und knurrte nur nach einer Weile das Wort „Dochow“ hervor.

Diese Antwort bekam sie oft zu hören. Denn da der Kreis der staatsanwaltlichen Interessen eng gezogen und ihr ein langes Schweigen immer etwas bänglich auf die Nerven fiel, so hatte sie sich das Fragen angewöhnt und holte die Gegenstände der Unterhaltungen am häuslichen Herd oft verwunderlich weit her.

„Dochow“ aber war ein urgelehrter Jurist, der für Examenzwecke ein ganzes Bändchen voll Strafrechtsfälle — echte Doktorfragen — herausgegeben hat. Und das muß man ihm lassen, was eine ausgesucht raffinierte Phantasie an Schand- und Greueltaten, Uebertretungen und Unterlassungen schuldiger Pflichten nur ausdenken kann, das hat der Mann in majorem justitiæ gloriam gewissenhaft zusammengetragen.

„Dochow“ hieß also: laß mich gefälligst mit weithergeholten Doktorfragen zufrieden.

‚Er ist wieder ein ganz gehöriger Ekel,‘ dachte Frau Suse. Das war aber nicht im mindesten böse gemeint. Denn wenn ein Mann nicht mal an seinem eignen Tisch ein Ekel sein darf, dann möchte ich wohl wissen, wo er es sich sonst erlauben sollte.

Herr Schmidtchen aber war durch die Frage seiner Frau in seinem staatsanwaltlichen Gemüt etwas beunruhigt. Ueber die Zeitung hinweg glaubte er auf ihrem Gesicht ein stilles Glänzen zu sehen, und da fügte er salbungsvoll hinzu: „Uebrigens weißt du, meine beste Susanne, wie ich über das Lotteriespiel denke. Ich will es nicht direkt unmoralisch nennen, da es der Staat billigt und protegiert und ich mich unmöglich mit dem Staate in irgendwelchem Gegensatz befinden zu wollen wünschen kann. Ich aber habe das Prinzip, nur ehrlich Erworbenes besitzen zu wollen. Ich würde dir eine Eigenmächtigkeit auch dann nicht vergeben, wenn dir ein Gewinn zufiele.“

„Ohne Scherz?“ fragte sie mit leuchtenden Augen.

„Ich scherze bekanntlich nie!“ sagte er salbungsvoll, und damit sprach er leider Gottes die Wahrheit.

Eine Stunde später dampfte Schmidtchen mit seinem Nachtsack und seinen sämtlichen Prinzipien nach Halle — und Frau Suschen fühlte sich sofort um mindestens zehn Jahre verjüngt.

Nicht als ob sie ihn nicht in Treu und Ehren hielte — Gott, sie käme sich ja wie ein verlaufenes Hündchen vor, wenn man ihr ihren guten Mann entführte — etwa in den Hörselberg! Da würde ihr Schmidtchen gut Ordnung stiften — mit der Frau Holda würde der wohl schnell fertig werden, wo er doch das ganze Strafrecht mit allen seinen Paragraphen im Kopfe hatte. Diese kleine alberne Vorstellung erheiterte die eifrig herumschäfternde Frau noch eine ganze Weile, obschon sie nie darüber nachgedacht hatte, daß die Verkuppelung unversöhnlicher Gegensätze unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zum ältesten Requisitenschatz gewerbsmäßiger Witzproduzenten gehört.

Dann gab es ihr wieder den scharfen Hammerschlag aufs Herz, so daß es für einen Augenblick beinahe stille stand.

So oft schon, seit gestern, seit Herr Steiner persönlich — in Firma Steiner & Rabuse — die Fabelsumme von 36842 Mark auf den Tisch gezählt und ihr, gegen Los und Quittung, überreicht hatte.

Ganz benommen, ganz automatenhaft war sie gewesen; aber so viel erinnerte sie sich doch: etwas von „absolut unbedingter Diskretion“ war ihr zugesichert worden.

Seitdem trug sie die 36000 Mark — was für ein lächerlich kleines Paket das war — zwischen Hemdchen und Korsett auf der Brust und die acht blauen Scheine und etliche Goldstückchen im Portemonnaie.

Suse Schmidtchen, das Pechvögelchen, und einen Achtel Gewinnanteil an der großen Prämie!

Und nun strudelten alle die Vorstellungen durcheinander: alle die lange angeschmachteten Schaufensterauslagen, an denen ihre Füßchen buchstäblich nicht vorbeiwollten — alle die verwegenen Träume von Möglichkeiten, die so gänzlich außerhalb der Schmidtchenschen Lebenssphäre lagen!

„Man würde ja nie — das verstand sich ja von selbst — und wie weit man in jeglicher Situation gehen dürfte, na ja, das — aber immerhin —“ und ein vergnügter, leise gezwitscherter Vogellaut, ein Herzensjauchzer flog empor aus der zarten Brust — der gleich wieder abebben mußte, weil das Mädchen kam, um den Frühstückstisch abzuräumen.

Die gefährliche Abenteurerin Suse trat ans Fenster und kehrte ihr rotüberblühtes Antlitz der Straße zu, während sie ihre häuslichen Aufträge gab: „Und ich fahre nach Friedenau zu Frau Doktor Katerstein, da esse ich auch zu Mittag. Und der Herr kommt erst morgen zurück. Und versorgen Sie sich gut, Anna, es sind ja so viele Reste in der Speisekammer.“

In der Schlafstube sah sie mit abgestreiftem Kleide lange so vor sich hin. Kapitalistin — es war ein zu komisches Gefühl — es trug wie ein Paar ausgebreiteter Schwingen. Kann denn im Gelde Poesie stecken? Da schüttelte sie ratlos den Kopf.

Ob es wohl Frauen gab, die ganz tollkühn in ihres Mannes Arme stürzen, wenn sie sich freuen.

Warum nur hatte *sie* immerzu dieses schlechte Schulmädelgewissen — um nichts und wieder nichts?

Aber heut! Alle kleinen Gelüste wird sie sich erfüllen — alle, die man so lange in leeren Stunden in sich großgepäppelt hatte — alle!

Sie strich mit ihren mageren schlanken Händen über die schmächtigen nackten Arme. Alles wird erfüllt heute — alles.

Und morgen abend — heut ist er ja abwesend — wenn Ottchen schon im Bette liegt und sie ihm das Glas Wasser und das Taschentuch und das Blättchen vom Abreißkalender und die Sodener Mineralpille und die zwei Rhabarberplätzchen auf dem Nachttischchen ordnet, und wenn er dann brummt, weil sie immer noch nicht unter ihre Steppdecke huscht, dann streut sie den ganzen Mammon über ihn aus. Mag er dann donnern; nachher muß er sich ja doch freuen, 36000 Mark sind doch kein Pappenstiel. Und wenn's noch dazu der Staat protegiert! Von den 842 Mark sagt sie ihm einfach nichts — das wird heute verjuxt. Dabei tut ihr Herz wieder so einen schreckhaften Zuck, aber sie läßt sich's nicht anfechten.

Vor dem großen Spiegel steckt sie ihr krauses Goldhaar in große Tuffs und Wallen. Das knappe schwarze Tuchkleid macht ein brillantes Figürchen. Die Federn auf dem großen Filzhut sind ruppig, die Stiefelchen auch — Ottchen ahnt ja nicht, was die Dinge kosten. Das ist ja sehr nett, diese Einteilung in so viele Extrakassen, für alle Lebensbedürfnisse eine. Aber mehr wird es davon auch nicht, und wenn die eine leer ist, muß man ja doch bei der andern borgen gehen.

Das waren ein paar glückseliger Vormittagsstunden. Bald nickten die neuen Straußenfedern auf dem Hut, wie weggewischt war die kleine sorgenschwere Abgenutztheit der feinen Züge.

Mutter Landstraße — mit wie hoher Liebeslyrik besingen sie deine Poesie — die Poesie der unendlichen Weite, der grenzenlosen Traumseligkeit. Deinen Boden, den die Sonne dörrt, der Schnee bleicht, der Sturm blank fegt — auf dem unablässig, seit Jahrtausenden, rüstige Füße scharrten, willensstarke, eigensüchtige — und müde, todestraurige.

Die Sänger der Großstadtstraße sind nur spärlich dagegen.

Aber warum soll ein Hünengrab mehr Stimmungsreiz enthalten als ein Fabrikschlot oder ein Droschkengaul?

Für Frau Suse entfaltete die Straße Seele und Schwung. Da fielen alle kleinen Alltagssorgen ab, die unzähligen Gewissensbeschwernisse ihrer allzu engen Abhängigkeit.

Da war so ein unverschämt fröhlicher Lärm; da huschten Schatten und Lichter so eigen allegrettohaft vorüber, da war jeder Passant ein kleines Lebensrätsel.

Alle Veilchensträußchen, alle Fliedergarben blühten eigens für sie.

Da glühten plötzlich Farben auf: Rosapurpur und Goldbraun, fahles Blau und kaltes metallisches Grün, Gott weiß woher, das Auge trank es eben ein.

Und da spritzten und sprühten Lichtfünkchen

herüber, da wo sich die geschliffenen Facetten der Kristalle und die wuchtigen Silberbäuche üppiger Prunkgefäße brüsteten. Protzige Pracht und schmachtender Scharm dicht nebeneinander.

Und da federte der schreitende Fuß im leichtbeflügelten Gange, ganz besonders wenn ein kundiger Blick auf ihr ruhte, länger, eindringlicher — und wenn der Blick sprach: Schau, schau — bist ja noch gar keine alte Suse — bist ja noch ein ganz passables Herzkäferchen — schade, nur ein Pulsschlag lang, dann sind wir für dieses Leben aneinander vorbei.

Und der dauerte an, dieser leichte Rausch der Großstadtstraße, bis sie wieder heimwärts an die stille Vorstadt kam, mit den respektabeln Mittelstandshäusern und Mittelstandsgefühlen.

Heut war sie schier benommen, als sie gegen Mittag mit ihrem Rundlauf durch die Läden fertig war.

Die kleine, immer etwas kümmerliche Frau Staatsanwalt war in eine elegante Dame verwandelt. Seide raschelte um sie her, nur ganz diskret, Veilchen dufteten zwischen den Knöpfen ihres knappen Jäckchens, und eine seit Jahren geknebelte und geknechtete, eine nie ganz zum Schweigen gebrachte Fraueneitelkeit züngelte aus dem Dunkel empor wie ein kaltes, aalglattes Schlänglein, wenn der Deckel seines Käfigs gelüftet wird.

So lange es Mann und Weib gibt, wird Weib Weibesreiz entfalten wollen.

Dann ging sie ganz dreist in das Domhofcafé. Zu dieser Tageszeit war das gar nicht bedenklich.

Die meisten Tischchen waren von Herren besetzt, die mitten zwischen ihrer Tätigkeit auf der Börse, an der Akademie und nahen Universität eine eilige Erfrischung zu sich nahmen.

Sie tranken eine Bouillon, ein Pilsener, durchflogen Zeitungen. Der Duft von schwerem Malaga und Blätterteigpastetchen hing in der Luft. Von den Marmortischchen her klang das unablässige eintönige Klappern der Gedecke und das Schurren von den eilig geschobenen Nickeltablettchen.

Frau Suse setzte sich mitten zwischen alle die Herren an ein leeres Tischchen. Sie nippte an einem goldfarbenen spanischen Wein und gabelte ein bißchen Kaviar auf.

Der starke Wein rann wie Oel durch die Kehle; er entzündete ein feines Rot auf den schmalen Wänglein und ließ die grauen Augensterne erglänzen.

Ein älterer Börsenherr nahm das schicke Frauchen aufs Korn. Er war gräßlich — dick mit schlaffen Augenlidern und einer breiten, zitternden Unterlippe. Halb väterlich und halb lüstern sah er sie an; da rückte sie ihren Stuhl etwas herum, fort aus dem Bereich seiner unreinlichen Blicke.

Nicht gar weit davon saßen zwei noch junge Damen über große Wiener Witzblätter geneigt — Theaterdamen vermutlich. Lange, dünne Figuren, farblose Gesichter und farblose Kleider, die sich vom Knie abwärts zu enormen Stoffmassen weiteten. Sie waren von ganz gleicher, aber auffallend aparter Häßlichkeit.

„Merkwürdig," philosophierte die kleine Eitelkeit, „früher sollten doch die Frauen schön sein — Albion oder Rom, das waren die markantesten Typen, Rom überhaupt ging schon über alles. Dem lief dann Paris den Rang ab. Heute brauchen sie gar nicht mehr schön zu sein — wenn nur die „Aufmachung" tiptop und raffiniert ist. Absurd eitel, komisch eitel sind heute diese jungen Männer — sehen die Frauen nur darauf an, wie sie ihnen stehen würden, ob man neben ihnen mit Aplomb auftreten kann, ob ihre Dame der Karriere förderlich sein könne! Ach, wenn mein Ottchen nur von fern ahnte — —" Und nun lachte Frau Suse vor Vergnügen, denn von einem entfernten Tischchen her nickte ihr ein langer junger Mann lebhaft zu, sprang auf und kam, geschickt um Stühle und Menschengruppen herumlavierend, eilends zu ihr.

Das war der Vetter Baumeister, Ludolf Reimers, der erste moderne Reimers aus der ganzen Sippe, ganz aus der Art geschlagen, langbeinig, mit aufgesträubtem fuchsbraunen Haar und zweizipfligem Bart, mit einem spöttisch melancholischen Lächeln und den leichtsinnigsten Augen.

Zu Schmidtchens kam er nicht mehr, denn sie konnten sich nicht ausstehen, Lude Reimers und der Staatsanwalt. Aber am dritten Ort begrüßte er seine Cousine immer besonders herzlich, denn er hatte sie brüderlich gern und — herrjemine, wie furchtbar tat sie ihm leid.

Wie ein hübsches, dummes Vögelein im eng verhängten Bauer kam sie ihm ja vor, während er mit seinen zwei langen, leichtsinnigen Beinen frank und frei über Gottes schöne Erde lief.

Nie hatte er sich klar gemacht, wie ritterlich dieses hinreichend empfindliche Gefühl in seinem Herzen für diese junge Frau war. Mit seinen etlichen dreißig Jahren war er ein so frisch und gütig empfindender großer Junge, daß alle seine Triebe völlig unbewußt in ihm wirkten.

„Servus, Suse," rief er vergnügt, „ich trau' meinen Augen nicht, Mädel, du schaust ja heut so extra aus, erklär doch nur mal —"

„Ja, wieso denn extra?" Dabei hob sie vornehm gelassen die Schultern.

„Apart, pikant, höllisch unternehmend. Sag mal, Suse, hast du in der Lotterie gewonnen?"

„Ja, natürlich," lachte sie, „was du gut raten kannst; aber wo kommst denn du jetzt her, Lude?"

„Ich baue doch jetzt hier," sagte er und blinzelte immer über den Kneifer weg auf die schmalen Händchen und das weiche fröhliche Blondinengesicht. Dann blieb sein Blick auf dem kleinen blitzenden Kleeblatt haften, das aus drei wasserhellen Steinchen gebildet, die kleine Spitzenborte unter dem feinen Kinn zusammenhielt.

„Straß, Suse?"

„Ne, Ludelchen, echt — Gott verzeih mir die Sünde."

„Du, Kleine, das wär' ein teurer Spaß. Wie Schulden drücken, das ahnst du wohl nicht!"

„Ich mache keine — ich zahle. Wenn man doch in der Lotterie gewonnen hat."

„Suse — Mumpitz! In der Lotterie gewinnt man doch nicht!"

Da lachte sie nur und bog den Kopf zurück, daß er den weißen Hals vibrieren sah.

Ludolf Reimers schüttelte den Kopf. Irgendwas war mit dem Frauchen passiert, so viel stand fest. Die sah ja heute aus, als hätte sie den Teufel



Zwei Seelen und ein Gedanke
Nach einem Gemälde von Paul Heydel



im Leibe. Da werde einer aus den Frauen klug: Zehn Jahre lassen sie sich fallen, altern, versumpfen scheinbar, schlummern über die beste Etappe ihres bißchen Lebens hinweg — und eines schönen Tages — —

„Kind, bist du auf deinen alten Tag verliebt?“ brach er los.

„Aber natürlich — in mein Ottchen!“

Da lachte er sarkastisch, blickte aber höchst erstaunt darein, als sie hinter dem kleinen Damastserviettchen, mit dem sie sich umständlich die Lippen putzte, ein kleines rotes Portefeuille zum Vorschein brachte: „Hier, Vetterchen,“ und sie zeigte ihm verstohlen den ganzen Mammon.

„Also wirklich wahr mit der Lotterie?“

„Wirklich und wahrhaftig,“ dabei blitzte ihr das Vergnügen aus den Augen. War es das verwegen schnell geschlürfte Gläschen starken Weins oder sonst ein innerer Zwang — sie seufzte erleichtert auf — Gott sei Dank, nun konnte sie doch mit jemand darüber sprechen.

Der junge Baumeister pfiff leise vor sich hin: „Kind, das muß nach der Ordnung begossen werden, sei heut mein Tischgast, kannst du's nicht einrichten? Laß uns mal mit allen Finessen zusammen speisen und vergnügt sein!“

„Ja,“ sagte sie erglühend, „herzlich gern, Ludolf, mein Ottchen ist verreist, der stört uns nicht.“

Da sah er sie schnell und scharf von der Seite an, aber sie behielt ihren lieben Unschuldsblick und er lachte beinahe ein bißchen enttäuscht: „Na ja, Brüderchen und Schwesterchen, das war ja immer so zwischen uns.“

Dann gingen sie zusammen auf der Promenade. Es war ein Prachtwetter, der ganze Frühling klang in den Lüften. Fast zu schwül duftete der Flieder in den Boskets der Anlagen. Zittrig grüne Schleier woben sich durch die Baumkronen. Unten war schon alles fällig grün, und weich und schwülstig sangen Amsel und Pirol.

Die Augen der Jungen glühten vor Lust und die der Alten vor Wehmut — genau wie alle Jahre.

Und alle Welt wurde etwas müde, ein bißchen schwer in den Gliedern; kam es vom Blutstrom, den die neue Sonnenwärme schneller kreisen läßt, oder von all dem Maigefühl und Lenzrausch.

„Ludchen,“ sagte Susanne lachend, als sie eine ganz feine, aber etwas pumplige alte Dame gegrüßt hatten, „weißt du, das ist die alte Frau Professor Schneidewein, der bin ich schon vorher bei Witbore begegnet, wo ich das Kleidchen hier gekauft habe. Da bemerkte sie gleich mein herziges kleines Brillantenblättchen. Wie sie danach fragte, sag' ich ganz gedankenlos, ich hätt's bei Friedemann gekauft. Dann bekam ich gleich einen furchtbaren Schreck, denn bei dem kaufen doch nur die uppersten tens. Und da log ich, es sei nur Bergkristall. Und die alte Schneidewein sagte, das hätte sie sich gleich gedacht, und mein Ottchen sei viel zu vernünftig für solche Extravaganzen.

„Kind,“ sagte er, „die einzige Vernunft ist, den Dornenweg des Lebens für unser Liebchen mit Blumen zu bestreuen!“

„Ja,“ meinte sie altklug, „wo bleiben da die sichern, festen Grundsätze! Du Leichtsinn hast wohl nie so ganz feste gehabt!“

„Nein,“ gab er willig zu, „damit bin ich mir und meinen Lieben niemals lästig geworden. Wer seinen Regulator in der Brust trägt, für Leben und Sterben, der braucht nicht solches lästige Gestrüpp.“

„Und dich hab' ich immer für einen waschechten Egoisten gehalten,“ sagte sie bedächtig, denn ihr stand der blumige Weg vor Augen, den er der Liebsten bereiten wollte.

„Bin ich auch,“ sagte er, in die Sonne blinzelnd, „der Altruist ist der allergeriebenste von allen Egoisten. Das bloße Genießen, auch das Sichselbstgenießen, ist allemal kulturroh, es kommt auf das Medium an, durch das der Genuß zu uns dringt.“

„Ei darum also bin ich für heute invitiert?“

„Nein, Suschen, das ist Egoismus sans phrase,“ sagte er galant.

Dann wurden sie erst nach reiflichem Ueberlegen einig, wo sie speisen wollten. Alle die Stadtlokale mit ihren verbauten Räumen, wo man zwischen Vorhängen und Teppichen erstickt, waren ausgeschlossen. So ein wonniger Tag! Da kamen sie überein, nach dem Niedersee zu fahren, draußen in Eichenkamp.

„Du, Volksküche ist das nicht, bei Stoll & Meinicke,“ sagte sie bedenklich, und er lachte wie über den schönsten Witz.

„Ne,“ sagte er frohgelaunt, „das liegt hinter uns. Weißt du noch, Sonntag mittags bei Großvater Reimers oder bei Tante Sidonie? Wir zwei immer untenan, nebeneinander. Für den Wein ein Fingerhutgläschen und als Reserve ein groß Stück Schwarzbrot neben dem Teller. Damit wollten sie in uns die verflixte Bescheidenheit züchten, die unsre liebe Familie so lange nach unten gedrückt hat. Wir durften uns sogar selbst von der Schüssel nehmen, aber immer die Präzeptorstückchen, darauf sah Tante ganz streng; vom Hasen das Schwänzchen und von der Gänsekeule den Trommelstock. Weißt du, damit züchten sie nicht die Bescheidenheit, sondern das wilde Begehren.“

„Ach ja,“ seufzte Susanne und gedachte ihres Gestrengen, denn sie war bisher in allen Lagen ihres Lebens auf das Präzeptorstückchen angewiesen worden.

Dann stiegen sie in einen bequemen Wagen und rollten aus den Stadtstraßen hinaus, mitten durch den Tiergarten mit seinen noch durchsichtigen Baumalleen, kamen ein Stück durch Felder, auf denen die zarte junge Saat kräftig sproßte. Bauernwagen und Equipagen fuhren an ihnen vorbei, und der Himmel spannte sich wie ein seideschimmerndes Zelt über ihnen aus.

Sie sprachen nicht viel. Alle ihre Sinne tranken die leisen Eindrücke dieser Frühlingsfahrt ein, dieser im ganzen bescheidenen Gegend, die sich doch mit ihren feinen, variabeln Reizen förmlich symphonisch neben ihnen abrollte.

Der Spiegel des Niedersees blinkte plötzlich vor ihnen auf mit seinen flachen Ufern, an denen hier und da schmucke Villen in kleinen Parks auftauchten.

Da lohnten sie den Kutscher ab und schritten über blumige Wiesen, pflückten Anemonen und Feldnelken, ließen flache Steine über das Wasser schnellen und vertrödelten eine gehörige Zeit im Schlendern.

„Gehſt du hier wohl öfters mit irgendeiner kleinen Freundin?“ fragte ſie leiſe.

„Gott ja, das kommt wohl vor,“ antwortete er, aber er ſah ſie, die neben ihm ſchritt, nicht dabei an. Frauen haben ja nie den richtigen Maßſtab für ſo was. Sie nehmen's bald zu wichtig und bald zu frivol.

Dann gingen ſie wieder zurück zu dem großen Reſtaurant von Stoll & Meinicke, wo eine ganze Reihe herrſchaftlicher Wagen mit abgeſträngten Pferden hielten. Das Lokal ſtand in glänzendem Rufe. Man trank hier gediegene Weine und erhielt alle Primeaus in unvergleichlicher Güte. Und die Wirte hielten die Preiſe hoch; ſo blieb man unter ſich, auch wenn man ſich gar nicht kannte.

Von dem langgeſtreckten Gebäude aus, das faſt ganz aus gedeckten Glasveranden beſtand, ſtreckten ſich gelb überkieſte Terraſſen weitſchichtig in den grünen Wieſengrund hinab. Die Speiſetiſchchen waren mit diskretem Luxus gedeckt, Goldlack und Narziſſen prangten auf jedem in hohen Stengelgläſern.

Mindeſtens die Hälfte dieſer Tiſchchen war ſchon beſetzt von einem Großſtadtpublikum, das ſich hier „ländlich“ fühlen wollte, ohne auch nur eine ſeiner überfeinerten Gewohnheiten vermiſſen zu brauchen.

Sie ſaßen endlich an einer dieſer kleinen, komfortabeln Tafeln und Ludolf Reimers wählte mit bedächtiger Sorgſalt die Speiſen und Weine. Es lag ſchon ein kleiner Vorgenuß darin, wie innig kontemplativ der ſchon ältere Oberkellner mit der Würde eines Oberhofpredigers erwägen half, ob Aal oder Salm, Spargelköpfe oder Edelpilze, Savarin oder Gefrorenes die Speiſenfolge ſtilvoller abrunden werde.

„Du, Suſe, die halten uns für junge Eheleute,“ ſagte Reimers lächelnd und es amüſierte ihn, daß ſie bis zu ihren kleinen Ohren errötete.

Sie muſterte alle die heitere, ſommerliche Eleganz ringsum. Ein breiter Strom von Luſtgefühl und Maifreude ſchien ſich über alle Welt ergoſſen zu haben und erfüllte auch die junge Frau bis in die Fingerſpitzen.

Was er jetzt hier baue, fragte ſie, und er meinte, es ſei eine Schande, wie ſelten ſie ſich ſähen, und wie ſie nicht mal wiſſe, daß er den großen Bierpalaſt baue, da zwiſchen Weſtſtraße und Zentralbahnhof.

„Den bauſt du?“ rief ſie erſtaunt, und dann kam ein kleines „Wie ſchade!“ hintennach.

„Nanu,“ rief er erſtaunt, „warum denn ſchade?“ Er ließ den Suppenlöffel vor Verwunderung fallen.

„Ja, ſiehſt du, Ludchen, wenn's eine Kirche wär' oder ein Muſeum oder ſonſt ſo was Renommierliches. Dann könnte ich ſo ſchön mit dir prahlen vor meinem Ottchen; der iſt in allem für das Höhere. So ein Bräu —“

„Suſeli, das iſt ja aber ſandumm — verzeih, aber ich bin ja ſo ſtolz, daß ich das bau', und ſo ganz ſelbſtändig aus Eignem. Sieh mal, da ſoll ja ein ganzes Stück Volksſeele hinein — jawohl, mein Kindchen, dat möt, ſonſt taugt die ganze Geſchichte nichts. Volksſeele — die iſt durchaus nicht immer himmelblau und flötenſüß. Volk will ſich hinflegeln, faul und müde, ausruhen und ſaufen — bitte, verzeih meine Draſtik — und will karteln und räſonieren und pouſſieren, das gehört doch alles dazu. Und wenn ich ihm einen Bau hinſtelle und wenn ich den Raum bezwinge und bringe ihn ſo ſtolz in Verhältnis und Harmonie, daß die liebe Plebs — Kind, die rechne ich bis ziemlich weit hinauf — ſich bei allem Behagen gebunden und geſchmeichelt fühlt — und wenn das Ding ſo protzig und feſt gegründet in der lieben Sonne daſteht — Donnerwetter, Suſe, ich komm' ja ins Dozieren —, weißt du, da vergißt man Eſſen und Trinken dabei und braucht nicht Weib und Kind.“

Ihr aber leuchteten die Augen.

„Gott, ich will dir nur geſtehen, ſolche Himmelsgefühle kenne ich ja auch. Wenn mein Ottchen in Marienbad iſt und ich ſo viel allein, dann will ich ja immer ſchreiben, weißt du, einen Roman, ganz ordentlich für den Druck. Die ſchönſten Sachen denke ich mir aus, daß mir ganz heiß dabei wird. Ich weiß nur immer nicht, wie ich anfangen ſoll! Aber nicht wahr, aller Anfang iſt ſchwer?“

Dabei ſah ſie ihm mit ihrem herzlichen Blick in die Augen. Da nahm er ihre ſchmalen Finger mit warmem Drucke in ſeine große Hand und das Herz tat ihm ein bißchen weh um ſie.

„Nein, Suſe, glaub mir, aller Anfang iſt leicht. Das Sprichwort lügt. Nur das Durchſetzen iſt ſchwer. Aber laß dich nicht irren, kleine Reimers, und ich wünſch' dir einen Bombenerfolg, daß der Jörn Uhl gegen deinen erſten Roman einen buchhändleriſchen Reinfall bedeute — proſit, Suſe!“

Da lachten ſie beide vergnügt, und es entfuhr ihr: „Nein, wie ſchön das iſt, ſich mal ſo auszulachen, ich war ja ganz verſtaubt.“

Dicht nebenan ſaßen drei einzelne Herren ſchon beim Deſſert, die ſich flüchtig mit dem Baumeiſter begrüßt hatten. Sie hatten Sekt im bereiſten Silberkübel, Mokka und türkiſche Zigaretten, und der leichte Sommerwind trug die erleſenen Düfte bis zu Frau Suſe.

Auch kleine Fetzen des Geſprächs.

Da war ein dicker, ſchwarzer Herr mit trotz ſeiner Jugend gelichtetem Haar und ſtattlichem Doppelkinn. Der ſchien der Zyniker der Geſellſchaft zu ſein. Sie ſprachen von der Verlobung eines Abweſenden und lachten viel.

„Verloben iſt gar nichts,“ rief der Dicke gedämpft, „deſſen mache ich mich noch alle Tage anheiſchig. Verloben iſt gar nichts — aber heiraten, meine Verehrten, heiraten — hic Rhodus — da heißt's Augen zukneifen.“

„Lieber Gott,“ ſeufzte ein kleiner Blonder, ein eleganter Bankmenſch, „ſchließlich müſſen wir alle mal 'ran, es gehört mal dazu.“

„Es gehört vor allen Dingen zum moraliſchen Lebenswandel,“ ſagte ein feierlich korrekter Herr von etlichen zwanzig Jahren und blies eine ganze Reihe von Rauchkringeln in die Luft. „Meine Herren, ich leugne bekanntlich alles, jegliches Axiom und jegliche Autorität. Zween Mächten beuge ich mich aber doch noch. Jener Ethik der andern, die mir die Inſtinkte der Maſſen vom Leibe hält“ — hier lachten die beiden andern vergnügt auf — „und der Hygiene, beide ſind ſozuſagen Schweſtern.“

„Oho!“ rief der Dicke ſo laut, daß der kleine Blonde nervös zuſammenfuhr.

Der Korrekte blickte seinen Rauchkringeln nach. „Vernichtung der Mikroben vermittelst der verschiedensten Desinfektionsmittel ist ihr Gemeinsames. Die Hygiene arbeitet mit Chemikalien, die praktisch angewandte sogenannte Ethik mit moralinsäuerlichen Institutionen, und zum Beispiel mit dem Axiom, es sei nicht gut, daß der Mensch allein sei. Die Ehe ist eine dieser desinfektierlichen Institutionen."

Hier lachten sie wieder und der Dicke rief.

„Diese Ethik — die speziell Ihrige, lieber Lohmann — bliese der modernste aller Polizeipräsidenten in die Luft, der die freie Liebe für obligatorisch erklären würde —"

„Was gibt es doch für schrecklich rohe Menschen," sagte Frau Suse erschrocken.

Reimers legte ihr sorgsam ein Hühnerbrüstchen auf den Teller und füllte den Sektkelch, den sie zu seinem geheimen Spaß schon mehrmals mit einer allerliebst schwelgerischen Miene geleert hatte.

Wie sie niedlich war, kindlich und weltfremd, viel zu schade für ihr „Ottchen".

„Kindchen, die sind weiter nicht roh. Der korrekte Herr, der so famos biedermännisch im Jugendstil angezogen ist, der ist schon seit ein paar Jahren mit einer sehr scharmanten Cousine verlobt. Sobald er Regierungsrat ist, soll Hochzeit sein. Das ist Jux, Dessertstimmung, wenn du willst, Modejargon."

„Könntest du auch so über die Ehe reden?"

„Was versteht denn ein armer Junggeselle davon?"

„Hast du nie an Heiraten gedacht?" Wie er gut aussah, frisch und männlich, selbstbewußt, keine Spur Pendant. Wie außerordentlich er ihr doch gefiel.

Er guckte eifrig einem Bienchen zu, das, trunken vom Weinduft, schon geraume Zeit über ihren Gläsern herumgaukelte. So konnte er ihren allzu beredten Blick vermeiden.

„Doch, Suschen — wie ich ein junger Dachs war und du noch ein halber Backfisch, da hab' ich mir meinen einzigen Korb geholt" — er kritzelte, um sie nicht anzusehen, auf der Speisekarte und schrieb ihren Namen und seinen in allerlei verschnörkelten Buchstaben — „nicht von dir selbst, Suschen, aber immerhin von deiner guten Mutter in deinem Namen."

„Aber Ludolf!" rief sie ganz fassungslos, und die Tränen schossen ihr in die Augen.

„Dacht' ich's doch — das hat dir deine Mutter gar nicht gesagt. Das unterstehen sich Mütter. Weil ich noch nichts Selbständiges war und weil wir beide kein Geld hatten. Donnerwetter, ich hatte doch was Ordentliches gelernt und ich hatte doch meine ganze Zukunft vor mir. Die wollte ich mit dir teilen — das langte aber nicht. Und du hättest doch ja gesagt — was, Suse?"

Sie nickte nur mit dem Kopf und war ganz blaß.

„Es war auch nur ein Zufall, daß ich deiner Mutter in die Arme lief und nicht dir. Du warst verreist. Und wie ich nach ein paar Tagen wieder komm und will mit dir selbst reden, da hattest du dich gerade mit Herrn Staatsanwalt verlobt. Weißt du, Suse, damals war Hochsommer. Ich lief mich halb zuschanden mit meinen langen Beinen. Immer 'raus aus der Stadt und hinein in Wald und Feld. Da hab' ich mit meinen dreiundzwanzig Jahren im hohen, schnittreifen Korn gelegen und habe geheult. Für totunglücklich hielt ich mich. In solcher Jugendeselei weiß man gar nicht, welcher Hochgenuß in solchem schrankenlosen Austoben der Seele liegt."

„Und bist deiner Jugendliebe treu geblieben?" fragte sie naiv.

„Nein, Suschen — zum Toggenburger langt's bei mir nicht." Und weil er fand, daß ihr Gesichtchen noch um einen Schein blasser und schmaler wurde, fügte er in herzlichem Tone zu: „Kein Instrument, Schwesterchen, verträgt es weniger als die menschliche Seele, wenn nur immer auf einer seiner Saiten gespielt wird. Ich habe gearbeitet wie ein Mann und — habe gelebt wie ein Mann."

Nun schwiegen sie beide. Die helle, warme Sonne hatte sich verkrochen, es wurde kühl und viele der Tischchen hatten sich schon geleert.

Ihr Herz fror ihr — wie anders hätte ihr Leben werden können, wie vielfarbig und sonnenwarm.

„Otto ist gut," sagte sie langsam, „und tüchtig und aller Verehrung wert." Dann seufzte sie ein bißchen und er schwieg.

„Trink noch ein Schlückchen Kaffee, du siehst so blaß aus," bat er, und sie leerte gehorsam ihr Täßchen und schluckte ihre Tränen tapfer mit hinunter.

Das jammerte ihn, und auch, daß für sie nicht so ein rechtes ausbändiges Vergnügen herausgekommen war. Was mußte er denn auch die alten Geschichten auskramen — zu dumm.

Er — lieber Gott — er bangte sich ja im geheimen schon wieder nach seinem Bau, ihn zog es ja hin mit tausend Fäden.

Das eben begriffen ja die Frauen nicht, daß sie bei einem Tatmenschen immer erst in zweiter Linie stehen können. Warum machen sie aus dem bißchen Liebe die Achse ihres Lebens? Lieber Gott, das bißchen Liebe und daneben die ganze große Welt der gedanklichen und vitalen Lebensinteressen — lächerlich!

Nun drängte sie fort und er hing ihr ihren Spitzenschal um, und als sie schon außer Sehweite des Lokals waren, unter dem noch dünnen Baumschatten, da fiel ihm ein:

„Sapperlot, Suse, an deinen fürstlichen Reichtum haben wir ja ganz vergessen. Wollen genial sein, nochmal umkehren —"

„Laß nur, Ludchen, der nutzt mir nichts. Ich bin halt das Pechvögelchen und das bleibe ich, aber ich habe Schicksalsgenossinnen — Tausende und Tausende."

•

Eine späte Sonne beschien am folgenden Morgen den Frühstückstisch, als Staatsanwalt Schmidtchen heimkam.

Das Mädchen berichtete, daß die Frau am vergangenen Abend blaß und abgespannt aus Friedenau heimgekehrt sei. Nun habe sie — die Anna — schon ein paarmal vergeblich an die Tür geklopft.

Der Staatsanwalt überlegte reiflich. Da aber dergleichen den Haushalt unliebsam unterbrechende

Zufälle äußerst selten vorkamen, so beschloß er, seine kleine Dame ausschlafen zu lassen.

Er wusch sich sogar seine Hände unter der Küchenleitung, butterte sich selbst sein Brötchen, klopfte sein Ei auf und holte sich auch selbst die Zigarre aus dem Schränkchen.

Die Zeitungen und die paar Aktenstücke blieben methodisch auf der linken Seite des Kuverts liegen, rechts gehörten die Briefe hin.

Es waren heute nur zwei vorhanden.

Der oberste trug die Handschrift seines alten Freundes Katerstein. Der Doktor lud das Ehepaar zum nächsten Sonntag zu einer Kegelpartie ein. Kegeln war, schon als schweißtreibendes Mittel gegen Rheuma, Schmidtchens große Liebhaberei. „Wir haben uns ja ein Jahrhundert lang nicht gesehen," schloß der Brief.

„Nanu!" sagte der Mann erstaunt, „war Susanne denn nicht gestern draußen?"

Augenscheinlich nicht. Der Poststempel war von gestern abend.

„Höchst seltsam," sagte sich Schmidtchen, „echt weiblich unberechenbar und unlogisch, sich so plötzlich anders zu besinnen. Und dann schläft sie bis in den hellen Tag, wo sie doch sonst — sehr seltsam."

Der Mann sah den zweiten Brief gar nicht erst an, er riß ihn, trotz des starken Papiers, mit dem Zeigefinger auf.

„Gnädige Frau," fing das Schreiben an und war unterzeichnet mit Friedmann & Komp.

Das Kuvert trug die Adresse seiner Frau, wie er nachträglich feststellte.

Das war Schmidtchen höchst fatal. Er fühlte sich zwar durchaus und in jeglichem Betracht als den natürlichen Vormund seiner Frau — aber ihre Briefe öffnen — o, bitte sehr, das ist völlig inkorrekt. Sind sie aber erst mal vom Adressaten geöffnet, dann natürlich sind sie eheliches Gemeingut, das versteht sich von selbst.

Dieser Brief war ja nun leider offen.

Friedmann & Komp. schrieben: „Gnädige Frau, eine Dame, Frau Professor Schneidewein, beruft sich in allem Ernst auf Sie. Gnädige Frau hätten bei uns eine Brosche aus Bergkristall gekauft. Wir führen aus strengstem Geschäftsprinzip keinerlei Quincaillerien und würden dankbar sein, wenn gnädige Frau den kleinen Irrtum berichtigen wollten. Das Kleeblättchen mit den drei kleinen Brillanten, was gnädige Frau für 480 Mark bei uns kauften, entspricht seinem Preise durchaus, und für minderwertige Waren möchten wir den Namen unsrer Firma — —"

„Quatsch," sagte der Staatsanwalt, aber er wurde ein bißchen blaß — das Kuvert trug doch deutlich den Namen seiner Frau.

„Quatsch," wiederholte er, aber sehr langsam, als es nach einem Weilchen klingelte.

„Ein Herr ist draußen, ein Herr Stoll," meldete Anna.

„Herr oder Mann?" fragte Schmidtchen mit gereizter Stimme, denn in dieser Hinsicht war kein absoluter Verlaß auf Annas Menschenkenntnis.

„Ganz ein nobler Herr."

Darauf durfte Herr Stoll näher treten. Er war ein behäbiger Herr, sehr würdevoll in Schwarz und mit dem blühendsten Oberkellnergesicht.

„Womit kann ich dienen?" fragte der Staatsanwalt steif.

Herr Stoll zog ein großes Portefeuille aus der Brusttasche, dem er langsam und feierlich ein kleines rotes Ledertäschchen entnahm.

„Stoll & Meinicke," stellte er sich vor, „das heißt ich bin natürlich nur Stoll — Terrassenrestaurant in Eichenkamp." Der Herr sah fragend, erwartungsvoll und strahlend aus.

Der Staatsanwalt wiederholte steif: „Sie wünschen?"

Herr Stoll richtete sich nun auch etwas höher auf. „Herr und Frau Staatsanwalt haben gestern bei uns gespeist —"

„Durchaus nicht," sagte Schmidtchen eisig.

„Frau Staatsanwalt schon sicher! Hier ist ihr Täschchen mit den 36000 Mark, hier obenauf liegt die Visitenkarte mit der vollen Adresse der Dame — der Begleiter allerdings war wohl —" Herr Stoll erschrak sichtlich, wurde noch blühend röter und schloß flink: „Der Begleiter war aber wohl — ein andrer Herr Staatsanwalt. Das Täschchen lag unter der zerknüllten Serviette der gnädigen Frau. Oberkellner Fritzen, ein alter Angestellter unsers Hauses, brachte es mir sofort. Zur größten Sicherheit erlaubte ich mir persönlich zu kommen. Es ist immerhin ein ziemlich reichliches Taschengeld für solche junge Frau" — Herr Stoll erlaubte sich ein höfliches Lachen über seinen Witz — „und nun bitte ich gehorsamst um Quittung."

Schmidtchen kannte die kleine Tasche. Er setzte sich etwas schwerfällig nieder, er fühlte sich auf einmal so unsicher in den Beinen.

Dann lächelte er, während er sich die Stirn mit dem Taschentuch tupfte. Auch Herr Stoll wurde durch eine höfliche Geste zum Sitzen eingeladen.

„Wie entsetzlich leichtsinnig solch kleine Frau sein kann, werter Herr Stoll," sagte Schmidtchen mit belegter Stimme. „Dieses Geld, das ich ihr zu sorgfältiger Hut übergab — ich bin erst heute früh von einer kleinen Reise zurückgekehrt — hatte sie wohl zu größerer Sicherheit, als sie mit ihrem Bruder den schönen Nachmittag benutzte" — ‚ich lüge wie der geriebenste Halunke,' dachte der arme Mann.

Er sprang auf und holte vom Büfett eine Flasche Sherry und ein Glas. Herr Stoll sah flüchtig auf das Etikett und protestierte mit sanftem Lächeln.

„Nicht meine Zeit für Weintrinken, verehrter Herr. Jaja, die schönen Damen — entre nous, sie bleiben doch immer das schwächere Geschlecht."

Schmidtchen stellte eine umständliche Quittung aus. Er übergab aus seinem Portemonnaie ein paar Goldfüchse für Oberkellner Fritzen. Er dankte, er drückte Herrn Stoll die Hand und begleitete ihn bis an die Treppe.

Endlich saß er wieder auf seinem Stuhl, es war ihm aber merkwürdig fade zumute.

Susanne! Er sah ordentlich ängstlich auf die Schlafstubentür. In seinem Gehirn verdichteten sich die Belastungsmomente gegen die Pflichtvergessene zu rabenschwarzem Argwohn. Brillanten und ein ganzes Vermögen und ein Sektdiner à deux in einem Moderestaurant!

Seine Susanne, seine aus reinster Huld geehelichte Gattin, für die er, sie so recht tauglich



Gebet und Arbeit

Nach einem Gemälde von Georg Buchner

für sich zu machen, nun seit zehn Jahren keinen Ernst und keine Mühe gescheut hatte! Und sie war ja auch recht gut gediehen, nach seiner Ansicht.

Er schlich in das Schlafzimmer, stand still und schnupperte. Da hing so ein ungewohnter süßer Duft in der Luft, hübsch — aber eigentlich ein niederträchtig leichtfertiger Duft.

Schmidtchen ergriff das erste beste Kleidungsstück, ja, das roch auch so, so — es fühlte sich spiegelglatt und kühl an und war ein seidenes Damenkorsettchen von wasserblauer Farbe mit silbernen Schnällchen. Ein hellgrauer Lederschuh mit hohem Absatz machte ihn beinahe stolpern. Er nahm das Dingelchen in die Hand — i, hatte denn Susanne solchen kleinen Fuß?

Nun stand er am Bett. Da lag sie eingekuschelt, die Steppdecke bis zum Kinn hochgezogen, all ihr krauses Goldhaar, das sie sonst in einen festen Zopf flocht, lag aufgelöst um ihr schlafgerötetes Gesicht.

Sie schlief. Sie schlief so fest wie ein Kind, wie das beste Gewissen.

Was Staatsanwalt Schmidtchen in zehn langen Ehejahren nicht gesehen hatte, vielleicht weil es ihm so sicher angehört — so ein schlafendes Frauchen ist noch längst nicht garstig anzusehen.

Er hatte sich das wirklich noch nicht klar gemacht — aber andre offenbar —, und da wurde dem guten Manne siedeheiß.

Weich aber wollte er nicht werden. Obenan die Ehre — und wenn sie sich gegen die vergangen hätte — wie ein trockenes Schluchzen stieg es ihm im Halse auf —, dann war er ein einsamer Mensch.

Er schlich in die Eßstube zurück. Draußen klingelte es schon wieder.

Anna brachte ein Briefchen und eine herrliche Garbe langgestengelter Rosen: „Is 'n heute Geburtstag?" Aber sie machte, daß sie hinauskam, gemütlich sah der Herr nicht aus. Ueberhaupt es war heute morgen alles so komisch.

Lange hielt Schmidtchen den Brief an seine Frau in der Hand: des Rätsels Lösung. Die Handschrift kannte er doch, wer schrieb doch schon solche lange, weitläufige, wegfliehende Buchstaben?

Diesmal erbrach er das kleine kokette Siegel ohne alle Skrupeln.

Er las: „Liebe Suse, schönen Morgengruß! Ich hoffe, Dir ist unsre kleine Maifahrt gut bekommen. Ich freue mich, daß wir mal wieder geplaudert haben wie in alter Zeit, als Brüderchen und Schwesterchen. Du bist doch in guter Hut gewesen bei Deinem Ottchen die Jahre alle; schade, daß er mich nicht mag. Und laßt Euch den schönen Lotteriegewinn gut bekommen. Der Mensch muß sich gemeinhin so schinden und raxen, da soll er froh sein, wenn ihm mal eine gebratene Taube in den Mund fliegt.

Servus Suseli, Dein Vetter Ludolf."

Herrgott, die Lotterie — dann war das ja gar keine Doktorfrage gewesen!

Der Staatsanwalt richtete sich kerzengerade auf und atmete tief. Wie befreit streckte er seine beiden Arme weit von sich.

Ja, lieber Himmel, was hatte er denn eigentlich gedacht? Gar nichts — rein gar nichts. Er wird doch von seiner Susanne nichts Böses denken — ist ihm ja gar nicht eingefallen. Oder gar eifersüchtig — er? — ne, noch nie im Leben, und auf solchen leichtfertigen jungen Baumenschen?

Rosen? Er kann ja ebensogut Rosen kaufen wie Lude Reimers — hat er das eigentlich noch nie getan? Nein, soweit er sich erinnern kann, noch nicht. Die hat die Frau sich immer selber vom Markte mitgebracht.

Er tritt vor den Spiegel und schmunzelt ein bißchen: gut konserviert, sehr gut; nicht schön, aber ein Charakterkopf; sehr viel Würde, ganz und gar Jurist! Das wäre ja noch schöner, wenn die nicht zufrieden sein wollte. Nun geht er wieder leise in die Schlafstube.

Da sitzt seine Frau aufrecht im Bett mit großen, verstörten Augen.

„Herrgott, das macht der Sekt," ruft sie ganz erschrocken.

„Bleib doch ruhig, Suschen," sagte er sanft und setzte sich zu ihr auf den Bettrand. Sie trägt sonst immer ein dichtes Jäckchen. Das hat sie gestern abend vergessen, und eine Schulter und ein zarter weißer Arm werden frei. Die will sie errötend zudecken. Aber er hindert sie: „Laß doch, Frau, das ist doch gar nicht häßlich. Und du hast also in der Lotterie gewonnen?"

Da fährt sie erschrocken auf, aber er sieht sie so seltsam freundlich an, daß ihr ganz bänglich ums Herz wird.

„Ich will dir ja das ganze Geld schenken, Ottchen," flüsterte sie matt und legte sich in das Kissen zurück.

„Das kannst du ja gar nicht; es gehört ja schon uns beiden, wir haben doch Gütergemeinschaft."

Ein ausgezeichneter Witz, daß sie ihm das Geld schenken will — jaja, die Frauen — laufen auf der Erde herum wie in den Gefilden der Seligen, ohne die geringsten Geschäftskenntnisse!

„Ich weiß gar nicht wie du heute aussiehst, Ottchen?" sagte sie, denn nie noch hatte sein Herz so deutlich aus seinen Augen zu ihr gesprochen, und es redete im Augenblick eine verwegen verliebte Sprache.

Da legte er seinen schwarzen, alternden Kopf neben ihren blonden und schluchzte: „Ich habe mich ja so um dich gebangt, Suschen." Und dann erzählte er ihr alle Ereignisse des Morgens.

„Und was hast du dir denn von mir gedacht, Ottchen?" fragte sie verwundert und auch so leise wie er — ein lauter Ton hätte gar nicht in ihre Stimmung gepaßt.

„Ach, Suschen, gedacht gar nichts; mir war nur so angst um dich, mein Frauchen."

Da schlang sie ihre beiden weißen Arme um seinen Hals und drückte sich an ihn und flüsterte: „Dann bin ich ja aber gar kein Pechvögelchen!"

„Du," fragte er erstaunt, „du? — meine Frau? — Na! — — —"





Megedes Geburtshaus am Alten Ring in Sagan

Johannes Richard zur Megede †

Aus seinem Leben

Von

Marie zur Megede

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die Megedes sind eine adlige Familie der Roten Erde. Ihre ersten verbürgten Geschlechtsnachrichten stammen aus dem Jahre 1332. In und um Iserlohn war die Stätte ihrer engeren Heimat. Damals nannten sie sich „ter“ Megeden, erst später haben sie sich „zur“, zuweilen auch „von“ Megede geschrieben.

Traditionell scheint bei ihnen die „Rechtsgelahrtheit“ gewesen zu sein. Jedenfalls saßen jahrhundertelang Leute ihres Namens auf den vornehmsten Amtsstühlen der alten Stadt. Zu denen, die — wahrscheinlich gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts — Westfalen den Rücken wandten, gehörten unsre Voreltern. Sie lebten in der Mark, und ihre geistige Vaterstadt war Berlin. Auch unser Vater nannte sich mit Stolz „ein Berliner“. Dort geboren war er nicht. Er erblickte zu Trombin in Russisch-Polen das Licht der Welt. In einem elenden Dorfkruge. Feuer hatte in der Nacht vorher das Gut seiner Eltern zerstört. Seine Mutter war im Hemd von Freunden durch ein Fenster gerettet worden.

Jeanette zur Megede, Tochter des Regierungspräsidenten von Broscovius, war eine sehr schöne und sehr liebenswürdige Frau, ihr Gatte hochgebildet, hochintelligent, nur vielleicht ein wenig zu sehr Lebemann. Als Justizkommissarius zu Plock in der damaligen Provinz Südpreußen hatte er in jungen Jahren ein bedeutendes Vermögen erworben und in großem Grundbesitz angelegt. Aber Krieg und schlechte Zeiten nahmen wieder, was Geist und Leistung erworben. Als unser Großvater, Rudolf zur Megede, erst vierundfünfzig Jahre alt, als Geheimer Oberfinanzrat zu Berlin starb, hinterließ er seinem Sohne nur das Danaergeschenk zweier Güter im Kreise Stuhm. Der Name des einen, Hintersee, ist in meinem Gedächtnis geblieben.

Hans zur Megede, unser Vater, hatte sein Abiturientenexamen am Joachimstalschen Gymnasium in Berlin mit siebzehn Jahren bestanden. Er studierte Jura. Vom Regierungsrat in Merseburg wurde er zum Landrat des Kreises Freystadt in Niederschlesien ernannt. Als beinah aufgegebener Junggeselle lebte er mit seiner Mutter zusammen,

ein Muster feinster Rücksicht und zärtlicher Fürsorge in diesem Verhältnis. Ein guter und aufopfernder Mensch auch seinem Nächsten gegenüber.

In Merseburg wütete die Cholera. Einem höheren Steuerbeamten, den er bis dahin nur sehr oberflächlich kannte, starb die junge Frau. Mit fünf kleinen Kindern blieb der Witwer im schlimmsten Choleraviertel zurück. Unser Vater hatte eine große und gesunde Wohnung, seine Mutter war auf längere Zeit verreist. So ging er hin und holte die ganze Familie in sein Haus, beruhigte den Wirt, der sich angstvoll wehrte, und saß in der ersten Nacht am Bette des Witwers, der mehr aus Schreck als aus Ansteckung von einem Choleraanfall heimgesucht wurde. Als sein Gast bald darauf an den Rhein verzog, blieb das drei Monate alte jüngste Kind noch monatelang in seinem Hause. Und noch heute hängt das Bild eines kleinen blonden Knaben in meinem Zimmer. Die Stiefmutter hat es dem „Pflegevater“ später zum Andenken gemalt.

Vierundvierzig Jahre zählte unser Vater, vierunddreißig unsre Mutter, als sie einander die Hand zum Lebensbunde reichten. Sie waren Verwandte, Zweitgeschwisterkinder, die Mütter Cousinen. Ein Zufall führte zusammen, die sich bis dahin nie gesehen hatten. Friederike Freiin von der Osten, genannt Sacken, kam mit ihrer Mutter, einer geborenen von Tyszka, aus Königsberg in Ostpreußen nach Bad Salzbrunn, um Heilung von einer schweren Diphtherie zu suchen und zu finden. Die Verwandten in Freystadt hörten davon und luden beide zu einem Besuch auf der Heimreise. Das Resultat war eine Liebe auf den ersten Blick, eine Liebe über das Grab hinaus, von schweren Schicksalsschlägen nur erhöht und vertieft.

In einem Hause der Eintracht und des inneren Glückes sind wir Kinder aufgewachsen, in einer sehr reinen und sehr warmen Luft. Nicht aber



Hans zur Megede, der Vater des Dichters



J. R. zur Megede im Alter von 12 Jahren

weichlich behütet vor der Kenntnis von Leid und Not des Lebens. Im Gegenteil, wir hatten beides mit unsern Eltern geteilt von früher Jugend an. Aber die Möglichkeit unglücklicher ehelicher Verhältnisse ist uns bis in späte Zeiten etwas Unverständliches gewesen; nicht minder ein loses Band der Geschwister oder gar ihr feindliches Auseinanderstreben. Zu oft hatte uns unsre Mutter die Geschichte von den „sieben Stäben“ erzählt, einzeln so leicht zerbrechlich, zusammen aber unüberwindlich. Von klein an hatte sie ihre Kinder ermahnt, sich als Sprossen einer Wurzel zu fühlen, als Vögel eines Nestes.

Sie war eine tatkräftige, willensstarke, vielleicht ein wenig selbstherrliche Frau mit scharfen Augen und losem Handgelenk ihren Kindern gegenüber. Für den Gatten hatte sie nur Rücksicht, Sorge und liebevolle Bewunderung. Die Mutter war uns in erster Linie Erzieherin: streng und zärtlich zugleich. Ein wenig ferner, immer mit einer kleinen Aureole um das früh ergraute Haupt, stand uns der Vater. Die Aureole ist geblieben. Auch in den schärferen Augen der Erwachsenen behielt er sein volles Anrecht auf das Goethewort: „Hinter ihm, in wesenlosem Scheine, lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“ Klein, schlank, brünett, war er ein vornehmer Mann, in seinem Aeußeren, in seinem Denken und Handeln und in seinen trotz alledem einfachen Lebensgewohnheiten. Niemals hat er den Blick streberisch nach oben gerichtet. Als liberaler Mann und Mitglied des linken Zentrums im preußischen Abgeordnetenhause, während der Konfliktszeit, hat er seiner Ueberzeugung die schwersten persönlichen Opfer gebracht. Aber die innere Heimat des Idealisten war nicht in den Kreisen, in die ihn das Schicksal verschlug. Er hing an den Traditionen seiner Familie und den

Erinnerungen seiner Kindheit und Jugend. Höhere und hohe Staatsstellungen waren in seiner Familie die Regel, königliche Besuche keine Seltenheit gewesen. Der Große Friedrich hatte bei seinen Voreltern verkehrt, war als alter Herr vom Pferd gestiegen, um sich zu den Megedeschen Kindern, in der Nähe der Domäne Fahrland, auf eine „Schattenbank“ zu setzen. Unser Vater freute sich, als Prinz Friedrich von Preußen, bei dem er sich in Düsseldorf meldete, nach seiner „schönen Mutter“ fragte, mit der er „so oft getanzt habe“. Und er war stolz darauf, wenn Kaiser Wilhelm I. ihn mit den Worten anredete: „Ihre Familie ist mir sehr wohl bekannt.“

Als jüngstes Kind dieser Eltern, alter Leute — der Vater zählte fünfundfünfzig, die Mutter fünfundvierzig Jahre —, wurde Johannes Richard zur Megede am 8. September 1864 geboren. Zwei Töchter, ich und meine Schwester Gertrud, lebten ihnen. Vier Knaben waren im frühsten Kindesalter gestorben. Der fünfte und letzte war die Gebetserhörung einer frommen Christin der alten Schule. Zwei Jahre vor seiner Geburt schrieb sie in ihr Neues Testament neben den unterstrichenen Spruch: „Was ihr den Vater bitten werdet in meinem Namen, das wird er euch geben“ den Namen „Johannes“.



J. R. zur Megede als Avantageur in Goslar

Unser Vater hatte damals den Staatsdienst bereits verlassen und verbrachte einen großen Teil des Jahres als Land- und späterer Reichstagsabgeordneter in Berlin. Wir lebten in Sagan, der hübschen schlesischen Stadt mit den reizenden Boberufern und einem Bijou von Herzogspark. Bei „Salzmanns“ am alten Ringe erblickte unser „kleiner Bruder“ das Licht der Welt. Er war ein Kind wie alle Kinder, etwas stiller, etwas blässer vielleicht, mit einem Kopfe, der nicht eben klein genannt werden konnte; auch zeigte er nichts von den frühzeitigen Anzeichen unerhörter Begabung der meisten andern Kinder. Eines Tages erfaßte unsre ängstliche und phantasievolle Mutter ein furchtbarer Argwohn. Wenn nun der große Kopf am Ende — ein Wasserkopf war?! Der langjährige Hausarzt wurde gerufen. Er fuhr unsre Mutter etwas gröblich mit den prophetischen Worten an: „Reden Sie keinen Unsinn, höchstens wird er mal mehr drin haben als andre Leute!“

Auch andre flüchtige Bilder hat mein Kindergedächtnis aus jenen Zeiten festgehalten. Ich sehe den kleinen Johannes im Tragmantel auf dem Arm seines Kindermädchens, noch immer ein wenig blaß und apathisch. Ich sehe uns beide mit einer Milchflasche und einem Kuchenkörbchen nach dem Schloßgarten wandern und müde auf irgendeiner Türschwelle ausruhen. Ich weiß, daß es eine Familiensorge war, wie wir den Dreijährigen, der eine Todesangst vor dem Fahren hatte, auf einen Wagen bringen sollten, als wir nach Bad Salzbrunn reisten. Ich erinnere mich der Kunst und Mühe, mit der das überhaupt sehr furchtsame Kind zur ersten Photographie seines Lebens bewogen werden mußte. Auch auf eine Stunde schrecklichen Suchens weiß ich mich zu besinnen. Eine Landpartie sollte gemacht werden, der Wagen stand vor der Tür. Von dem Jungen aber war nirgends eine Spur. Endlich fanden wir ihn im abgelegenen Wagenschauer eines Gasthofes. Er saß in einem Halbwagen und schwenkte die Peitsche. Erstaunt sah er uns an. Er war weit weg auf einer großen Reise gewesen.

Johannes war wie gesagt kein früh entwickeltes Kind. Die Natur schien ihm gerade das versagt zu haben, was ihn in der Folge so sehr auszeichnete: die rasche Fassungsgabe und das vorzügliche Gedächtnis. Dem Sechsjährigen noch war es unmöglich, sein vierzeiliges Morgengebet fließend aufzusagen. Unter dem Balkon der hübschen Villa Grätz am Angel, in die wir mittlerweile übergesiedelt waren, standen die Straßenkinder und sagten ihm laut vor. Das Ende



Friederike zur Megede, geb. Freiin von der Osten-Sacken, die Mutter des Dichters

war eine große Heulerei, und in der Seele der Mutter stiegen die Wasserkopfbefürchtungen von neuem auf.

Dann kam ein sehr normaler Schulanfang. Johannes entwickelte sich zwar nicht zu einem Lernkinde, aber zu einem wilden Jungen. Mit Holzlanze und Schild zog er zu Indianergefechten und Schülerschlachten aus. Mit Beulen und Löchern im Kopfe kehrte er heim. Er rauchte mit nie entdeckter Heimlichkeit geschnittenes Gras aus Tonpfeifen und lag als rätselhaft und schwer Erkrankter zu Bette. Er prügelte eine kleine holländische Spielkameradin vor versammeltem Straßenjungenpublikum, um zu beweisen, „daß sie nicht seine Braut sei". Kurz, er tat alles, um seinen Ruf als ungezogener Junge mit größtmöglichster Schnelligkeit zu erwerben.

Bisher hatten unsre Eltern, ungehemmt von Verkehrsrücksichten, nur uns und unsrer Erziehung gelebt. Der Vater war in unsern Augen ein Alleswissender, zum mindesten ein lebendiges Nachschlagewerk. Er hatte viel gesehen, viel gehört und war bis ins späteste Alter bemüht, jede kleine Lücke seiner umfassenden Bildung auszufüllen. Er war ein feiner Stilist, der auch einen einfachen Brief niemals sorglos und flüchtig verfaßte.

Ebenso verstand unsre Mutter die Feder zu führen. Leicht fand sie Bilder und der Reim glückte ihr. Noch besser wußte sie zu erzählen. Dann stieg ihre ostpreußische Heimat, die wir niemals gesehen hatten, deutlich vor uns auf. Unbekannte Menschen erhielten für alle Zeit scharfe Umrisse. Der Wald rauschte, das Korn wogte, und wenn die Wagen voller Gäste auf den Gutshof rasselten, schrien die todgeweihten Hühner, und in der Küche schwang die Wirtin das Waffeleisen.

Unser Vater verfügte über scharfen Witz, unsre Mutter hatte Humor und Gestaltungsgabe. Mit drei Worten zeichnete sie Persönlichkeiten und Situationen, mit einem traf sie oft genug den Nagel auf den Kopf. Beide Eltern hatten lebhafte literarische Interessen. Immer hatte man sich in ihren Familien für den Roman und das Theater interessiert. Aus des Vaters Munde lernten wir die ersten Faustzitate kennen. Er war es auch, welcher der andächtigsten und erwartungsvollsten Gemeinde an freien Abenden und regnerischen Sonntagnachmittagen Schiller, Walter Scott und Cooper vorlas.

Auch lebte zeitweilig eine unverheiratete Schwester unsrer Mutter im Hause, eine geistreiche und anregende Persönlichkeit mit zahlreichen Interessen und feinem literarischen Verständnis. Wie unsre Mutter erzählte sie ausgezeichnet, und gleich ihr hatte sie einen gewissen mystischen Zug. Nichts ging über ihre Spukgeschichten.

Im Jahre 1872 waren wir nach Sondershausen in Thüringen übergesiedelt, eine jener kleinen Fürstenresidenzen, die an Natur, Kunst und Geselligkeit Außerordentliches bieten. Die berühmten Loh-Konzerte, das gute billige Theater übten schon auf das Kind Johannes einen selbstverständlichen Einfluß. Für die entzückende Lage der Stadt, für ihre Buchenhügel, die Waldwege zum Jagdschloß Possen und den sagenumwobenen Frauenberg kam ihm mit jedem neuen Jahre neues Gefühl und Verständnis.

In der Schule begünstigte ihn der Erfolg nicht sonderlich. Ein Musterknabe war er auf keinen Fall, und eine jüdische Fleischerfrau verabfolgte der Mutter bei gelegentlichen Einkäufen mit freundlicher Beileidsmiene gern etwas von den Taten in Latein und Mathematik ihres gleichalterigen Wundersohnes als Zugabe. In Quarta erklärte der Ordinarius zu meiner zornigen Entrüstung sogar, daß Johannes der Einjährig-Freiwillige ein zweifelhafter Rang, das Abiturium aber eine unter allen Umständen verschlossene Paradiesespforte sei.



Villa Grätz in Sagan, Wohnhaus der Familie zur Megede

Unser Vater war ein passionierter und ausdauernder Fußgänger. Am liebsten wanderte er mit einem einzigen kleinen Gefährten — seinem Jungen. Dann blühte heitere Kameradschaft zwischen ihnen beiden auf, und tief gerührt, sehnsüchtig dankbar hat Johannes bis zu seinen letzten Stunden des geliebten alten Mannes und jener gemeinsamen Wanderfahrten gedacht.

Im Jahre 1877 ergriff unsre Familie abermals den Wanderstab. Ihr arbeitgewohntes Haupt bedrückte die Arbeitslosigkeit. Die aufblühende hannoversche Fabrikstadt Peine suchte einen höheren Beamten als Bürgermeister. Unser Vater nahm die auf

ihn fallende Wahl an, Frau und Töchter gingen mit ihm, der Sohn blieb in Sondershausen zurück. Schwer litt das Kind an Heimweh, dem Heimweh des Louis Carèn in der „Zarten Hand“ oder des Rolf Raben in der „Félicie“. Mit wem es damals verkehrte, seine klugen und dummen Streiche machte, entzieht sich meiner Kenntnis. Nur ein alter Herr, der den größten Einfluß auf Johannes' Urteil und Bildung gewann, war auch uns wohlbekannt. „Onkel Rühs“, ein gelähmter Mann, seit zwanzig Jahren in schrecklicher Rückenlage an sein Bett gefesselt, verband mit reichem Wissen und vielseitigen Interessen eine ungewöhnliche Herzensgüte und eine unzerstörbare Jugendlichkeit des Gemüts. Der Alte und das halbe Kind standen als Freunde zueinander. Johannes' früh erwachte literarische Passionen, seine Leselust und sein Urteil fanden durch den kranken Greis Pflege, Regelung und Ansporn.

Als Johannes auf Prima saß, starb unser Vater. Es war am 10. November 1882. Zum erstenmal sahen wir einen Toten, der uns nahe stand, und unausfüllbar klaffte die Lücke in unsrer kleinen Familie.

Es war in Prima, wo der Schulstern des jungen Mannes plötzlich zu steigen begann. Aus dem mäßigen und gleichgültigen Schüler wurde ein eifriger und interessierter. Er hatte im Direktor des Gymnasiums, Geheimrat Dr. Kieser, den ersten Förderer seiner geistigen Eigenart gefunden. Dieser ungewöhnliche Schulmann ließ sich durch „siebenundfünfzig“ Interpunktionsfehler und mehr nicht abhalten, die deutschen Aufsätze seines Schülers mit „sehr gut“ zu zensieren. Vom mündlichen Abiturientenexamen Johannes zur Megedes hat man mir erzählt, daß die zuhörenden Staatswürdenträger es als einen Genuß bezeichnet hätten. Das Zeugnis rühmte schon damals in hohen Tönen ausgezeichnete stilistische Fertigkeit, wirkliche Darstellungskunst und ein reiches Phantasieleben.

Mit dem Abiturium war das erste Rennen nun gewonnen, ratloser aber noch als Herkules am Scheidewege, stand der Zwanzigjährige am Pfosten. Mäßig lockte die traditionelle Juristerei. Nach dem Schriftsteller von Beruf wagte er nur verstohlen zu äugen. So meldete er sich als Avantageur zu den Zehnten Jägern in Goslar. Eine Freude von sehr kurzer Dauer. Johannes fand, daß er sich nicht zum Soldaten eignete, ein unangenehmer Vorgesetzter verbitterte ihm das Leben. Als er zum erstenmal auf Urlaub nach Hause kam, erkrankte er außerdem an einem schweren gastrischen Fieber. Der Rekonvaleszent erklärte kategorisch, daß er unter keinen Umständen als Avantageur weiterdienen, sondern zu den Einjährig-Freiwilligen übertreten würde. Vergeblich alle Umstimmungsversuche in der Familie und von seiten eines wohlgesinnten Kommandeurs. Als das Jahr abgedient war, wurde die Uniform wieder ausgezogen. Wir zogen nach Friedenau-Berlin. Das endlich erwählte Studium des Unschlüssigen war die Aesthetik. Berlin behagte ihm in der ersten Zeit sehr. Auch die erwählte brotlose Kunst interessierte ihn lebhaft, seit er die Vorlesungen eines jungen Privatdozenten, Dr. Heinrich von Stein, hörte und zu ihm in persönliche Beziehung trat. Leider erlag Herr von Stein schon im andern Jahre einer tödlichen Krankheit, tief betrauert von seinen Schülern, von Johannes schwer vermißt.

Aber er zählte einundzwanzig, es kam der Frühling des Jahres 1887 und führte ihn zum erstenmal nach Italien. Es war eine echte Studentenfahrt dritter Klasse, mit dem Plaid um die Schultern und dem Ränzel auf dem Rücken. Merkwürdig weit, vom Gardasee bis Tunis, reichte damals das Geld.

Im selben Sommer riß der Tod die zweite klaffende Lücke in unser Leben. Unsre Mutter starb nach kurzen schweren Leiden an der Ruhr. Gertrud hatte sich ein Jahr zuvor mit dem Rittergutsbesitzer Paul Moldzio auf Dietrichswalde bei Bartenstein verheiratet. So blieben wir beide allein in Friedenau wohnen. Es war um die Zeit, wo Johannes



Johannes Richard zur Megede (1899)

zum drittenmal den Beruf wechselte. Jura und Türkisch im Orientalischen Seminar! Wieder aber war das Herz nicht dabei „Mais malheureusement, ce diable d'écrire me poursuit sans cesse,“ stand auf einer Karte, die er mir nach Dietrichswalde schrieb, wo ich zum Besuch weilte.

Natürlich hatte er inzwischen „geschrieben“. Aber es war nichts gewesen, immer mußte er seufzend zu Pandekten und Koran zurückkehren. Langsam bemächtigte sich seiner eine tiefe äußere und innere Depression. Das Leben dünkte ihm schal, die Zukunft ohne Ziel und Erfolg. Auch ich hatte ihm inzwischen einen Kummer bereitet, indem ich ihn verließ, mich ebenfalls nach Ostpreußen verheiratete mit dem Gutsbesitzer Karl Hartog in Gr.-Kalkeningken, in der Nähe von Insterburg.

Johannes griff abermals zur Feder. Der Roman „Unter Zigeunern“ entstand. Mir erschien er eine sichere Talentprobe. Andre waren andrer

Meinung. Zwar mein Verleger, Herr Fontane, erklärte ihn für sehr bedeutend, sein Kompagnon dagegen für unwahr und nicht druckfähig, der Unparteiische — Franzos — schloß sich dem abfälligen Urteil an. „Begraben wir also in Gemütsruhe einen Traum!“ schloß der Brief, in dem mir mein Bruder im März 1893 diese Mitteilung machte.

Aber der Traum sollte dennoch in Erfüllung gehen. Im Frühsommer 1895 trat Johannes in die Redaktion der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart ein. Er ging ohne Hoffnung und fand, was er nicht gesucht hatte: Verständnis, Anerkennung, den freundlichsten und uneigennützigsten Beistand. Es waren die Brüder Adolf Hoffmann, der damalige literarische Direktor, und Anton Hoffmann, der Inhaber des Thienemannschen Jugendschriftenverlags, die ihn sozusagen entdeckten.

Der Roman „Quitt“ war der erste große Wurf. Seitdem hielt der Schriftsteller das treulos gescholtene äußere Glück. Um den „Schwerpunkt wieder auf die Produktion verlegen zu können“, trat er 1897 aus dem Redaktionsverbande der Deutschen Verlags-Anstalt. Aber das große Haus in der Neckarstraße blieb ihm auch in Zukunft ein wenig Heimat. Oft und gern kehrte er dort ein. Auch mit den neuen Gesichtern, die in seinem Rahmen auftauchten, hat er freundliche, verständnisvolle Fühlung gesucht und gefunden. Ein fester Wohnsitz hat ihn seit Stuttgart nicht mehr gehalten. Er lebte nur auf Reisen. Die beiden Pole aber, die ihn magnetisch immer wieder anzogen, waren Italien und Ostpreußen. Die meisten haben dieses Leben beneidenswert gefunden. Ihn selbst hat es nicht glücklich gemacht. Er liebte ein Heim, ein Zuhause, ohne es sich gründen zu wollen. Vielleicht war er schon damals ein Opfer krankhafter Unruhe, vielleicht auch nur der Zwiespältigkeit seiner Natur überhaupt. Ohne Zweifel ein Zweiseelenmensch. Von der Mutter hatte er den Willen, den scharfen und praktischen Blick. Ihr dankte er das Schöpferische und Originelle in seinem Talent. Vom Vater übermacht war ihm der Bildungstrieb, das unbeirrbare Rechtsgefühl und die bescheidene Zaghaftigkeit. Beide Eltern gaben ihm ihre große Güte und Wärme des Herzens. Ein Familienzug war seine Liebe zu Tieren, die schon in der Mutter seiner Mutter eine ausgesprochene Blüte getrieben hatte. Seinen wenigen „Freunden“ ist er stets treu geblieben. Seine vielen „Freundinnen“ mögen diese Eigenschaft wohl nicht immer an ihm gerühmt haben. Johannes Richard zur Megede war ohne Zweifel ein homme à femmes. Er sprach sich selbst aus der Seele, wenn er den Rolf Raben in der „Félicie“ sagen läßt: „Töte alle Männer, aber laß mir die Frauen.“ Es mag wahr sein, daß er sie zu „führen“ verstand, daß ein „unbegreifliches“ Glück in der Liebe ihm hold war. Dennoch hat nur eine einzige Frau sein Herz ganz und für immer besessen, eine Dame der großen Welt, untadlig von Sitten und unwiderstehlich an Reiz. Auch ihre sterbliche Hülle deckt der Grabhügel.

Reichlich ist dem Schriftsteller von Mann wie Weib der Weihrauch gestreut worden. Briefe von leidenschaftlicher Bewunderung gehörten beinahe zu seiner täglichen Post. Sie haben ihn erfreut, aber sie haben ihm nie den gesunden Sinn umnebelt. Nur seiner übermächtigen Schreibfaulheit fällt es zur Last, daß er manchem nicht antwortete, dem er hätte antworten müssen und auch gern geantwortet hätte. Ungewöhnlich war seine Unterhaltungsgabe, überreich die Anregung, die er mit sich brachte und austeilte. In sympathischer Gesellschaft war er von bestrickender Liebenswürdigkeit und harmlosem Frohsinn.



Johannes Richard zur Megede
(Photographie aus den letzten Jahren)

Um seine Gesundheit sorgten sich die Seinen seit Jahren. An einen frühen Tod aber haben sie ebensowenig geglaubt wie alle andern. Von den vielen Aerzten, die er konsultierte, hatte die Mehrzahl nur den „Nervoen“ und der Ueberarbeitung alle Schuld zugeschoben. Er war ein malade imaginaire, der eigentlich ohne Berechtigung klagte. Bei Johannes selbst waren die schwarzen Gedanken wohl schon lange Stammgäste. Sie flogen fort, aber sie kamen auch wieder. Er verscheuchte sie mit der Arbeit. Den Roman „Modeste“ mußte er freilich schon längere Monate unterbrechen. Sein letztes Werk, „Die von Todtenhaupt und Rosenhaag“, hat er nicht zu Ende führen können. Ob mir der Schluß der auf dem Totenbette übergebenen Blätter jemals gelingen wird, vermag ich heute noch nicht zu sagen.

Mit Ostpreußen hat also Johannes Richard zur Megede seine literarische Laufbahn begonnen, mit Ostpreußen hat er sie abgeschlossen. In und um Dietrichswalde, dem Gute seines Schwagers Moldzio, sind die Wurzeln jener beiden Erzählungen eingesenkt. Er liebte diesen Fleck Erde mit seinen bescheidenen Flachlandreizen. Von allen Weltirrfahrten kehrte er gern zu diesem zum Teil noch altmodisch niedrigen Herrenhaus zurück. Doch nur das Milieu entstammt überall der Wirklichkeit. Manchmal ist freilich auch eine Person auf dortigem Boden gewachsen, zum Beispiel der alte Eller, Modestes hilfreicher Freund, der noch lebt, immer wieder seinen Speilzahn schärft und die Freundlichkeit seines Herzens beweist. In andern Fällen hat man dagegen dem Autor sehr unrecht getan, wenn man

ihm nachsagte, daß er leichtsinnig oder gar böswillig Menschen in ein falsches Licht setzen wollte, die eine allgemeine Achtung und Sympathie nicht nur hatten, sondern auch verdienten.

Fehl greifen auch die, die in den verschiedenen Helden seiner Romane immer nur die Persönlichkeit und Schicksale des Schriftstellers wiederzuerkennen meinen. Einmal vielleicht hat er allerdings eine Art Biographie geschrieben. In der Tinte, mit der er die „Félicie" zu Papier brachte, floß heißes, rotes Herzblut mit.



Megede im Park von Dietrichswalde

Johannes Richard zur Megedes „eingebildete" Krankheit nahm im Spätherbst 1905 die erste tatsächlich beängstigende Wendung. Doch die Aerzte beruhigten, und der Patient erholte sich so weit, daß er ohne Bedenken allein nach Italien reisen konnte. Auch als ich Ende Februar von ihm nach Territet gerufen wurde, ahnte ich nichts von dem Entsetzlichen, was mich erwartete. Auf seinem Bette lag ein gelbblasser, abgezehrter, von unaufhörlichen Herzkrämpfen gefolterter Mann, schlaflos, verzweifelnd, nur mit dem einen Wunsche, daß es so schnell als möglich zu Ende gehen möchte. Vergeblich suchten wir bei den ausgezeichnetsten Aerzten Lausannes Hilfe. Sie konnten nur die Gewißheit eines unheilbaren schweren Herz- und Nierenleidens geben. Der Todgeweihte wünschte in die ostpreußische „Heimat" zurückzukehren. Acht Tage vor seinem Ende unternahmen wir die schreckliche sechsunddreißigstündige Reise. Der Weg einer knappen Stunde nach Dietrichswalde war für sein fortwährendes Verlangen nach ärztlichem Beistand zu weit. So blieben wir als Gäste im Hause des Dr. Engelien in Bartenstein, nach dessen Hilfe der Kranke sich gesehnt hatte. Von ihm und seiner Gattin wurde er bis zum letzten Atemzug mit einer Güte und Opferwilligkeit gepflegt, die ihresgleichen so leicht nicht finden wird.

Und immer hastiger wurde der Abstieg, der Appetit schwand ganz, die Kräfte sanken rapide. Künstlich die Nachtruhe, qualvoll der Tag. Als letzten Trost mußte ich ihm sagen, daß er sterben würde und bald. Er dankte mir leidenschaftlich. Er bestellte sein Haus, er nahm Abschied, er sagte jedem etwas Liebes und bat zu verzeihen, wo er einmal gekränkt und verletzt zu haben meinte. Dann wieder schickte er die andern Pflegerinnen hinaus. Seine beiden Schwestern sollten allein bei ihm sitzen, ganz nahe. Er hielt ihre Hände, er nannte sie „die beiden Frauen, die er doch am stärksten geliebt habe in seinem Leben". Ruhig sprach er vom Sterben und daß es ihm leicht würde, aus einem Leben zu scheiden, das den Erfolg gebracht hatte, aber nicht das Glück. Doch ehrlich, wie er immer war, und ohne Pose sagte er auch wieder: „Wenn man so daliegt und weiß, aus dieser Stube kommst du lebend nicht wieder heraus, schwer ist's doch."

Am 22. März ging er dann im Morphiumschlafe kampflos hinüber in das unbekannte Land. Am 25., an einem wolkenverhangenen Sonntage, haben wir, was sterblich an ihm war, der Erde wiedergegeben. Auf die Blumen an seinem Sarge rieselte der Schnee. Er ruht auf dem kleinen Gutskirchhofe in Groß-Schwaraunen, in dessen Mitte das Mausoleum der Familie Moldzio steht. Der Tannenwald grünt darum. Er hat ihn sehr geliebt; er hat gewünscht, dort begraben zu werden, „wo die Bäume rauschen und das Wild hinkommt".



Wohnhaus in Dietrichswalde (Ostpreußen)



Vom Heimweh

Eine römische Erinnerung

von

Bernhardine Schulze-Smidt

Was spricht man immer vom Schweizer Heimweh: „Die Berge haben es in sich?“ — Das Heimweh aus den Bergen in die Ebene zurück muß größer und weiter sein nach den Gesetzen des Raumes. Ihr frommen Herzen werft mir ein: „Die Gipfel sind dem Himmel näher als die Ebene; daher das unstillbare Sehnen.“ Blickt über unser plattes Land hin, seine blühenden Wiesen und wogenden Breiten, sein geheimnisvolles Moor und seine rote Heide: läßt sich der Himmel selbst nicht zu ihnen nieder? Ist es nicht wundersam, wenn die Morgensonne sich blitzend vom tiefen Erdrand emporhebt und die Abendsonne glühend hinter unsre trauten Gehöfte und spitzen Kirchtürme sinkt und hinter unsre wundervollen Eichen und Buchen, so malerisch ins Land gestellt wie auf einem Bilde von Ruysdael? Dann mischt sich das letzte Lerchentrillern mit schläfrigem Kuckucksruf aus dem Busch und dem Kuhbrüllen von der Weide her, bis der Abendnebel das ganze Land in ein wogendes Meer verwandelt und das Konzert der Unken und Frösche laut wird.

Weit in der Welt bin ich umhergewandert, und doch kenne ich nichts Geliebteres als meine nordwestdeutsche Heimat an der Wasserkante zwischen Moor und Marsch. Ueberallhin ist mir das stille Heimweh nachgeschlichen. Ich habe mich oft genug gescholten und verlacht deshalb, in Tirol und in Neapel, am Bosporus und in Paris — es wurde nicht zur nagenden Pein, aber es quälte verstohlen und spiegelte Bilder vor, die den reinen Genuß verdrängten und einen Selbstvorwurf an seine Stelle schoben. — Einmal nur wuchs dies Sehnsuchtsleid, das wir Heimweh nennen, zu Riesengröße, und das geschah in der ewigen Stadt, der Heimat des Riesengroßen — in Rom.

Es war in der Adventszeit. Ueber den sieben Hügeln lag ein weicher, grauer Tag. Die zweigetürmte Kirche Trinità de' Monti sah ernst und still auf die herrliche Spanische Treppe nieder. Zu deren Füßen dufteten in langen Reihen die sommerlichen Rosen und Nelken der Blumenhändler, seitab ein paar deutsche Tannenbäumchen in irdenen Töpfen. Dahinter ein paar mächtige Büsche welschen Stachelgezweiges, starre, silbergrüne Blättchen und dazwischen Purpurbeeren als dichtgereihte Perlen. Zierlich und glänzend zugleich; den Glanz dämpften die sanftgrauen Blätter der Fieberweide: ein wahrer kleiner Wald davon zum Abschluß all der duftenden Herrlichkeiten.

Davor wogte das unruhige Großstadttreiben auf und ab, zu Wagen, zu Fuß, mit der elektrischen Bahn. Die Kaufläden glänzten und lockten; nirgends jedoch vorweihnachtlicher Glanz. Auf dem Rande des Barkenbrunnens vor den Blumen saßen und hockten die kleinen Ciocciarinnen in ihrer malerischen Modelltracht und boten Sträußchen feil; die Bübchen mit den braungrünen Samtjacken und Spitzhüten priesen Mandarinen in frischem Laube an: goldene Hesperidenäpfel.

Gott weiß, daß es, trotz des grauen Himmels, ein bezauberndes lebendes Bild war, aber eben dieser graue Himmel lastete und trug etwas wie Schneeahnen in seinen Wolken: Weihnachtsahnung — Heimweh schlichtweg, und wir flüchteten. Das römische Großstadtgetriebe, die Schminke des wundersam ernsten Antlitzes ward uns verhaßt an diesem schwermütigen Adventsmorgen. Es trieb uns hinaus in die Stille; in die Campagna.

Wer sie nicht kennt, kann ihre Stimmung nicht erfassen noch schildern. Steppe, blaches Feld, beseligende Einsamkeit, die Geburtsstätte weinender Schwermut, das Grab und der Auferstehungsgarten ferner Vergangenheit, Paradies der Farben, grausame Oede — das alles ist die Campagna. Wie ein Riesenteppich, der zwischen Grau und Grün spielt, breitet sie sich ins Ungemessene, und da, wo ihr Rand sich an den Bergen der Sabiner und Albaner in die Höhe schlägt, schillert das stumpfe Graugrün in entzückendes Blauviolett und Rosa hinüber, weißbetupft, schwarzgeflammt, silberbesprengt. Das sind die Villen von Frascati, die Zypressen- und Olivenhaine von Tivoli, und bis

zu den römischen Toren hin ragen hier und dort und da in langem Zuge die dunkeln Denkmäler aus den Tagen des Hadrian und des Nero, des Konstantin und des Augustus in die Luft. Bäder und Zirkus; die Pfeiler und Rinnen der Aquädukte, das Riesenrund des Metellagrabes mit dem scharfen Zinnenkranze und den Widderköpfen, die Lorbeergewinde anmutig verbinden, und hinter dem Metellagrabe die uralte appische Gräberstraße, wo die Horatier und Curiatier unter grünen Hügeln und schirmenden Pinien seit zwei Jahrtausenden schlafen und steinerne Gestalten in herrlichen Faltenkleidern aufrecht im hohen Grase des Wegrains stehen, kopflos, handlos oder mit zeitverwaschenen Römerzügen.

Stille und flüsternde Sage, deutungsvolle Weltgeschichte rings und rund, und das, was lebend und gegenwärtig ist, scheint dir gleichfalls stumm und ragend. — Der Hirt im Pelzmantel mit dem braunen Bronzegesicht und knappen Schwarzhaar; die Schafherde, die sich lagert und weidend steht, die wilden Pferde, die dich kopfwendend anschauen, magere, rassige Geschöpfe, die niemand dienen und keinen tragen wollen. Sie sind wie in Erz gegossen, nur die langen Schweife wehen im Winde. — Diese Hirtenbilder aber sind Heimatsbilder!

Ehe wir hinauskamen, nicht zur Gräberstraße, nur ins Weite, hatten wir noch eine lange Wanderung zu machen zwischen kahlen Geländen.

Da, wo der hohe Rücken des Aventins sich in die Ebene senkt und links am Hange die Säulenloggia der San-Saba-Kirche zwischen kahlen Wipfeln erscheint, zieht sich der gerade Weg zum Sankt Paulustore und zur Stadtmauer hinaus. Vorüber an ländlichen Osterien und am Kapellchen mit dem rührenden Steinbilde über der verwitternden und verschlossenen Tür: Pauli Abschied von Petrus, da sie beide sich zum letzten Gange anschickten, wie die Legende erzählt. Petrus zur Kreuzigung auf dem Hügel Janiculus, Paulus hinaus vor die Mauern zur Richtstatt, wo der Henker mit dem Schwert seiner harrte. — Weit hinaus im blachen Felde der Campagna mußte der Heilige wandern, ehe er sein Haupt dem Streiche beugen konnte, und seinen Fußspuren folgen wir. — Nun ragt schon die Grabpyramide des Cestius in die graue Luft, dann das Tor. — Die Mauern weichen zurück, die Weite dehnt sich, und mitten in ihr steht die mächtige Paulus-Basilika, ihr Kloster schützend, ihren Glockenturm neben sich.

Mit Heimweh im Herzen mag man nicht in diesen glänzenden Riesensaal der Gottesfeste treten. Ein Wald schimmernder Marmorsäulen, sechsfach gereiht, aus spiegelndem Boden emporgewachsen. Goldene Altäre, das Tabernakel ein gleißendes Wunder — leuchtende Mosaikgebilde über den Bogen, die das überreiche Dach tragen.

Heute nur keinen Blick in solche Pracht! Es ist Advent; das ärmste und königlichste Kind der Welt soll uns erscheinen; hier ist seine Stätte nicht. Unter den Hirten des bethlehemitischen Feldes ward es geboren, in der judäischen Campagna. — Daheim im Nordwesten haben wir sie auch, die Feierstille der Weidefelder und die beschaulichen Hüter am Pferch unter dem unendlich groß gespannten Sternenhimmel. — Es zog uns, das Ebenbild jenseits der römischen Mauern zu sehen, und wir wanderten schweigsam in das Graue hinaus.

Grau ist Schweigen. Merkwürdig, wie Farbe und Begriff sich decken. Selbst die Gedanken hüllte der Nebel ein, der alle Grenzen aufhob und die schönen Linien der Gebirge verstrich. Ein kalter Hauch ging träge über die öde Grassteppe, schemengleich standen dunkle Römerkolosse im Weiten auf einsamer Wacht; die Peterskuppel ganz verschwunden. Es war wie das stumme Warten der Welt auf eine Erlösung.

So ging's eintönig die Erdwellen auf und ab. Aus der malerischen Osteria am Wege kamen Bettelkinder gelaufen, schmutzig und schwarzäugig, kleine Kletten in Menschengestalt. Ueber die Mauer hoben sich Zypressenwipfel und nebeltropfende Aloen. An der Tränke standen zwei weiße Ochsen im Joch und neben ihnen zwei Eselchen, mit roten Troddeln behängt. Der Karrentreiber schüttete Heu in die altersmorsche Krippe, und die Padrona lehnte ernsthaft mit ihrem Wickelkindchen daneben. Solch ein prachtvolles, stämmiges Bübchen. — Ochs und Esel — die Krippe und das Kind im Arme der jungen Mutter: Bethlehem — Weihnachten —! Alles ward uns zu Zeichen. — Weiter.

Ein starker Wohlgeruch begann die Nebelluft zu füllen, ein Duft wie von Heilkräutern; nun teilte sich der Pfad, und dort lag sie im Silbergrün ihrer dichtgepflanzten Fieberbäume, die alte Abtei der drei Brunnen. Des Paulus Richtstätte, und eine Richtstätte blieb sie auch. Das Sumpffieber erschlug und tötete auf ihr bis vor dreißig Jahren. Da kamen die französischen Trappisten und rangen tapfer für das arme Volk der Campagna mit seinem tückischen Totschläger. Sie rodeten und senkten die schwachen Setzlinge des Genesungsbaumes ein und ließen sich saure Mühe nicht verdrießen. Jetzt rauscht schon der Wald auf dem Hügel und die Allee zum Kloster hin ragt mit Schattenwipfeln. — Der würzige Duft wurde immer stärker. — Weihrauch und Myrrhen — nein, den Weihrauch würden wir erst in der Kirche spüren; „und die Weisen, die ihn spenden?“

„Nur Geduld! Wenn alles und alles auf Weihnachten lautet, so finden wir schließlich auch noch die Weisen und hören —“

Mitten in den Satz hinein trat der weise Mann in der weißen Kutte und Kapuze und dem schwarzen Skapulier: Pater Marius. Ein ruhiges Gesicht mit klaren Augen und schmalem Munde, die Stimme ein wenig leise und eintönig, nach der Gewohnheit solcher, die selten reden dürfen, weil das Schweigegebot sie bindet. Es liegt Geheimnis auf diesen Schweigern im Mönchskleid, und der unsrige ging mit sachten Tritten voran und führte uns in seine drei Kirchen.

Aus der ersten, groß, kalt und kahl, quoll uns der Weihrauch stark entgegen. Da lagen stumme Beter in härenen Kapuzenkutten betend auf den Knien — kein Ton ging durch den öden Raum; man hielt den Atem an und das beklemmende Gefühl des Wartens auf Erlösung kehrte wieder. Merkwürdig, daß die Adventsstimmung sich selbst aus diesem Totenhaften herausschälte und eine Art Beneiden derer, die da auf den Knien liegen und beten konnten: „Dein Reich komme; dein Sohn werde uns geboren.“

„Wißt ihr denn etwas von unserm heiligen Paulus, ihr Evangelischen?“ fragte Pater Marius,

die Hand auf dem Türdrücker der zweiten Kirche, und als wir ihm von der Apostelgeschichte und dem Römerbriefe und dem an die Korinther erzählten, nickte er gnädig — ganz der erhabene Weise — und ließ uns ein. Dann zeigte er uns alles, die Wahrheit und das heilige Wunder, und so schön und schlicht sprach er, daß wir uns, über rechtgläubig und ketzerisch hinweg, fanden und warm miteinander wurden.

Eine schöne Legende und ein rührendes Wunder. Dort am steinernen Pfahle stand Sankt Paulus gebunden und empfing den Todesstreich von Henkershand. Aber Gott wollte seinen Knecht nicht aus der Welt hinweglassen, ohne ihr ein ewiges Gedenken an ihn zu stiften. Dreimal schlug das blutende Haupt auf den Erdboden, ehe es die Augen schloß — dreimal sprachen die Lippen: „Die Liebe hört nicht auf“, und siehe, das dreifach spritzende Blut ward zu Quellen, an denen der Dürstende sich erquicken kann wie der Hilfeflehende an Sankt Pauli unvergänglichem Worte.

„Trinket — das Heil ist für alle,“ sagte Pater Marius, und wir tranken und sahen das marmorne Haupt über jeder der drei Quellen an. Das erste noch mit offenen Augen und schmerzlich geöffneten Lippen, das zweite sterbend, das dritte still geworden. Blutrotes Geäder zog sich durch den gelblichen Stein, wie ausquellender Lebenssaft des Märtyrers.

„Nun seht noch die Kirche zur Himmelsleiter.“ — Pater Marius führte uns von den Brunnen hinweg und ein Hügelchen hinauf. Es war auch ein schönes Wunder, daß der Himmel plötzlich blau und rein durch die Silberwipfel über der Kirche lächelte und köstliche Wärme wieder in der klaren Luft war. Drinnen alles weiß und schlicht, nur die Kuppel schwang sich in freier Wölbung lichtblau empor — es fehlte wahrlich nur die Himmelsleiter und der Engelssang: Advent!

Da trat Pater Marius mitten unter die Kuppel, kreuzte die frommen Hände über der Brust und hob sein Haupt, so daß der Sonnenglanz hoch oben durchs Lichtrund der Kuppel ihn umstrahlte. Und so gab der geheimnisvolle Zug zwischen Seelen, die einander wortlos lesen, ihm ein, daß er uns sang:

„Gloria in excelsis deo!
Et in terra pax
Hominibus bonae voluntatis!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Siebenfach klang seine Stimme an der Wölbung hernieder — immer leiser, immer süßer und ferner —, es war das dritte Wunder dieses erwartungsvollen Tages. Wir schlossen unsre Augen und lauschten: die Engel sangen den Hirten auf dem Felde in der judäischen Campagna.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Heimat war uns so nahe, daß wir ihren lieben Hauch spürten, als wir zur ewigen Stadt zurückwanderten, erschüttert und ergriffen.

Nun kam Weihnachten auch zu uns in die Fremde, und sieh, der Teppich der römischen Campagna schlug sich blauviolett an den Sabinerbergen in die Höhe, aber sein Saum war blendendweißer Dezemberschnee: Weihnachtsschnee!



Marktplatz in Bastia



Ansicht von Vivario

Ein Streifzug durch Korsika

Von

Otto Ewald

(Hierzu acht Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers)

Die Insel Korsika ist eigentlich bei uns noch heute eine Terra incognita. Was weiß man im allgemeinen von ihr? — Daß Ajaccio ein vielgepriesener Luftkurort ist und Napoleon dort geboren wurde; daß das Land von Banditen wimmelt und die Blutrache daselbst grassiert. Dennoch verdient Korsika aus verschiedenen Gründen eine lebhaftere Anteilnahme der Touristenwelt, als man sie ihm bisher zugewendet hat, erstens seiner grandiosen geschichtlichen Erinnerungen, zweitens seiner interessanten Bewohnerschaft und drittens der herrlichen Naturschönheiten wegen. Und dabei ist das Eiland ja gar nicht so schwer zu erreichen, weil es in lebhafter Dampferverbindung mit Marseille, Nizza und Livorno steht. Außerdem wird es jetzt von mehreren Eisenbahnlinien durchzogen, die auch die entlegeneren Landstriche leichter zugänglich machen. Freilich, just abseits von diesen Schienensträngen liegen in den einsamen Tälern so viele überwältigende landschaftliche Reize verborgen, daß der Naturfreund gern die billigen Privatfuhrwerke oder die noch billigeren eignen Piedestale zur Ermöglichung ihres Besuches benutzen wird. Es war mir vergönnt, die Märcheninsel bereits zweimal in allen Ecken und Winkeln monatelang zu durchstreifen, und so möchte ich versuchen, durch folgende Zeilen und Bilder dem freundlichen Leser in kurzen Zügen vorzuführen, wie man auch mit wenig Zeit und Kosten einen hübschen Blick in Land- und Volkstriebe sich verschaffen kann.

Die „Banditen" sollen uns nicht zurückschrecken, denn besagte Herren sind nicht etwa Räuber, sondern Bluträcher, folglich dem Fremden ganz ungefährlich.

Der kürzeste Seeweg zur Insel führt von Livorno nach Bastia, dem bedeutendsten Handelshafen Korsikas, in reizender Umgebung. Vor der Hauptkirche San Giovanni Battista erzählt uns der Marktplatz von der enormen Fruchtbarkeit des Bodens und dem von den Strandbewohnern fleißig betriebenen Fischfang.

Eine höchst genußreiche Wagentour führt uns von Bastia rings um das an geschichtlichen Erinnerungen reiche Kap Corso.

In grauer Vorzeit sollen sich nacheinander Phönizier, Etrusker, Ligurier und Hispanier auf Korsika getummelt haben. Dann kamen die Griechen und das nimmersatte Rom. An diese Zeit erinnert der Seneca-Turm am Kap Corso, in dem der berühmte römische Philosoph sieben Jahre als Verbannter hausen mußte und darob sehr übler Laune und auf Korsika und dessen Bewohner keineswegs gut zu sprechen war. Er schildert ersteres als Schauerort und letztere als Räuber, Lügner und

Gotteslengner. Die heidnischen Götter — das ist ja wahr — haben die Korsen bald verleugnet, da sie schon das Christentum annahmen, als der Apostel Paulus, einer alten Sage zufolge, am Kap Corso landete. Bastia ist Ausgangspunkt der Bahnlinie, die zunächst südlich nach Casamozza und Vescovato führt, einer Sommerfrische nach dem Herzen Gottes, wo man im Hotel du Progrès für volle Pension zwei Franken zahlt. Dort wurde von dem korsischen Volkshelden Sampiero den Genuesen eine Schlacht geliefert. Nachdem nämlich das Eiland viele Jahrhunderte der Schauplatz blutiger Kämpfe einerseits mit fremden Nationen um die Freiheit des vaterländischen Bodens, anderseits zwischen Adel und Volk wegen der Vorherrschaft im Lande gewesen war, fiel es Ende des dreizehnten Jahrhunderts in die Hände Genuas, das die Korsen nach allen Regeln der Kunst auszufangen verstand. Hauptstützpunkte dieser genuesischen Tyrannei waren die im Norden und Nordosten der Insel in lauschigen Buchten versteckten befestigten Hafenstädte San Fiorenzo und Calvi. Zu letzterer kann man von Casamozza aus über Station Ponte alla Leccia gelangen, vielleicht fahren wir aber auch nur bis zum Bahnhof Belgodere, um das paradiesische Tal der Balagna in einer Fahrt auf einem Mietwagen kennen zu lernen. Hier wurden 1731 unsre durch Karl VI. den Genuesen verkauften Landsleute von den Korsen zersprengt und sodann bei Calvi vollends aufgerieben. Korsische Streiter begruben die tapferen Feinde, die gekommen waren, ihre Freiheit unterdrücken zu helfen, in geweihter Erde, gastlich, wie es seit Jahrtausenden ihr Brauch. „Campo santo dei Tedeschi", so heißt noch heute der in Calenzana oberhalb Calvi liegende Platz, und alljährlich einmal kommt die Geistlichkeit des Dorfes, um die Gräber unsrer Brüder mit Weihwasser zu besprengen.

Zum Knotenpunkt Ponte alla Leccia zurückgekehrt, benutzen wir nun die sich scharf südwärts wendende Bahnlinie nach Corte, der im Zentrum des Eilandes an einem Berge wunderbar malerisch gelegenen, festungbekrönten Stadt. Sie birgt zahlreiche Erinnerungen an die Verzweiflungskämpfe der freiheitglühenden Eingeborenen mit den durch Frankreich unterstützten Genuesen. Am Hause des edeln Korsen Giampietro Gaffori zeigen sich noch eine Menge von Kugelspuren aus jenen Schreckenstagen, als die Feinde des Generals Gattin nebst wenigen Getreuen daselbst belagerten, bis der Gemahl, dessen Statue jetzt den Platz vor dem Gebäude schmückt, zum Entsatz herbeieilte. Hier wohnte später auch Napoleons Vater, bevor er nach Ajaccio übersiedelte, als Sekretär Pasquale Paolis, des großen Staatsmannes, dessen Denkmal ebenfalls in Corte errichtet ist. Früher durch die Franzosen nach Neapel verbannt, ward er von den Korsen zur Uebernahme der Landesverteidigung herbeigerufen, nachdem die Genuesen Gaffori, wie zuvor schon Sampiero, durch Meuchelmord beseitigt hatten. Paoli schaffte in seiner geliebten Heimat geordnete Verhältnisse. Er drängte die Genuesen zurück, und als diese sahen, daß sie sich auf der Insel absolut



Gaffori-Denkmal in Corte; dahinter das Gaffori-Haus, das noch Kugelspuren trägt



Grigione mit Kap Corso

nicht mehr halten konnten, verschacherten sie diese an Frankreich, das gern bereit war, den fetten Bissen zu schlucken. In der blutigen Schlacht bei Pontenuovo fand die korsische Freiheit am 9. Mai 1769 ein dauerndes Grab. Paoli floh nach England und kehrte nur noch einmal auf kurze Zeit wieder, als zwanzig Jahre später Korsika zugleich mit Frankreich Republik geworden war.

Von der Höhe der Corte-Zitadelle aus bietet sich uns die großartige Gebirgseinsamkeit des Monte Rotondo, dessen 2625 Meter hoher Gipfel in etwa acht Stunden durch das Restonicatal erstiegen wird. Der bequeme Tourist möge bis zu den halbwegs liegenden Sennhüten des Timozzo ein Maultier benutzen, das vorsichtig den steilen Pfad emporklimmt. Genannte „Hotels" bieten auch „Logis". Die für verwöhnte Herrschaften etwas verdächtige Lagerstatt besteht aus einer Holzbank, die opulente Table d'hote aus hartem Kastanienbrot, blütenweißem Ziegenkäse (Broccio genannt) und einem vorzüglichen, sehr bekömmlichen Getränk, insgemein „Wasser" betitelt. — Es ist natürlich nicht verboten, sich seine Atzung mitzubringen.

Von Corte nach Ajaccio können wir zwar wieder die Bahn benutzen, doch sei dringend geraten, diese Strecke zum besseren Genuß ihrer landschaftlichen Reize als Handwerksbursch oder im Privatwagen zurückzulegen. Wir steigen zunächst bergan zu dem pittoresken Felsenneste San Pietro di Venaco, wo es — horribile dictu! — kein Wirtshaus gibt. Nach Ueberwindung der Paßhöhe liegt tief unter uns das Tavignanotal, in das wir hinabwandern. Das entzückte Auge schwelgt allerorts in dem Anblick der sich fast bis zur Schneegrenze hinaufziehenden üppigen Vegetation, vorherrschend aus Edelkastanien, Oliven, Immergrüneichen, Orangen, Feigen, Agaven, Erdbeerbäumen, Lorbeer- und Myrtenbüschen bestehend. Nun geht's zur zweiten Jochhöhe empor, und wir erreichen das herrliche Vivario. Hier ist von der sonst noch immer ganz



Paoli-Denkmal in Corte



Blick auf San Pietro di Venaco

Korsika zerfleischenden Blutrache nichts zu spüren. Auf dem Vorplatz der Kirche steht ein antiker Grabstein mit der von einem Geistlichen des siebzehnten Jahrhunderts angebrachten Inschrift: „Verflucht sei, wer seinen Nächsten heimlich erschlägt!" — Diese ernste Mahnung wirkt noch heute bei der dortigen Bevölkerung nach. Mit dem Col de Vizzavona ist der höchste Punkt des Passes erreicht. Die Straße senkt sich langsam ins Gravonetal, aus dem ein die Sinne berauschender Duft riesiger Erika- und Lavendelbüsche uns entgegenwallt. Außerdem ist ja auch in dieser Einsamkeit wenig Gelegenheit zum Berauschen, denn selten winkt am Wege eine Locanda. Sie werden fast nur von Fuhrleuten und Eseltreibern im Vorbeifahren frequentiert, obwohl sie häufig die pomphaftesten Titel führen, wie Hotel des Etrangers, Hotel du Monde, Hotel de l'Univers und so weiter. Kommt man mal in die Lage, in einer solchen nächtigen zu müssen, so möge man nur jeglichen Anspruch an Komfort und dergleichen gefälligst draußen lassen. Eine Horde schwarzlockiger, zerlumpter Buben drängt dann wohl neugierig mit ins Zimmer. Sie untersuchen den Ranzen des Wanderers, spucken nonchalant auf dem Fußboden herum, hocken sich auf Bett und Schemel und beobachten scharf das Auspacken der Utensilien. Hausschuhe, Kamm, Rasierzeug verursachen kolossale Ueberraschung, besonders aber Seife, die sie — in der Meinung, es sei eine Näscherei — auf der Stelle verspeisen möchten. In dem stattlichen Dorfe Bocognano erreichen wir wieder den Schienenstrang und können in zwei vertrauenerweckenden Gasthäusern von der aufgezwungenen Abstinenz uns baldigst erholen. Eine erquickende Berg- und Waldluft spendet angenehme Kühlung, und neugestärkt dampfen wir Ajaccio entgegen, der Geburtsstadt des großen Napoleon. Durch die Benennung vieler Straßen und Plätze trägt es noch immer sein Gepräge.

Von Jugend auf neigte die Sympathie dieses heißblütigen Korsen den Franzosen zu, und er ruhte nicht, bis sein Vaterland den Engländern — denen Pasquale Paoli anläßlich der Untaten der französischen Schreckensmänner dessen Schutzherrschaft übertragen hatte — wieder entrissen und Frankreich unterstellt war. — So blieb es bis heute. Napoleon stieg von Stufe zu Stufe und ermöglichte es, daß auch seine Angehörigen sozusagen mit Kronen Fangball spielten. Drei Schwestern wurden an italienische Fürsten vermählt. Das merkwürdige Bonaparte-Denkmal zu Ajaccio aber zeigt in der Mitte Napoleon als Triumphator, ringsum seine Brüder Joseph, Louis und Hieronymus als Könige von Spanien, Holland und Westfalen sowie Lucian als Fürsten von Canino. Das Monument kennzeichnet also gewissermaßen den Gipfel der Macht, den der Gewaltige rasend schnell erklommen und von dem er fast ebenso rasch wieder herabgestürzt werden sollte: ein drastisches Beispiel der Wandelbarkeit irdischen Glücks!

Ajaccio bietet ungemein reizvolle Ausflüge in nächster und entfernterer Umgebung. Zu den letzteren gehört die Wagenfahrt nach Bonifazio, auch die nach Cauro, Soarello, Bastelica und Santa Maria e Sichè zum Besuch der an den tapfern

Helden Sampiero gemahnenden Orte. In Santa Maria zeigt man noch das halb verfallene Haus, worin er mit seiner innig geliebten Gattin Vannina weilte, die er dann später auf den Verdacht hin, verräterische Unterhandlungen mit Genua gepflogen zu haben, erdolchte und hiernach selbst auf Anstiften der Genuesen als Opfer der Blutrache fiel.

Die „Vendetta" treibt viele der Mörder in die Macchia, jene undurchdringlichen, immergrünen hohen Sträucher, wo sie den nachspürenden Gendarmen oft lange Jahre entgehen können. Freunde und Verwandte versorgen sie heimlich des Nachts mit Nahrung; doch ist ihr Leben ein unstetes, elendes, was aber nicht hindert, daß jeder Bluttat Dutzende andrer folgen — alles wegen des verbohrten Ehrbegriffs, dem jede Beleidigung der eignen Person und der Angehörigen nur durch Mord zu sühnen möglich scheint.

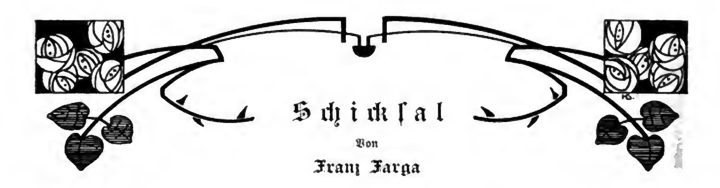


Denkmal der fünf Bonapartes in Ajaccio

Daher denn die ungeheure Menge von Witwen auf Korsika. Auch gibt es wohl in keinem Lande der Welt so viele Beerdigungen; doch liegt der feierliche Nachruf und die grauenhafte Totenklage nur den Frauen ob – das übrige Gefolge pflegt an der Friedhofstür umzukehren und stellt sich auch mal dem wandernden Photographen, ohne überwältigende Schmerzensausbrüche kundzutun, zu einer Gruppenaufnahme. — Der Mensch gewöhnt sich eben an alles, sogar an Massenbegräbnisse, und es gibt ja einen stillen Ort, wo schließlich Freund wie Feind der ewige Friede winkt und alle Leidenschaften schweigen.



Gruppe aus einem korsischen Leichenzug



Schicksal

Von

Franz Farga

Das Fest näherte sich seinem Ende. Es war eine von jenen Unterhaltungen, wie sie in kleinen Städten üblich sind. Zu irgendeinem wohltätigen Zweck wird wütenden Dilettanten die erwünschte Gelegenheit geboten, in erlesenen Künsten zu zeigen, welche Begabungen fern von der Residenz schlummern, und da auf die künstlerischen Genüsse auch stets ein Tanzkränzchen zu folgen pflegt, so kommt dabei alt und jung auf seine Rechnung.

Heute war es nach dem allgemeinen Urteil so schön gewesen wie noch nie. Nur eine Stimme des Lobes herrschte über die gediegenen Leistungen der „Thalia", deren Mitglieder mit zwei Einaktern, dem „Monsieur Herkules" und der „Vorlesung bei der Hausmeisterin" sich selbst übertroffen hatten. Mit den Lobeshymnen, die auf die glücklichen Mimen herniederströmten, wäre eine Hofbühne wochenlang ausgekommen, und die dergestalt Gefeierten gingen auch von Stolz geschwellt auf und nieder wie Wesen einer höheren Welt.

Nun, da der frühe Junimorgen aufdämmerte und ein goldiger Strahl sich durch die Spalten der Vorhänge hereinschlich, schien dies sanfte Mahnen den Festjubel aufs höchste zu steigern. Die Quadrille, von dem Auskultanten Weinhappel angeführt, wollte kein Ende nehmen. Immer neue Figuren ersann der Unermüdliche, und erst, als er die Schar durch Küche und Keller geschleift hatte, winkte er den Musikern zum Schlußgalopp. Im Nebensaal hatte indes der neue Doktor die älteren Herren zu einem ulkigen Gesellschaftsspiel animiert, wobei sich die Teilnehmer aus Servietten hergestellte Zipfelhauben aufsetzten und zum Schlusse unter Anrufung Allahs sich platt auf die Bäuche legten. Das weckte ungeheure Heiterkeit und auch, wie der Wirt schmunzelnd konstatierte, einen erhöhten Konsum seines verdächtigen Schaumweines.

Allenthalben sah man freudig erregte, strahlende Mienen. Die jungen Mädchen lagen auf den Ruhebänken hingegossen und lauschten den hochtrabenden Reden ihrer Tänzer, die sich am eignen Wortschwall berauschten. Und der Auskultant Weinhappel, der schweißglänzend von Gruppe zu Gruppe zog und „harbe" Witze riß, fühlte ein menschliches Rühren, da er die Postexpeditorin Fräulein Marthe Enslein einsam in einem Winkel sah. Er beschloß sich zu opfern.

‚So übel ist sie schließlich nicht,' dachte er im Schreiten, ‚etwas zu stolz, sie will uns eben mit der Großstadt imponieren. Na, das gibt's ja glücklicherweise nicht!'

Marthe empfing den transpirierenden Rettungsengel mit derselben Gleichgültigkeit, die sie jedermann bezeigte. Anders kannte man sie nicht. Stets kühl und schweigsam, gab sie den Lästerzungen des Ortes nie Gelegenheit, sich mit ihrer Person zu beschäftigen. Nichtsdestoweniger hatte sie viele Feinde. Man haßte sie um des Schicks willen, mit dem sie ihre selbstgeschneiderten Kleider trug, und man beneidete sie um die sichere Art ihres Auftretens. Sie war so ganz anders als all die Wienerinnen, die man sonst als Sommergäste kennen gelernt hatte. Die gaben sich laut und ungeniert, hatten alles gesehen und drängten ihre Meinung jedem auf, dafür wußte man aber auch, wie man mit ihnen dran war. Aber aus diesem Mädchen wurde man nicht klug. Die ledigen Herren der Stadt, die bei der früheren Expeditorin die Gewohnheit angenommen hatten, stundenlang am Postschalter zu verweilen und eine gewandte Konversation zu führen, verloren ihre heitere Sicherheit unter Marthes ruhig und etwas ironisch blickenden Augen. Sie galt binnen kurzem als hochmütig und stolz, ohne es in Wirklichkeit zu sein. Aber die jungen Mädchen, die in ihr eine gefährliche Rivalin sahen, stimmten diesem Urteil mit Begeisterung zu.

Versonnen blickte sie in den Saal, ohne viel auf das seichte Geschwätz zu achten, das neben ihr selbstgefällig plätscherte. Zuweilen kam ein Glanz in ihre Augen, ein feuchter Schimmer, und die herben Lippen schlossen sich zu einem halb unbewußten Lächeln.

„Nun wird es bald zu Ende sein, und unser Ort ist um ein Ereignis reicher. Am Freitag wird's dann im Kreisblatt stehen, wie sehr wir uns amüsiert haben, damit sich die Nachbarn ein wenig ärgern. Aber wie hat es Ihnen gefallen, Fräulein Marthe?"

„Bedarf es da erst einer Frage," sagte sie, „wo Sie doch als Zirkusdirektor jeden Schauspieler von Fach beschämt hätten! Und die andern Herrschaften auch — — — o, es war wunderschön!"

„Wissen Sie was, Fräulein, den nächsten Walzer tanzen wir mitsammen! Trotzdem ich nicht tanzen sollte, da meine Braut krank ist. Aber Sie sind ein patentes Frauenzimmer, das muß ich sagen!"

„Ich tanze heute nicht, Herr Weinhappel. Nicht wahr, Sie nehmen mir das nicht übel? Ich habe etwas Kopfweh — und nach all den Kunstgenüssen finde ich es so schön, dazusitzen und den übrigen zuzusehen, wie sie sich vergnügen!"

„Auch recht!" Weinhappel nickte befriedigt. Es wäre doch möglich, daß seine zärtliche Rosa sich gekränkt hätte. „Das Tanzen ist ja nicht gerade

meine Leidenschaft, und hier in dem Winkel ist's wirklich famos!"

Der Eintritt eines jungen Mannes schien ein gewisses Aufsehen hervorzurufen.

„Der schöne Demelius," sagte Weinhapel mißgestimmt. „Spät kommt er — betrachten Sie, wie jetzt von gewissen Familien nach ihm geangelt werden wird. Sehen Sie, die Frau Kommissär reckt schon ihren Schwanenhals. Ach ja, für ihre Hilda wäre es wirklich schon Zeit! Und das liebenswürdige Lächeln der Damen Haase! Ja, Prost Mahlzeit!"

Marthe lachte laut heraus. Dann wandte sie sich zu ihrem Nachbar, mit einem fast zärtlichen Blick.

„Wie drollig Sie sein können, Herr Weinhappel! Und, ach, eine scharfe Zunge haben Sie! Man muß sich ordentlich vor Ihnen fürchten!"

„Haha!" Er lachte geschmeichelt. „Gar so arg ist's nicht — allerdings muß ich gestehen, in unsrer Kneipzeitung erregten meine satirischen Gedichte stets ein gewisses Aufsehen. Aber in diesem Neste muß man ja auf eine jede ideale Beschäftigung verzichten!"

„Und Sie glauben, daß Herr Demelius all diesen lockenden Sirenen widerstehen wird?"

„Das glaube ich nicht nur, das weiß ich ganz bestimmt. Denn vorgestern hat er sich mit der Tochter des Fabrikanten Weinmann in unsrer Bezirksstadt verlobt. Die Sache ist allerdings noch geheim. Aber Sie bekunden ja an den lokalen Ereignissen stets ein so geringes Interesse, daß ich es Ihnen unbesorgt mitteilen kann."

„Gewiß," hauchte sie erblassend.

„Uebrigens war es die höchste Zeit für ihn," fuhr der ritterliche Berichterstatter fort. „Er saß schon verteufelt in der Tunke. Jetzt freilich kann er lachen; was die Mitgift anbelangt, läßt sich der Weinmann nicht spotten."

Sie saß starr aufgerichtet und reglos, den Kopf an die Wand gepreßt, daß sie das Schüttern der Tanzenden mitfühlte. Ein letzter Galopp hatte selbst die Lässigsten aufgescheucht, und vor Marthes Augen verschwamm das tolle Jagen in eins mit dem Flackern der trüben Lichter, die vergeblich gegen die Morgenhelle ankämpften.

Ein kühler Schauer schlich ihr über den Rücken und sie schloß die Lider halb. Aber was war denn auch Schreckliches geschehen? Hatte sie nur ein einzigesmal daran gedacht, daß Demelius es ernst meinte? — Torheit — —

Ihr erstes Begegnen vor zwei Monaten, da die Anemonen in weißen Reigen tanzten und die Weiden voll Kätzchen hingen — er hatte so lustig geplaudert und doch anders als die faden Kleinstadtgigerln —

Und späterhin, da er auf sie wartete, bis die Nachtpost abgefertigt war und sie sich hinausstahl zwischen die Hecken, wo man sicher war vor jedem Späherblicke — wie hatten sie sich geküßt, zitternd, rasend, aber immer nur geküßt — — in diesen schweigenden Nächten, da von allen Beeten ein Düften sie umwallte, in leiser Zärtlichkeit raunend, was sie einander nicht sagen durften. Aber doch war stets ein leises Hoffen da, als könnte dies kein Ende haben und als müsse das Wunderbare kommen wie in den Märchen.

Fröstelnd fuhr sie zusammen und starrte in die Menge: hier und da glaubte sie ein Auge auf sich gerichtet zu sehen, es schien ihr, als glitte Hohn und Verachtung wie ein giftiger, dunkelzäher Schlammfaden zu ihr herüber. Zeitweise, wenn sich die Paare allzu nahe vorbeischwangen, lüfteten sich die Vorhänge an den Fenstern, und Flocken klaren Sonnengoldes stoben über die Köpfe, daß die Gesichter aschgrau erblichen und Langeweile in den Winkeln grinste.

Mechanisch hatte sie sich erhoben und war ins Freie gelangt.

Alles lag noch morgenstill. Einzig die Hähne vollführten ein Wettsingen und ein frischer Hauch ging Marthe an, daß sie ihr Umhängetuch fester zog. Dabei knisterte ein Papier in ihrer Tasche. ‚Mein Gott,' dachte sie erschreckt, ‚das hatte ich ganz vergessen.'

Sie zog den Brief hervor und las ihn, an einen Baum gelehnt, trotzdem sie ihn bereits auswendig wußte.

„Meine tapfere Marthe!

Sonst war ja immer ich der Held der Familie. Aber nun bin ich kläglich zusammengebrochen. Sähest Du mich — aber nein, es ist besser, wir sehen uns nicht mehr, es hülfe ja doch nichts! Mir ist nur um unsre arme Mutter — wie wird sie es tragen? Ich habe gespielt — ich sehe Dich ungläubig lächeln, ich kann es ja selber nicht fassen. Ich, der Musterleutnant, der nie eine Karte anrührte, der stets über den Büchern hockte, wenn der Dienst beendet war, ich habe gestern in nicht ganz zwei Stunden über vierhundert Gulden verloren. Weiß Gott, wie das gekommen! Es gab einen gemütlichen Abend im Kasino, ein Komiker und zwei Sängerinnen vom Wiener Orpheum waren da. Ich bin ja schon über ein Vierteljahr abends nicht ausgegangen, stets solid, Salami mit Käse, Käse mit Salami oder ein Beuschel aus dem Nachbarwirtshaus, wobei den Leuten weisgemacht wurde, es sei für den Burschen. Es ist so schwer, ohne Zulage auszukommen. Am Vormittag hatte ich den abschlägigen Bescheid der Kriegsschule über meine Aufnahme erhalten — ich bin felsenfest überzeugt, daß daran mein Oberst schuld trägt! Nun, da war mir schon alles gleich und im Kasino war's wirklich ganz fesch, so etwa, als säße man nicht in Labuczow, sondern in Wien bei den Volkssängern. Der protzige Oberleutnant Springer gab Sekt, und ich trank mit, trotzdem ich den Springer nicht mag. Als ich beim grauenden Morgen nach Hause ging, da wußte ich es schon, daß mir nichts anders übrig blieb als die Kugel. An die Kameraden kann ich mich nicht wenden, ich schulde das Geld gerade jenen, die mir helfen könnten; der Novotny und der Emminger, die meine einzigen Freunde sind, haben selber nichts. Die paar Juden, die sonst den Offizieren aus der Klemme helfen, haben zu meiner Zahlungsfähigkeit nicht das geringste Vertrauen. Ich lebe ihnen viel zu schäbig. Der Emminger hat sie einen halben Tag bearbeitet.

So sehe ich denn keinen Ausweg. Du wirst mir wohl ebensowenig helfen können. Wie denn auch —"

Sie vermochte vor stürzenden Tränen nicht weiterzulesen. Was mußte er gelitten haben, daß er ihr diesen verzweifelten Brief senden konnte, ohne zu bedenken, daß sie irrsinnig würde, wenn

sie ihm den Betrag nicht schaffen konnte. Sie hatte ihm depeschiert und das Geld sofort angewiesen, eine Revision war ja nicht zu befürchten, da die letzte vor einigen Wochen erst stattgefunden. Noch denselben Abend hatte sie einer Freundin geschrieben, die kürzlich reich geheiratet hatte und ihr den Betrag gewiß leihen würde.

Langsam schritt sie weiter.

Ueber den Marktplatz rollte eben die gelbe Chaise, die vom Wiener Frühzug kam. Ein einziger Passagier stieg aus und ging ihr entgegen.

Sie beachtete ihn nicht. Erst als er mit einem fröhlichen Morgengruße den Hut schwenkte, fuhr sie erschreckt zusammen und sah erzitternd schärfer hin.

„Der Tag fangt schön an, werden Sie denken!" scholl es heiter herüber. „Noch dazu, da Sie heute ‚gedraht' haben; ja, ja, der biedere Lorenz hat schon geplaudert. Aber ich hoffe Sie nicht lange aufzuhalten."

Er bot ihr jovial die Hand.

„Das ist allerdings eine Ueberraschung, Herr Postrat," sagte sie. Ihre Stimme schwankte nicht. Als ob eine zweite Person noch neben ihr gesprochen hätte. Nur daß ihr alles wie aus fernen Welten klang.

„Wissen Sie, ich arbeite stark auf die Verdienstmedaille hin!" scherzte er. „Seit der Waidhofner Manserei kann ich nicht genug in Revisionen machen. Gestern wurde das erste Dutzend voll, in vierzehn Tagen, bitte! Derartiges wird oben sehr gnädig vermerkt."

Sie waren mittlerweile vor der Kanzlei angelangt. Der etwas angetrunkene Kutscher hatte unterdes Tür und Fenster geöffnet und dienerte nun unablässig hinter dem Rücken des hohen Vorgesetzten.

„Wenn Sie sich jetzt vielleicht auf eine Weile hinlegen wollen, Fräulein, so bitte ich dringend, sich davon nicht abhalten zu lassen! Ich weiß ja im vorhinein, daß alles in schönster Ordnung ist. Nur um die Kassaschlüssel bitte ich — so — da haben wir das Journal — jetzt noch das grüne Buch und die Postsparkasse — danke schönstens! Wenn Sie dazu gestatten, daß ich mir meine Pfeife stopfe und Ihnen die Bude tüchtig ausräuchere, habe ich keinen Wunsch mehr."

Marthe war still in das Nebenzimmer getreten. Da sie sich allein sah, wurde sie von einem Schwindel ergriffen und klammerte sich krampfhaft am Türpfosten an. Ihr stumpfer Blick ging durch das offene Fenster. Die Festteilnehmer, zu einer überlauten Gruppe geballt, verließen eben den „silbernen Adler". Die Musikanten schmetterten ihnen einen letzten mißtönigen Tusch nach, und auf dem Marktplatze gab es dann ein herzliches Abschiednehmen, als plane jeder eine längere Reise. Man hörte die Stimme der Frau Notar, die vorschlug, noch in ein Wirtshaus zu gehen. Und ihr Gemahl, von dem Gelächter der übrigen akkompagniert, deklamierte unablässig:

„Mein Kind, kredenze mir
Ein Gläschen Magenbitter!
Der Morgenwind weht scharf!"

Endlich trennte man sich, einige pfiffen: „Mein Herz, das ist ein Bienenhaus" — ein klingendes Auflachen scholl noch zurück. Dann ebbte wieder reglose Ruhe über den Platz.

Marthe schwankte zu einem Stuhl. Es war ihr in diesen Augenblicken so viel durch den Kopf geschossen, Bündel glühender Pfeile. Stimmen umsummten sie, die flüsternde von Demelius, und Richards heller Tenor, aber dazwischen immer die eine dünne, heisere, und doch so laute, die sich zwischen den andern schwang wie eine blitzende Gerte, daß ihr unzählige Lichtkreise vor den Augen knisterten. — — Es bleibt dir nichts andres übrig. — —

Aber das hatte doch Richard geschrieben! Ja, Richard — freilich — nun kam die Reihe an sie —

Jäh fuhr sie empor. Ein leises Geräusch drang aus der Kanzlei, wie von klirrendem Metall —

Sie zog die Lade des Nachtkästchens auf und nahm den Revolver heraus. Den hatte ihr Richard geschenkt —

Das Geldzählen nebenan dauerte fort. Aber es schien ihr eine Ewigkeit zu währen.

Vom Turme schlug es sechs Uhr, und gleich darauf begann das Geläute zur Frühmesse. Der hallende Chor tat ihr wohl, er schwoll zu breiten Wogen und fiel dann wieder sachte; ein schwacher Wind blähte den Fenstervorhang und umfächelte sie mit Düften von frischem Heu und blühendem Klee wie reiner Kinderatem.

Der Rat räusperte sich. Offenbar glaubte er sich verzählt zu haben. Das Klirren begann von neuem, diesmal energischer.

Sie dachte sich sein verblüfftes Gesicht. Und wie im Traume mußte sie leise lächeln.

Wie, wenn sie jetzt hineinginge zu ihm — sich ihm zu Füßen würfe — er ist doch auch ein Mensch — oder ihn um den Hals nehmen würde: ‚Hör einmal, Alter —'

„Hm!" Er war aufgestanden und zur Türe getreten. „Fräulein!" rief er leise.

„Sofort!" sagte sie.

Seltsam, daß sie jetzt dasselbe Gefühl hatte wie manchesmal im Bade, wenn sie sich auf dem Sprungbrette leise schwang. Sie sah den Teich, der im Sonnengleißen lohte, Gekreisch und Lachen der Frauen und Kinder drang aus Tiefen zu ihr empor — derselbe Kitzel, als sei sie jeder Hülle ledig und unter ihren Füßen beginne der Boden zu steigen, mit heranbrausenden Wogen — als käme jetzt der tiefe, tiefe Fall — mit all seinen Wonnen —

„Fräulein!" tönte die Stimme wieder. „Es läßt mir keine Ruhe —"

Sie schloß die Augen und erbebend fühlte sie den kalten Hohlring an ihrer Schläfe.





Atelierbesuch (Sohn des Künstlers)
Nach einem Gemälde von Walter Thor



Kindergeschichten

Von

Louise Schulze-Brück

I

Aufklärung

Mama sitzt am Nähtisch, macht ein ganz ernsthaftes Gesicht und liest. Ilse und Lotte tuscheln in ihrem Spieleckchen miteinander. Manchmal guckt Mama einen Augenblick auf, ihr Blick fällt auf ihre beiden kleinen Mädels, sie seufzt, schaut wieder in ihr Heft, liest einen Satz, seufzt wieder.

Ja, es ist schwer, Kinder richtig zu erziehen! Nun quält sich Mama schon eine halbe Stunde mit einem Artikel, der hat eine lange Ueberschrift: „Wann und wie klären wir unsre Kinder auf" und so weiter. Du lieber Gott! Als Mama jung war, da gab's eigentlich so schwere Fragen gar nicht. Man glaubte inbrünstig an den Weihnachtsmann, an den Osterhas und den Storch! So ganz allmählich glitt man aus dem schönen Märchenland in die Wirklichkeit! Der Weihnachtsmann verwandelte sich in Papa und Mama — der Osterhas auch — und der Storch? —

Ach Gott, Mama weiß noch ganz genau, wie eine aus der Klasse ihr die Geschichte vom Storch erzählte — das heißt die annähernd wahre Geschichte — aber sie kann sich gar nicht mehr drauf besinnen, ob diese wahre Geschichte damals „der reinen vertrauenden Kindesseele unheilbaren Schaden zufügte", wie's in dem Artikel heißt — sie erinnert sich auch gar nicht, daß sie damals „in der ganzen Welt nur eine große Lüge empfand", nein, bei ihr war's wohl so, daß sie so halb ahnte, halb kombinierte — freilich, das richtige war's ja nicht — na, das war ja auch gar nicht nötig.

Aber heut ist ja die Welt wohl anders geworden. Wenigstens liest man's allenthalben! Heute soll das „Kindermärchen" unendlichen Schaden anrichten, heute muß die Mutter „aufklären", „wenn sie ihre Kinder liebt und sie rein bewahren will". Ja, das tritt nun bald an sie heran. Ilse ist neun und Lottchen bald acht — und sie haben beide kluge Augen und scharfe Ohren und einen unbezähmbaren Wissensdrang: „Mama, warum?" und „Mama, wie?" — so geht's den ganzen Tag. — Und in einem Doktorshause hören und sehen diese neugierigen Augen und Ohren ohnehin so mancherlei! —

Ja, aber es ist doch schwer — schwer!

Und Mama seufzt aus Herzensgrund.

Wenn man bloß wüßte, ob die Kinder schon ahnen — schon zweifeln?

Im Spieleckchen wird's lebendig. Ilse ruft sehr entschieden:

„Und ich werde doch Doktor!"

Mama horcht auf.

„Etsch, du kannst gar nicht Doktor werden! Doktors sind doch immer Herren!"

„Etsch, das is ja gar nicht wahr! Papa hat noch gestern aus der Zeitung vorgelesen, daß ein Mädchen Doktor geworden is — ‚nur für Kinder und Frauen', ich hab's ganz gut behalten! Ich werd' auch ‚nur für Kinder und Frauen'!"

Lotte sieht die „Große" ehrfurchtsvoll an.

„Wir wollen mal Doktor spielen," sagt die im Vorgefühl der künftigen Würde. „Ich bin der Doktor und du bist der Johann! Und du spannst an und wir fahren in 'n Haus, wo sie 'n kleines Kind kriegen."

‚Allmächtiger Gott!' denkt Mama. ‚Aber das kommt davon, daß Papa sich nicht genug vor den Kindern zusammennimmt.' Und sie schaut krampfhaft in ihr Heft und horcht ängstlich.

„Johann, spannen Sie an, holen Sie aus meinem Zimmer die Instrumententasche, sagen Sie meiner Frau, sie soll nicht mit dem Essen warten, die Sache dauert heut lange."

Mama fühlt, wie sich ihr Herz zusammenzieht. Ilse aber gerät jetzt in Feuer und entwickelt entschieden dramatisches Talent. Sie fährt in ihrer Spielecke herum.

„Wo sind meine Zigarren? Donnerwetter! Die Morgenzeitung ist auch wieder fort" — — nun pipst die wirkliche Ilse mit einer hellen Stimme dazwischen: „Da hast du sie ja selbst hingelegt, Papa?" — dann wieder mit tiefem Baß: „Na ja — diesmal zufällig, sonst räumen die Weiber sie immer fort" — „bim bim bimbimbim" — Donnerwetter,

Telephon — „ja ja, komme sofort, nur Kopf oben — ja, wenn das so schnell ginge, das könnte euch so passen" — hier wird der Baß undeutlich, der „Herr Doktor" murmelt offenbar etwas „in den Bart".

Lotte-Johann knallt heftig mit einer imaginären Peitsche.

Ilse greift nach einem Stück Pappdeckel.

„Mein Etui — wo ist mein Hut — Johann, Schloßstraße 25. Fahren Sie zu."

Johann hat aus zwei Stühlen und einer Fußbank einen opulenten Doktorwagen konstruiert, der Schulranzen liegt als ominöse „Tasche" auf dem Sitz.

„Johann, halt — da sind wir — geben Sie die Tasche — fahren Sie nach Hause — natürlich drei Treppen auch noch."

Und der „Doktor" keucht drei imaginäre Treppen herauf, klingelt an — „bim bim bim — bimbimbim" — jetzt hat sich Johann schleunigst in einen öffnenden Hausgeist verwandelt, dem der Doktor gemütlich zunickt und die Tasche überreicht.

Und dann fragt er mit bedeutsamer Betonung: „Na, was macht denn der Mann?"

Das Spiel erleidet eine Unterbrechung. Mama muß in ihrem Blatt was furchtbar Lustiges gelesen haben, denn sie lacht — lacht — lacht, so herzhaft, daß Ilse und Lotte unbedingt wissen wollen, warum Mama lacht.

Aber Mama streicht ihnen über das blonde Kraushaar:

„Wenn ich's euch auch sage, das versteht ihr noch nicht. Dazu seid ihr noch zu klein und zu dumm. In ein paar Jährchen, da wird's vielleicht nötig. Vielleicht auch nicht!"

II

So ist das Leben

Bubi ist der Verzug! Ganz natürlich! Wie sagt doch schon Busch: „Denn man will doch nach drei Knaben endlich mal ein Mädchen haben." In Bubis Familie ist's umgekehrt. Nach drei Mädchen kam endlich der heißersehnte Stammhalter. Nun wird Bubi nach allen Dimensionen verwöhnt. Mama und die drei Schwesterchen tanzen nach Bubis Pfeife. Und Bubi geniert sich gar nicht. Sein drittes Wort ist: „Ich will aber!" Schließlich reißt Papa die Geduld. Bubi muß erzogen werden! Von den „Weibern" wird er ja total verdorben. Er muß unter „Männer", muß „das Leben kennen lernen". Gleichaltrige kleine Jungen gibt's zufällig in keiner bekannten Familie. Na, da geht man eben mal nach dem nahen Kreuzberg und läßt Bubi die Bekanntschaft mit andern jungen Herren von fünf bis sechs Jahren machen. Die werden ihm schon die Mucken austreiben.

Nach manchem Hin und Her stimmt Mama endlich zu. Und an einem blauen, sonnigen Nachmittag wandert Mama und Lotte, Grete, Ilse und Bubi nach dem Kreuzberg. Welcher Berliner kennt ihn nicht, kennt nicht das Tempelhofer Feld, das Paradies aller Kinder, aller Hunde des Halleschen Torviertels. Zehntausend Kinder, fünfhundert Hunde! Und ganze Familien mit Kind und Kegel, mit Kinder- und Puppenwagen, mit Stullen und Milchflaschen, mit strumpfstrickenden Müttern, häkelnden Jungfräulein, Idyllen auf dem Rasen und in der Sonne, Strandleben ohne Meer, Badeleben ohne Kurtaxe.

Mama, Grete, Lotte, Ilse bilden auch ein Idyll. Bubi wird zur näheren Bekanntschaft einem eifrig buddelnden Kinderkreis empfohlen. Zuerst steht er verwundert daneben, dann beginnt er sich schüchtern mit seiner Schippe zu beteiligen, was ihm auch gnädig gestattet wird. Aber nicht lange — da fühlt er sich. Mama hört sein herrisches „Ich will aber doch!" Das nutzt ihm aber nichts. Er wird aus dem Kreis, der sich um die ausgebuddelte Grube gebildet hat, herausgedrängt, steht eine Weile draußen — macht verzweifelte Anstrengungen, wieder hereinzukommen, die aber erfolglos bleiben — haut mit seiner Schippe — wird wieder gehauen und kommt schließlich heulend, wütend, lehmbeschmiert zu Mama und den Schwestern zurück.

„Hu—u—u—uuuh!"

„Was ist denn passiert, Bubi?"

„Hu—u—uuuh!"

Er heult, als ob der Menschheit ganzer Jammer ihn angefaßt habe.

„Hu—u—uh, die Jungens ham eine Kule gebuddelt, und nu — und nu —"

Er kann vor Schluchzen, vor Jammer nicht weiter, er wird blau im Gesicht, er hält den Atem an.

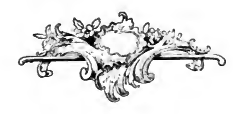
Allgemeine Besorgnis.

„Bubi, um Gottes willen, was hat man ihm getan!"

„Hu—u—uh, und nu — spucken sie alle rein und mich lassen se nich."

Die Spannung löst sich, Mama und Schwestern atmen erleichtert auf. Und mitleidig tröstend sagt die kleine siebenjährige Lotte:

„Ja, siehst du, Bubi, so ist das Leben."



Literatur

Von Kortums altberühmter Jobsiade ist kürzlich im Leipziger Insel-Verlag eine Neuausgabe erschienen, die durch ihre köstlich stilechte Ausstattung alle Bücherfreunde entzücken wird (Preis 6 Mark). Unter die bekannten derbkomischen Holzschnitte der Originalausgabe, die selbstverständlich nicht fehlen, hat Walter Tiemann, der auch den Einband gezeichnet hat, eine Anzahl kleiner Zierstücke eingereiht, die als Kapitelschlüsse dienen und so „echt" sind, daß viele sie für Bestandteile der Originalausgabe halten werden. Nicht minder getreu im Geiste des Originals hat Otto Julius Bierbaum in einer Vorrede von humorvollen Kortumschen Knittelversen den Dichter und sein Werk besungen und charakterisiert. Wir geben als Probe die ersten Strophen dieser lustigen Würdigung wieder.

> Wie der Verfasser der Jobsiade
> Lebte und meinte, und was er tate,
> Steht im Meyer und im Brockhaus
> Gründlich, ausführlich und durchaus.
>
> Auch ist vollkommen klein schon gespalten,
> Was man von seinem Humore muß halten,
> Und was von seiner Knittelei
> Quoad Aesthetik zu meinen sei.
>
> Darüber legten so Bartels wie Meyer
> Entzückend ovale kritische Eier,
> Und übrigens liebt das Publikum
> Hundert Jahre und länger Hieronimum.
>
> Bin also einigermaßen verlegen,
> Was ich noch soll für Eier legen.
> Bei allem Drücken und aller Qual
> Wird schließlich meins auch bloß oval.
>
> Sei's drum: ich leg's. Gleich andern wackern
> Kritischen Hennen kann ich auch gackern,
> Und, legt mein Ei man in Kortums Sol,
> Find't man's auch schließlich gesalzen wohl.

— Böcklins Technik von Maler Ernst Berger (München, Georg D. W. Callwey). Ein Maler und Berufsgenosse, der zugleich der beste Kenner der Maltechniken aller Zeiten ist, führt uns in diesem hochinteressanten Büchlein, das als der erste Band einer Sammlung maltechnischer Schriften gedacht ist, in die Werkstatt des Meisters; aber nicht den Künstler erblicken wir, sondern den nie ermüdenden Experimentator, den Farbenreiber altmeisterlicher Schule, der sich nicht gar genug tun kann in immer neuen Erfindungen und Kombinationen. Auf Böcklins eignen Aeußerungen, auf den umfangreichen, auch das Technische eingehend berücksichtigenden Aufzeichnungen seiner Schüler und Freunde fußend gibt uns Berger eine vollständige Darstellung der technischen Genesis der Böcklinschen Bilder, und mit Erstaunen sieht man, wie oft der Meister Mittel und Methode gewechselt hat, wenn er bald in den Schriften der Alten, bald bei den Zeitgenossen einen Weg gefunden zu haben glaubte, die Farben noch leuchtender und die Bilder zugleich solider und haltbarer zu machen. Besonders das Kapitel über die Beständigkeit der Böcklinschen Gemälde, welche die Zierden unsrer Galerien sind, ist auch für den größeren Kreis des Laienpublikums von besonderem Interesse. In dem Streit der Meinungen, der jetzt um den „Fall Böcklin" entbrannt ist, wird man auch das Bergersche Buch nicht unbeachtet lassen dürfen, denn gerade die Technik ist es, die Böcklin eine Sonderstellung unter den modernen Malern zuweist, und da man ihm vorgeworfen, daß er die ästhetischen Voraussetzungen des Tafelbildes ignoriert habe, erhebt sich hier die Frage, ob nicht auch innerhalb dieser Gattung Unterschiede existieren, die rein von der Technik bedingt sind, und daß andre Malweisen eo ipso schon zu ganz anders gearteten Kunsteindrücken führen müssen.

— Die Mimik des Denkens. Von Dr. Sante de Sanctis. Autorisierte Uebersetzung von Oberarzt Dr. Johannes Breßler. De Sanctis hat sich die Aufgabe gestellt, den von jeglichem Affekt losgelösten Ausdruck des Denkens zu erforschen. Der Verfasser geht dabei in echt naturwissenschaftlicher exakter Weise vor. Er beschreibt zuerst die anatomische Bahn, die Nerven und Muskeln der Denkmimik und kommt hier zu dem Resultat, daß die letztere im Gehirn teilweise höchst wahrscheinlich andre Bahnen benutzt als der emotionelle Gesichtsausdruck. Dann beantwortet er die Frage, ob schon bei Tieren und bei kleinen Kindern eine Denk- beziehungsweise Aufmerksamkeitsmimik getrennt von der emotionellen vorhanden ist. Es folgt sodann die Denkmimik des erwachsenen Menschen, bei dem sie von derjenigen der Gemütsbewegungen hinreichend unterschieden ist. Interessant sind die Ausführungen über den optischen Charakter der Denkmimik.

— Im Auftrage des Tages für Denkmalpflege bearbeitet Georg Dehio ein „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler", von dem unlängst der erste Band „Mitteldeutschland" erschienen ist (Berlin, Ernst Wasmuth, gebunden 4 Mark). Als beschreibendes Verzeichnis in handlicher Form ist dieses auf fünf Bände berechnete Nachschlagewerk gleich wertvoll für den Fachmann wie für den auf Reisen an heimischer Kunst Genuß suchenden Kunstfreund. Das Material ist alphabetisch nach den Orten in sprachlich knappster Formulierung übersichtlich zusammengestellt, Literaturnachweise geben dem Suchenden leicht die Möglichkeit für eingehendere Studien. Zu schnellster Orientierung über die örtliche Begrenzung des Begriffes „Mitteldeutschland" wäre es vielleicht zweckmäßig gewesen, in die dem Bande angeheftete Uebersichtskarte nur die wirklich behandelten Landschaften beziehungsweise Orte aufzunehmen.

— Otto Funcke, Reisegedanken und Gedankenreisen eines Emeritus (Stephan Geibel, Altenburg, S.-A.). 6. Auflage. Dieses neueste Buch des weitberühmten christlichen Schriftstellers verrät uns nicht, daß der Autor das siebte Jahrzehnt seines Lebens hinter sich hat. Wer den Abschnitt „Ernste und heitere Gedanken eines Emeritus" liest, der begreift den Schmerz der Bremenser Gemeinde bei seinem Scheiden aus dem Amt. Und wer sich in seine „Schwedischen Reisebilder", die 230 Seiten des stattlichen Bandes füllen, vertieft, in die sonnigen Schilderungen des wundervollen Landes und seiner eigenartigen Bewohner, der wünscht sich eine der ganz besonderen Gaben Otto Funckes, die Reisegabe. **A. Sp.**

— Einem der feinsten und geistreichsten Kartenspiele, dem Whist, das heute vielleicht nicht mehr dieselbe Rolle spielt wie in den Zeiten unsrer Großväter und noch unsrer Väter, aber noch immer viele treue Anhänger hat und entschieden verdiente, wieder mehr gepflegt zu werden, ist eine kleine Monographie von Dr. Richard Münzer gewidmet, die unter dem Titel „Das Cayenne Whist (und Bridge)" als 33. Band der „Bibliothek für Sport und Spiel" im Verlage von Grethlein & Co. in Leipzig erschienen ist (Preis geb. 3,80 Mark). Die ausführliche, genaue und wohl alle Möglichkeiten erschöpfende Anleitung zu dem Spiel, die der Verfasser in 39 Abschnitten gibt, zeichnet sich vor dem Inhalt der meisten sonst vorhandenen Katechismen und Lehrbücher aufs vorteilhafteste dadurch aus, daß sie nicht rein praktisch gehalten ist, sondern — ohne irgendwie schwerfällig zu werden — in gediegener Weise den Stoff genetisch entwickelt, den geistigen Gehalt des Spiels klarlegt, seine Regeln und Ausnahmen logisch begründet, wobei in ausgiebigem Maße exemplifiziert wird. Ein besonderes Kapitel ist einer in jüngster Zeit besonders beliebten Abart des Spiels, dem „Bridge", gewidmet, das freilich, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, dem Cayenne-Whist, was Vornehmheit, Ruhe und Eleganz betrifft, nachsteht und, auch bei niedrigen Spielsätzen, erheblich größere Differenzen zwischen Gewinn und Verlust ergibt, eine Eigenschaft, die viel dazu beigetragen haben dürfte, daß es zum fashionabeln Gesellschaftsspiel der upper ten des Dollarlandes geworden ist.

— „Rinnender Sand", Ostseegeschichten von Karl Rosner (Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock, Berlin). Der junge Verfasser, der sich unter den deutschen Unterhaltungsschriftstellern schnell einen Namen gemacht hat, führt uns in diesen beiden Erzählungen nach der Insel Rügen. Aber nicht die Leute schildert er, die auf dem sagenumwobenen Boden der schönen Insel zu Hause sind, die dort wurzeln und deren Leben mit der umgebenden Natur, mit Meer und Wald eins wird, sondern jene bunte Schar, die Vergnügen, Erholung oder Geschäft an die Wasserkante führen, und der helle Strand, die grünen Buchenwälder und schimmernden Kreidefelsen geben nur den Hintergrund ab für Leben und Schicksale, die auf ganz anderm Boden, unter ganz andern Bedingungen erwuchsen und sich gestalteten. Die Ostsee mit all ihren Reizen gibt den lyrischen Duft, und ihr frischer Hauch liegt über den kleinen Novellen. Rosner ist ein geschickter Erzähler. Das Abenteuer des jugendlichen Bankdirektors, der in einer Sandburg am Strande von Sellin seine Jugendgeliebte wiederfindet, mit ihr noch einige sonnige Tage reinen Glücks genießt, bis er sich von ihr losreißt und wieder zu seiner Arbeit, zu seiner Häuslichkeit zurückkehrt, ist reizvoll erzählt. Auch die ernstere Liebesgeschichte des Ingenieurs Peter Carsten, der sich dort oben auf eine Sandbank zurückgezogen, um bei harter Arbeit seinen Kummer zu vergessen, ist eine feine Probe novellistischer Kleinkunst. Besonders allen denen, die mit der geschilderten Landschaft vertraut sind, wird das Buch manche Freude bereiten.



Beim Kartenspiel
Nach einem Gemälde von Hans Best







Hochrelief von Adam Kraft. Geschenk für das Deutsche Museum in München

Vom Deutschen Museum in München

In dem Deutschen Museum, dessen Grundsteinlegung am 13. November in Anwesenheit des Deutschen Kaisers stattfand, erhält die bayrische Hauptstadt ein in Deutschland einzig dastehendes Kulturinstitut und in dem Gebäude, das nach dem mit dem ersten Preise gekrönten Entwurf des bekannten, ausgezeichneten Münchner Architekten Gabriel Seidl ausgeführt wird, ein neues großartiges Architekturwerk. Es wird sich also für die Stadt lohnen, daß sie für das Museum bedeutende finanzielle Opfer gebracht hat, indem sie den auf über 2 Millionen Mark bewerteten, fast 36000 Quadratmeter umfassenden prächtigen Bauplatz unentgeltlich hergab und einen regelmäßigen Jahresbeitrag von 15000 Mark spendete. Schon jetzt sind verhältnismäßig sehr reichhaltige Sammlungen für das neue Museum vorhanden, die zurzeit im Gebäude des alten Nationalmuseums an der Maximilianstraße untergebracht sind und fortwährend durch neue Stiftungen Zuwachs erhalten. So erhielt kürzlich das Museum von dem Verein der deutschen Eisenbahnverwaltungen eine getreue Nachbildung des historischen „Puffing Billy“, einer der ältesten Lokomotiven mit glatten Rädern, die im Jahre 1813 von William Hedley konstruiert worden ist und sich jetzt im Londoner Kensington-Museum befindet. Ebenso ist dem Deutschen Museum auf seinen besonderen Wunsch von der Stadt Nürnberg ein Abguß des von dem großen Nürnberger Bildhauer Adam Kraft geschaffenen berühmten alten Hochreliefs, das sich an der Außenseite der ehemaligen „kleinen Wage“ in der Winklerstraße in Nürnberg befindet und sehr gut erhalten ist, zum Geschenk gemacht worden. Das Relief stellt eine Szene aus dem früheren Kaufmannsleben dar, die sich zwischen dem Wägemeister, seinem Gehilfen und dem bezahlenden Kaufmann abspielt. Oben befindet sich der Spruch: „Dir als ein andern“ und „anno 1497.“ Zu den Seiten sind zwei Nürnberger Stadtwappen angebracht, die wegen ihrer kunstvollen Arbeit bekannt sind.

Kolonialdirektor Dernburg

Die eiserne Energie, die dem neuen stellvertretenden Kolonialdirektor Dernburg schon während seiner Tätigkeit als Direktor der Darmstädter Bank allgemein nachgerühmt wurde, hat sich sehr bald auch bei der Durchführung der überaus schwierigen Aufgabe, die er als Leiter der Kolonialabteilung übernommen hat, aufs nachdrücklichste offenbart und betätigt. Die Regierung scheint in der Tat in ihm nicht nur den rechten Mann für die Beseitigung der kolonialen Mißstände und die Inaugurierung einer fruchtbringenden Kolonialpolitik, sondern überhaupt eine kraftvolle Stütze für ihre ganze Position gewonnen zu haben. Jedenfalls wird Herr Dernburg auch in der Entwirrung der inneren Krise, die durch die oppositionelle Haltung der Majorität im Reichstag und dessen Auflösung entstanden ist, eine bedeutungsvolle Rolle spielen.

Das norwegische Königspaar in Berlin

Auch in Berlin hat jetzt das norwegische Königspaar seinen ersten Besuch gemacht. Die Majestäten und der kleine Kronprinz Olaf trafen am 15. Dezember vormittags auf der Wildparkstation bei Potsdam ein und wurden dort vom Kaiserpaar und der Kronprinzessin aufs herzlichste begrüßt. Nach der Vorstellung der Gefolge und dem Abschreiten der Front der Ehrenkompagnie begaben sich das Kaiserpaar und seine



Phot. Otto Haeckel

Kolonialdirektor Dernburg auf dem Wege vom Reichstag



Phot. Selle & Kunze, Potsdam

Besuch des norwegischen Königspaares am Berliner Hofe: Kaiser Wilhelm und König Haakon die Ehrenkompagnie abschreitend

Gäste, geleitet von einer unter dem Kommando des Kronprinzen stehenden Ehreneskorte der Gardedukorps, zum Neuen Palais. Abends fand zu Ehren der hohen Gäste im Neuen Palais eine Galatafel statt, bei der die beiden Herrscher sehr herzlich gehaltene Trinksprüche austauschten.

Von der Berliner Untergrundbahn

Mit dem heurigen Frühjahr ist die schon seit längerer Zeit geplante Fortführung der elektrisch betriebenen Berliner „Hoch- und Untergrundbahn" ins Innere der Stadt in Angriff genommen worden, durch welche die Verkehrsverhältnisse der Reichshauptstadt eine höchst bedeutungsvolle Verbesserung erfahren werden. Die in den Jahren 1896 bis 1902 von der Aktiengesellschaft Siemens & Halske erbaute Hoch- und Untergrundbahn verfügte bisher nur über eine einzige Linie, welche die südlichen Stadtteile von Berlin von Osten nach Westen in einer Länge von 10,7 Kilometern durchzieht, und zwar von dem östlichen Endpunkt an der Warschauer Brücke bis zum Nollendorfplatz als Hochbahn, von dort hin bis zum westlichen Endpunkt auf Charlottenburger Gebiet als Untergrundbahn. Etwa in der Mitte, zwischen dem Anhalter und dem Potsdamer Bahnhof, hat die Bahn eine Abzweigung mit steiler Rampe nach der unterirdischen Station am Potsdamer Bahnhof und bildet hier das berühmte Gleisdreieck, die technisch interessanteste Stelle der ganzen Linie, an der in genialer Weise die verschiedenen zusammentreffenden Gleise über- und untereinander geführt worden sind, so daß dadurch einerseits die Gefahr eines Zusammenstoßes, anderseits jede Verzögerung im Betrieb vermieden ist. Die Abzweigung nach dem Potsdamer Platz ist als Untergrundbahn angelegt worden, hauptsächlich im Hinblick auf die spätere Fortsetzung nach dem Spittelmarkt und dem Alexanderplatz, an der jetzt gearbeitet wird. Das großartige Werk stellt an die Techniker außerordentliche Anforderungen, zumal die Straßen und Plätze, die untertunnelt werden müssen, in den belebtesten Gegenden der Stadt liegen, doch sind bis jetzt die großen empfindlichen



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Vom Bau der Berliner Untergrundbahn: Die Arbeiten auf dem Leipziger Platz

Störungen des Verkehrs, ohne die derartige Arbeiten in früheren Zeiten undenkbar gewesen wären, in bewundernswerter Weise vermieden worden.

Der neue österreichisch-ungarische Generalstabschef

Es hat längere Zeit gedauert, bis Kaiser Franz Joseph sich über die Ernennung eines neuen Generalstabschefs an Stelle des zurückgetretenen Grafen Beck schlüssig gemacht hat. Seine Wahl ist schließlich auf den bisherigen Kommandanten der Innsbrücker Division, Feldmarschalleutnant Franz Conrad von Hötzendorff gefallen, der als einer der begabtesten österreichischen Truppenführer und Militärtheoretiker gilt. Der neue Generalstabschef, der 54 Jahre alt ist, hat seine Laufbahn vorwiegend als Generalstabsoffizier und militärischer Lehrer gemacht. Er nahm 1878 am Okkupationsfeldzug in Bosnien und der Herzegowina teil und erwarb sich dabei das Militärverdienstkreuz. Im Jahre 1886 wurde er zum Generalstabschef der 11. Infanteriedivision ernannt, 1887 in den Großen Generalstab versetzt. Ein Jahr später wurde er Lehrer der Taktik an der Kriegsschule, 1892 ins 93. Infanterieregiment versetzt und 1893 zum Obersten befördert, doch schon im nächsten Jahre in den Großen Generalstab zurückversetzt. Seit 1895 tat er dauernd Truppendienst, zuerst als Kommandant des 1. Infanterieregiments, dann (1899) als Kommandant der 55. Infanteriebrigade in Triest, endlich seit 1903 als Kommandant der 8. Division in Innsbruck. In dieser Stellung hat er vor allem bei den vorjährigen Manövern in Südtirol seine Begabung als höherer Truppenführer in das beste Licht gesetzt.



Franz Conrad von Hötzendorff, der neue österr.-ung. Generalstabschef

Die Enthüllung des Andrassy-Denkmals in Budapest

Dem 1890 verstorbenen früheren ungarischen Ministerpräsidenten und österreichisch-ungarischen Minister des Aeußern Graf Julius Andrassy, dem verdienstvollen Mitschöpfer des Dreibundes, ist in Budapest am Ende der nach ihm benannten Straße ein vom Bildhauer Georg von Zala geschaffenes Reiterdenkmal gesetzt worden, das am 2. Dezember in Anwesenheit des Kaisers Franz Joseph, des Erzherzogs Joseph und zahlreicher andrer Mitglieder des Kaiserhauses feierlich enthüllt wurde. Der Präsident des Denkmalausschusses, Koloman Szell, der die Festrede hielt, pries in begeisterten Worten das Andenken des Gefeierten, der sich als ungarischer Diplomat unsterbliche Verdienste erworben und in den schwersten Zeiten König und Nation zur Einigkeit geführt habe. Die Ansprache, mit der Kaiser Franz Joseph die Rede beantwortete, schloß mit folgenden Worten: „Dankbar eingedenk der unvergänglichen Verdienste, die Andrassy sich um König, Vaterland und Monarchie erworben hat, drücke ich die Hoffnung aus, daß diese hervorragende Gestalt, die nicht bloß im ungarischen politischen Leben, sondern auch in der äußeren Politik neue, heute bestehende Grundlagen geschaffen hat, noch kommenden Generationen zum Vorbilde dienen werde.“ Die Worte des Kaisers wurden mit brausenden Eljenrufen aufgenommen. Danach übernahm Vizebürgermeister Vaszilievits das Denkmal im Namen der Stadt, und die Präsidenten des Abgeordneten- und des Magnatenhauses legten mit kurzen Ansprachen Kränze am Denkmal nieder. Die zu der Feier geladenen offiziellen Persönlichkeiten trugen, wie unser Bild zeigt, ausnahmslos ungarische Galakostüme. Die Enthüllungsfeier gab zu einem sehr herzlich gehaltenen Grußaustausch zwischen Kaiser Wilhelm II. und Kaiser Franz Joseph Anlaß. Der Deutsche Kaiser telegraphierte an seinen hohen Verbündeten: „Zur feierlichen Enthüllung des Denkmals für den Grafen



Phot. Bélei Ödön, Budapest

Das Andrassy-Denkmal in Budapest



Phot. Reland von Kloinen

1. Kaiser Franz Joseph; 2. Ministerpräsident Wekerle; 3. Handelsminister Franz Kossuth; 4. Minister des Innern Graf Julius Andrassy; 5. Graf Th. von Pejacsevich, Banus von Kroatien; 6. Georg von Zala, Schöpfer des Denkmals

Von der Enthüllung des Andrassy-Denkmals in Budapest



Der neu eröffnete Zentralbahnhof in Hamburg

Phot. Otto Reich, Hamburg

Andrassy, den großen Sohn Ungarns und hervorragenden Staatsmann, dessen Name mit der Gründung unsers Bundes so eng verknüpft ist, sende ich Dir in freundschaftlicher Teilnahme herzlichste Grüße." Kaiser Franz Joseph sandte darauf folgendes Antworttelegramm: „Ich danke Dir herzlichst für die freundschaftlichen Grüße aus Berlin aus Anlaß der Enthüllung des Denkmals für Graf Andrassy, diesen für Ungarn und die Monarchie hervorragenden Staatsmann. Wie Du es so richtig betonst, bleibt sein Name mit unserm Bunde eng verknüpft."

Der neue Zentralbahnhof in Hamburg

Am 4. Dezember ist der neue Hauptbahnhof in Hamburg in Anwesenheit des preußischen Eisenbahnministers Breitenbach feierlich eröffnet und am 5. Dezember dem Betrieb übergeben worden. Der großartige Bau, der sich unweit des Steintorplatzes und des Deutschen Schauspielhauses erhebt, ist erst nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten zustande gekommen, da der Kaiser den ursprünglichen, künstlerisch hervorragend schönen Entwurf nicht genehmigte und erst dessen sechste Umarbeitung seinen Beifall fand. Auch in seiner jetzigen modifizierten Gestalt darf der neue Bahnhof immerhin noch als der schönste in Deutschland gelten, wie er auch durch die riesige Eisenhalle, die seinen Hauptbestandteil bildet, der größte ist. Die Halle ist über 200 Meter lang und im Scheitelpunkt 36 Meter hoch, ihre Spannweite beträgt 73 Meter, während zum Beispiel die Halle des Kölner Hauptbahnhofs 66, die des Dresdner Bahnhofs 60 Meter Spannweite hat. An den zwei Haupteingängen wird der Bau von zwei Türmen flankiert. Das Innere ist technisch und künstlerisch im besten Sinne modern ausgestaltet und ausgestattet, die immer wiederkehrende Verbindung von Eisen, Glas und Stein wirkt überall stilgemäß, Wände und Decken zeichnen sich durch originellen, geschmackvoll verteilten Farbenreichtum aus. Die Stadt wird jetzt eine neue große Prunkstraße bauen, die vom Rathausmarkt in gerader Linie zum Zentralbahnhof führt.

Der neue preussische Landwirtschaftsminister

Die interimistische Verwaltung des preußischen Ministeriums für Landwirtschaft durch den Minister des Innern, Dr. v. Bethmann-Hollweg, hat nur kurze Zeit gedauert; schon am 22. November ist zur Leitung des Ressorts definitiv der Ritterschaftsrat und Rittergutsbesitzer Bernd von Arnim berufen worden. Der neue Minister, eine anerkannte Autorität nicht nur in allen Fragen der Landwirtschaft, sondern auch auf dem Gebiete der Verwaltung und Organisation, hat in der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft eine hervorragende Rolle gespielt und ist im Juni dieses Jahres aus allerhöchstem Vertrauen auf Lebenszeit ins Herrenhaus berufen worden. Herr von Arnim ist Besitzer des Ritterguts Criewen bei Schwedt a. O. Am 20. Mai 1850 geboren, trat er bei der Marine ein, nahm aber schon als Leutnant z. S. seinen Abschied, um das elterliche Gut zu bewirtschaften. Eine staatliche Stellung hat er später nicht wieder bekleidet. Seit 1892 war er Vorsitzender des Vorstandes der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, auch stand er an der Spitze andrer landwirtschaftlicher Unternehmungen, z. B. der ständigen Versuchsstation und Ausstellung landwirtschaftlicher Maschinen in der Chausseestraße, die auch zum Unterricht der Studierenden der Landwirtschaftlichen Hochschule benutzt wird.

Zur französisch-spanischen Intervention in Marokko

Noch ehe die Algeciras-Akte von den beteiligten Mächten ratifiziert ist, fühlt die französische Regierung sich veranlaßt, im Bunde mit Spanien eine militärische Aktion gegen Marokko in Szene zu setzen, angeblich um den Schwierigkeiten und Gefahren zu begegnen, die bei der bevorstehenden Errichtung der spanisch-französischen Polizeitruppe eintreten könnten, und die fremden Untertanen in Tanger in diesem kritischen Augenblick zu schützen. Da die beiden Regierungen versichert haben, daß sie sich bei dieser Aktion streng innerhalb des Rahmens der Beschlüsse von Algeciras halten würden und die Ausschiffung



Phot. Albert Hoffmann, Berlin

Der neue preußische Landwirtschaftsminister von Arnim-Criewen und Gemahlin

der nach Marokko entsandten Truppen nur im Notfall und nach vorheriger Verständigung unter den diplomatischen Vertretern der europäischen Staaten in Tanger erfolgen soll, so hat die deutsche Regierung keinen Anlaß, gegen die militärische Intervention Verwahrung einzulegen.

Das Grabdenkmal Anton Rückaufs in Wien

Dem jung verstorbenen Komponisten Anton Rückauf, dessen irdische Hülle auf dem Zentralfriedhofe in Wien in der Nähe von Schuberts Grab bestattet ist, hat die Gemeinde Wien ein Grabdenkmal errichtet, das von dem Bildhauer Franz Vogl geschaffen ist. Zu der Enthüllungsfeier hatten sich außer den Mitgliedern des Denkmalkomitees u. a. ein Vertreter des Unterrichtsministeriums und der Vizebürgermeister Hierhammer eingefunden. Nachdem die Mitglieder des Wiener evangelischen Singvereins Beethovens gemischten Chor „Die Ehre Gottes aus der Natur" vorgetragen hatten, hielt der Direktor des Konservatoriums Richard von Perger die Gedenkrede, in der er in schwungvollen Worten den Lebensgang des Verblichenen schilderte, der vor mehr als fünfundzwanzig Jahren als ein unbekannter junger Tonsetzer aus dem Böhmerlande nach Wien kam und sich dann durch sein unleugbares Talent, sein Schaffen einen bedeutenden Platz sicherte. Auf seinem ureigensten Gebiete, der Gesangslyrik, hat er Werke von dauerndem Werte gestaltet. Nach der Gedenkrede fiel die Hülle von dem Denkmal. Dieses besteht aus weißem Marmor und zeigt oben das Reliefbild Rückaufs, an den Block lehnt sich ein trauernder Genius, zu dessen Füßen eine Leier mit gerissenen Saiten liegt. Das Denkmal trägt die Inschrift: „Anton Rückauf 1856 bis 1903." Zum Schluß ergriff noch Vizebürgermeister Hierhammer das Wort und führte u. a. aus, daß die Gemeinde Wien mit der Widmung des Ehrengrabes eine Dankesschuld abgetragen habe. Nach dieser Ansprache trugen vier Hörner Rückaufs seelenvolles Lied „Sanft wie der Tod die Liebe" vor, womit die Feier beendet war.



Phot. H. Schuhmann

Das Grabdenkmal des Komponisten Anton Rückauf auf dem Zentralfriedhof in Wien

Das lenkbare Luftschiff „Patrie"

Die Franzosen, die in der Lösung des Problems vom lenkbaren Luftschiff dank der Opferwilligkeit der Brüder Lebaudy und den unermüdlichen Anstrengungen des in ihren Diensten stehenden Ingenieurs Juillot die ersten großen Erfolge davongetragen hatten, haben einen neuen Fortschritt darin zu verzeichnen. Nachdem der erste von Juillot konstruierte „Dirigeable" im letzten Frühjahr sich so glänzend bewährt hatte, bestellte das französische Kriegsministerium ein zweites Luftschiff derselben Art, das 3000 Kubikmeter Ballonraum, einen Panhardmotor von 60 Pferdekräften und Platz für vier Personen und einige Projektile haben und bei günstigem Wetter eine Schnelligkeit von 45 Kilometern in der Stunde entwickeln sollte. Das neue Luftschiff, das den Namen „Patrie" erhielt, hat kürzlich bei Mantes (Departement Seine-et-Oise) seine ersten Versuchsfahrten gemacht und sich den Berichten zufolge wiederum glänzend bewährt. Es führte bei



Phot. B. Gribayédoff

Zur französisch-spanischen Intervention in Marokko: Admiral Touchard und Botschafter Cambon vor dem königlichen Palais



Phot. B. Gribayedoff

Das neue lenkbare Luftschiff „Patrie“, das von den französischen Militärbehörden übernommen wurde

seiner ersten Fahrt am 16. November Bewegungen nach jeder Richtung hin über der Ebene von Lavacourt aus und kehrte dann zu seinem Aufstiegsorte, dem Luftschifferpark von Moissons, zurück. Am 24. November manövrierte das Fahrzeug eine Stunde lang gegen Wind, dessen Stärke mit 35 Kilometern in der Stunde angegeben wird. Am Tage darauf unternahm es einen Aufstieg von fünfviertelstündiger Dauer, wobei es sich über die Wolken erhob und sich von Zeit zu Zeit senkte, um photographische Aufnahmen des Geländes



Der italienische Dichter Giosuè Carducci erhielt den Nobelpreis

zu machen und Geschosse abzusenden. Bei einer späteren Probefahrt legte es in 2 Stunden 12 Minuten 93 Kilometer ohne Aufenthalt zurück. Die erzielten Resultate haben die vom Kriegsministerium abgeordnete Kommission vollauf befriedigt, und diese hat das Luftschiff daraufhin für den Staat übernommen. Die erste militärische Fahrt dauerte anderthalb Stunden und gelang vollkommen.

Der Nobelpreis

Der italienische Dichter und Literarhistoriker Giosuè Carducci (geboren 1836), dem die Schwedische Akademie dieses Jahr den Nobelpreis zuerkannt hat, ist seit vierzig Jahren der Stolz Italiens. Er hatte, nachdem er 1860 zum Professor der italienischen Literatur an der Universität Bologna ernannt worden war, seinen Namen durch einige literarische Arbeiten und poetische Schöpfungen in kleinem Kreise bekannt gemacht, als er 1865 durch den „Inno a Satana“ („Hymnus an Satan“), ein kaum fünfzig Strophen zählendes Gedicht von gewaltiger Kraft, das er zwei Jahre vorher in einer Nacht niedergeschrieben hatte und jetzt unter dem Pseudonym „Enotrio Romano“ veröffentlichte, mit einem Schlage ein berühmter Mann wurde. Wie hoch man in Italien Carducci schätzt, zeigt u. a. die Tatsache, daß nach einer schon jetzt getroffenen Bestimmung sein Haus in Bologna nach seinem Tode als Nationalmuseum erhalten bleiben soll.

Der Nobelpreis für Medizin wird dieses Jahr zu gleichen Teilen an die Professoren Golgi in Pavia und Ramon y Cajal in Madrid verliehen werden. Der letztgenannte der beiden Preisträger, ein hervorragender Physiologe, ist am 1. Mai 1852



Der berühmte spanische Physiologe Ramon y Cajal, Empfänger des Nobelpreises

zu Petilla in Aragonien geboren. Er studierte Medizin an der Universität Saragossa, hauptsächlich unter der Leitung seines Vaters, der in der dortigen medizinischen Fakultät die Professur für praktische Anatomie bekleidete, wurde 1873 zum Doktor promoviert und 1881 zum Professor der Anatomie in Valencia ernannt. Von dort wurde er 1886 an die Universität Barcelona auf den Lehrstuhl für Histologie berufen und ging von da 1892 als Vertreter desselben Faches nach Madrid. Professor Ramon y Cajal ist namentlich durch seine histologischen und physiologischen Arbeiten bekannt geworden, die er 1881 in Valencia begann und in Barcelona und Madrid fortsetzte. Die Resultate seiner Forschungen hat er in einer großen Anzahl von Monographien und Aufsätzen niedergelegt. Im Jahre 1899 hielt der Gelehrte an der Clark-Universität in Worcester (Nordamerika) Vorträge über den Bau des menschlichen Hirns und die neuesten Ergebnisse der darauf bezüglichen Forschungen. Professor Ramon y Cajal ist der erste spanische Gelehrte, dem der Nobelpreis verliehen wird.



Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft

Von der Tagung des Bühnenparlaments: Dr. Pohl, Präsident der Deutschen Bühnengenossenschaft

Von der Delegiertenversammlung der Deutschen Bühnengenossenschaft

Im Berliner Künstlerhause trat am 12. Dezember die 35. Delegiertenversammlung der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger unter dem Vorsitz des Hofschauspielers Dr. Max Pohl zusammen. Der Rechenschaftsbericht der Bühnengenossenschaft, den der Obmann des Direktoriums, Pategg, der Versammlung unterbreitete, weist ein äußerst günstiges Resultat auf; die Pensionsanstalt besitzt ein Vermögen von gegen 7 Millionen Mark, fast 300000 Mark mehr als im Vorjahr. Dr. Pohl würdigte Ibsens Verdienste um die deutsche Bühne und widmete dem ehemaligen Oberregisseur Savits in München, der in den Ruhestand getreten und aus dem Zentralausschuß der Genossenschaft ausgeschieden ist, herzliche Worte des Dankes und der Anerkennung.

Erzbischof v. Stablewski †

Mitten in dem nationalen Zwiespalt, der seit einiger Zeit im Osten der preußischen Monarchie den inneren Frieden stört, hat der Tod den Polen ihren obersten geistlichen Führer entrissen, den Erzbischof von Gnesen und Posen Dr. Florian v. Stablewski. Der verstorbene Kirchenfürst, Sprößling eines altangesehenen und reichen polnischen Adelsgeschlechts, war am 16. Oktober 1841 zu Fraustadt geboren, hat also ein Alter von 65 Jahren erreicht. Er besuchte die Gymnasien in Posen und Tremessen und begann darauf im Posener Priesterseminar das theologische Studium, das er in München beendete. Nachdem er 1866 die Priesterweihe empfangen und bald nachher die theologische Doktorwürde erlangt hatte, wurde er nach kurzer geistlicher Tätigkeit in der Pfarrei Tarnowo Religionslehrer am Gymnasium in Schrimm. 1873 wurde er von der Regierung abgesetzt, weil er sich weigerte, die Religion in deutscher Sprache zu lehren. Er wurde darauf Propst in Wreschen. 1876 wurde er in den preußischen Landtag gewählt, wo er sich als Mitglied der polnischen Fraktion alsbald lebhaft am Kulturkampf beteiligte. Im Jahre 1881 wurde er päpstlicher Geheimkämmerer, 1890 apostolischer Protonotar. Das Jahr 1891 brachte dann seine Ernennung zum Erzbischof von Posen-Gnesen.

Generalmusikintendant Freiherr von Perfall

Der kürzlich erfolgte Rücktritt des königlichen Generalmusikintendanten Freiherrn von Perfall ist ein für das Münchner Kunstleben bedeutungsvolles Ereignis. Mehr als vierzig Jahre hat Freiherr von Perfall in verdienstvollster Weise als Leiter der königlichen Hofmusik in München und lange Zeit als Generalintendant der königlichen Theater gewirkt, und erst im dreiundachtzigsten Lebensjahre fühlte er



Phot. Berliner Ill.-Gesellschaft

Vom Begräbnis des Erzbischofs Stablewski in Posen: Die Geistlichkeit im Trauerzuge

das Bedürfnis, der Bürde seines mühe- und verantwortungsvollen Amtes ledig zu werden. Freiherr von Perfall, der am 29. Januar 1824 zu München geboren ist, war von Haus aus Jurist, wandte sich aber bald nach Absolvierung seiner Rechtsstudien der Musik zu und übernahm, nachdem er sich darin unter Moritz Hauptmann in Leipzig gründlich ausgebildet hatte, 1851 die Leitung der Münchner Liedertafel. Drei Jahre später begründete er den noch heute bestehenden Münchner Oratorienverein, den er zehn Jahre leitete. 1864 wurde er zum königlichen Hofmusikintendanten, 1869 zum Hoftheater- und 1872 zum Generalintendanten ernannt. In dieser Eigenschaft hat er durch Berufung der hervorragendsten Sänger und Schauspieler und nicht zum mindesten durch die verständnisvolle Pflege der Wagnerschen Musik das Münchner Hoftheater auf eine glanzvolle Höhe gebracht. Er inszenierte Musteraufführungen, die berühmt geworden sind, und führte die von Lautenschlager konstruierte Shakespeare-Bühne ein. 1893 trat Freiherr von Perfall von der Leitung der Hofbühne zurück, behielt aber die der Hofmusik bei und wurde bald darauf zum Generalmusikintendanten derselben ernannt. Auch als Komponist hat sich Perfall hervorgetan; seine Opern „Sakuntala“, „Raimondin“, „Melusine“, „Junker Heinz“, der später eine Neubearbeitung erfuhr, brachten ihm ehrende Erfolge. Unter seinen Liedern und Chören sind prächtige Schöpfungen.



Phot. Jaeger & Goergen, München

Freiherr von Perfall

Die Explosion bei Witten

Die westfälische Stadt Witten und das unweit von ihr gelegene Dorf Annen sind von einem furchtbaren, beispiellosen Unglück betroffen worden, das den vielen vorausgegangenen schweren, außergewöhnlichen Katastrophen dieses Jahres in seiner Art nur wenig nachsteht. In der zwischen den beiden Orten befindlichen Roburitfabrik entstand am 28. November abends 7½ Uhr ein Brand, der eine halbe Stunde später eine heftige Explosion von Sprengstoffen zur Folge hatte. Die Kruppsche Feuerwehr, die zur Hilfeleistung anrückte, mußte gleich wieder umkehren, da weitere Detonationen zu erwarten waren, und tatsächlich folgte auch bald nach 9 Uhr eine zweite Explosion, welche die ganze Fabrik und die benachbarten Gebäude völlig zerstörte, zahlreiche Menschenleben vernichtete und in den beiden benachbarten Orten starke Verwüstungen anrichtete. Um weitere Explosionen zu verhüten, setzte die Feuerwehr das ganze umliegende Terrain unter Wasser, und es gelang den heldenmütig arbeitenden Rettungsmannschaften, die noch unter den Trümmern lagernden Vorräte an Roburit zu bergen. Bei den Explosionen wurden 30 Menschen getötet, 62 schwer und gegen 200 leicht verletzt. Der Materialschaden wird auf 2 Millionen Mark geschätzt. Es wurde sofort für die Opfer der Katastrophe und ihre Hinterbliebenen eine Hilfsaktion eingeleitet.



Die zerstörte Roburitfabrik bei Witten in Westfalen

Für müßige Stunden

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe IV

Von P. P. Bobrow in Petersburg
(„Rigaer Tageblatt")
Schwarz (6 Steine)



a b c d e f g h
Weiß (5 Steine)
Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe III

W. 1. Sc7—d5
S. 1. f4—f3
W. 2. Sd5—f4
S. 2. Ke5×f4 od. beliebig anders
W. 3. Le5—d8, Sf4—d3 matt.

A.

S. 1. f7×e6
W. 2. Sd5—e7
S. 2. e6×f5, f4—f3
W. 3. e4×f5, Se7—g6 matt.

B.

S. 1. a5—a4
W. 2. Sd5—b4
S. 2. f4—f3
W. 3. Sb4—d3 matt.

Partie Nr. V

Turnierpartie, gespielt zu Nürnberg am 9. August 1906.

Schottisches Gambit

Weiß: R. Leonhardt (Leipzig).
Schwarz: R. Spielmann (München).

Weiß.	Schwarz.	Weiß	Schwarz
1. **e2—e4**	**e7—e5**	12. g2—g3 [4])	Dh5—h3
2. **Sg1—f3**	**Sb8—c6**	13. Sc3—e4	Ld6—e7
3. **d2—d4**	**e5×d4**	14. Lc1—e3	f7—f5
4. **c2—c3**	d7—d5	15. Se4—d2	Sg4×e3
5. e4×d5	Dd8×d5	16. f2×e3	Dh3×g3†
6. c3×d4	Lc8—g4	17. Kg1—h1	Td8—d6
7. Lf1—e2	Sg8—f6	18. Sf3—h2	Td6—h6
8. Sb1—c3	Dd5—h5 [1])	19. Le2—h5	Le7—d6
9. 0—0 [2])	Lf8—d6	20. Tf1—f4	Ld6×f4
10. h2—h3	0—0—0 [3])	21. g3×f4	Dg3—h4!
11. h3×g4	Sf6×g4	Weiß gibt die Partie auf.	

[1]) Auf Lf8—b4, was hier gewöhnlich geschieht, kann Schwarz durch 9. a2—a3 zum Abtausch genötigt werden, womit der bis jetzt vereinzelte Bd4 eine Unterstützung erhält.

[2]) Schwarz leitet nun einen kräftigen Rochadeangriff ein. Zog Weiß statt des Textzuges 9. Lc1—e3, so verhinderte Schwarz durch Lf8—d6 die Rochade.

[3]) Schwarz läßt sich in seinem Angriff nicht beirren. Das Opfer scheint durchaus korrekt.

[4]) Das weiße Spiel ist rettungslos. Auf 12. Sc3—e4 entscheidet Sc6×d4 schnell.

Silbenrätsel

1.
Besitzt du sie, muß sie noch nicht dein eigen sein;
Doch was du auf sie legst, wird als Besitz dich freun.
2. 3.
Als Schüler mußt du auf der ersten sie erringen;
Du kannst sie pfeifen, spielen, flöten, singen.
Das Ganze
Und hast du von dem Ganzen einen Haufen,
Laß ein Papier dafür dir von der ersten kaufen.

Th. W.

Verwandlungsrätsel

Zu einem Feste war Väterchen aus,
Erzählt' am andern Tage zu Haus:
„Sehr hübsch war's und gut besetzt der Tisch,
Braten gab es und feinen Fisch.
Vorzüglich schmeckte mir das Wort,
Auch schöne Damen waren dort.
In dem versetzten prangten sie meist
(Wenigstens glaub' ich, daß man's so heißt).
Dann tanzte die Jugend, doch wir Alten
Haben uns ans nochmals Versetzte gehalten." A. R.

Scharade

Es kam Besuch zu uns, und zwar das Wort,
Denn keiner konnt' es 2, 3, letzte beiden,
Daß heute eintraf aus dem Nachbarort
Der Onkel, den sie alle mögen leiden.
Ein wenig komisch zwar, kann er doch kindlich
Mit art'gen Kindern, die er letzte drei,
Hübsch spielen. Aber oft ist er empfindlich;
Drum 2, 4, 5, 6, macht nicht viel Geschrei!
Was hilft's? Die Kinder tollen um ihn her;
Das Unheil naht, ich hab' es 2—6;
Und als er droht, da lachen sie gar sehr,
Und eins ruft laut: „Komm, fang mich, alter Fex!"
Zu viel war es dem Alten, als er's hörte,
Ingrimmig sah man bald ihn 4, 6 schon.
Und nie kommt er zurück. So grausam störte
Den heut'gen Tag das Wort ein greller Ton.

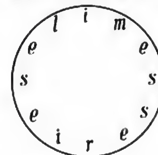
Dr. Sch.

Rätsel

Mein Rätselwort benennt ein Land
An einem fernen Meeresstrand;
Man wähle Kopf und Kern: Kam er,
So ist das Ende nicht mehr schwer. E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 5:

Des Zifferblatträtsels:



Des Silbenrätsels: Bürgermeister.

Der Scharade: Logenecke, Elogen, Gecke, Ecke, Locke, Logen.

Des Buchstabenrätsels: Schütz, Schatz, Schutz.

Des Homonyms: Der Schimmel.



„Gestern verlangten Sie für dieses Bild 10 000 Mark und heute 15 000?"
„Ja, der Maler war nämlich so liebenswürdig, über Nacht zu sterben."



Copyright by Dannenberg & Co., Berlin

Wie Wachsfiguren entstehen: Der in Arbeit befindliche Kopf ist der des Präsidenten Fallières

Wie Wachsfiguren entstehen

Hat irgendeine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens das allgemeine Interesse in dem Maße auf sich konzentriert, daß es dem Inhaber eines Panoptikums ratsam erscheint, sie seinem stummen Heerbann einzuverleiben, so wird zunächst nach irgendeinem Doppelgänger des berühmten Mannes oder der betreffenden Dame gefahndet. Hat man ein passendes Modell gefunden, so werden an ihm Gipsabdrücke der einzelnen Teile des Kopfes genommen. Die so entstandenen Formen wandern dann in die Gießerei, wo sie mit Wachs ausgegossen werden. Die einzelnen Teile werden nach einer künstlerischen Durcharbeitung zusammengesetzt, und der fertige Kopf kommt sodann in die Retuschierkammer. Hier entstehen die markanten Gesichtszüge, wobei dem Bildhauer die verschiedenen Porträtphotographien der Persönlichkeiten vorliegen. Ist dies geschehen,

so kommt der Kopf in die Frisierstube. Verschiedene Friseure beschäftigen sich damit, aus den zahlreichen Kisten, die Haare in allen Nuancen bergen, die richtige Perücke zusammenzustellen. Auch hier dient eine gute und ähnliche Photographie zur Richtschnur. Alsdann wandert der Kopf in die Augenklinik. Große Kästen mit braunen, blauen und grauen Augen stehen bereit. Dem Augendoktor liegt es ob, aus diesem verschiedenartig gefärbten Material die richtigen Paare zu sortieren und dem Wachskopf einzufügen. Der Kopf ist jetzt so gut wie fertig, doch zeigt er noch eine auffallende Blässe. Dem Uebel wird jedoch bald abgeholfen. In der Kolorierabteilung geben Malerinnen dem Kopf die nötige gesunde Farbe. Der nun fertiggestellte Kopf wird hierauf auf die andern Körperteile gefügt. In einem größeren Saale sind Schneiderinnen beschäftigt, die nötigen Kleidungsstücke nach künstlerischen Vorlagen anzufertigen, und bald prangt der wächserne Mensch in voller Toilette. Doch alles im Leben ist vergänglich, selbst im Leben einer Wachsfigur. Die Ereignisse drängen sich, und eines schönen Tages wandert die Figur als veraltet in die Rumpelkammer zurück, wo sie eine sehr gemischte Gesellschaft von Leidensgefährten vorfindet, deren Rolle ausgespielt ist, Figuren ohne Schuhe und Strümpfe oder auch gänzlich unbekleidet — die fehlenden Gegenstände haben eben anderweitige Verwendung gefunden.

Eingegangene Bücher und Schriften.

Eckert, Ch., Die Seeinteressen Rheinland-Westfalens. ℳ 1.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Engel, Dr. H., Die Nierenleiden. ℳ 2.20. München, Verlag der Aerztlichen Rundschau.

Freiburger Taschen-Liederbuch. ℳ 1.60. Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Groller, Balduin, Major Barsay und sein Kreis. ℳ 3.—. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Gruenstein, Josef, Gott Zufall. Berlin, Karl Siegismund.

Haldane-Burgeß, Der Wikinger Pfad. Uebersetzt von H. Besser. ℳ 4.—. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Otti aus Zürich. Sie möchten Ihre eignen Wege gehen, unabhängig von der großen Menge, und es gelingt Ihnen auch meistens. Dabei geben Sie sich bescheiden, einfach und natürlich, ohne sich irgendwie absichtlich bemerkbar zu machen. Sie haben Sinn für Hohes und Ideales und ein empfängliches Gemüt hierfür. Roheit und Gemeinheit stößt Sie instinktiv ab.

Mary in S., Schweiz. Eine harmonische und dadurch auch recht sympathische Frauennatur mit viel warmem Empfindungsvermögen, das aber nach keiner Richtung in Exzesse übergeht. Umgänglich, höflich, verbindlich, aber leicht etwas zurückhaltend. Gewissenhaft, pünktlich und genau. Nicht dazu angetan, Großes und Außergewöhnliches zu erreichen, aber in Ihrer Sphäre leistungsfähig und tüchtig.

L. Z. in Milwaukee. Der Schreiber hat es meist eilig und somit auch keine Zeit, sich viel mit Details zu befassen. Der Kern der Dinge ist sein Endziel und das, worauf er meist sehr direkt lossteuert. Er gibt sich einfach und natürlich, ohne Zwang und Zeremonie, ist empfänglich für äußere Eindrücke, empfindungsfähig, auch sensibel. Macht gerne Opposition, ist schlagfertig.

Fernand B. im Elsaß. Richtig maßzuhalten und nicht gelegentlich doch zu übertreiben kostet Ihnen Mühe. Sie sind heiter veranlagt, anregend im geselligen Verkehr, umgänglich, aber auch eitel. In manchen Dingen etwas Pedant und mehr gründlich als speziell rasch.

C. Sch. Ulm. Sie sind ein feinfühlender, taktvoller Mann, innerlich lebhafter und erregter, als Sie es gern zeigen möchten. Können sich rasch erwärmen und begeistern, möchten aber den Kühlen, Ueberlegenden spielen. Rasch in der Arbeit, ein fixer Korrespondent, aber nicht an selbständiges Arbeiten gewöhnt. — Halten sehr auf Aeußerlichkeiten und vergessen darüber manchmal den Kern der Dinge.

Polonius. Manchmal, zum Beispiel Vorgesetzten gegenüber, übertrieben bescheiden, im übrigen sich nicht unterschätzend. Rasch, impulsiv, geneigt, dem Gefühl zu folgen. Sehr empfindungsfähig, gibt sich aber leicht nach außen anders, als er wirklich ist. Gibt leicht nach und ist zu beeinflussen, wenn man ihn zu nehmen weiß.

H. Z. in Milwaukee. Sie sind durch kaum etwas aus Ihrer Ruhe und Ihrem Gleichgewicht zu bringen. Erwärmen sich langsam, übereilen sich in nichts, sind aber sehr zuverlässig und treu für Ihre Freunde. Ohne Phantasie, maßvoll, intelligent, klar und logisch im Urteil und Denken. Sehr reell und sehr wahr. Mehr eine feinfühlende als eine groß und weit angelegte Natur.

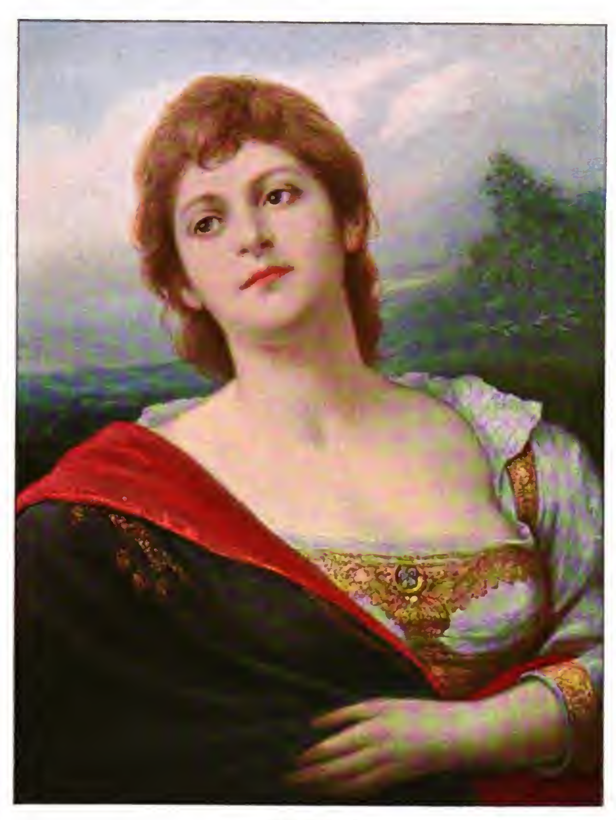
E. D. in Milwaukee. Ein tätiger, unternehmender Mann, energisch, bestimmt, vorwärtsstrebend. Eigentlich scharf und wenig nachgiebig, sucht er aus Klugheitsgründen glatt durchzukommen und bestrebt sich, höflich und verbindlich zu sein. Ist geistig lebhaft, daneben aber doch nüchtern überlegend. Sehr praktisch veranlagt.

E. H. in B., Sohn. Der Schreiber hat ein rasches, instinktiv richtiges Urteil, eigne Ideen, impulsives Befolgen des Gefühles. Er gibt sich eignen Gedanken und Grübeleien hin, hat Neigung zu Träumerei und ist in Gefahr, sich zu zersplittern; denn seine Einfälle praktisch zu verwerten ist ihm nicht gegeben. Er hat keine Anpassungsfähigkeit, ist einseitig in der Auffassung der Dinge und unfähig, sich in andre hineinzudenken. Nicht dazu angetan, gut und leicht durch das Leben zu gehen, trotz seiner Intelligenz.

Hausmütterchen Anni. Sie sind eine Hausfrau, wie sie im Buch steht: korrekt, geordnet, pünktlich, genau bis ins Detail. Schmiegsam, anpassungsfähig, darauf bedacht, alles hübsch zu gestalten und mit möglichst wenig Mitteln möglichst weit zu reichen. Umgänglich, heiter, etwas eitel, aber nicht mehr, als erlaubt ist, und so weiter.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.



Märchen

Nach einem Gemälde von Gabriel von Max

Lukas Hochstraßers Haus

Roman

von

Ernst Zahn

(Schluß)

XVII

Christian und seine Frau lebten schwere Tage. Die Zeit kam näher, da die dritte Prämie der großen Lebensversicherung fällig werden wollte. Die Summe dieser Prämie stand mit großen schwarzen Zahlen in den Tag und mit großen rotflammenden Zahlen in die Nacht der zwei Leute geschrieben. Am Tag sahen sie davor die Sonne nicht, zur Nacht stach sie ihnen in den Schlaf, daß sie die Augen vor ihrem grellen Schein nicht zubrachten.

„Noch vier Wochen," sagte Barbara zu ihrem Manne. Sie war gelb im Gesicht und die Vogelnase stand scheinbar noch mehr aus den Backen heraus als früher. Daß sie von der Frist, die ihnen noch bis zur Fälligkeit der Prämie blieb, sprach, brauchte sie nicht zu sagen. Sie redeten kaum mehr von anderm.

Christian antwortete nicht. Er ging seit manchem Tag mit auf die Brust hängendem Kopf und in bohrendes Sinnen versunken umher. Nach einer Weile erst sagte er: „Der Heuertrag ist auch wieder weniger dieses Jahr."

Dann gingen sie aneinander vorbei, jedes an die Arbeit, die ihm zufiel. Sie waren um kein Fingerheben weniger emsig als zu Anfang ihrer Ehe, arbeiteten vom Morgen zum Abend unablässig, mit einer trockenen, maschinenhaften Zähigkeit, geizten mit der Zeit, so daß sie selbst die Mahlzeiten sich beschnitten, oft nicht die Mühe sich nahmen, zu Tisch zu gehen, sondern mit Käse, Brot und Most, auf freiem Feld oder im Weinberg genommen, sich begnügten. Aber es ging nicht vorwärts. Es war, als würde das Land dürr und karg unter ihren Händen, die selber karg und dürr waren, oder als könnte vor ihren nach Ertrag und Ernte hungernden Blicken die Ernte nicht gedeihen. Das Kollergut war einst ein einträgliches gewesen, schon Barbaras Vater hatte es ausgesogen, nun war kaum eines zu Herrlibach, das in diesen schlechten Zeiten sich schlechter verzinste. Aber es war nicht das allein, was Christian und Barbara die Ruhe nahm und ihnen den heimlichen Angstblick in die Augen gab. Im Schreibtisch in der Stube lagen die Bankaktien, die der Vater als sein Vermögen hinterlassen, jetzt wertlose Papiere. Die Bank war verkracht.

„Es ist wie gemacht, alles geht quer," sagte Christian wieder eines Tages, sagte es nicht in einem klaghaften, weichen oder in zornigem Ton, sondern mit der verbissenen Art zu reden und zu handeln, die er an sich hatte. Diesmal saßen er und die Barbara in der Wohnstube. Es war Abend, die Lampe brannte, auf dem tannenen Boden rutschte der kleine Uli herum, in ein rotes Röcklein gekleidet, eine zerkaute Brotrinde in Händen, mit dem verschmierten Gesichtlein bald den Vater, bald die Mutter anstaunend, ein sonderbar alt aussehendes Kind, das selten lächelte, das Kind, wie es zu den zwei sonderbaren Eltern paßte.

„Zu deinem Vater gehen wir nicht," sagte Barbara.

„Nicht um alles," gab Christian zurück. Auch das war an ihnen: Sie brachten es nicht über sich, von ihrer Not zu andern zu sprechen. Und es gab ihnen eine Art Größe. Sie, die andern das Glück und das gute Fortkommen neideten, gönnten ihnen auch den Einblick in das eigne vergebliche Mühen nicht. So sprachen sie von dem einzigen Ausweg, der ihnen blieb, sich aufzuarbeiten, davon, daß sie Lukas' Hilfe anrufen könnten, nicht als von einer Möglichkeit, sondern zu allem vornherein als von etwas, was ihnen ausgeschlossen schien.

„Wie er wächst, der Uli," begann Christian wieder, nachdem es eine Weile zwischen ihnen still gewesen.

Der Knabe hatte sich an ihn herangearbeitet und richtete sich, an seinem Knie sich haltend, in die Höhe. Nun rückte auch Barbara ihren Stuhl näher und sie beugten sich beide über das Kind und tändelten mit ihm, nicht mit Lachen, kleinen Ausrufen und Liebkosungen, sondern mit einer eignen Langsamkeit, jetzt ein Händchen fassend, jetzt den auf den Beinen noch nicht sicheren kleinen Menschen stützend und jetzt das grobe und billige

Kleidchen zurecht zupfend. Und während sie so mit dem Kinde sich beschäftigten, überfiel beide zugleich ein jäher Schrecken. Ihre Blicke trafen einander und jedes wußte, daß das andre den gleichen Gedanken gehabt hatte.

„Jetzt können wir ihm das Sparkassabuch nicht machen dieses Jahr," sagte Barbara. Das war ihr Schrecken. Und nun erinnerten sie sich plötzlich jedes Planes, den sie über dem Bett des Kindes gemacht hatten. Das hatten sie für den Uli gewollt und das. Durch jeden der beiden knochigen einander zugeneigten Köpfe zuckte schlagähnlich Erinnerung um Erinnerung, und in den Augen, mit denen sie einander anstarrten, stand die Qual darüber, daß all die kleinen Pläne sich nicht erfüllen konnten. Da erwachte noch zu dieser späten Feierabendzeit in beiden aber der Trieb neu, zu arbeiten, unablässig zu arbeiten, damit es am Ende doch noch vorwärts ginge, und so lief Christian hinab vors Haus und schlug noch das Holz klein, das er für den folgenden Tag hatte aufsparen wollen, und Barbara brachte das Kind zu Bett und machte sich nachher noch stundenlang im Haus zu schaffen.

Ueber dem Holzhacken ließen die Gedanken Christian nicht Ruhe.

Daß das Kind nicht das Geld haben sollte, die schöne, runde, große Summe!

Krach! Die Axt schlug ein.

Jetzt ging die Versicherung hin! Die ganze Zukunft stürzte damit ein.

Krach! Die Axt fuhr ins Holz, daß das Scheit ächzte.

Christian hatte mitgeächzt. Nun zögerte er, die dürre Hand am Beilstiel. Einen Weg gab es ja wohl, zu dem Gelde doch noch zu kommen! Es war nicht leicht, war vielleicht noch ein bißchen saurer als die lebenslange Mühe. Aber das Kind und die Frau hatten nachher den Vorteil. Er stellte sich wieder zum Schlag. — Fünfzigtausend Franken! — Er holte aus.

Krach! Das Beil traf zu.

Ein Opfer war die Summe schon wert. Und ob er nun ein Leben lang sich abmühte, um dem Knaben das Geld zu verschaffen und dann zu sterben, oder ob er gleich starb — das Ergebnis war dasselbe!

Eine Weile dauerte das Kleinschlagen des Holzes, während er diese Gedanken spann. Klapp, klapp, klapp! Scheitchen um Scheitchen — die Barbara hatte ein enges Herdloch — flog zur Seite. Dann mußte Christian wieder innehalten. Er sah das Versicherungspapier so deutlich vor sich, als läge es auf dem Holzblock vor ihm, und er las Paragraph um Paragraph, keinen vergaß er; denn er hatte sie so oft gelesen, daß er sie nun auswendig wußte. Bei dem, der von der Auszahlung der vollen Summe im Falle von Selbstmord handelte, hielt er an.

Da! Das war's!

So scharf drang der Gedanke auf ihn ein, daß er das Beil zu Boden gleiten ließ; beide mageren Arme stützte er steif auf den Holzblock. So starrte er mit erhobenem Gesicht in die Luft hinaus, dem Gedanken nach, dem einen, daß er für die Frau und das Kind die ganze Summe gewinnen konnte, wenn er sich selber hinwegstrich, fort, aus der Welt strich. Es war nichts Weiches oder Opferfrohes oder Selbstbewußtes an ihm, während er daran dachte. Es war nur ein scharfes Rechenexempel, er addierte und subtrahierte Für und Wider. Einmal drehte er an dem dünnen roten Schnurrbart. Da roch es ihm auf, daß es ein Unrecht sein könnte, wenn er — das — tat! Ein Unrecht gegen die Gesellschaft! Er nahm ihr, ohne ihr etwas dafür gegeben zu haben. Aber — war die nicht ohnehin steinreich? Zahlte sie nicht jährlich die riesigsten Dividenden? Und lag die Erlaubnis zu dem, was ihm im Sinn lag, nicht schon in den Bedingungen! Und dann — das Leben war auch etwas! Wenn er es hingab, durfte er sich wohl irgendwo dafür bezahlt machen!

Soweit rechnete Christian Hochstraßer. Als er nach langer Weile das Beil wieder aufnahm und weiter arbeitete, war er einig in sich! Es ließ sich tun, sicher ließ es sich tun. Dann hieb und spaltete er und hieb alle kleinen Bedenken noch ab, die dem Entschluß noch anhafteten.

Die Bedenken kamen freilich die nächsten Tage wieder, aber sie wurden mit jedem Tage schwächer. Die Rechnung Christians stimmte immer besser, und weil sie doch schwer gewesen war und ihm lange zu tun gegeben hatte, war er nachher sonderbar zufrieden, als er das Resultat heraus hatte, das merkwürdige Resultat, daß er vor Verfall der nächsten Versicherungsprämie tot sein mußte. Nun fing er es klug an, wußte Barbara, ohne daß sie Verdacht schöpfte, zu belehren, was sie zu tun hätte, wenn er plötzlich sterben sollte. Sie erinnerte sich nachher sehr wohl an alles, was er ihr gesagt hatte. Und als er sie so und ohne ihr Wissen vorbereitet hatte, wendete sich seine ganze Sorge dem Knaben zu. Nicht nur, daß er ihn viel um sich haben wollte, ihm da und dort in seiner kargen Weise mit einem Stückchen Backwerk, das er mitbrachte, oder mit einem Spielzeug etwas Gutes tat, sondern er schreinerte nach und nach, die Feiertage oder eine Nachtstunde dazu nehmend, dem Knaben eine seltsame Aussteuer für die Zukunft zurecht, einen Koffer für die Zeit, da der Herangewachsene in die Fremde müßte, Tisch und Stuhl und Kiste und Kasten, damit er ein Andenken an den Vater hätte!

Barbara sah zu und half dann ohne Aufforderung bei der und jener Arbeit mit. So fanden sie sich, wie schon früher, in gemeinsamer, dem Kinde geltender Arbeit. Barbara konnte die

Sorge um die Zukunft zuweilen über der Gegenwart vergessen, und Christian wußte seinen Weg und hatte die Gewißheit: Haben wird er das Geld, der Uli, der Bub!

Einen mied Christian in diesen Tagen, das war sein Vater. Vor dem bestand das nicht, was er im Sinne hatte. So klug er sich alles zurechtgelegt und gerechnet hatte, wenn er an den Vater dachte, war es Christian, als habe er etwas Kleines, Erbärmliches im Sinne. Er konnte sich nicht helfen, daß ihm so war, wußte auch nicht recht, woher ihm das Mißbehagen kam, aber weil er es empfand, mied er nicht nur Lukas' Nähe, sondern zwang auch die Gedanken, daß sie nicht sich an den Vater hingen.

„Man sieht ihn gar nicht mehr, den Christian," sagte Lukas zu Brigitte. „Er weicht mir aus," fügte er hinzu. „Es geht ihm nicht, wie es sollte, und er will es nicht eingestehen."

Das sagte Lukas Hochstraßer am Tage vor demjenigen, an dem Christian am frühen Morgen und zur Zeit, da noch niemand ihn sehen konnte, mit seinem Militärgewehr in den Herrlibacher Wald hinaufging. Der Morgen war frisch, noch keine Sonne auf. Auf den Matten lag der Tau. Das Land war voll Klarheit. Ein wenig bleich war Christian. Ein-, zweimal im Aufwärtssteigen bewegte sich sein kleiner, roter Schnurrbart, als hätte er die schmalen Lippen, um etwas zu verbeißen, auseinander gepreßt; aber er schritt sicher und fast rasch bergan, hatte die gelbgrauen Arbeitskleider an, den alten Strohhut auf dem Kopf. Morgen war die Prämie fällig! Jetzt war es Zeit!

Barbara hatte ihn früher als sonst aufstehen sehen, aber sich nicht darüber gewundert, nur Anstalten getroffen, es ihm nachzutun. Der Uli, der Bub, hatte sich geregt. Er, Christian, war noch zu ihm gegangen: „Schlaf noch, du, was, was, was! So früh ist man nicht!" Mit den gutmütig scheltenden Worten hatte er den Knaben im Bett auf die Seite gedreht, sorglich, zweimal noch über die Decke gestrichen, ehe er wegging, und immer den Gedanken dabei gehabt: ‚So, versorgt bist jetzt, du, Bub, fein versorgt!' Dieser Gedanke ging jetzt mit Christian Hochstraßer in den Berg hinauf; es war fast ein Triumphgefühl. In der Hand hatte er die Wohlhabenheit von Frau und Kind! Nachdem ihm alle Mühe vorher fehlgeschlagen, nachdem er lange sich abgesorgt hatte, war dieses Empfinden doppelt wohltätig. Er wurde immer wieder Herr über das kleine Bedauern, das dagegen aufkommen wollte und das schuld war, wenn die Lippen ein-, zweimal zitterten, das Bedauern: Jetzt hättest doch gern noch gelebt.

Jetzt kam Christian an den Waldrand. Er zögerte nicht, sah nicht zurück; denn er war keiner, der weich wurde oder Raum für Gefühlsduselei oder Trauer oder Wehmut in der Brust hatte. Immer war etwas von kleiner und geschäftiger Hast in seinem Wesen gewesen, das verließ ihn auch jetzt nicht. Mit diesem hastigen Fleiß hatte er im Leben alles angefaßt, er ging mit dem gleichen Fleiß auch an das Letzte.

Jetzt trat er in den Wald, tiefer hinein noch jetzt, dann schob er die Patrone in sein Gewehr. Die schöne Summe fiel ihm wieder ein, die sie bekommen würden, die Frau und das Kind! Er nickte. Eben bogen sich die Stämme des Waldes unter einem freien, großen Luftzug, als hätte der Morgen den ersten tiefen Atemzug getan. Dann fiel der Schuß.

Christian Hochstraßer lag unter den Bäumen am Waldrand, der hagere, zähe Mensch. Sein knochiges Gesicht sah fahl aus dem Blättergrün des Buschwerks, in das er gesunken war. Das Exempel war zu Ende gerechnet. Er hatte den Strich unter die Rechnung seines eignen Lebens gezogen, und die Zäheit, mit der er das getan, war vielleicht das Größte, was an ihm gewesen war.

Zu Mittag vermißte Barbara den Mann, am Nachmittag gingen sie ihn suchen. Am Abend fanden sie ihn. Lukas war der erste, der ihn liegen sah. Gleich nachher kam Barbara hergefahren, mit wirrem Haar, außer sich. Im Augenblick überkam sie der Schmerz mit einer fast wahnwitzigen Wildheit. Sie gebärdete sich an der Leiche als wie von Sinnen. Aber Lukas nahm sie bei der Hand und führte sie hinweg und heim. Knechte unter Julians Leitung nahmen den Toten auf. Lukas war ruhig, nur in seinem Blick war eine große Trauer. Wie das junge Volk sich verschwendete! Der eine seines Leibes Kräfte, der andre sein ganzes Selbst! Lukas dachte keinen Augenblick an die Möglichkeit eines Unglücksfalls. Als er den Sohn liegen sah, war wie mit einem Schlage der Gedanke in ihm: ‚Dem Geld zulieb hat er es getan.' In der Wohnstube des Kollerhauses tat er den Schreibtisch auf. Da lag die Versicherungspolice schön bereit, als hätte Christian die Frau mahnen wollen, daß sie sie nicht einzukassieren vergesse.

„Das Geld hat er dir verschaffen wollen," sagte Lukas, sich nach Barbara umwendend, die hinter ihm auf einem Stuhl saß und flennte, während Uli, der Bub, zufrieden von Möbelstück zu Möbelstück wackelte.

Sie trocknete die Augen. Das Geld! Langsam kam ihr zum Bewußtsein, was Christians Tod zur Folge haben würde. Die ganze große Summe bekamen sie ausbezahlt, der Bub und sie! In Barbaras enger Seele wallte es. Eine große Dankbarkeit gegen den Toten erfüllte sie, eine große Zufriedenheit mit ihm, mit dem sie von jeher sonderbar einig gewesen! So vollkommen war sie mit ihm einverstanden und fand vernünftig und gut, was er getan hatte, daß die

Trauer um ihn davor klein wurde. Sie stand auf, nahm die Police aus Lukas' Hand und begann zu lesen. Manchmal sickerte noch eine Träne unter dem Lid hervor und fiel auf das Blatt, aber sie nickte, während sie las: Es war alles gut! Eben wollte sie Lukas sagen, wie gut alles sei, da merkte sie, daß er das Zimmer verlassen hatte.

Julian trat aus dem Nebenzimmer. Dort hatten sie den Toten auf sein Bett gelegt.

Lukas aber schritt heimzu. Er wollte selber die Nachricht der Tochter und Brigitten bringen.

Rosa, der er es zuerst mitteilte, sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. „Unser ganzes Haus ist zerrissen," stöhnte sie auf.

Lukas verließ sie und stieg zu Brigitte hinauf. Er traf sie, wie sie mit ihrem Kinde spielte, das sie auf dem Schoß trug. Eben als er eintrat, hob sie das jauchzende Kind hoch auf und hielt es in den hochgestreckten Armen über sich. Das eine Fenster warf sein volles, goldenes Licht auf beide. Brigittens aschiges Haar hatte einen leisen Glanz, und ihr feines Gesicht leuchtete, ihre schwarzgekleidete Gestalt, die das helle Licht umfloß, war von einer großen Zierlichkeit und Jugend.

„Brigitte," sagte Lukas. Der Klang seiner Stimme verriet ihr, daß ihn etwas bedrückte. Sacht ließ sie das Kind auf ihre Knie nieder und sah zu ihm auf.

„Christian ist tot," sagte Lukas. „Er hat sich selbst das Leben genommen."

„Mein Gott," stammelte Brigitte.

Da übermannte ihn die Trauer einen Augenblick, daß er die Hand über die Augen legte. Sie aber setzte das Kind an den Boden und tat ein paar Schritte nach ihm hin. „Ihr habt viel Schweres, Vater," sagte sie scheu.

Er hatte sich inzwischen gefaßt. Sinnend fuhr er sich durch den Bart. „Immer lernen müssen wir, Brigitte," sagte er. „Ich hätte meine Hand fester über ihnen halten sollen."

Sie wußte, daß er seine Söhne meinte. Verlegen um das, was sie tun sollte, stand sie neben ihm. Dann sah sie, wie er langsam wieder zu dem aufrechten und klarsichtigen Menschen wurde, der er sonst immer war.

„David will ich heimholen dieser Tage," sagte er plötzlich. Seine Stimme klang jetzt anders, stark, ruhig und bestimmt. Darauf nahm er Brigitte bei der Hand. „Ich will dir alles erzählen," sagte er und führte sie zu ihrem Stuhl. Dann ließ er sich neben ihr nieder und sprach ihr von allem, was er von des Sohnes Tod wußte. Er wußte viel, denn er durchschaute scharf alles, was in jenem vorgegangen war.

„Der blinde Mensch," schloß er, „doch falsch hat er gerechnet. Sie können es nicht nehmen, das Geld, die Frau und das Kind, ehrenhafterweise nicht."

Vielleicht erinnerte er sich in diesem Augenblick einer Pflicht, die ihm zu erfüllen blieb. Er brach plötzlich ab, strich Brigitte gedankenvoll und zärtlich mit der schweren Hand über den Scheitel. „Ja, ja, Kind," sagte er und strich dann dem kleinen Lukas über den hellen Kopf. „Ja, ja, Bub, kleiner," darauf verließ er die Stube.

Brigitte saß und hatte sein Bild vor Augen und neben ihm tauchten seine Söhne auf. Hatte nicht jeder sein Erbteil von diesem Vater dahin? Julian den Hochsinn und den Ehrgeiz, Martin die Lebensfreude, — den zähen Fleiß und die Freude am Besitz Christian und David das offene Auge für alles Schöne. Und doch war keiner ihm gleich, gingen sie niederwärts, während sein Weg aufwärts führte! Weil sie kein Gegengewicht für ihre Leidenschaften hatten, kein Ebenmaß in ihrem Wesen! Brigitte verglich und verglich — einen Sohn nach dem andern, und die Gestalt des Vaters wuchs nur höher vor ihrem Auge.

XVIII

Auch Christian Hochstraßer lag auf dem Friedhof zu Herrlibach.

„Er füllt sich, der Totenhof," sagte Lukas und dachte an vier Menschen, die dort lagen, den Sohn, den er gestern begraben, die Frau, die ihm seit Jahren dort lag, den kleinen alten Mann, den die Verzweiflung getötet hatte, Brigittens Vater, und — an das fremde, arme Ding, die Magd, die sie im See gefunden hatten. Auch an die dachte Lukas, denn sie gehörte in sein Leben, und sein Blick schaute so scharf in die Vergangenheit wie in die Gegenwart.

Lukas war nicht mehr derselbe wie in den Tagen, da er sich zur Ruhe hatte setzen wollen. Aeußerlich hatte er sich wohl wenig verändert, vielleicht war nur das leise Ergrauen des dichten Haars deutlicher zu sehen. Aber sein Wesen war herber, fast hart manchmal. „So sähe ich es gern," war seine Rede gewesen. „So will ich es haben," war sie jetzt.

Seinen Willen erfuhr Barbara, die Schwiegertochter, dieser Tage. Sie hatte sich auf die schöne runde Summe gefreut, die Christian, ihr Mann, für sie und das Kind erworben, seinen Tod wollte sie der Gesellschaft anmelden. Da kam Lukas hinzu: „Du kannst das Geld nicht mit gutem Gewissen nehmen," sagte er.

„Mit dem Leben hat er es bezahlt," sagte Barbara. Ihre Augen funkelten scharf neben der Vogelnase.

„Für die Gesellschaft hat sein Leben keinen Wert gehabt," sagte Lukas, trat an den Tisch, zerriß den Brief, den Barbara mühsam aufgesetzt hatte, nahm die Police, die daneben lag, und zerriß sie ebenso gemächlich zu kleinen Fetzen.

Barbara sah ihn starr an, einen Augenblick fand sie vor Schrecken und Staunen nicht Worte.

Dann sprang sie vom Stuhl auf wie besessen, bekam etwas hexenhaft Bösartiges und hob ein Schelten an, daß das Kind neben ihr vor Angst ein Zetern anhob. „Ihr habt kein Recht, habt Ihr," schrie sie Lukas ein übers andre Mal an.

Lukas ging zur Tür und nahm die Klinke in die Hand. Als sie außer Atem kam, begann er ganz ruhig zu sprechen. Seine dumpfe Stimme überwand die ihre, als sie noch einmal dazwischenfahren wollte.

„Er hat dir und dem Kind etwas Gutes tun wollen, der Christian. So wollen wir nicht in seinem Namen etwas Schlechtes tun."

Barbara begann zu jammern. Wer dann sorgen solle für sie und das Kind?

„Sorge tragen werde ich für euch," sprach Lukas. Dann setzte er ihr vieles auseinander. „Zum Vogt über euch wird mich das Waisenamt machen. So wirst du tun müssen, wie ich dir sage. Aber es soll dich nicht reuen, Barbara!"

Und die Witwe kam nicht wider ihn auf. Als er ging, war ihr wirr zumut. Sie sah ihm voll Zorn nach und konnte doch nicht leugnen, daß sie Achtung vor ihm haben mußte, fühlte sich sonderbar ruhig im Gedanken, daß er da war, der Schwiegervater, und vergaß die große, gleißende Zahl fast, die bisher in ihr Leben hineingeleuchtet hatte.

Lukas kam in den nächstfolgenden Tagen viel herauf und packte die Wirtschaft auf dem Kollergut mit festen Händen an. Julian hieß er mit ein paar Knechten Hand anlegen, da umgraben, dort neu ansäen. Barbara erklärte er redlich, was seine Anordnungen bezweckten, und sie konnte ihm nicht unrecht geben; es war schon, als stünde auf dem Landgut alles besser, kaum daß er seine Hand darüber hatte. Und ehe sie sich recht besann, stand sie selber mitten in der Arbeit, die er anwies, und schaffte nach seiner Führung. Die Martha Schwerzmann, die starke Magd, bekam sie zur Hilfe.

„Bis die erste schwere Zeit vorbei ist," sagte Lukas.

Nachdem er so für die Schwiegertochter und ihren Besitz gesorgt hatte, rüstete er sich zur Reise. Mit Julian hatte er eine lange Unterredung, die Knechte nahm er zu sich auf seine Stube und gab ihnen allerlei Mahnung, selbst an den sorglosen Longinus ließ er sich ein ernstes Wort nicht reuen. Rosa rief er zuletzt zu sich. „Morgen gehe ich," sagte er, „heimholen will ich ihn, den David."

Sie blickte ihn an. Etwas wie Bescheidenheit war an ihr, die sonst redselig und stets eigner Meinung gewesen. Der Vater hatte sich verändert! Irgendwie kam Widerspruch nicht mehr auf, wenn er redete!

Gut sei es! Hoffentlich sei er verständig, der David, sagte sie, hoffentlich sehe er ein, welche Narrheit er begangen habe.

„Du kannst arbeiten," sagte Lukas. „Sieh zum Rechten und steh — — Brigitten steh recht zur Seite."

Sie versprach es, nicht freudig, aber ohne Zögern.

Er streifte sie mit einem sonderbaren Blick, als ob er zu sich selber spreche: ‚Mit der Zeit muß ich auch an dich noch herankommen, Mädchen.' Dann ging er an seine letzten Reisevorbereitungen.

Am Morgen trat er, um Abschied zu nehmen, bei Brigitte ein. Das Kind jauchzte, als es ihn sah. Keiner seiner Enkel hing so an ihm. Es streckte die Aermchen nach ihm aus und ruhte nicht, bis er es aufnahm.

„Ich gehe schwer von euch zweien fort," sagte Lukas und legte den Arm um Brigittens Schulter.

Sie antwortete nicht, lehnte sich nur an ihn und sah zu ihm auf, wunderte sich dabei, welche Kraft aus seinem Blicke leuchtete.

„Wenn ich ihn heimgeholt habe, den David," fuhr er fort, „wollen wir hier ein neues Leben haben. Zusammenknüpfen will ich euch alle, daß ihr euch aufeinander verlassen könnt, wenn ich einmal nicht mehr da bin."

Sie wollte ihm entgegnen, daß schon jetzt seine Hand alle, Kinder und Enkel, zusammenbinde, aber das Schönreden paßte nicht zu beider Schlichtheit. Dann sprach Lukas schon von andrem, mit weit hinstaunendem Blick. Plötzlich trat ein Ausdruck von Kümmernis in sein Gesicht: „Wo mag der andre sein, Martin?" sagte er.

Es war das erstemal seit langer Zeit, daß er diesen Namen nannte.

Brigittens schmales Antlitz färbte sich. Als er es sah, neigte er sich, als bäte er sie um Verzeihung, zu ihr herab und sah sie an. „Er ist meiner gewesen wie die andern," sagte er mit gepreßter Stimme.

Brigitte hatte nicht gewußt, daß der Kummer um den Sohn so tief in ihm saß.

Aber rasch überwand er sich wieder, gab ihr das Kind, das er zum Abschied küßte, reichte ihr die Hand und sagte mit seinem dumpfen, schönen Lachen: „Es ist Zeit! Tut recht, bis ich wiederkomme. Eine lange Reise wird es, wie ich noch nie eine gemacht habe."

Dann ging er mit großen Schritten hinweg.

Julian trug ihm die altmodische, mächtige Ledertasche, auf die aus Perlen ein Hund gestickt war. Er selbst ging in seinem schwarzen Sonntagsgewand, dem langen schlichten Rock, den schweren Schuhen, dem schwarzen halbhohen Filzhut. In der Hand trug er einen starken Stock mit gebogenem Griff, wie die Bauern ihn führen, wenn sie über Land gehen. Das Schiff brachte ihn nach St. Felix, mit der Bahn fuhr er dann lange und tief in das Land hinein, bis die Berge

höher und höher aufstiegen und endlich wie eine Wand ihm den Weg zu versperren schienen, dieselben Berge, die er von seinen Fenstern zu Herrlibach aus sah. Der Zug hatte ihn am Vierländersee vorübergetragen. Nun stieg er aus, denn über den Berg wollte er zu Fuß wandern. Lange hatte er gewünscht, mitten unter den ragenden Gesellen zu stehen, die ihm das Glühen, das der Abend über sie goß, daheim in die Scheiben warfen. Die erste Nacht blieb er im kleinen Gasthause eines der Dörfer, die, wie die Hühnervölker sich unter ein Schutzdach verkriechen, an die untersten Lehnen des Gebirges sich hingesammelt haben. Früh am Tage brach er wieder auf, den Stock über der Schulter, an dem er den Reisesack trug. Der Tag war groß und blau und voll eines so wundervollen Lichtes, daß ihm deuchte, sie hätten dazuland eine andre Sonne als unten in Herrlibach am See, als wäre jene nur ein bescheidenes kleines Lichtlein gegen das goldene Feuerwunder, das über diesen Bergen stand. Dann traten die Gebirge näher zusammen, die Wälder hingen schwarz wie rauhes Pelzwerk an ihren granitenen Gliedern, und die Leute wohnten hier in verwitterten niederen Hütten, die wie Schlupfwinkel waren. Es war aber dazuland ein großes, zähes, hageres Volk, hatte etwas hartes in Gesicht und Sprache, eine Knappheit und Herbheit ohnegleichen und doch eine freie Schlichtheit, die ihn heimisch bei ihnen machte. Oft und oft blieb der Bauer aus dem Seeland bei dem und jenem Bergbauer stehen, und nachdem sie ihren kurzen Gruß getauscht, kamen sie auf das zu reden, was die Scholle trug und an Arbeit forderte, und unterhielten sich, als hätten sie sich lange gekannt, hatten eine enge Verwandtheit in ihrer Art, ohne daß sie es recht wußten. Lukas Hochstraßer war wie in eine zweite Heimat gekommen.

Am dritten Reisetage wurde seine Straße einsamer. Das Tal war eng, und das Gebirge stieg wie Mauern zu beiden Seiten der Straße auf, in der Tiefe warf ein Fluß sein Wasser talwärts mit Donnern und Tosen, daß der Staub da und dort naß über die Straße schlug. Noch immer stand die wundervolle Sonne am Himmel, aber dieser war klein geworden. Sein Blau lag wie der Spiegel eines Sees über den düsteren Bergen. Dann und wann blitzte es jäh unter ihm auf. Das waren der ewige Schnee und die Gletscher auf den Bergen.

Lukas stieg bergan; aber oft stand er still, atmete hoch auf und blickte umher, stand wie in einer gewaltigen Kirche, in der der Herrgott selber predigte, und der Strom rauschte dazu und in der Höhe wehte der starke, tönende Wind. Die Straße entgegen kamen Leute zu Fuß und zu Wagen. Er grüßte jeden mit seinem dumpfen lauten „Gut' Tag." Wenn es Einheimische waren, gaben sie ihm den Gruß zurück, kurz, ohne Wesen: „Tag." Fremde zogen an ihm vorbei, herrenhaft, vergaßen den Gruß oder verweigerten ihn dem Fußgänger, der in staubigem Gewand und schwer bepackt fürbaß stieg.

Es war gegen Abend, als ihm in einer Schlucht, der kahlsten, durch die ihn sein Weg geführt hatte, in der das Donnern des Wildbachs an den Wänden widerhallte, eine Ziegenherde mit ihrem Hirten, einem nacktfüßigen braunen Knaben, begegnete. Der kam ein gut Stück hinter der Herde einher, sah sich oft um wie unschlüssig, was er tun sollte, und trat, als er ihn erblickte, auf ihn zu. „Ihr," sagte er, „da oben liegt einer an der Straße, der nicht mehr weiter kann. Elend schlecht scheint es mit ihm."

Lukas schritt der Stelle zu, während der Hirt seiner Herde folgte. Er sah den Menschen an der Straße liegen, ein wenig seitab, auf den einen Ellenbogen gestützt sich halb aufrechthaltend. Sein Gesicht leuchtete förmlich vor Blässe. Sein Gewand war zerlumpt, aber an seiner wohlgebauten Gestalt war noch etwas von Straffheit. Und plötzlich zögerte Lukas, nahm langsam den Reisesack, den er über der Achsel getragen, herab und in die Hand und ging auf den Kranken zu. Der fuhr auf, riß die tiefliegenden Augen groß und sein Mund keuchte. Der schwarze Schnurrbart hing ihm auf beiden Seiten herab, und der Bart, der wirr Wangen und Kinn umstand, gab ihm ein verwildertes Aussehen.

„Ihr!" stieß er hervor. Sein Unterkiefer fiel kraftlos herab, als er es gesagt hatte, er war wie verstört.

„Woher kommst du?" fragte Lukas, und als jenem der Kopf vornübersank und er zerschlagen dalag und nicht Antwort gab, fragte er wieder: „Kannst du nicht aufstehen?"

Da übermannte das Elend Martin Hochstraßer, der am Wege lag, und er begann zu flennen; es war ein verzweifeltes, sturmhaft von ihm brechendes Weinen, das seinen ganzen Körper erschütterte. Er schien nicht einen Rest von Kraft mehr in sich zu haben, weinte nur wie ein Trunkenbold im Delirium, verzweifelt, ohne Fassung.

Lukas stellte den Sack zu Boden und legte den Stock dazu. Von der Straße herab kamen zwei Bauern mit leeren Rückengabeln geschritten, Träger, die Reisenden das Gepäck bergan getragen haben mochten. Sie blieben stehen und gafften. Still, den Kopf schüttelnd über das, was ihm an dieser Straße geschah, neigte sich Lukas über den Sohn. Dann faßte er ihn unter den Armen, um ihn aufzurichten. „Kannst du gehen, wenn ich dir helfe?" fragte er.

Der andre war wie Blei, willenlos hing er die Glieder. „Mich friert," stammelte er zusammenschauernd und dann: „Ich habe oben auf dem Paß im Freien gelegen. Jetzt hat mich das Fieber — —"

Lukas wendete sich zu den zwei Gaffern in der Straße. „Könnt Ihr mir helfen, ihn ins Dorf hinunterbringen?" fragte er.

Sie sahen einander an, dann kamen sie näher, klotzig, langsam, wie das Volk sich dazuland bewegt. Aber sie hatten Arme wie Stahl. Als Lukas zugreifen wollte, wehrten sie ab: „Laßt nur!" Dann hoben sie Martin auf und trugen ihn ein Stück bergab. Lukas nahm sein Gepäck. Den Stock in der Hand schritt er hinter ihnen. Einmal wendete Martin mühsam den Kopf und sah unter nur halbgeöffneten Lidern, ob der Vater ihm folge. Nach einer Weile holte ein leeres Fuhrwerk sie ein. Da hielten die zwei Bauern an. „Nimm den mit, Felix! Unter den Händen stirbt er uns noch."

Der Mann auf dem Leiterwagen, einer in rauhem Gewand von Schafwolle, hager, zäh und braun wie die andern beiden, zeigte sich einverstanden. Sie luden den Kranken auf und fuhren langsam dem Dorf zu, das Lukas vor einer halben Stunde durchschritten hatte. Unterwegs verhandelte er mit den zwei Männern, die ihm geholfen hatten. Wie sie selber war er zurückhaltend mit dem, was er sprach, ließ sie nur wissen, daß ihm der Kranke bekannt sei, und fragte, wo er ihn unterbringen könne. Es seien Gasthäuser im Dorf, antworteten sie, aber sie nähmen wohl nicht gern einen armen Teufel auf wie den, von dem jeder sähe, daß er am Sterben sei. Nach diesen Worten sahen sie einander wieder an, unbeholfen, fast verlegen; alles, was nicht in ihren Alltag gehörte, machte das Volk scheu und schwerfällig. Nach einer Weile sagte der eine, ältere, ein langer Mensch mit einem schönen, blonden, vollen Bart: „Ich hätte eine Kammer. Wenn es Euch recht ist. Die Frau wird schon einverstanden sein, daß man ihn da hineinlegt."

Lukas sagte mit gleich sparsamen Worten zu.

Bald darauf fuhren sie ins Dorf ein. Trösch, der Mann mit dem blonden Bart, wohnte zu Eingang des Orts in einem kleinen braunen Hause, das auf der Seite eine holprige Steinplattentreppe hatte. Der Wagen hielt davor. Trösch verhandelte von der Straße herauf mit seiner Frau, die aus dem Fenster sah. Ein Wort hinauf, eins zurück. „Es ist da einer, an der Straße haben wir ihn gefunden. Er hat nicht mehr lang zu leben. In die Kammer könnte man ihn legen."

Das kam von unten herauf.

„Ja, ja" — und noch einmal bedenklich — „ja — ja," dann ein: „Nun, so bringt ihn."

Das ließ die kleine verkummerte Frau von oben herab tönen.

Dann trugen sie Martin hinein. Die Frau tat eine Kammer unterm Dach auf, niedrig, armselig, mit rissigem Täfelwerk verschlagen. Sie hatte ein kleines Fenster nach der Straße hinaus. Ein Bett, ein Stuhl und ein roher Tisch standen darin. Auf das Bett legten sie Martin. Er ächzte und drehte sich gegen die Wand; keinen mochte er ansehen. Lukas legte seinen Sack ab und den Hut auf den Tisch. Er hatte nach einem Arzt gefragt und den Bescheid erhalten, daß keiner im Orte sei, aber Trösch rühmte die Hebamme, welche die Aerztin des Dorfes sei, und erbot sich, sie zu holen.

„Dem Pfarrer sollte man es sagen zu gleicher Zeit," meinte die Frau, und Lukas wehrte nicht ab, daß auch der Pfarrer kommen sollte. Endlich, nachdem er ihnen gedankt hatte, verließen alle die Stube und er setzte sich auf den Stuhl. Martin drehte sich um, vielleicht hatte er geglaubt, daß niemand mehr da sei. Als er den Vater erblickte, warf er sich mit demselben Aechzen wie vorher an die Wand. Lukas sprach zu ihm, ruhig, ohne Vorwürfe, aber mit einem strengen Ernst. Erzählen solle er! Da hob der Kranke beide Fäuste und hielt sich die Ohren damit zu, den Kopf grub er tief in das rauhe, drillichbezogene Kissen des Bettes.

Der Pfarrherr des Dorfes kam, ein noch junger Priester, hatte Ornat angelegt, und der Mesner ging mit dem Rauchfaß hinter ihm. Man hörte Trösch und sein Weib beten, während er mit dem Diener die Treppe heraufstieg. Als er eintrat, stand Lukas auf, schlicht, ohne Verlegenheit. „Sprecht ein Gebet mit ihm oder redet ihm zu," sagte er zu dem Geistlichen. „Das andre — wir sind Protestanten."

Der Hochwürdige sah auf den Daliegenden. Irgendwie sah er, daß der Tod schon hinter ihm stand, und wenn der Eiferer in ihm wach gewesen wäre, so überwand er ihn. Ruhig und mit einer würdevollen Freundlichkeit legte er den Ornat ab und stand im schwarzen Kleide. Die Hebamme kam in diesem Augenblick herein, eine mittelgroße starke Frau; sie sah sich nicht lange um, trat zum Bett und neigte sich über den Daliegenden. Der redete irre. Plötzlich schien das Fieber zu wachsen. Sein Kopf glühte, und doch schlug er die Fäuste ins schwere Deckbett und grub sich ein, als müßte er erfrieren.

Die Frau sprach von dem und jenem Mittel. „Helfen wird es nicht viel," fügte sie hinzu. „Keinen Widerstand hat er mehr, sein Leib ist ganz zerfallen."

Da war es, als ob dies Wort den Fiebernden geweckt hätte. Er warf sich plötzlich im Bett auf, drehte das zerstörte und verwilderte Gesicht den Danebenstehenden zu und starrte aus hohlen Augen auf Lukas. „Siehst, so bin ich jetzt," keuchte er, „so habe ich mein Leben verschwendet."

Und im Uebermaß seiner Reue und Erregung taumelte er vorwärts; es wußte keines, wie es plötzlich geschah. Er hatte sich vor Lukas Füße geworfen und bäumte sich an ihm auf. „Es ist

nicht zu glauben, daß du so einen haben mußt, so einen wie mich, du, du rechtschaffener Mensch, du!"

Der Hochwürdige, die Frauen und Trösch der Bauer standen beiseite, wußten nicht, was zu sagen, errieten nur, daß der Sohn vor dem Vater lag. Lukas nahm den Reuigen auf, brauchte keinen, der ihm half, hielt ihn mit seinen Armen hoch, daß er aufstehen konnte, sprach dazu nicht, hatte nur in Gebärde und Gesichtsausdruck etwas, als ob er sagte: ‚Laß das jetzt, Sohn, verlorener. Diese Stunde gleicht alles aus!'

Und während sie so aneinander aufstanden, begann in dem verkommenen jungen Menschen das Sterben. Es war fürchterlich zu sehen. Die ganze Qual seiner Reue schien in ihm wie ein Quell zu brodeln und stieg auf, bis sie sich in einem Schrei löste, den keiner verstand, der aber wohl ein „Verzeih mir, du, Vater!" hatte heißen sollen. Und als er schrie, nahm Lukas den Sohn in wortloser Barmherzigkeit an sich und hielt ihn fest. Martins Gesicht wurde fahler, der Kopf sank auf die Seite. Dann hob Lukas ihn auf und legte ihn aufs Bett, strich ihm über die gebrochenen Augen und wandte sich nach dem Fenster. Seine Züge zuckten, und die dabei standen, brauchten es nicht zu sehen!

Der Hochwürdige und die Hebamme sprachen leise miteinander: „Tot ist er," sagte jener. „Ein Herzschlag muß ihn getroffen haben," gab diese zurück. Trösch und sein Weib starrten schweigend auf das, was vorging.

Bald wendete sich Lukas zu ihnen zurück. „Ja, ja," sagte er, als fehlten ihm andre Worte, aber er war gefaßt. Dann unterbrach er sich selbst und bat sie, draußen auf ihn zu warten. Bald kommen wolle er. So ließen sie ihn mit dem Toten allein.

In der Stube warteten sie dann auf ihn.

„Was für ein Gegensatz," sagte die Bäuerin, „der alte und der junge Mensch."

„Wie ein Baum ist er einer, der Vater," sagte Trösch, „bei Jahren muß er sein und ist doch gesund bis ins Mark. Mancher Junge wäre froh."

Dasselbe, nur in andern Worten, redeten sie im ganzen Dorfe nachher, als sie am folgenden Tage Martin Hochstraßer begruben. Es war ein ebenso strahlender Tag wie der vorhergehende. Das Dorf lag so in das Haupt- und ein Quertal hineingestreut, als hätten die zwei Wildströme, die am Ende des Ortes sich trafen. der eine aus Süden, der andre aus Westen fließend, es zusammengetragen. Im Quertal hinter dem Dorfe lag der Friedhof. Ein weißer, weiter Gletscher leuchtete auf ihn hernieder, und als der Tag in den Abend überging, trugen sie Martin Hochstraßer da hinaus. Lukas schritt hinter dem Sarge in schwarzem Rock und schwarzem Filz, wie er auf die Reise gegangen. Im Geleite schritt das ganze Dorf, die Kinder mit dem Lehrer vor dem Sarge, hinter Lukas die Männer, dann folgten die Weiber. Der fremde Mensch wurde mit Ehren bestattet. Die Glocken läuteten. Das ganze enge Tal war von ihren Stimmen erfüllt, denn die Kirche stand hoch über dem Dorf und die Glocken waren neu und stark. Die Berge nahmen die Klänge und hielten sie fest und gaben sie weiter von Fluh zu Fluh bis hinauf an die Firne. So widerhallte das Tal. Und die Sonne warf ihr Licht über das grüne Land und das braune Dorf, und der Gletscher strahlte.

„Was für ein starker und aufrechter Mensch," sagten die Dörfler von Lukas Hochstraßer.

„So überdauern oft die Alten die Jungen," sagte auch einer hier und dort.

Sie hatten alle Martin, den Leutnant, nicht gekannt in seinen jungen Jahren, den Menschen, dem die Welt weit offen lag. Sonst würden sie sich wohl noch mehr über den Gegensatz zwischen dem starken Vater und dem armseligen Sohn gewundert haben, und ihr Staunen wäre noch größer gewesen, wie die laute, prahlende und prangende Jugend, der die Welt zujubelt, klein werden kann und das aufrechte Alter, das sturmfest und stark und turmhaft steht, groß.

XIX

Die Kesselflicker dachten wieder ans Ziehen. Die Söhne waren schon lange ungeduldig; noch kein Jahr waren sie so spät nach Norden gewandert. Aber die Mutter war krank, konnte nicht mit, darum zögerte der Alte, und Margherita wußte nicht, was sie wollte. Einmal drängte und zankte die letztere, ob man den ganzen Sommer in dem Nest hocken bleibe, und dann wieder sprach sie tagelang nicht vom Reisen und schien froh, wenn niemand sonst davon anfing. In dieser Zeit war sie zärtlich zu David, saß am Abend Hand in Hand mit ihm und küßte ihn, wenn der Mond über dem blauen, heißen See stand. Aber Margherita war launisch. Es war gekommen, wie sie erwartet hatte. Das Bettelvolk von Ponte — andres lebte nicht im Dorfe — hatte den blonden Burschen angestaunt, den sie sich über die Berge mitgebracht hatte, die Mädchen ihn ihr geneidet, die Burschen über ihn geflucht und David war immer wie ein treuer Hund gewesen, hatte auch ein paar Augen wie ein solcher, traurig, verstaunt und anhänglich. Aber das war nun alles schon einen Winter alt und nicht mehr kurzweilig.

„Heirate mich," bat David. „Ich will ein Brot verdienen für uns. Fischen will ich im See wie andre von Ponte, oder zur Dampfschiffgesellschaft will ich gehen und Dienst suchen."

Aber Margherita wollte nicht. Manchmal meinte sie wohl, es möchte ganz gut sein, den



Der Condottiere
Nach einem Gemälde von Franz Müller-Münster



Burschen zum Mann zu haben; dann war ihr wieder, sie könnte seiner überdrüssig werden. Sie mochte ihn gut leiden, allzugut manchmal, dann wieder mußte sie gähnen, weil er immer da war, darum wußte sie nicht, was sie wollte, mochte das eine Mal bleiben und das andre Mal ziehen. —

Auf der Kirche von Ponte läutete die Abendglocke, nicht wie im Norden die Glocken läuten, hallend und die Klänge weit und weithin werfend, sondern kurz, mit tönendem Schlag, wie ein Uhrwerk schlägt, bim, bam, bam, bim, bam, bam, ein harmonischer Dreiklang. Die zwei schwarzen Zypressen, die neben dem Kirchturm stehend an diesem ihre schlanke Höhe maßen, neigten sich unmerklich in einem verlorenen Luftzug, aber es war noch immer heiß, obschon die Sonne eben hinter dem grünen Berge, an dem das Dorf hing, versank. Ein grauer Staubschleier lag über der Berghalde, über Buschwerk und Bäumen und den Laubgängen der Weinberge. Nur der See in der Tiefe verlor sein Blau nicht und war wie in sich selber versunken, schlief und schlief und schlief.

„Mache ein Ende, Margherita," sagte David Hochstraßer. „Es muß einen Weg geben, irgendeinen."

Er sagte das in einem trockenen, brüchigen Ton, als ob ihm das trocken geglühte Land die Sprache halb zerbrochen, und er saß neben dem Mädchen auf der Mauer der Kirche, wo die von Ponte immer des Abends herumsaßen, da ein Paar, dort ein Paar, faul, keiner sich um den andern kümmernd, so daß jeder reden konnte, was er wollte, ohne daß der Nachbar zuhörte.

Margherita ließ die Beine über die Mauer hinaus in die freie Luft hängen. Senkrecht fiel unter ihr der Fels gegen den See ab; ihre Gestalt hob sich in edeln, vollkommenen Linien von der klaren Luft ab, ihr braunes Gesicht zeigte seinen wundervollen Schnitt, wie eine Figur aus Bronze saß sie da. Zu dem, was David gesagt hatte, zuckte sie nach einer Weile leicht die schlanke Schulter. Er kam darauf näher zu ihr heran und hob sein hager gewordenes Gesicht, in dem ein Ausdruck stillen Hungers war, zum ihrigen. „Willst du gehen?" fragte er. „Ich kann dir nicht wieder durch die halbe Welt nachlaufen."

„Bah," gab sie zornig zurück, „wir können noch nicht fort hier. Er will ja nicht weg von der Mutter, der Vater." Sie drehte sich nach dem Treppenweg um, der zur Kirche führte, dort saß die Alte, ihre Mutter, Kopf und Brust mit einem großen gestrickten Tuche umhüllt. Es war, als hätte sie hören können, daß die beiden von ihr sprachen; denn sie hob das Gesicht und blickte zu ihnen herüber, ihre großen schwarzen Augen standen wie Räder in ihrem schmalen, furchenzerschnittenen und graubleichen Gesicht, Nase und Kinn ragten hakenähnlich einander entgegen. Der Anblick schien des Mädchens Unwirschheit zu verscheuchen. Sie wurde mitteilsamer, sprach davon, daß die Brüder wohl schließlich allein über Berg fahren würden, und meinte sinnend: Keine Ruhe habe sie, so lange in Ponte zu sitzen. Wie ein Heimweh nach andern Gegenden sei es in ihr. Damit gab sie, ohne es zu wissen, ein Bild von sich selbst. Sie hatte einen wandernden Sinn, es lag ihr im Blut, daß sie nicht an einem Orte stillsitzen konnte. Darum mochte sie auch nicht einem Menschen allein gehören wollen.

Davids Augen hatten sich an ihrem schönen Leibe festgesogen, während sie so sprach. Er hatte wie noch nie das Empfinden, daß er ohne dieses Mädchen nicht sein konnte. „Margherita," bat er, „wenn wir wieder fortgehen, laß uns fester zusammenhalten. Heiraten laß uns!"

Im Eifer seines Bittens legte er den Arm um ihre Hüfte.

Sie war in der Laune, mit ihm zu tändeln, aber über die Achsel zurückblickend sah sie, wie die Leute an der Kirche mit spöttischen Blicken nach ihnen gafften. Da machte sie sich jäh und mit einem schroffen Worte von ihm los.

Wie begossen stand er da.

„Ich will nicht zum Gespött werden deinetwegen," sagte Margherita. Alle anfängliche Uebellaunigkeit kam ihr zurück. Die braunen Backen färbten sich dunkel. Aus ihrer Miene konnte er lesen: „Meinetwegen lauf, so weit du willst."

Langsam wendete David sich um. Auch sein Gesicht war heiß. Er hing den Kopf. Sein Leben war ihm leid in dem Augenblick. Er schickte sich an, die Stelle zu verlassen.

Da kam ein Fremder die Treppe herauf. Schwarzes Gewand hatte er an, trug einen schwarzen halbhohen Filz und ging auf einen derben Stock gestützt. Er war groß und stark, stieg gemächlich und mit weiten Schritten daher und hatte etwas Schlichtes in Gang und Gebärde. David streifte ihn mit flüchtigem Blick und kümmerte sich nicht weiter um ihn. Die Blicke der Müßigen, die um ihn, David, herum saßen, waren ihm lästig. Er wollte sich entfernen.

Auf einmal stand der, der den Weg heraufgekommen war, dicht vor ihm und streckte ihm die Hand hin. „Guten Tag, David," sagte er.

Dieser fuhr zurück, dann konnte er nicht anders, wußte nichts zu sagen, legte folgsam die Hand in die ihm dargebotene und sagte: „Guten Tag, Vater."

Die von Ponte staunten, aber nicht wie sie zu Herrlibach gegafft und die Nase gestreckt haben würden, sondern sie blinzelten nur unter halbgeschlossenen Lidern auf die zwei Männer. Hier und da raunte einer dem andern ein halblautes Wort zu, Margherita hatte sich von ihrer Mauer

geschwungen und stand mit dem Rücken an dieselbe gelehnt. Ihr Gesicht war ruhig, in einer leisen Spannung ernster als sonst.

„Laß uns gehen," sagte Lukas Hochstraßer zu seinem Sohne. Es klang so selbstverständlich, als ob keine Widerrede möglich sei.

David widersprach auch nicht. Ein Elendsgefühl saß ihm im Herzen, er empfand eine Gleichgültigkeit gegen alles, was ihm geschah. Lukas hatte die Finger um sein Handgelenk gelegt, so führte er ihn auf den Treppenweg und hinab, und David folgte willenlos.

Margherita richtete sich auf, neigte sich vor. Ein eigentümlicher Ausdruck sprang in ihre Augen, etwas wie Schmerz und Angst und Sehnsucht. Aber es verging. Denen an der Kirche lösten sich die Zungen. Sie begannen zu raten, in was für einem Verhältnis David zu dem fremden Mann stünde, begannen zu spotten, dann lachte Margherita, trällerte eins und ging anmutigen Schreitens und langsam den Weg hinab, auf dem Lukas und David verschwunden waren.

Lukas hielt in Ponte nicht an. Er gewann die Landstraße, auf welcher der Staub schwer und mehlweiß lag. „Ja," hob er dabei gelassen und mit einer ruhigen Freude ein Gespräch an, „daheim werden sie jetzt bald ans Heuen denken."

Dann sprach er lächelnd von Rosa, daß sie schwer hinter der Arbeit her sei und noch immer leicht verdrießlich werde, und erzählte von Brigitte und dem kleinen Lukas, von Julian und den Seinen, selbst von Longinus, dem ewig Zufriedenen, vergaß er nicht ein paar Worte einzuflechten. So brauchte David nicht zu sprechen, unmerklich nahm ihm der Vater das Gefühl der Erniedrigung, das auf ihm war. Von der Heimat erzählend führte er ihn, wie er in Wirklichkeit mit ihm der Heimat entgegenschritt, auch im Geiste in diese zurück. So wohl wußte er zu erzählen, daß das Zuhause vor Davids Blicken immer schärfer und deutlicher aus verschwommenen Nebeln tauchte. Haus und Dorf und Menschen standen vor ihm, eines kam zum andern, bis das Bild klar und groß und vollständig war. Und da war es nun, als wehe ein starker und kalter Wind von diesem heimatlichen Land herüber, der die schwere lastende Hitze, die über dem welschen Orte lag, zerteilte. Wie ein Gesundhauch ging es von dem fernen Lande aus. David wußte nicht, wie es kam, daß ihm auf einmal ein Verlangen danach im Innern brannte, kaum merkbar zuerst, dann wachsend und wachsend.

Bis an die Herberge in der kleinen welschen Stadt, von der Ponte nur eine halbe Stunde entfernt lag, brauchte David kein Wort zu sagen, sprach Lukas zu ihm in seiner langsamen und ruhigen Art, als ob nichts geschehen wäre, sondern als ob er dem Sohn zufällig auf gemeinsamem Wege begegnet. In der Herberge fand David zuerst Worte, solche nur, die als Antwort auf irgendeine Frage not taten, vom Essen, Trinken und Schlafen. Als sie das einfache Abendbrot genommen hatten, gingen sie auf die Schlafstube, die ihnen angewiesen war. Da hob Lukas an zu berichten, was Schweres in seinem Hause geschehen war. Jetzt erst sprach er vom Schlimmen, von Christians Ende und wie er Martin sterbend an der Straße gefunden hatte. Sein Gesicht ward düster, als er erzählte, seine dumpfe Stimme klang schwer. Als er geendet hatte, sagte er nur: „Darum müssen wir doppelt fest zusammenhalten, wir andern."

Und es war das einzige, was einen Vorwurf gegen David enthielt. Weder jetzt noch später sprach er von dessen Torheit. Bei diesem Worte aber empfand David wie einen Sporn im Fleisch. Ein Drang überkam ihn: „Gut machen willst du, bei Gott!"

Am andern Morgen früh zogen sie heimwärts. David schaute nicht zurück. Rüstig schritt er an der Seite des Vaters bergauf und später vom Hochgebirge wieder ins Tal. Die Schönheiten des Weges und ein: „Das sieh an" oder ein „Ist es nicht schön?" des Vaters befreite ihm die Seele von der anfänglichen Scheu. Sie kam ihm zurück, als sie nach Tagen Herrlibach erreichten, durch die bekannten Straßen schritten und die Geschwister und Brigitte ihn grüßten. Eine schwere Trauer lag über dem Hause. Die Geschwister, die alle in schwarzen Kleidern gingen, trugen sie an sich. Auch sie war wie ein Vorwurf für David.

Aber es war eine im Hause, die einen hellen und starken Ton in seine Schwüle trug.

Martha, die Magd, stand am Waschtrog, als David sie zum erstenmal und am Morgen nach seiner Heimkehr wiedersah. Sie hatte die Aermel fast bis zur Achsel aufgekrempelt. Die weißen, festen Arme leuchteten aus dem Seifenschaum, in dem sie hantierte. Ihr Gesicht war heiß, aber ihre Augen blitzten heller als je. Als David herankam, zog sie die Arme aus dem Waschtrog, trocknete sie an der grauen Schürze und lachte dazu. „Gottlob, es findet sich doch manchmal ein Roß an die Krippe zurück, wo es es gut hat."

Mit diesem Wort reichte sie David die eine noch feuchte und vom Wasser weichrunzlige Hand, drückte die seine fest und kurz, wie ein starker Mensch grüßt, und sagte: „Willkommen!" Das Willkommen aber war, was ihm den Gruß als einen besonderen empfinden ließ; es lag etwas Mutiges und Ermutigendes darin, gütig und begütigend zugleich klang es und stark und stärkend. Es war fast wie ein Trunk, der einem ins Innerste hinein wohltut. Und es war vielleicht schuld, daß David nach vielen Wochen die versonnenen Augen dafür aufgingen, daß mit der Martha ein besonderer Mensch im Hause war, der anzusehen wert war.

Lukas hatte wenig Worte gemacht bei seiner Rückkehr. Am Abend am Tisch, an dem er zum Abendbrot wieder wie früher zu Frau Regulas Zeiten Angehörige, Knechte und Mägde versammelte, erzählte er einfach und ernsthaft von Martin, wie er ihn gefunden und begraben, während die andern alle in wortloser Stille zuhörten. Die mit ihm am Tische saßen, empfanden an diesem Abend, wie sein Wille und sein Wesen herrischer geworden; denn in seiner Erzählung von Martin lag, ohne daß er es aussprach, das Bedauern, daß er ihnen zu viel vertraut und ihnen allen zu freien Weg gelassen hatte. Dennoch war nichts sie Verletzendes in seinen Worten, sondern die Ruhe und Macht, mit der er diesen Abend zeigte, daß er die Leitung seines Hauses fester denn je in der Hand hielt, gab ihnen nur ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit und ein großes Vertrauen zu ihm. Es war seltsam, wie dann schon in dem Gruß, mit dem jedes für die Nacht von ihm ging, etwas wie Demut war. Er war über sie alle hinausgewachsen! Sie fühlten, daß sie mit ihrer Alltagskraft nicht an seine im Leben gehärtete Stärke hinanreichten.

So begann Lukas nach Davids Rückkehr sein neues Hausen. Julian blieb in der Schreibstube. Mit Frau und Kind wohnte er im Nebenhause. David bezog seine alte Kammer und ging dem Vater bei der Bewirtschaftung des Landbesitzes zur Hand, des Besitzes, zu dem auch das Kollergut gehörte. Barbara saß wohl mit ihrem Knaben im Kollerhause, aber Lukas hatte eine feste Hand über ihr, ihrem Kinde und ihrem Gut. Sie arbeitete mit dem zähen und sparsamen Eifer, den sie immer an sich gehabt hatte, aber es war nicht mehr der geizige Vater oder Christian, der sie führte. Lukas riet und leitete und half mit, und das Land, das vorher nicht hatte geben wollen, trug auf einmal reichlich. Stillschweigend, zu Anfang vielleicht ungern, aber immer zufriedener fügte Barbara sich in das Regiment des Schwiegervaters, den der Rat von Herrlibach ihr zum Vogt und Vormund für ihr Kind bestellt hatte, und ohne es zu wissen, lernte sie von ihm allmählich; ihr Blick wurde freier, weil der seine weit war, und ihre Hand offener, weil sie nichts andres sah, als daß auch er reichlich gab, um zu empfangen. Nach außen war so bald im Hochstraßerhause alles wohl geordnet, nach innen fand Lukas mehr zu tun. Zuviel Leben, das er einst mit geheimem Stolze hatte ausströmen sehen mit dem Empfinden, daß sein Blut gleich Bächen sich nach vielen Seiten in die Welt hinaus ergösse, war in sein eignes zurückgeströmt. So viele und so verschiedene Menschen fanden sich nicht unter einem Dache zusammen, ohne daß die Gegensätze ihres Wesens und Charakters sich allmählich gezeigt hätten. Als der erste Eindruck der sich drängenden Ereignisse sich gemildert hatte, begann Rosa, die unter dem Drucke, der auf allen lastete, milderen Wesens als sonst umhergegangen war, ihre Herbheit zurückzugewinnen. Die vielen, die mit ihr das Haus des Vaters teilten, erfuhren ihre Schroffheit und Unduldsamkeit, die sich noch verschärfte, je mehr sie in die Altmädchenjahre rückte. Frau Luise aber, Julians Frau, welche die erlittene Demütigung eine geraume Weile darniedergehalten, konnte dem innersten Wesen nicht wehren, sich zu zeigen, als sie nach außen wieder in freieren und erträglicheren Verhältnissen sich fühlte. Sie tat gerne groß, war in Kleidung und Wesen eitel, wenn auch nicht bösmeinend, und ihre prangende Art paßte schlecht zu Rosas übertriebener Einfachheit. Die beiden Frauen lebten bald in offenem Hader, und wenn Julian auf die Seite seiner Frau trat, wurde auch er mit hineingerissen. Auch Christians Witwe verband keine Liebe mit den zwei andern Frauen. Sie sahen sich nicht zu oft, aber wenn sie sich sahen, hatten sie nur spitze Worte füreinander.

Aber Lukas Hochstraßer wollte Frieden im Hause haben. Was er im Leben ernstlich gewollt, hatte er immer durchgeführt. So begann er an dem Frieden seines Hauses zu bauen und wußte sich eine gute Hilfe. Er lachte über die Torheit der Frauen, ein so herzliches und freies Lachen, daß sie ihm nicht zürnen konnten, eine ernstliche Scham sie vielmehr jedesmal ankam und sie sich allgemach zu hüten begannen, in seiner Nähe sich zu zanken. Dann suchte Lukas Brigittens Hilfe. „Wir müssen ihnen zeigen, wie man zufrieden lebt," sagte er zu ihr, dabei leuchteten seine noch immer jungen Augen in einem schönen Licht und sagten, mehr noch als Worte, das Lob: „Wie du sollten sie sein, die andern!"

Brigitte war bis dahin im Hause für sich allein gegangen, mehr darauf achtend, daß sie niemand im Wege war, als danach strebend, sich den andern anzuschließen. Nun aber war ihr das Wort Lukas' ein Sporn, und sie begann erst jetzt sich zu dem guten Menschen ganz zu entfalten, der sie in Wirklichkeit war. Sie sah Lukas' Blick mit einem frohen Staunen auf sich gerichtet und vielleicht gab ihr das doppelte Kraft und doppelte Freude, zu tun, was sie tat. Julian und David, die Männer, gewann sie leicht. Mit einem kleinen Dienste hier und dort, insbesondere damit, daß sie bei seinen Schreibereien oft ihm hilfreich Hand bot, machte sie sich Julian zum Freunde. Dann suchte und fand David, der ehemals kein Auge für sie gehabt hatte, in ihr die einzige, der er von seiner Flucht und Margherita sprach. Ihr ging die Seele des sonderbaren Träumers auf, der schlecht in den Bauernkittel paßte, den er trug, und mit seiner Versonnenheit und seinem unbewußt nach Schönheit dürstenden Blick vielleicht ein Dichter geworden

wäre, wenn ihm der Gedeihgrund günstiger gewesen. Er erzählte von Margherita, begann von ihrer Erscheinung zu sprechen, ihrer großen Anmut, ihrem Gang, ihrem schönen Gesicht und von der welschen Landschaft, in der er sie gesehen und in die sie sich wundersam gefügt hatte. Wenn er so von ihr redete, malte er gleichsam mit Worten ein Bild vor Brigitte hin: den blauen See, das ragende Ufer, die weißleuchtende Kirche von Ponte und die schwarzen schlanken Zypressen neben dem Turme, die armseligen Häuser und den steinigen Weg; das schlanke Mädchen aber schritt über diesen Weg. Und Brigitte erkannte, daß er hinter Margherita hergegangen war wie ein Kind hinter einem Irrlicht, geblendet und verwirrt von einer fremden Schönheit, deren Macht so groß war, daß er alles andre darüber vergaß.

Die Männer also waren Brigitten bald zugetan. Von den Frauen wendete sich Frau Luise zuerst ihr zu. Sie war keine überkluge, im innersten Herzen auch keine böse Frau, nur war eine starke Schale Selbstsucht um den guten Kern ihres Wesens gelegt. Brigitte begann sich mit Julians Knaben zu beschäftigen, der ein verzogenes Kind war, den sie aber zu nehmen wußte, so daß er ihr besser als der eignen Mutter gehorchte und außer der Schule bald immer in ihrer Stube zu finden war. Das Kind war die Brücke, auf der Brigitte zur Mutter gelangte. Diese begann ihre Freundschaft um so mehr zu suchen, je schlechter sie sich zu Rosa stellte. Wenn sie aber von Staat und schönen Kleidern redete, nach denen sie lüstern war, rühmte Brigitte den einfachen Rock, den Frau Luise gerade trug, und zeigte unbewußt die große Schlichtheit, die an ihr selber war, in einem so hellen Lichte, daß wie bei Lukas' Spotten eine heimliche Scham jene ankam und ihre eigne Eitelkeit ihr unwillkürlich klein und töricht erschien. Auch von Rosa sprach die Frau bei Brigitte, und ihr Zorn machte anfangs sich oft in bösen Worten Luft. Brigitte blieb jedoch ruhig, hielt nur die Augen hell auf die Zornige gerichtet, und wenn sie sich in Schmähen und Schmälen erschöpft, begann sie in einer ernsthaften Weise von Rosa als einem bedauernswerten Mädchen zu sprechen, dem es nicht gegeben sei, am Leben Freude zu finden, weil sie selbst keine zu bereiten vermöge. Frau Luise begriff langsam, was sie meinte. Im Umgang mit Brigitte wurde sie innerlich besser und es wurde ihr selber wohl dabei. Inzwischen hatte Brigitte auch den Weg zu Barbara gefunden. Wohl war diese ein zu scheuer, knechthafter Mensch, als daß sie ihrerseits Verkehr mit Brigitte gesucht hätte, aber sie sah diese doch gerne kommen, und auch ihr Knabe, der ein Sonderling von einem Kinde war und vor allen Leuten flüchtete, gewöhnte sich an sie, so daß sie ihn bald ihrem eignen Kinde als Spielkamerad zu geben vermochte. Zu Lukas sagte Barbara, die doch keine war, die viel oder gar in hohen Worten sprach: „Ihr habt den guten Geist im Hause, seit ihr die — Brigitte da habt, Vater."

Rosa war die letzte, die sich Brigitte zuwandte, aber der Tag kam, der auch sie überwand.

Während jedoch der innere Friede wuchs, stand Lukas an der Spitze seines Hauses und arbeitete und schritt allen voran. Sein Wohlstand und damit der Wohlstand der Seinen mehrte sich, alles schien unter seiner glücklichen Hand mehr noch als ehemals zu gedeihen. Eine freie Luft begann in seinem Hause zu wehen. Zu Herrlibach sagten sie bald, wenn sie von einem redeten, der besonders glücklich und zufrieden lebte: „Der lebt wie die im Hochstraßerhaus."

XX

Franz Joseph Keller, der in die Männerjahre gekommen und für den es lange nicht mehr zu früh war, hielt Hochzeit. Er, der einmal um Rosas willen ins Haus zur Weinlaube gekommen war, der stattliche und brave Mensch, hatte lange gewartet, war es nun Rosas wegen oder weil er sonst nicht Eile hatte. Die Ehe, die er jetzt schloß, war, wie sie zu Herrlibach wußten und reichlich erörterten, keine Liebesehe. Seine Braut war ein Mädchen in seinen Jahren mit einem schönen Stück Geld und einem vortrefflichen Leumund; er schloß eine lobenswerte und verständige Heirat mit einer lobenswerten und verständigen Gemächlichkeit und nach reiflicher Ueberlegung. Aber da klangen nun die Glocken von Herrlibach wieder, die schönen, lauten und feierlichen, wie sie zu Frau Regula Hochstraßers Tod und seither hundertmal und mehr geklungen hatten. Dazu krachten Mörser und Flintenschüsse und ins Haus zur Weinlaube herauf drangen die Töne der Festmusik, die dem Hochzeiter zum Kirchgang spielte.

Lukas Hochstraßer war mit den Seinen auf dem Felde. Knechte und Mägde hatten alle ausziehen müssen, da es eine große Arbeit zu tun gab. Frau Luise war zum Besuch von Verwandten nach St. Felix gefahren. Rosa und Brigitte waren allein im Hause geblieben. Sie möge nicht ausgehen heute, hatte erstere unwirsch gesagt. Die sonst eine der Fleißigsten war, stand nun an den geschlossenen Fenstern der Wohnstube, ging hinter der langen Reihe hin und her wie das Tier im Käfig hinter seinem Gitter und hielt dazwischen hinein zuweilen an einem der Fensterknäufe an, die zerarbeitete und braune Hand darum gespannt, die Stirn mit den scharfen schwarzen Brauen daran gelehnt. Die Fenster hatten offen gestanden, denn es war ein heißer Tag. Sie schloß alle. Der Lärm — was brauchte der Lärm hereinzudringen! Rosa Hochstraßers herbes, dunkles Gesicht erschien hagerer als sonst;

es lag ein verzerrter Zug um den schmallippigen Mund, und ihre fast zornige Einfachheit, die schon ihr Aeußeres, das völlig schmucklose, grobstoffige graue Kleid, an sich trug, trat herber als je zutage.

In diesem Augenblick trat Brigitte herein, hatte ein helles, sommerliches Kleid an und kam mit der leichten Anmut über die Schwelle gegangen, die ihren Schritt fast unhörbar machte. „Ach," sagte sie, „ich wußte nicht, daß du hier bist," und sie trat zu dem alten großen Nähstock, der noch von Frau Regulas Tagen her in der Stube stand, um sich Nähzeug zu holen.

„So ein Lärm," zürnte Rosa plötzlich, „so ein Aufhebens! Heutzutage will einer den andern beim Festen überbieten." Die Worte brachen fast wider ihren Willen von ihr und klangen wie ein Aufstöhnen.

Brigitte wandte sich nach der Schwägerin um und sah, daß ihr Gesicht spitz und farblos war und in ihren Augen ein Zorn schien, der etwas Hilfloses hatte. Da erst wurde sie auf die Glocken und das Hochzeitsschießen aufmerksam und erinnerte sich, wer unten zur Kirche ging. Sie fand nicht gleich das Wort, das sie Rosa hätte sagen mögen.

Diese beherrschte sich, machte sich in der Stube zu schaffen, überwand sich aber nicht so weit, daß sie nicht jeden Gegenstand, den ihre Hand aufnahm, hart und mit einem Krachen wieder niederlegte. Ein Glas, das auf dem Tisch gestanden hatte, stellte sie so heftig an einen andern Platz, daß es in Scherben zerfuhr. Da fluchte sie und stampfte mit dem Fuß.

„Du kannst nicht hören, wie sie dem Keller zur Hochzeit läuten, Rosa," sagte Brigitte leise.

Die andre wendete sich jäh nach ihr um.

„Der falsche Mensch," brach sie los. „Jahrelang hat er mich glauben machen, daß er mich meint."

„Du hast ihn nicht nahekommen lassen."

„Soll ich mich ihm an den Hals werfen?"

Brigitte suchte wieder nach dem, was sie sagen sollte. Rosa aber verlor alle Herrschaft über sich. Die Herbheit und Bissigkeit fielen von ihr ab. Ihr Wesen war wie von einem Sturm aufgewühlt und lang Verhaltenes löste sich in einem wilden Ausbruch. Sie stand mit geballten Fäusten drüben an der Wand und blickte Brigitte an, als ob sie irgendeine Schuld an ihr hätte. Ihr Schweigen reizte sie noch. „Ja, du," brach sie los, „was weißt du, wie es ist, wenn einem einer, den man gernhat, etwas zu leid tut!"

Als sie das geschrien hatte, auf dem Gipfel ihres Zornes, kam ihr die Erinnerung an den Bruder zurück und was der an dem Mädchen, das vor ihr stand, gesündigt hatte. Die — die da — wußte — wußte besser noch als sie, was an einen kommen konnte! Ihr Groll verrauchte plötzlich.

Brigitte sagte kein Wort. Sie zitterte ein wenig, halb aus Erregung, halb vielleicht aus fast kindischer Furcht vor dem zornigen Weibe und sah Rosa an, immer an, bis diese die Augen niederschlug, gegen einen Stuhl schritt, die Hände über die Lehne spannte und durch ihren Körper ein Zucken ging. Rosa weinte. Nicht wie andre Weiber weinen, nur mit einem trockenen, sparsamen und verbissenen Schluchzen jetzt und jetzt.

Da ging Brigitte zu ihr, nahm die Hände, welche die Stuhllehne umspannten, und sagte: „Warum machst du dir selber dein Leben so schwer, du?" Ein großes Mitleid kam sie an; es war ihr, als ob sie bis ins Innerste des Mädchens sähe.

„Warum läßt du das Gute nicht aus dir heraus kommen?" fragte sie wieder.

Die Glocken von Herrlibach verstummten eben, als sie das sagte. Es war nun ganz still in der Stube. Rosa faßte sich, löste die Hände aus den ihren und legte sie ineinander. Ohne Brigitte anzusehen, stand sie da, und dann kam es langsam aus ihr herauf, mühsam, wie eine schwere Beichte. „Meinst, es tut gut, wenn eines nicht sagen und zeigen kann, wie es in ihm aussieht!"

In diesem Augenblick hämmerten Kinderfäuste an die Stubentür, und Brigitte erkannte des kleinen Lukas Stimme. Martha, die Magd, hatte ihn an die Tür getragen. Sie stand draußen, als Brigitte die Tür öffnete, und der kleine blonde Knabe, der noch im Mädchenkleidchen ging, fiel fast über die Schwelle. Er streckte die runden Arme und lachte, und seine Augen, die blaugrauen, die schön waren wie die Martins gewesen waren, leuchteten. Brigitte hob ihn auf, scherzte mit ihm und trug ihn hinüber zu Rosa, legte ihn ihr in die Arme, daß sie nicht anders konnte, sondern ihn halten mußte und es nicht zu helfen vermochte, daß in ihr eignes Gesicht ein Lächeln kam. Der Kleine strampelte und wehrte sich in hellem Uebermut, um wieder auf den Boden zu kommen; aber die Art, wie die Mutter ihn der andern in den Arm gelegt hatte, war voll stummer Barmherzigkeit gewesen, als ob Brigitte hätte sagen wollen: „Laß uns das Glück miteinander teilen, das wir im Hause haben."

Und von der Zeit an gewann Brigitte Macht über die Schwägerin. In ihrer Nähe milderte sich ihre Herbheit. Manchmal wurde sie selbst zu einer Freude wach.

Immer mehr wurde Friede.

Die Tage vergingen. Die wachsende Zufriedenheit schien die Räume des Hauses zu weiten. Die Menschen, die darin wohnten, schritten freier einher, gingen mit hellen Mienen an ihr schweres Tagewerk und kamen mit hellen Mienen müde von demselben zurück. Die Knechte und Mägde,

die bei Lukas dienten, brachten es ins Dorf, wie es sich gut da oben lebte. Wenn einer zu Herrlibach schwere Tage hatte, seufzte er: „In der ‚Weinlaube' möchte ich wohnen, das möchte ich."

Sahen so viele Blicke mit einem leisen Neide hinauf, so waren bald auch Augen darunter, die nicht mehr von dem loskamen, was sie sahen. Es kam die Zeit, da nach zwei blühenden Frauen scharf ausgeblickt wurde, die in Lukas' Haus wohnten, nach Brigitte und Martha, der Magd.

Um die letztere kümmerten sich brave Knechte, junge Bauern, selbst habliche Söhne, die Sonntags ins Haus kamen, eine Freistunde zu verplaudern. Sie holten die Martha zu Tanz und allerlei Vergnügungen.

„Heiß sind sie nach mir aus," lachte sie, die nie ein Blatt vor den Mund nahm, an Lukas' Tisch. Sie lachte über alle, die Gesunde und Starke. „Mir ist lange wohl, wie mir ist," war alles Ende ihrer Rede.

Die nach Brigitte Ausblick hielten, kamen ernsthafter, beinahe feierlich den Weg herauf und gehörten den Besten von Herrlibach zu. Selbst Stadtherren von St. Felix verkehrten zwei im Hause.

„Sie wissen, warum sie kommen," sagte Martha, die Magd. „Aber ich weiß nicht, ob sie je einen nehmen wird, die Brigitte."

Es war zu wohl bekannt, daß des Kapitäns Tochter wohlhabend, schön und zugleich von einer wundersamen Stille und Pflichtbewußtheit war. Allmählich begann ein heimliches, aber heißes Werben um sie. Zwei Freiern, denen ihre kühle Freundlichkeit nicht Zeichen genug war, daß sie nichts zu hoffen hatten, mußte Brigitte ihr „Nein" sagen. Dann kam Hans Lochmann von St. Felix herauf. Der war ein noch junger aufrechter Mann aus gutem Hause, hatte mit Lukas Hochstraßer Geschäfte, war reich und stattlich, hätte daheim wenige gefunden, die ihm nicht gerne Hausfrau geworden wären. Er sah Brigitte, sah sie wieder und begann seine Besuche im Hause so häufig werden zu lassen, daß sich wohl erriet, wie nicht nur geschäftliche Angelegenheiten ihn herführten. Lukas Hochstraßers Augen blieben in diesen Tagen oft auf Brigittens Gesicht haften, und obschon er lange kein Wort darüber verlor, ließ sich in seinem Blick die Frage erraten: Was wirst du tun, Mädchen? Aber er war zu sehr Herr seiner selbst, vielleicht auch zu voll seiner Arbeit und seines Zieles, als daß er die heimliche Unruhe verraten hätte, die ihn bei dem Gedanken ankam, daß Brigitte fortziehen könnte.

Es war eines Sonntags und gegen Abend, daß Hans Lochmann unvermutet, von einem Ausfluge über Berg auf der Heimkehr begriffen, im Hause vorsprach. Lukas saß allein in der Laube am Hause, als Lochmann auf dieses zuschritt. Er rief ihn an, lud ihn in die Laube und stieg in den Keller, ihm ein Glas Wein zu holen. Dann saßen sie in ernster Unterhaltung beisammen, die Lochmann bald durch die Frage nach Brigitte unterbrach. Es war ein schöner und reicher Abend mit Goldlicht auf allen Hügeln und Häusern, auf Baum und Laub. Die Blätter der Laube rührten sich in einem leisen Windzuge, auf dem Tisch, an dem die Männer saßen, tanzten die Lichttellerchen, wie die Blätter sich regten. Ihr Gespräch wurde lebhafter; die hohe Achtung, die jeder für den andern empfand, glich die Verschiedenheit der Stände, denen sie angehörten, völlig aus. Lochmann begann von seinem Hause, seinen Verhältnissen, Plänen und Zukunftshoffnungen wie zu einem großen Freunde zu sprechen. In einer schlichten und feinen Art, wie es nur der innerlich wie äußerlich vornehme Mensch vermag, lenkte er die Rede auf seine häufigen Besuche, um endlich offen auszusprechen, daß er Brigitte um ihre Hand zu bitten gedenke. Er fügte hinzu, wie ihm das Geschick wohl bekannt sei, das sie in Lukas' Haus geführt, wie anfängliche Bedenken vor ihrer seltsamen und seltenen Tugend ihm geschwunden, und bat am Ende Lukas um seinen Rat und seine Fürsprache bei dem Mädchen.

Lukas' Züge waren, während er sprach, fast düster geworden. Sein dunkler Kopf senkte sich auf seine Brust, so daß der grauende Bart lang über sie hinabrieselte. Nun zeichnete er mit den gebräunten Fingern allerlei Figuren auf den Tisch, während er aus tiefen Gedanken heraus ein paar Worte sagte.

„Gewiß — ich will es ihr freilich sagen. Für eine hohe Ehre darf sie es halten und wird es — gewiß."

An seinen eignen Worten schien er dann aus dem Sinnen zu erwachen, denn er hob danach den Kopf frei und versprach, Lochmann Nachricht zu geben, wie Brigitte denke.

Sie erhoben sich bald darauf und umschritten das Haus, da Lochmann den Fußpfad gewinnen wollte, der durch die Matten hinab ins Dorf und an die Lände führte. Aber eben, als der Städter sich zu verabschieden im Begriffe stand, erschien Brigitte mit ihrem und Barbaras Knaben auf dem schmalen Wege, der aus dem Kollerweinberge aufs Haus zuleitete. Lochmann erblickte sie und blieb stehen, um sie zu begrüßen. Als sie ihn von weitem erkannte, errötete sie leicht und kam näher. Sie hatte ein helles Sommerkleid an; ihr schlanker und weißer Hals stieg zierlich und frei aus dem weiten Ausschnitt des Kleides. Ihre Augen blickten ruhig in die Lochmanns und sie sprach wenige Worte in einer stillen, keinerlei Wärme oder Erregtheit verratenden Freundlichkeit. Die beiden Knaben kamen heran und stellten sich zwischen sie und den Gast, diesen neugierig und mit großen Augen betrachtend. Ein unendlicher

Unterschied war zwischen den fast gleich großen Kindern. Uli, der Knabe Barbaras, trug Gewand, das sie selber geschneidert hatte und das klotzig und unschön an seinen hageren und eckigen Gliedern saß. Sein Gesicht war gelb und spitz, die Nase sprang weit und schnabelhaft wie bei der Mutter vor und die fast schwarzen Augen hatten etwas Stechendes. Der kleine Lukas war dagegen ein seltsam lichter Mensch, biegsam und rund und fein, mit blondem Ringelhaar und einem zarten Gesicht, in dem dieselben hellen und arglosen Augen standen, mit denen Brigitte auf den Freier sah. Diese legte jedem der Kinder eine Hand auf die Schulter und sie lehnten sich an sie, so daß etwas Frauen- und Mutterhaftes an ihr war, das ihr wohl stand. Endlich war es für Lochmann Zeit zu gehen, und er verabschiedete sich mit einem bedeutsamen Händedruck und dem Hinweis, daß er Lukas einen Auftrag an sie, Brigitte, gegeben hätte. Sie lächelte dazu ein wenig mühsam, das schmerzliche Gefühl, daß dieser tüchtige und ehrenwerte Mensch sich in einer vergeblichen Hoffnung wiege, nicht ganz überwindend. Er sah es aber nicht und verließ sie eilig, da ihm nicht viel Zeit blieb, sein Schiff zu erreichen.

Einen Augenblick standen Lukas und Brigitte stumm nebeneinander und sahen ihm nach. Die Kinder ersahen ein Spielzeug und entfernten sich.

Das Gold des Abends, das über dem Herrlibacher Hange leuchtete, war noch klarer geworden. Lukas und Brigitte standen unter dem großen alten Birnbaum am Hause, von woher Aussicht über das Tal von St. Felix war, mit den weit gedehnten Wiesen und Feldern, den dunkeln Waldflecken und den schimmernden, weithin ziehenden Linien der Flüsse. Es lag alles wie in die Ferne gerückt, als hätte die schöne und klare Welt sich gedehnt und geweitet. Weit in der Runde war kein Mensch zu sehen, und es war still, nur die Blätter des Birnbaumes drehten sich mit leisem Knistern auf ihren Stengeln.

Dann sah Brigitte zu Lukas auf. „Schon wieder ist er dagewesen," sagte sie.

„Er will dich fragen," sagte Lukas. „Erkundigen soll ich mich bei dir, was du dazu sagen wirst, wenn er dich zur Frau haben will."

Brigitte sah zu Boden. Sie sprach nicht, aber es schien, daß sie mit sich selber stritt; denn es war leicht zu sehen, wie rasch und erregt ihr Atem ging.

Lukas fuhr fort, ihr von Lochmann zu reden, ruhig, mit seiner dumpfen, klingenden Stimme, gerecht, wie er immer war, nicht verhehlend, was für den Stadtherrn sprach. Er hob Vorzug um Vorzug langsam hervor. „Es wären viele Hunderte landauf und -ab, die mit beiden Händen zugreifen würden. Ich wüßte dir keinen bessern, wenn du mich fragst."

Dann breitete er schlicht und recht die Zukunft vor ihr aus: „Ein Mädchen muß darauf denken, daß sie nicht allein ist im Alter. Ich bin nicht immer da. Ungesorgt hättest du es und schön."

Brigitte hob den Kopf nicht und sagte kein Wort.

„Du mußt es dir ernstlich überlegen," schloß er. „Ich muß ihm wohl Antwort geben — bald."

Da blickte sie auf, geradeswegs in sein starkes Gesicht. Es brach aus ihrem Blick etwas, was er nie darin gesehen hatte, es war nicht mehr nur schrankenloses Vertrauen, etwas Großes und Mächtiges war es, vor dem ihm, der viel erfahren und gesehen hatte, ein eigentümliches Zittern in die Brust kam, wie einem Jungen.

„Ich brauche nicht zu überlegen," sagte Brigitte und ihre Augen wendeten sich noch immer nicht ab.

Lukas legte den Arm um sie, die neben ihm klein und kindhaft war. Da drängte sie sich fest an ihn, den Kopf an seiner Brust, das Gesicht immer noch so erhoben, daß ihr Blick den seinen festhielt.

„Ich weiß nur einen, zu dem ich gehören kann," sagte Brigitte Fries. Mit beiden Händen hielt sie Lukas' Rechte umklammert.

Da faßte ihn ein wundersames Gefühl, als wüchse er selber noch, die Brust wurde ihm weit und die Muskeln strafften sich in einer Empfindung, als ob seine Kraft sich verdoppele. In einem Augenblick durchblitzte ihn die Erinnerung seines ganzen Lebens, wie er gearbeitet und gesorgt hatte. Seine Kraft hatte standgehalten, da die der Jungen sich zersplitterte! In vielem war er Meister über sie geworden, nun fiel ihm auch der Preis zu, der sonst der Jugend gehörte, der Preis der Liebe, ihm, dem alternden Mann. Nicht ein Gefühl des Triumphes oder der Ueberhebung erfüllte ihn; es war nur eine machtvolle, alle Schranken brechende Freude, die ihn durchströmte, eine Dankbarkeit gegen Gott, die ihn fast zu einem lauten: „Herrgott, was meinst du es gut mit mir!" hingerissen hätte und eine überwältigende Sicherheit: „Stehen willst du weiter, wie du stehst!"

Er beugte sich über Brigitte hinab, mit der Hand strich er über ihren Scheitel und hielt sie fest an sich. Er empfand, daß sie ihm lieb war. Vielleicht hatte er nie einen Menschen gehabt, der ihm so ans Herz gewachsen war. Aber er war über die stürmischen Jahre hinausgewachsen. Auf dem höchsten Gipfel der Freude blieb ihm der Sinn frei und klar. Sein Blick ruhte ruhig in ihrem. Dann führte er sie ein paar Schritte weiter, wo der Baum seine Zweige nicht mehr über sie hielt. Weit lag das goldene Land um sie, in dem hellen und reichen Glanze des Abends und reich aus sich selbst und der Fülle eines gesegneten Jahres.

„Dann soll es bleiben, wie es ist," sagte Lukas. „Gut ist ja alles so!" Und weiter hob er in einer frohen, die gewaltige Freude, die in ihm war, verratenden Weise davon zu reden, wie sich alles herrlich gefügt hätte in seinem Leben. Keinen und nichts vergaß er. Alle seine Tage ließ er an seinen und Brigittens Blicken vorüberziehen, und das Mädchen, das in seiner Nähe sich immer geborgen gefühlt, mußte abermals staunen, wie weit sein Blick über alle hinging, die ihm anvertraut waren, wie er die Menschen verstand, ihre Vorzüge und ihre Schwächen, wie er sich freute über jene und wie er wohl wußte, daß die Schuld nicht immer so groß war wie die böse Tat. Endlich, als er lange gesprochen hatte, kam er auf sie beide zu reden. Da lächelte er mit einer köstlichen und weisen Spaßhaftigkeit: „Wir zwei, wir Liebesleute — da könnte uns nun niemand wehren, daß wir hingingen und uns vor dem Pfarrer noch enger zusammentäten als wir schon sind. Aber sie würden den Kopf schütteln über das ungleiche Paar, den alten Mann und das Kind. Und unsre, die Buben und die Frauen und die Kinder, die wir im Hause haben und denen man nun gesagt: ‚Seht, so lebe ich, so sollt ihr auch leben,' große Augen würden sie machen und denken: ‚Der alte Mann weiß nicht, daß jedes Ding in der Welt seine Zeit hat, auch die Liebesliebe.'"

Er stockte und stand aufrecht, die schwere Hand im Bart, und sah wieder sinnend hinaus, als überdächte er schärfer noch und lang, was er eben gesagt hatte.

„Ja — ja — so wäre es," setzte er nach einer Weile hinzu.

Brigitte aber verstand ihn und konnte nicht anders, empfand wie eine Andacht vor seinem großen und starken Geiste, wie er Herr über sich selber war und sich überwand, um der andern willen.

Dann nahm Lukas ihre Hand. „So mußt mich weiter zum Vater behalten," sagte er und schritt mit ihr durch den herrlichen Abend dem Hause zu, in dem die zwei Kinder eben verschwunden waren.

XXI

Ueber das Hochstraßerhaus und die Welt hin rauschte die Zeit. Ueber manchen Ländern war ihr Flügelschlag gewaltig und Stürme brausten in ihrem Gefolge. Ueber des Lukas' Haus strich sie sanft mit weitgebreiteten Schwingen hin und ließ Friede sein.

Die Kinder wuchsen heran. Alle drei Knaben gingen zur Schule, und es war ein Vergnügen, sie zu sehen, wie sie sich Tag für Tag auf den Weg machten. Julian, der größte und stärkste von ihnen, ging ihnen voran und hielt seine Obhut über den beiden andern. Er war ein vorlauter und wilder, zum Prahlen neigender Bursch, aber im Grunde gutherzig und den beiden andern anhänglich, er behütete ihren Schulweg wohl. Die beiden aber, Uli und Lukas, trabten mit ernsthaften und wichtigen Gesichtern hinter ihm, häßlich, gelb, mit sonderbar alten und klugen Zügen der eine, mit blustfarbenem Gesicht, hell, mit großen und klaren Augen und schimmerndem Haar der andre. So waren sie in der Straße zu Herrlibach als die Unzertrennlichen bald eine bekannte Erscheinung. Lächelnd und mit Wohlgefallen blickten die Leute ihnen nach, und wenn ein Fremder ihnen begegnete, wendete er sich wohl zurück und folgte ebenfalls mit den Blicken den Knaben, deren Ungleichheit und im Gegensatz dazu ihre enge Zusammengehörigkeit merkwürdig in die Augen sprang.

Die Sonntagabende fanden die vom Hochstraßerhaus vollzählig beisammen, in der Laube im Sommer, in der Stube im Winter. Lukas hatte das so gewollt. „Wissen wollen wir, wer alles zu uns gehört," pflegte er zu sagen. So kam Julian mit Frau und Kind aus dem Nebenhause herüber, und vom Kollergut herunter fand Barbara mit Uli sich ein. Aus seiner Kammer oder von seinem Ruhesitze an der Scheune, wo er fast täglich zu sehen war, kam einer, der, obgleich er schon über- und überzeitig war, immer noch meinte: „Noch ein paar Jahre möchte ich es schon haben, das liebe Leben," Longinus, der Knecht, dem jeder Tag hell war, weil der Herrgott vergessen hatte, ihm das Menschlichste des Menschen zu geben: die Unzufriedenheit. Die drei Knaben saßen dann in einer Stubenecke oder tollten ums Haus, Rosa trug Wein aus dem Keller herauf und Brigitte stellte nach bäurischer Sitte Backwerk für die Frauen und Rauchzeug für die Männer auf den Tisch. Wenn sie alle beisammen saßen, trat als der letzte Lukas zu ihnen, und ohne daß es ihnen ganz bewußt wurde, kam ihnen der Sonntag erst mit ihm herein. Er war immer noch derselbe, schlicht, altväterisch fast in Wesen und Kleid, aber mit dem freien und leuchtenden Blick im Auge, der ihn nicht alt werden ließ. Seine Gestalt bog sich nicht, hagerer wurde sie wohl und Jahr um Jahr schnitt die Runzeln und Risse schärfer in das braune Gesicht. Auch das Haar war weißer und der Reif wuchs hinab in den langen Bart. Lukas sah auf diesen hinab und lachte: „Da schneit es jetzt schwer hinein." Dann setzte er sich zu ihnen und hatte ihnen bald einen Stoff zum Gespräche gegeben, zunächst hob er wohl von den Ereignissen der Woche an, von getaner und noch zu tuender Arbeit, von Versuch und Erfolg oder wohl auch von den Interessen der einzelnen unter ihnen, an denen nach seinem Willen alle gleich Teil haben sollten. Dann wandte ihr Gespräch sich allmählich weiteren Zielen zu, Ereignissen der



Bildnis seiner Gattin
Nach einem Gemälde von Franz Stuck



Außenwelt, wie sie vor ihren schlichten Blicken sich zeigten. Die schönen Glocken von Herrlibach läuteten ihren Sonntagsgruß in ihren Feierabend, manchmal konnten sie wie das dumpfe, ferne Echo zu diesen das mächtige Geläute von St. Felix heraufklingen hören. Sie saßen beieinander, und was sie sagten, lief alles bei Lukas zusammen, der derjenige war, an denen jedes von ihnen freudiges Wort und Klage, Frage wie Bitte richtete.

In ihre Sonntage, in ihre Zeit überhaupt trat bald noch ein andrer tapferer und lebensstarker Mensch, Martha Schwerzmann, die Magd. David war nicht versonnen genug, daß nicht ihre helle, starke Stimme, ihr freies Lachen und Singen allmählich in seine Versunkenheit gedrungen wäre. Sie weckte ihn mit ihrer Frische, und wenn er anfangs mit großen Augen und erstaunt auf sie blickte, so kam nach und nach in diesen Blick die Freude und Teilnahme. Es brauchte nur eines leisen Winkes von Lukas' Hand, damit er bewußt wurde, wie er sich keinen besseren Kameraden an die Seite nehmen konnte als die starke Magd.

Martha war nachdenklich geworden. Sie war nicht mehr ganz jung, und es kam ein junger Bauer aus ihrem Heimatort, den sie seit ihrer Jugend gekannt hatte, und wollte sie zur Frau haben. Die Absage wurde ihr nicht so leicht wie früher. Es war deshalb, daß Lukas mit David sprach.

„Du wirst nicht Tags deines Lebens allein bleiben wollen," sagte er und fügte hinzu: „Wenn du nicht acht hast, möchte dir in diesen Tagen eine wegkommen, wo du weit suchen kannst, bis du eine wie sie findest."

Am Abend kam der Bewerber Marthas wieder. David sah ihn aufs Haus zuschreiten und erschrak so jäh, daß ein plötzlicher Entschluß in ihm aufsprang. Von der Stelle weg ging er Martha, die er im Felde wußte, suchen und bat sie, als sein Weib im Hause zu bleiben. Sie aber mochte an seiner Unruhe erraten, daß der Jugendfreund gekommen war, seine Antwort zu holen. Sie sah ihn fest und diesmal ohne zu lachen an, besann sich und war bald entschlossen. „Du hast mich nötiger, meine ich," sagte sie und tauschte nicht ohne einen leisen Schmerz den ihr lieben andern um die Heimat in Lukas' Hause, weil ihr darin und in seiner freien Luft wohl war und etwas sie sonderbar zu dem traumhaften Menschen, dem David, zog, der eine feste Hand brauchte, ihn zu führen.

Im Herbst darauf hielten sie Hochzeit.

Und als das Laub fiel und der Wald in allen Feuerfarben prangte, ging Margherita, die Welsche, noch einmal an Davids Leben vorüber.

Es war ein eigentümlicher Abend. In vereinzelten Windstößen rauschte das dürre Laub und wirbelte am Berg hin, am Himmel standen gelbe und blutrote Lichtstreifen wie mit riesigem Messer gerissene leuchtende Wunden, sonst war er ganz von grauen sich übereinanderschiebenden Wolken verhangen. Der See lag still, schwarz und schwer in der Tiefe, seine hügeligen Ufer schienen zusammengerückt und an den Himmel gewachsen. Baum und Wiese, Haus und Stein, alles lag scharf herausgerissen in der düsteren Landschaft.

David hatte im Herrlibacher Berg Holz zu schlagen. Martha, seine Frau, trug ihm zu Mittag. Er setzte sich an den Rand der mit Unkraut bewachsenen Straße, unweit der Stelle, wo der Kesselflickerwagen einmal gestanden hatte, um seine Mahlzeit zu halten. Die Frau ließ sich neben ihm nieder, damit sie das leere Blechgeschirr nachher gleich zurücknehme. Sie saßen eine Weile, redeten ein paar Worte, während David aß, und sahen die Blätter sich zu ihren Füßen regen und wandern wie ein ziehendes Volk, fürbaß mit leisem Rascheln, jetzt einen Schritt, jetzt in fliegender Eile eine ganze Strecke hin. Kein Mensch war sonst in der Nähe, David war nachdenksam; vielleicht ging ihm das Vergangene durch den Kopf, das, was an dieser Straße geschehen war. Als er zweimal einsilbigen Bescheid auf ein Wort von ihr gegeben hatte, wurde Martha aufmerksam. Sie sah ihn von der Seite an, lächelnd fast. Sie erriet, was ihn bedrängte, war aber seiner zu sicher, als daß sie sich darüber erzürnt oder darum geängstigt hätte.

Da tauchte drüben ein einzelner Mensch auf, dort, wo die Straße von Norden heranstieg. Langsam kam es herauf, schlank und dunkel zeichnete sich die Gestalt gegen den grauen Himmel — eine Frau. Sie ging mit gemächlichen, fast zögernden Schritten. Ein Tuch, das sie im Zipfel um den Kopf gelegt trug, flatterte im Winde. Als sie näher kam, sahen die beiden Dasitzenden, die unwillkürlich auf sie aufmerksam geworden waren, daß in ihren Bewegungen eine fremde Anmut war. Sie ließ die Arme lang herabhängen und hielt die Hände vor sich leicht verschlungen wie eine, die in Sinnen geht. Einmal zögerte sie und schaute mit einem Ausdruck von Verlangen auf das Dorf nieder, das sie von der Stelle, wo sie stand, zu ihren Füßen liegen sehen mußte. Das Tuch glitt ihr in den Nacken, und nun trat vollends die Anmut ihrer Haltung zutage. Das braune, reine Profil ihres Gesichtes stand in edler Linie wider die graue Luft gezeichnet. Jetzt wandte sie sich und im gleichen Augenblick gewahrte sie David und sein junges Weib. Sie stutzte und es flog um ihre Nüstern eine leise Erregung, dann aber kam sie langsam näher, wiederum mit ineinander gelegten Händen, den Blick sinnend ins Weite gerichtet, kam näher, in flickigem Rock, das Haar wirr, aber mit fast königlichem Gange schreitend,

und langsam, ohne die beiden anzusehen, ging sie vorüber und straßan, bis sie den Blicken der Dasitzenden entschwand. War sie dem Wagen der Kesselflicker vorangegangen oder folgte sie den bereits Vorausgezogenen, hatte sie vielleicht allein die Straße genommen, während die Verwandten andern Weges zogen — wer wußte es!

David hatte, als er sie erkannt hatte, mit weit aufgerissenen Augen, in einer fürchterlichen Erregung, als müßte er jeden Augenblick aufspringen, dagesessen. Da legte sich Marthas Hand fest und stark auf die seine und es durchrann ihn seltsam, als erwachte er jäh aus einem willenlosen Taumel. Ein wilder Schmerz in seinem Innern verschwand nicht völlig, aber er vermochte klaren Blickes auf das fahrende Weib zu sehen, das an ihnen vorüberging, und wußte, daß alles gut war, wie es war, daß Ungleich nicht zu Ungleich gehörte.

„Das war sie also," sagte Martha laut und ruhig, als Margherita verschwunden war.

„Ja," sagte er leise.

Der starke Ton ihrer Stimme hatte ihn fast erschreckt; es war nichts Weiches, Klagendes, und wiederum weder Zorn noch Empfindlichkeit darin. Die Festigkeit dieser Stimme zerriß jäh die Trauer und Sehnsucht, die ihn gefaßt hatten. Wie mit einem heftigen Federzug strich Martha das Vergangene aus, im Ton ihrer Stimme gleichsam verratend: Mein bist jetzt, du, was soll mich die groß kümmern, die wir just gesehen haben! Und die starke Frau stand nachher auf, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Wald zurück. Unwillkürlich griff er zur Axt und sie streifte die Aermel an ihren Armen auf, ihr Gesicht war hell, ihre Augen glänzten. „Ein bißchen an die Hand gehen will ich dir." Dann fing sie neben ihm an zu arbeiten, Holz zusammenzutragen, das er geschlagen hatte, und zu Wellen zu binden. Er mußte sie ansehen, wie sie sich manchmal aufrichtete und prächtig wie ein junger Baum vor ihm stand. Da vergaß er ob ihr die andre und hatte eine ergiebige Arbeitsstunde.

In dieser Stunde wurde David zu dem Manne, der er später war, mit offenem Blick, frisch und froh und mit einer freien Freude an der Frau im Herzen, die im Leben neben ihm stand. —

Und weiter rauschte die Zeit über das Hochstraßerhaus dahin. Die Jungen alterten und die Kinder wuchsen auf. Julians Sohn kam nach St. Felix zur Schule, Uli, Barbaras Bub, legte schon bei den Landarbeiten Hand mit an. Er war seines Vaters Sohn, emsig, zäh im Fleiß, aber sein Blick war weiter.

„Er ist eine gute Hilfe," sagte Lukas von ihm, das hieß, daß er so gedieh, wie Lukas selber ihn zog.

Und da war der dritte, Lukas, der Knabe. Er war das Staunen von Herrlibach gewesen, als er mit blonden Locken ging; er war es noch jetzt, da sie ihm die Locken beschnitten hatten, weil er zu groß war. Schlank und stark gebaut, mit einer freien und hellen Stirn, ging er einher, hatte an allem Schönen Freude und wußte früh Maß zu halten im Genuß des Schönen. Er war kein Spinner, freute sich am Augenblick, tollte sich aus wie einer, aber in manchem Worte zeigte er, daß ein großer Ernst in seiner jungen Seele war und daß sein Blick weiter reichte, als Leute seines Alters sonst zu schauen pflegen. Als seine beiden Kameraden Uli und Julian seltener um ihn waren, knüpfte er in der Schule eine andre Freundschaft an, über die viele lächelten. Der Pfarrer von Herrlibach, ein kluger und innerlich feiner Mensch, hatte ein Töchterlein, ein stilles Kind mit zarten und reinen Zügen, an das der um vier Jahre ältere Knabe sich anschloß. Sie waren bald unzertrennlich. Im Pfarrhause oder auf dem Hochstraßergut oder oben im Wald, wo sie gern streiften, waren sie täglich beisammen. Sie waren ein Bild, wenn sie aus dem Walde durch die Weinberge gegen das Haus zur Weinlaube gestiegen kamen, Hand in Hand, mit hellen Gesichtern, das Wohlgefallen, das sie aneinander hatten, nicht verbergend, weil keinerlei Arg in ihnen war. Als es sich einmal traf, daß Lukas Hochstraßer und Brigitte beieinander standen und sie kommen sahen, verstummten diese beiden, die im Gespräch begriffen gewesen, und schauten, jedes unwillkürlich seinen Gedanken nachhängend, stumm eine Weile auf die weit oben am Berge Nahenden. Und nach dieser Weile trafen sich ebenso unwillkürlich ihre Blicke und sie lächelten beide.

„Da kommt unsre Hoffnung vom Berge herab," sagte Lukas und sprach zum erstenmal aus, was Brigitte lange in ihm wußte: daß er auf diesem Enkel die Zukunft seines Hauses ruhen sah, und daß ihm war, als lebe er selbst in keinem andern so weiter wie in dem Knaben, der seinen Namen trug.

Lukas, der Bauer, und Brigitte lebten ihre friedlichen Tage dahin. Von dem, was einmal zwischen ihnen Wort geworden war, sprachen sie nicht mehr. Ihr Leben war ein so vollkommenes Aufgehen im Dienste des andern, daß kein Band sie enger hätte knüpfen können. So wohl lebten sie ihre Tage, daß die, die um sie waren, nie ahnten, wie nahe sie innerlich sich angehörten. Alle diese andern, die so verschieden waren und wohl kaum aus sich selbst sich je zusammengefunden hätten, fanden sich ineinander in der Erkenntnis des gemeinsamen Fort- und Emporkommens. Ihr gemeinsames Glück gedieh und band sie so fest, daß Lukas wußte, es würde nichts ihren Frieden stören, auch wenn er eines Tages nicht mehr unter ihnen sein würde.

Es war aber früh, daß Lukas' Blick erlosch, früh, weil der starke Mann wohl hätte in die Achtzig hinaufreifen sollen, statt mit dem zweiundsiebzigsten zu sterben. Aber der Baum fiel, ehe er morsch wurde. Lukas hatte sich in rauhem Wetter an der Herbstarbeit erkältet. Eine Lungenentzündung befiel ihn. Schwere Fieber verzehrten seine Kraft. Nach vier Tagen starb er.

Brigitte hatte die Wache bei ihm, da der Tod ihn ankam. Es war am hellen Tage. Er hatte sich selbst seit vielen Stunden nicht mehr gefunden. Im letzten Augenblick schien ihm noch Klarheit zu kommen; denn er bäumte sich auf, als ob er sich emporrichten wollte. Dann tat er die Augen weit auf und die ganze Wucht seiner Lebensstärke leuchtete noch einmal aus ihnen. Es gelang ihm, sich gerade hinzusetzen, mit festem Druck hielt er Brigittens Hand, dann sank er jäh, wie vom Blitz geschlagen, in sich zusammen und war tot.

Das Mädchen, von dem der Reiz der Jugend gewichen war, stand an seinem Bett und verbiß den Schrei, der sich ihr auf die Lippen drängte. Sie hob die hagere und zitternde Hand und strich dem Toten über die Lider, feierlich, fast ehrfürchtig. Dann wuchs der Schmerz in ihr wie ein Wildwasser und quälte sie, daß sie sich umwendete, als müßte sie verzweifelnd aus dem Zimmer stürzen. Und da öffnete sich die Tür und mit hellem Gesicht, stark und jung trat Lukas, der Jüngling, auf die Schwelle. Da stand sie einen Augenblick wie vor einer Erscheinung und streckte ihm dann die Hände hin, die er, rasch ernst geworden und begreifend, was geschehen war, ergriff, und er hielt sie, als sie fallen wollte, er, der des Hauses Hoffnung war!

Aphorismen

Von

Paul Garin

Die Eitelkeit besteht zum guten Teil in dem Irrtum des Selbstbewunderers, als habe er seine Ideale an sich selbst verwirklicht. Sie ist daher immer ein Zeichen, daß Ideale vorhanden, und mit einer gewissen Gutmütigkeit verbunden.

•

Ein großer Teil allen Unrechts geschieht, weil wir zu bequem sind, den Fall zu überlegen, ein andrer großer Teil, weil wir keine Zeit dazu haben, den Fall zu überlegen. Aus reiner Bosheit und Schadenfreude geschieht nur wenig.

•

Du bist zwar deinetwegen in die Welt berufen worden. Diese Erkenntnis macht dein Streben und dein Glück aus. Der Irrtum aber, daß du nur deinetwegen und nicht der andern und der Welt wegen berufen bist, das macht deine Enttäuschung, deine Verzweiflung, deine Sünde, dein Unglück aus.

•

Sich vergeistigen heißt sich isolieren. Die großen Geister sitzen alle einzeln ein jeder auf seiner Alpenspitze, nur einander sichtbar und jenen, die ebenso hoch hinaufklettern können.

•

Das ist die Wahrheit; sie ist das Brot für die Reichen und für die Armen im Geiste. Für die geistreiche Mittelmäßigkeit genügen Kieselsteine, um das Gefühl der Sättigung hervorzurufen.

•

Es giebt kein besseres Mittel, die Feinde lieben zu lernen, als die Freunde.

Für jeden Menschen ist ein gewisses Minimum von innerlicher Steifheit — Charakter nennen es die Menschen — durchaus unentbehrlich. Den meisten aber wird dies Minimum einzig und allein von den Vorurteilen geliefert, mit denen sie durch Erziehung und Leben erfüllt werden.

•

Ein Mensch ist um so gesünder, je weniger er von sich spricht. Wer viel von sich spricht, hat entweder eine einzige große Krankheit oder er ist ein Narr mit tausend Krankheiten.

•

Wir üben Mitleid oft nur deswegen, um unsre Aufmerksamkeit von dem eignen Schmerz abzulenken.

•

Tugend ist die Kunst, niemals in komplizierte Verhältnisse zu geraten.

•

Wenn falsches Licht auf dich fällt, lügt dich sogar der Spiegel an.

•

Das raffinierteste Mittel der Natur, uns unsre Fehler recht erkennen und hassen zu lernen, sind unsre Kinder.

•

Denken können auch die gehetzten, schaffen nur die ausgeruhten Köpfe.

•

Nichts widerstreitet so sehr der Form als — die Formel.



W. M. Maximoff — Die Erbteilung

Aus dem russischen Volksleben

Von

S. Manjkowskij

(Hierzu sieben Abbildungen nach Werken russischer Künstler)

Lesen wir von den Vorgängen in der nach kurzer Tagung so jäh aufgelösten Reichsduma, von den urwüchsigen Bauernabgeordneten, von ihrem radikalen Wollen und Tun, von den Agrarunruhen, so drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: Was sind das eigentlich für Leute? Wo und wie leben sie? Was geht denn mit ihnen vor? Ist es dasselbe Volk, das noch vor etlichen vierzig Jahren in der Leibeigenschaft schmachtete? Oder ist es ein andres, ein junges Volk?

Europa kennt es nicht, und das, was so oft über das russische Volk geschrieben wird, ist meist von der Wahrheit weit entfernt. Europa kennt wohl die höheren Schichten, die Intellektuellen, die Handelssphären, aber das eigentliche, das Bauernvolk, das von den 140 Millionen Einwohnern des heiligen Rußland über 115 Millionen ausmacht, kennt es nicht. Was Wunder auch, kennt doch der Russe selbst seine Heimat kaum. Selbst ihm wird der Zugang zu den Bauern erschwert — wohl aus Angst, er könnte überflüssiges Licht ins Dorf hineintragen.

Will man das russische Volk, seinen Charakter, seine Seele verstehen, so darf man die Natur des Landes nicht übersehen. Hier wie dort dieselben Erscheinungen, dieselben Eigenheiten. Wie wenn die Nation sich nach dem Vorbild der Natur gebildet hätte. Hier überrascht den Fremden die Einheitlichkeit und Monotonie der Ebene, dort die Gleichförmigkeit der Völkerschaften und die Monotonie des Lebens. Ueberall haben die Bauern dasselbe Aussehen, dieselben Sitten, dieselbe Lebensweise. Im ganzen Lande dieselbe Sprache — fast keine Dialekte, keine Mundarten. Nur Kleinrussisch hebt sich gewaltig vom Großrussischen ab, es ist eben der Kontrast von Nord und Süd, Wald und Steppe. Aber Nord und Süd, der nördliche Winter wie der südliche Sommer wirken erschlaffend und laden zum Sichgehenlassen ein. Der Russe hat immer gegen die Natur und das Klima zu kämpfen, daher sein passiver Mut und sein Mangel an Energie. Natur und Klima haben ihn zum Stoiker gemacht. Niemand kann so leiden, niemand so sterben wie der Russe. In seinem ruhigen Mute vor dem Leiden und dem Tode liegt etwas wie Resignation des verwundeten Tieres. Durch sein Ertragen von äußerster Kälte und Hitze, durch seine Kunst im Hungern, seinen sanften, ruhigen Fatalismus und seine Leidensfähigkeit ist der russische Soldat auch der ausdauerndste in Europa. Welche Ironie — dabei ist das russische Volk das friedlichste der Welt! Aus diesem Kampfe mit den entgegengesetzten Eigenschaften der Natur sind auch seine entgegengesetzten Charaktereigenschaften hervor-

gegangen. Härte und Gutmütigkeit, Gefühllosigkeit und Güte reichen sich in seiner Seele die Hand. Er weiß, was Schmerz ist, und fühlt jederzeit Mitleid mit seinem Nebenmenschen. Mitleid für jeden Unglücklichen, Gastfreundschaft, Wohltätigkeit, Familiensinn sind ausgeprägte Züge des Volkscharakters. Der Russe hat ein goldenes Herz. Unter rauher Schale ist er ein liebreicher, sanfter, zärtlicher Mensch, wehe aber, wenn er auf Widerstand stößt, dann gewinnen Roheit und Härte die Oberhand. Der Einfachheit und Einheitlichkeit der Natur, dem flachen, einförmigen Boden entsteigt ein Gefühl der Schwermut, das jeden überkommt, und die Melancholie des Bodens und des Klimas stimmen auch die russische Seele melancholisch. Diese Melancholie zieht bisweilen die russische Seele zu einem Mystizismus hinüber (Gogol, Dostojewskij), bisweilen vereinigt sie sich unbewußt mit einem resignierten Fatalismus — daher die überraschende Ruhe und der Gleichmut der Russen. Im Spielen, im Gedränge ist er friedfertig, nicht lärmend, in der Trunkenheit entweder schweigsam, oder er umarmt seinen Nachbarn, küßt ihn und schwört ihm unter heißen Tränen ewige Treue. Wie seine Felder und sein Horizont keine Grenzen kennen, so kennt auch das Denken des Russen keine Grenzen; es liebt das Schrankenlose und geht auf die äußersten Konsequenzen der Ideen los.

Die Flachheit und die unermeßliche Ausdehnung des Bodens zerstören naturgemäß das Gefühl für Größenverhältnisse und lassen nur selten landschaftliche Schönheiten zur Geltung kommen. Wirklich Malerisches und Schönes bieten die stillen Teiche in einsamen Wäldern, die Schluchten, welche die Schneeschmelze in die Steppen gebohrt hat, die bewaldeten Einschnitte, durch die sich still ein langsamer Fluß windet. Allein auch diese Reize liegen so diskret, daß sie dem ersten Blick des Fremden völlig entgehen.

Was aber auf jeden einen tiefwirkenden, bleibenden Reiz ausübt, das ist die russische Erde im Wechsel der Jahreszeiten. Diese stechen scharf voneinander ab und hüllen abwechselnd die Erde in Gewänder von ganz entgegengesetzten Farben. Man muß sie in allen diesen Wechselformen gesehen haben, um sie bewundern zu können. Als ob die Jahreszeiten dem Boden die Mannigfaltigkeit der Kontraste, das Malerische und Schöne ersetzen wollten, was ihm die Natur versagt hat. Und wie sich die russische Natur in der Gegensätzlichkeit der Jahreszeiten zeigt, so auch der Volkscharakter und das Volkstemperament. Beide — Natur wie Mensch — leiden an Uebertreibung, fallen leicht von einem Extrem ins andre. Die russische Seele geht leicht von Erstarrung zur Tätigkeit, von Sanftmut zum Zorn, von der Unterwürfigkeit zur Revolte über. Abwechselnd gelassen und jähzornig, apathisch und stürmisch, kennt der Russe alle Variationen vom



N. J. Zostchenko — Vor dem Gemeindegericht



O. L. Bjeosky — Tanz in der Werkstatt



W. G. Makowsky — Ein Familienstreit vor dem Friedensrichter

Frost zur Hitze, von der Stille zum Sturm. Perioden von fieberhafter Energie und Zuversichtlichkeit wechseln ab mit Perioden der Ruhelosigkeit, Trägheit und Entkräftung. Und das zeigt sich beim Individuum, in der Gesellschaft und — bei der Regierung.

Arm und monoton wie die Landschaft sehen auch die russischen Dörfer aus. Keine Verzierungen, kein Schnitzwerk, nur selten Gärtchen mit Staketenzaun, selten nur Bäume und da fast nur Schwarzpappeln, nirgends Blumen, als ob die Prosa des Lebens nichts Poetisches aufkommen ließe. In den Waldgegenden sind die Häuser aus Holz, die Dächer aus gehobelten Brettern, im Süden die Häuser aus Stein — oft weiß getüncht —, die Dächer mit roten Ziegeln gedeckt. Am schlimmsten aber sieht's gerade im fruchtbaren, schwarzerdigen Zentrum Rußlands aus. Da sieht man nur kleine Hütten mit Strohdächern. Keller, Ställe, Zäune — alles aus Stroh.

Ein freundlicheres Bild bietet sich dem Auge an Feiertagen dar. Das Volk wandert reinlich und geschmückt zur Kirche. Welche Buntheit, welche Farbenpracht! Die rote Farbe ist vorherrschend. Das übliche Festkostüm der russischen Frau ist eine rote Bluse mit grünen Aermeln, eine blaue Schürze, die mit gelben Bändern unter den Armen gebunden wird, eine Jacke ohne Aermel und ein bunter Kopfaufsatz mit Gold- und Silberstickereien durchwirkt. Nur an hohen Festtagen — etwa zwanzig- bis dreißigmal im Jahre — genießt das Volk Fleischkost, sonst lebt es unter nordischem Himmel wie ein Volk des Südens. Seine Hauptnahrung besteht aus Schtschi (Kohlsuppe), Buchweizengrütze, Hirse, sauerm Schwarzbrot, Kartoffeln, Gurken — und selten kann man sich satteessen. Als Nationalgetränk gilt der Kwas (eine Art leichtgegorenen Roggenwassers), und in dem industriellen waldigen Rayon auch der Tee. Hier ist der kupferne Samowar das erste Gerät der Wirtschaft, und es gibt fast keine arme Hütte, die ihn entbehrte.

Ist schon das Los des Bauern kaum beneidenswert, so ist das der Bäuerin unsäglich trostloser. Schon mit ihrer Geburt kennzeichnet sich ihr hartes Los. Es ist Brauch, wenn das erste Kind eines jungvermählten Paares ein Mädchen ist, daß am nächsten Tage die Freunde den Mann überlegen und ihn bis zu Tränen prügeln — so will's die Sitte. Bis vor etwa zwanzig Jahren existierte noch der Heiratszwang. So kam es, daß das Volkslied die Ehe als ein Unglück für das Mädchen schilderte. Und in keine seiner Lieder hat das Volk so viel Herz und Gemüt hineingelegt als in die, welche das vornehmste Ereignis des Menschenlebens zum Gegenstand haben — die Ehe.

Heute läßt sie sich keinen Mann mehr aufzwingen. Heute wird von der Ehe wie von der Erfüllung der liebsten Wünsche gesungen. Und damit ist der revolutionäre Grundsatz in das Dorf eingedrungen.

Ist die Russin verheiratet, trägt sie einen karierten Rock statt eines gestreiften, einen hohen Kopfaufsatz statt eines Tuches und das Haar in zwei Zöpfe statt in einen geflochten. Dadurch

unterscheidet sich die Tracht der Frau von der des Mädchens. Nun ändert sich ihre Stellung und ein rastloses Mühen und Kämpfen beginnt. Sie hat für den Haushalt, für Sauberkeit zu sorgen, die Familie zu ernähren, zu kleiden, Feldarbeit zu verrichten und — die Prügel des Mannes zu ertragen. Der ganze Reichtum der Frau besteht in Leinwand, Stickereien und andern Stoffen. Dies Eigentum verbleibt ihr auch in der Ehe, vorausgesetzt, daß der Mann es nicht vertrinkt. Während der väterliche Besitz allein auf den Sohn übergeht, vererbt sich der Besitz der Frau allein auf die Töchter. So will's die Sitte und dagegen kann kein Gericht, kein Gesetz etwas ausrichten. Naturgemäß ist der Zusammenhang zwischen Mutter und Tochter und Schwestern untereinander besonders innig und oft rührend, was aber anderseits zu Konflikten mit den Männern, zu Gerichtszenen und tragischen Situationen führt. Sie ist dann der Vergewaltigung, der Roheit und Wildheit des Mannes erbarmungslos preisgegeben. Eine freiwillige Aufteilung des Besitzes darf gesetzlich nicht vorkommen. Sie ist abhängig von der Zustimmung des Familienoberhauptes, der Gemeinde und von der Genehmigung des Landhauptmannes. Andre Aufteilungen werden vor Gericht nicht anerkannt.

Der Bauer hat eben andre Gesetze, andre Gerichte. Das Bürgerliche Gesetzbuch erstreckt sich auf ihn nicht, nicht einmal das Strafgesetz. — Stiehlt zum Beispiel ein Bauer einem Adligen ein Paar Stiefel, so wird er vom Landhauptmann abgeurteilt und mit einer Gefängnisstrafe von sechs Monaten belegt; stiehlt er aber dieselben Stiefel unter denselben Umständen einem andern Bauern, so wird er vom Gemeindegericht zu einem Monat Arrest verurteilt, den er zu Hause absitzen kann. Dieses Gemeindegericht, auch ständisches Bezirks- oder Wolostgericht*) genannt, ist mit der Aufhebung der Leibeigenschaft durch das Manifest vom 19. Februar 1861 errichtet und allein für die Bauern bestimmt. Von ihm allein werden die Bauern nach ihren eignen Rechtsbegriffen nach altem Herkommen gerichtet. Es hat über alle Vergehen von geringer Bedeutung, die im Bereich des Bezirks von Bauern gegen ihresgleichen verübt sind, zu richten. Richter sind einfache Bauern — meist Analphabeten — in langen Bärten und langen Kaftans, von ihresgleichen gewählt, und haben ein einjähriges Mandat. Berufung kann nicht eingelegt werden. Sie tagen in der Regel am Sonntag in einer kleinen, niedrigen Isba. Die Wand ist mit dem Bildnis des Kaisers geschmückt und in einer Ecke hängt, wie überall in Rußland, das Heiligenbild. Alles trägt einen Zug einfacher Würde und bäuerlicher Schlichtheit.

Wie die Wolostrichter war auch jener achtungswerte Stamm von Friedensrichtern ein Produkt des Manifestes vom 19. Februar 1861. Auch diese gingen durch die Wahl hervor. Da sie aber über Streitigkeiten aller Stände zu entscheiden hatten, wurden sie nicht von den Bauern allein, sondern von einer Versammlung, in welcher Vertreter verschiedener gesellschaftlicher Klassen vereinigt sind, von dem Kreissemstwo gewählt. Dies waren meist

*) Mehrere benachbarte Gemeinden bilden eine Wolost.



G. G. Miassoiedoff — Das Manifest vom 19. Februar 1861



V. G. Makowsky — Abendunterhaltung

fortschrittliche Liberale, Freunde und Bewunderer des Volkes. Ihr Charakter, ihre Sittlichkeit hoben sie über die Versuchung der Bestechung hinweg. Amtsuntreue war unter ihnen ein fast unerhörter Vorgang. — Vor ihrem Richterstuhl wurden Zivilklagen bis zu 1000 Mark und Kriminalsachen bis zu einem Jahr Gefängnis verhandelt. Der Friedensrichter hatte weder Robe noch Uniform; saß nach seinem Belieben im Rock oder Jackett und trug nur am Halse an einer vergoldeten Kette eine Medaille. Er war stets peinlich höflich. Rang und gesellschaftliche Stellung fanden bei ihm keine Beachtung.

Wißt ihr, liebe Leser, was der russische „Mir“ ist? Nein, ihr wißt es nicht. Der „Mir“ (Dorfgemeinde) ist eine Versammlung von 500 Mann, die alle gemeinsamen Angelegenheiten nie anders als einstimmig entscheidet, die Obrigkeit selbst wählt, gesellschaftliches Kapital hat, selbst revidiert und vor dem die Obrigkeit verantwortlich ist. Seine Hauptaufgabe ist die gemeinsame und autoritative Ordnung des landwirtschaftlichen Betriebs der ganzen Gemeinde, da das Land nicht in Parzellen einzelner, sondern Eigentum der ganzen Gemeinde ist. Nicht wahr, eine freie, echt republikanische Institution. Aber vergeßt nicht, daß Rußland das Land der Gegensätze ist, und darum ist dem „Mir“, diesem historischen Produkt, zur Zierde der Landhauptmann (Sémskij Natscháljnik) aufgesetzt worden. Mit ihm ist der „Mir“ und das Bauerngericht illusorisch geworden. Er wird nicht von den Bauern gewählt, sondern ist von der Regierung an Stelle des Friedensrichters erst in den 90er Jahren aus der Zahl der Adligen des Ortes und ohne jeden Bildungszensus ausgesucht und eingesetzt. Er ist der Allmächtigste im ganzen Distrikt, und in ihm vereinigt sich die ganze richterliche und ausführende Gewalt. Wenn ein Bauer ihn nicht grüßt, die Mütze nicht lüftet, wird er bestraft. Steht eine Frau nicht auf, wenn er vorüberfährt — bekommt sie Arrest.

Es zittert wie ein heraufziehendes Gewitter in der Luft, die Entscheidung in dem heißen Kampfe zwischen Volk und Obrigkeit, Volk und Gutsbesitzern naht. Noch hat der Bauer die Erinnerung an das Blut nicht verloren, das seine Väter und Großväter in den Ställen vergossen haben, wenn die Gutsherren sie mit Ruten und Knuten züchtigen ließen, noch hat er es nicht überwunden und wird es wohl auch nicht so bald, daß er bei seiner Befreiung so wenig und so schlechtes Land und für ungeheure Summen erhalten hat, während die besten Wiesen, Wälder, Felder und der gedüngte Boden den Gutsherren blieben. In 45 Jahren hat sich die Bevölkerung verdoppelt, während der Boden sich durch die Armut und Unwissenheit der Bauern verschlechtert und erschöpft hat und nur wenig Neuland kolonisiert worden ist.



N. P. Zagorsky — An der Türe des Krankenhauses



Bauplatz für den neuen Riesenbahnhof der Pennsylvania-Bahn in New York

Der Tunnel unter dem Hudsonfluß

Von

Arthur G. Abrecht (New York)

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Vor einigen Monaten gab es in New York ein Ereignis, das in der wechselreichen Geschichte des Verkehrswesens der Metropole der Neuen Welt das Herannbrechen einer neuen Epoche bedeutete. Tief unter dem Grunde des New York vom Festlande trennenden Hudson trafen sich zwei Schichten Arbeiter, die sich seit etwas über zwei Jahren maulwurfgleich von beiden Ufern aus fortgewühlt, gebohrt und gegraben, in nie rastendem Vordringen zwei mächtige, nebeneinander herziehende Röhren durch Stein und Sand und Schlamm treibend. Zwei Röhren, dazu bestimmt, die ersten eines ausgedehnten Tunnelsystems zwischen Manhattan Island und New Jersey auf der einen, Manhattan und Long Island auf der andern Seite zu werden. Und wenige Stunden, nachdem die Bohrleute in dem gähnenden schwarzen Stollen aufeinander gestoßen waren, trat eine kleine, aus den Leitern des Tunnelbaus, Vertretern der Pennsylvania-Bahn, in deren Auftrage die Arbeiten ausgeführt werden, und den hierzulande ja nirgends fehlenden Repräsentanten der Zeitungen bestehende Reisegesellschaft die erste Fahrt unter dem Hudson hindurch an. Allerdings unterschied sich die Reise wesentlich von der, die der Passagier der Bahn in etwa anderthalb Jahren im luxuriösen Pullman-Waggon durch den Tunnel machen wird, denn anstatt der Elektrizität lieferten die sehnigen Arme der Arbeiter die Triebkraft, die den kleinen, den Bergwerksförderhunden nicht unähnlichen Karren durch die Röhre beförderten, auch dauerte die Fahrt, die späterhin so rasch vorüber sein wird, daß der Passagier sich gar nicht bewußt wird, daß er sich in einem Tunnel befindet, 45 Minuten; allein jene Reisegesellschaft war darum doch nicht weniger stolz, war sie doch die erste, die, trockenen Fußes und ohne Benutzung eines Bootes von New Jersey nach New York herübergekommen, den Traum vieler Jahre verwirklicht, eines der größten Projekte menschlichen Unternehmungsgeistes der Vollendung nahe sah.

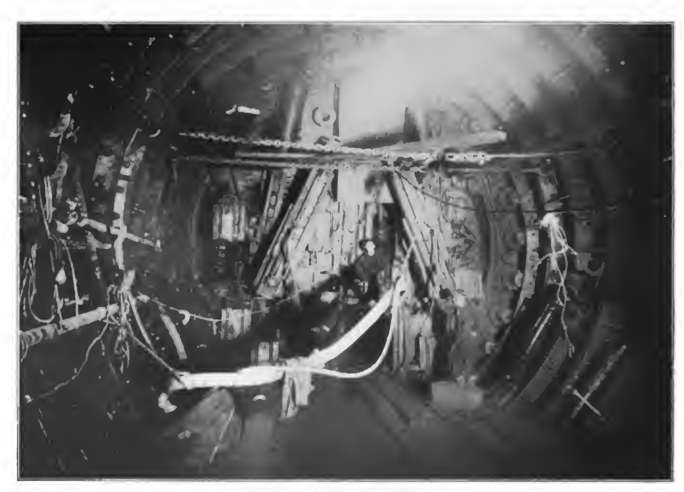
Bislang war die New-Yorker Zentralbahn, der Pennsylvania-Bahn mächtige Rivalin, die einzige der großen amerikanischen Stammbahnen, deren Gleise direkt in das Herz der Metropole führten. Alle andern mußten ihre Fahrgäste auf Fährbooten von New Jersey über den Hudson nach New York bringen. War der Fluß mit Eis bedeckt oder lag Nebel auf den Wassern, so war es nicht nur unmöglich, den Fahrplan einzuhalten, sondern die Fahrboote schwebten auch bei dem gewaltigen Verkehr auf dem breiten Strome in steter Gefahr, und groß ist die Liste der Unfälle, bei denen nicht selten der Verlust von Menschenleben zu beklagen war. War es ein Wunder, daß die Bahnen, deren Bahnhöfe sich jenseits des Stromes befinden, von jeher sehnsüchtigen Blickes nach New York hinüberschauten,

danach trachteten, ihre gewaltige Konkurrentin, die New York Central, aus dem Felde zu schlagen? Vor Jahren schon machte man sich an die Lösung des Problems, schlug man den Bau einer oder mehrerer Riesenbrücken vor, die aber bis jetzt Projekte geblieben sind, dachte man an Tunnelbauten. Letzterer Plan sollte zuerst zur Ausführung kommen, und schon vor ungefähr zwanzig Jahren begann eine Gesellschaft, eine Röhre unter dem Flußbett hindurch zu graben, aber nachdem man einige hundert Fuß weit vorgedrungen war, stellte man die Arbeiten ein, denn infolge der Unvollkommenheit der technischen Hilfsmittel war einmal der Verlust an Menschenleben zu groß, dann machte man auch nicht die erwarteten Fortschritte, und schließlich scheint auch das Geld ausgegangen zu sein.

Als vor einigen Jahren Augustus A. Cassatt an die Spitze der Verwaltung der Pennsylvania-Bahn trat, war es sein erstes Bemühen, das von seiner Gesellschaft so lange angestrebte Ziel zu erreichen. Einer der höchsten Beamten wurde mit dem Ankauf des zum Bau des Riesenbahnhofes in New York nötigen Grundbesitzes betraut, der eigentliche Bau der beiden Tunnelröhren unter dem Hudson, die nur ein Teil des gigantischen Tunnelsystems der Bahn sind, wurde Herrn Charles M. Jacobs übertragen, einem Manne, der vielleicht mehr Tunnels unter Wasser gegraben hat als irgendein andrer Ingenieur der Alten und der Neuen Welt. Nachdem genügend vorgearbeitet worden war, begann man am 11. Juni 1903 an der West 32. Straße in New York den ersten Schacht zu graben, der am 11. Dezember desselben Jahres vollendet war. Am 18. April 1904 wurden die Bohrarbeiten von der New-Yorker Seite aus in Angriff genommen, und wenige Monate darauf begann auch von der Jersey-Seite aus die Maulwurfsarbeit, nachdem auch dort ein Schacht gegraben worden war. Es galt, in einem Abstande von 15 Fuß zwei parallel laufende Röhren zu bohren, in einer Gesamtlänge von 13700 Fuß, von denen 6100 unter dem Flusse, 500 unter einem Hügel auf der Jersey-Seite hinziehen. Der Endpunkt der beiden Hauptlinien ist in New York der zu erbauende Bahnhof, in Jersey sind es die Salzwiesen bei Hackensack, einem der Städtchen jenseits der den Hudson säumenden Palisaden.

Während der Vornahme der Bohrarbeiten stießen die an dem Bau beschäftigten Leute auf gar verschiedenen Grund. Auf massiven Fels, Fels mit darüber lagerndem Kies, auf von Sandablagerungen durchzogenes Gestein, auf mit Lehm durchsetzten oder reinen Kies, auf Triebsand und auf Schlamm. Wo hartes Gestein den Arbeitern im Wege war, konnte es mit Dynamit gesprengt werden, anders aber war es mit Sand, Triebsand und Schlamm.

Der wichtigste der beim Tunnelbau zur Verwendung gekommenen Apparate, das Bohrschild, ist eine Erfindung Herrn Jacobs'. Es genau zu beschreiben würde zu viel Raum erfordern, man stellt es sich am besten als eine kesselartige Röhre von etwa 17 Fuß Länge vor, von genau dem Durchmesser des Tunnels, 23 Fuß. Vor dem



Hinter einem der Bohrschilder

vorderen Ende befinden sich drei auf- und abwärts gleitende Plattformen, auf welche die Arbeiter durch kleine Türen hinausklettern, um zu graben und zu bohren, so daß, wenn genügend Raum frei geworden ist, das Schild durch hydraulische Pressen um ein Stück vorwärts bewegt werden kann. Das ausgegrabene Material wird durch die Türen im Schilde in die bereits gegrabene Röhre geworfen, wo kleine Förderkarren es aufnehmen und durch den Tunnel nach dem Schachte bringen. An einem Schilde arbeiten jeweils dreißig Mann in drei Schichten, Tag und Nacht.

Der Tunnel selbst besteht aus gußeisernen Ringen von je 2½ Fuß Breite. Ist das Bohrschild um 2½ Fuß vorgedrungen, so werden die elf Platten und das oben in der Mitte anzubringende Schlußstück eines ums andere durch einen hydraulischen Kran an Ort und Stelle gebracht, mit Bolzen vernietet, und ein weiterer Ring ist fertig. Jeder dieser Ringe wiegt etwa 15 Tonnen. Der größte je während neunstündiger Schicht gemachte Fortschritt betrug 5 Ringe oder 12½ Fuß. Die ganze Röhre wird nunmehr mit einer 2 Fuß dicken Schicht Beton ausgekleidet, eine Arbeit, die mehrere Monate in Anspruch nehmen wird.

Den besten Begriff von der Arbeit im Tunnel erhalten wir durch einen Besuch der gewaltigen Anlage. In einem Schuppen östlich von der 11. Avenue in Manhattan empfängt man uns in einem Raume, in dem ganze Berge von Oeltuchanzügen, Oeltuchkappen und großen Gummistiefeln aufgestapelt liegen. Ein Arzt ist zur Hand, der jeden der Teilnehmer an der Fahrt in die Unterwelt auf Herz und Lungen untersucht und so manchen, von dem er befürchtet, daß er den zwischen 20 und 37 Pfund auf den Quadratzoll variierenden Luftdruck nicht auszuhalten vermag, zurückweist. Noch



Tunnelarbeiter, soeben aus dem Schacht kommend

weit eingehender als die Untersuchung der Gäste ist die der Arbeiter, die sechs Stunden pro Tag, und zwar drei Stunden, dann drei Stunden Pause, dann wieder drei Stunden, unter dem Luftdruck zu arbeiten haben. Nur die kräftigsten und widerstandsfähigsten Leute, bei denen von vornherein alle Gefahr ausgeschlossen scheint, werden engagiert, einerlei, welcher Tätigkeit sie früher auch nachgegangen sein mochten.

Nachdem jeder Teilnehmer an der Fahrt in die Unterwelt sich sein Oeltuchkostüm ausgesucht, führt man uns durch einen wahren Irrgarten von hölzernen Korridoren, Balkenwerk, Stützen, Strebern und Pfeilern nach einer großen Plattform, die sich alsbald in Bewegung setzt und in die Tiefe zu versinken beginnt, 75 Fuß tief hinab. Wir befinden uns auf dem schlammigen Grunde des Schachtes. Nach der einen Seite zu erblicken wir durch einen mächtigen, in massives Gestein gehauenen Tunnel das Tageslicht. Man bedeutet uns, daß dies Gewölbe die Verbindungsstrecke zwischen dem Bahnhofe und dem eigentlichen Tunnel ist. Nach der andern Seite zu gähnen zwei große runde Oeffnungen, nur spärlich beleuchtet, aus denen sich zwei schmalspurige Gleise schlängeln. Ab und zu erscheint ein mit einem riesigen eisernen Eimer beladenes Wägelchen, Gestein oder Schlamm, aus dem Tunnel ausgegraben, enthaltend, ein elektrisch betriebener Kran faßt den Behälter, und blitzschnell geht's in dem Schachte in die Höhe.

Ein paar Minuten lang geht es mit viel Stolpern und Ausgleiten die Gleise entlang, und plötzlich sehen wir uns einem Apparate gegenüber, der wie zwei nebeneinander liegende Dampfkessel aussieht, der eine mächtig groß, der andre von nicht ganz Mannshöhe. Dies sind die „locks", die Luftschleusen oder -kammern, die einmal den diesseitigen Verschluß der Röhre bilden und die komprimierte Luft am Entweichen verhindern, anderseits aber auch als Sicherheitsventile für die den Tunnel betretenden oder verlassenden Arbeiter dienen. Die Hauptsache in der Vermeidung gesundheitlicher Schädigungen durch Luftdruckwechsel besteht nämlich darin, daß der Wechsel allmählich geschieht, und die Konstruktionsgesellschaft hat daher die eiserne Regel eingeführt, daß jeder Arbeiter sowohl beim Betreten wie beim Verlassen des Tunnels so und so lange in der Luftschleuse zuzubringen hat, wo der Luftdruck allmählich gesteigert oder verringert wird. Auch wir Gäste haben uns der Regel zu unterwerfen, obschon man uns zu Ehren den Druck in der Röhre von 28 auf 20 Pfund per Quadratzoll reduziert hat.

Der große der beiden Kessel ist die Hauptkammer, durch die mit Baumaterial beladene Karren hinein-, mit Stein, Kies oder Schlamm beladene herausbefördert werden. Der kleinere Kessel dagegen ist die für Menschen bestimmte Komprimierkammer, in der auf zwei der Länge nach hinziehenden Bänken etwa ein Dutzend Männer Platz findet, eng aneinander gedrängt. Wir nehmen Platz. Unser Führer schließt die Türe, dann fordert er



Untersuchung eines Tunnelarbeiters durch den Arzt



Inneres der Hospitalkomprimierkammer

uns auf, unsre Riechorgane kräftig mit Daumen und Zeigefinger zuzuhalten und zu tun, als wollten wir uns heftig schneuzen. Dies, so erklärt er uns, zwingt die komprimierte Luft, ihren Weg durch die Ohren in die inneren Gänge zu suchen. Im selben Moment dreht er einen Hebel über seinem Kopfe und ein ohrenbetäubendes Zischen hebt an. Die Temperatur erscheint uns wie in einem türkischen Bade, dabei empfinden wir ein unerträgliches Unbehagen in den Ohren, das auch durch Schlucken nicht zu beseitigen ist. Wir versuchen zu sprechen und werden gewahr, daß die Stimme sich merkwürdig verändert hat, sie kommt uns vor wie aus weiter Ferne zu uns dringend, auch das Hörvermögen haben wir teilweise eingebüßt und unsre Lippen sind unempfindlich, alles Gefühl ist daraus verschwunden. Ist der Besucher ein „gutes Sujet" für komprimierte Luft, wie unser Führer sich ausdrückt, so hat das Einströmen der Luft keine weiteren übeln Folgen für ihn, eignet er sich aber weniger für die Arbeit des „sand hog", welchen wenig schmeichelhaften Namen man den menschlichen Maulwürfen beigelegt hat, so bekommt er Ohrweh, gegen das Zahnschmerzen „in der höchsten Potenz" wahre Wollust sein sollen. Ihm kommt es vor, als suche sich der ganze Inhalt seines Oberstübchens eines Ausweg durch die Ohren zu bahnen.

Allmählich läßt das Zischen nach, es schwächt sich mehr und mehr ab, und schließlich, nach einem Zeitraume, der uns wie ein Abschnitt aus der Ewigkeit dünkt, öffnet sich die jenseitige Tür der Kammer, und wir betreten die gähnende, schwarze Tunnelröhre, durch die sich eine endlos erscheinende Reihe elektrischer Glühlampen hinzieht. Allmählich fühlen wir uns ziemlich behaglich, aber mit dem Gehör steht es noch schlimm, und eine gewisse Neigung zum Schwindel verläßt uns auf der ganzen Inspektionsreise nicht. Beim Verlassen des Tunnels durch die Luftkammer am andern Ende gewinnen wir den Eindruck, als ob der Luftdruck nochmals erhöht würde, während genau das Gegenteil der Fall ist — man reduziert den Luftdruck ebenso langsam, wie man ihn vorher erhöhte.

Beim Verlassen des Tunnels macht man uns auch auf das Hospital aufmerksam, das die Konstruktionsgesellschaft errichtet hat, um allerlei Unfälle möglichst rasch behandeln zu können. Eine der eigenartigsten Abteilungen ist jene, in



Der Arzt betritt die Hospitalkomprimierkammer

der Arbeiter, die den Vorschriften zum Trotz die Luftschleusen zu früh verlassen haben und an der „Caissonkrankheit“ leiden, behandelt werden. Dort befindet sich nämlich eine Miniaturluftschleuse, in der gerade zwei Mann auf Ruhebetten Platz haben. Der Patient wird in die Schleuse gebracht, von neuem „komprimiert“, und dann wird der Luftdruck allmählich verringert und der Kranke darf die Schleusenkammer nicht eher verlassen, als bis er den ganzen Prozeß durchgemacht hat. Sobald er sich erholt hat, kann er durch ein über seinem Kopfe angebrachtes Telephon den Arzt herbeirufen, der ihn einer eingehenden Untersuchung unterzieht.

Die Ingenieure behaupten, daß bezüglich der Stabilität des Tunnels nicht der mindeste Zweifel obwalte, trotzdem ein nicht geringer Teil jeder der 66000 Tonnen wiegenden Röhren in einem Schlammbett liegt. Um jedoch eine Senkung unter dem Gewicht der hindurchfahrenden Züge zu vermeiden, hat Ingenieur Jacobs einen Plan erdacht, demzufolge auf der Strecke des Tunnels, die durch Triebsand und Schlamm geht, in Abständen von jeweils 15 Fuß vom Boden der Röhren aus Gußstahl-Pfeiler, die sektionsweise ineinander geschraubt werden, versenkt werden, und zwar werden so lange Sektionen ineinander geschraubt, bis der Pfeiler auf festem Grunde ruht. Diese Pfeiler bilden dann die Unterlage für die Bahngleise, so daß die Röhre selbst die Last der Züge nicht zu tragen hat. Auf unsrer Wanderung durch den Tunnel bemerkten wir da und dort, wo der untere Teil der Röhre sichtbar war, Gußstahlpflöcke im Boden, die dazu bestimmt sind, die Spitzen der Pfeiler zu werden. Dadurch, daß man diese Vorkehrung getroffen hat, kann dieser Teil der Arbeit ausgeführt werden, ohne daß auch ein Tropfen Wasser in die Röhren eindringt.

Es dürfte ungefähr achtzehn Monate dauern, bis der erste Zug den Tunnel durchfährt. Selbstverständlich wird Elektrizität die Triebkraft bilden. Und wenn einmal die ersten Räder unter dem Flusse dahinrollen, dann wird auch der Riesenbahnhof seiner Vollendung nahe sein, dann wird eines der größten Werke moderner Ingenieurkunst vollbracht sein.



Auf der Treppe von links nach rechts: Chefingenieur Charles M. Jacobs, vor ihm der Vertreter der Pennsylvania-Bahn A. J. County, hinter ihm Ingenieur Alfred Noble, rechts Generalingenieur Hewitt und F. D. Rourke, Präsident der Baugesellschaft. An der Wand Assistent James Forgle, im Hintergrund zwischen beiden letzteren der Chefarzt der Tunnelbauten

Die erste Reisegesellschaft, welche die Reise von New York nach New Jersey unter dem Hudsonfluß machte



Mauerblümchen. Nach einem Gemälde von Josef Engelhart



Line

Skizze
von
Lotte Gubalke

Am Ende der breiten Promenade stand das herrschaftliche Haus, in dem Linens Großvater den Pförtnerdienst versah.

Die Straße war an beiden Seiten mit Blumenreihen und Blumenrabatten eingefaßt. Ganz an ihrem Ende schimmerte der schlanke Turm einer Kirche.

Er sah aus wie ein Riesenarm, der in den Himmel griff. Wenn der Großstadtdunst mit der Abendsonne kämpfte und alles wie in Blut oder zuweilen auch wie in flüssiges Gold getaucht schien, sah er aus wie nichts Wirkliches — wie etwas Traumhaftes.

Das große Haus hatte zwei Eingänge.

Der eine, nur für Herrschaften, wurde selten benutzt. Der Eigentümer des Hauses weilte meist in fernen Ländern. Kaliske, der Pförtner, hatte deshalb ein leichtes Amt. Selten genug schreckte ihn die Haustürklingel aus seinen Gedanken.

Nebenan in dem breiten Toreingang stand auf einem Blechschild: „Das Betteln, Musizieren, das Herumstehen und Spielen der Kinder im Hof und in dieser Vorhalle ist verboten.“

Wenn Kaliske durch das Fenster schaute, das auf die Vorhalle dieses zweiten Eingangs führte, fiel sein Blick an warmen Sonnentagen auf den Rollstuhl, in dem Line saß.

Seine alte taube Frau saß mit dem Strickstrumpf daneben. Es war Kaliske zur Gewohnheit geworden, zu seufzen, wenn er auf die beiden sah. Und das Schmerzhafteste dieser Seufzer galt seiner Tochter, die eines Tages die kleine Line bei ihren Eltern in der Portiersloge abgegeben hatte und dann auf Nimmerwiedersehen verschwunden war. Das Reden hatte sich Kaliske so ziemlich abgewöhnt. Mit wem sollte er es tun? Wenn er sich mit seiner Frau über etwas verständigen wollte, mußte er schreien. Das widerstrebte seinem ganzen Wesen. Und Line war erst elf Jahre alt und genau so wortkarg wie er. Sie schaute ihn nur manchmal mit ihren großen grauen Augen fragend an. Dann dachte er: ‚Frage lieber nicht, ich kann dir keine Antwort geben.‘ Wenn es ganz warm und windstill war, fuhr Kaliske den Rollstuhl mit dem Kind in die Sonne.

Gerade dem Haus gegenüber im Vordergrund eines Gebüsches von Rotdorn und Goldregen stand eine Bank. Bis die Nachbarskinder aus der Schule kamen, saß Line meist allein in ihrem Rollstuhl und starrte sehnsüchtig die Straße hinab. Sie war gelähmt seit ihrem ersten Lebensjahre. Da gab es nicht ein Glied an dem kleinen siechen Körper, das eine natürliche Form gehabt hätte.

Wenn nur wenigstens die Schmerzen nicht gewesen wären, schreckliche Schmerzen, die gar nicht zu schildern waren.

Schien die Sonne recht warm vom Himmel herab, dann fühlte sich Line erträglicher. Sonne — Sonne, danach verlangte sie sehnsüchtig.

Wenn Line schmerzfrei war, konnten ihre Augen ganz selig strahlen. Dann dachte sie, die so viel allein war, an allerhand ganz seltsame Dinge, die sie erfahren und entdeckt hatte. In eine Schule konnte sie nicht gehen. Eine junge Gemeindeschwester kam ein paarmal aus freien Stücken und unterrichtete sie. So gern hätte sie manchmal über das gesprochen, was sie bewegte. Großvater jedoch wollte nicht gestört sein. Großmutter war sehr gut, aber es fiel Line so schwer, laut zu sprechen. Gerade die Dinge, die sie gerne einem Menschen erzählt hätte, mußten ganz leise gesprochen werden.

Die Kinder von der Straße waren alle gut zu Line. Sie brachten ihr Blumen, bunte Steine und Schneckenhäuser aus dem Wald mit. Nur hielten sie es nicht lange aus, still neben ihr zu sitzen. Sie spielten Königsball und Anschlag und Puppensee. Line nahm ihnen das nicht übel. Sie war zufrieden, wenn sie zusehen konnte.

Eines Tages erschien zwischen den Kindern ein fremder Junge. Er sah anders aus als die andern. Schlank und dünn. Er trug lange Locken bis auf die Schultern. Sein rotseidenes Halstüchelchen war so flott gebunden, und an seinem Samtkittelchen saßen goldene Knöpfe. Er wohnte in dem Haus an der Ecke — kam mit des Zigarrenhändlers Tochter, der roten Dore. Anfänglich kümmerte er sich nicht um Line. Wenn er lief, so flog er wie ein vom Bogen entsandter Pfeil dahin. Purzelbäume schlug er drei, vier hintereinander. Alle Kinder waren um ihn, staunten ihn an. Dann kam mit schnellen Schritten ein hagerer Mann, nahm ihn ärgerlich an der Hand und führte ihn fort.

Line hätte gern gewußt, was das zu bedeuten habe. Aber die Kinder waren allesamt hinter den beiden hergelaufen. So saß Line allein neben der Bank unter dem Rotdorn in ihrem Rollstuhl. Manchmal kam ein greller Pfiff über die Bäume des Parks und hinterdrein schwebte eine weiße

Rauchwolke. Großvater Kaliske hatte ihr vor Jahren erklärt: ‚Das macht der Zug, er fährt in die Welt.' Die Großmutter hatte ihr einst, als sie fragte, erzählt, ihre Mutter sei in die Welt gefahren. Nun schreckte sie immer zusammen bei diesem durchdringenden Ton. Sie dachte halb freudig, halb angstvoll, daß einmal mit einem solchen Zug ihre Mutter heimkehren würde.

Wenn der Wind nach der andern Seite stand, kamen Glockentöne durch die Luft geschwommen. Von der Kirche gingen sie aus. Und das war auch eins von den geheimnisvollen Dingen, über die sie nachdachte.

„Kann man hinein in diese Kirche?" hatte sie ihren Großvater gefragt.

„In die Kirche? Ja nu ja, man kann schon, wenn man Zeit hat." Aber er, Kaliske, hatte dazu keine Zeit. Alle die Herren mit den geputzten Damen fuhren hin. Das wußte sie von den Kindern, die immer hinterdrein rannten und sich am Kirchentor aufstellten. Entweder gab's eine Taufe oder eine Hochzeit. Und alles, was sie im Flug davon sehen konnte, war bunt und lustig. Die Gemeindeschwester hatte ihr erzählt, jeder würde getauft. Also war sie auch einmal in der Kirche gewesen.

Wenn sie daran dachte, so war sie sicher, daß das der Glanzpunkt ihres Lebens gewesen sei. Sie konnte sich das alles sehr lebhaft ausmalen. Sie bebte jedesmal vor Aufregung. Sicherlich würde es gerade so gewesen sein wie nebenan beim Grünkramhändler. Sie in einem weißen Kleidchen mit bunten Bändern — und Droschke war man gefahren ... Ihr Herzchen schlug so heftig. Sie schloß die Augen und seufzte. Heute reichten ihre Kräfte nicht aus, das alles auszudenken bis ans Ende. Die gute junge Gemeindeschwester hatte ihr erzählt, man empfängt in der Taufe den heiligen Geist. Und ein andermal hatte sie ihr ein kleines rotes Gelatinebildchen mitgebracht: „Die Darstellung im Tempel". Der heilige Geist war darauf in Gestalt einer Taube zu sehen. Einer Taube, die aus der Sonne fliegt, mitten aus der Sonne. Wenn sie das Bildchen auf ihre warme Hand legte, so krümmte es sich. Es war etwas ganz Merkwürdiges um das Bild, und es war ihr größtes Heiligtum.

Ueber all das konnte sie nun mit niemand reden...

Einmal hatte sie der Großvater schon ganz früh neben die Bank unter den Büschen gefahren; das Wetter war wunderschön.

Kaum saß sie ein paar Sekunden, so kam der fremde Junge im Samtkittel. Er setzte sich still auf die Bank und sah lange Zeit gedankenvoll über Line hinweg, auch auf die Silhouette der Kirche.

Gern hätte sie ihn angeredet. Eine Scheu hielt sie davon ab. Sie holte aus der Tasche, die neben ihrem Stuhl hing, das Gelatinebildchen und legte es auf ihre Hand. Ein kleiner weicher Windhauch blies es herab. Sie stieß einen Hilferuf aus. Der Junge schaute sich um.

„Was hast du denn, armes Ding?" fragte er mitleidig. Sie zeigte ängstlich auf das zusammengerollte Bildchen.

„Ah — so!" Er hob es ihr auf und gab es vorsichtig zurück.

„Der heilige Geist ist darauf," sagte sie erklärend und entschuldigend.

Das schien ihm wenig interessant.

Sie legte das Bildchen auf ihre Hand und meinte wichtig: „Es ist fast so, als ob es lebendig sei."

Das Bild krümmte sich knisternd nach der andern Seite.

Dies war dem fremden Jungen ungemein interessant. Er trat ganz nahe an ihren Stuhl und schaute zu, bis es wieder glatt war und sich allmählich andersherum aufzurollen begann.

„Da," sagte sie mit einem heroischen Entschluß, „lege es mal auf deine Hand."

Er griff hastig zu. Und nun saßen sie stumm eine Weile da und beschauten das Wunder. Sie erzählte ihm, von wem sie das Bild habe.

„Bist du auch getauft?" fragte sie mit strahlenden Augen, froh, endlich jemand zu haben, mit dem sie über so merkwürdige Dinge reden konnte.

„Weiß nicht — ich denke, nein."

„Aber alle Menschen werden getauft," beteuerte Line. „Man ist zu klein, man kann sich nicht darauf besinnen — manchmal bekommt man es erzählt, manchmal stellt man es sich vor," erklärte sie ihm sein scheinbares Nichtwissen.

Er schüttelte seinen Lockenkopf und sagte bestimmt: „Nicht alle. Nicht Heiden, Juden und Türken, und manche andre nicht."

„Aber du hast einen Namen?"

„Ja, sicherlich. Aber ich glaube, sie werden mich nur angemeldet haben, wie die kleine Aglaia auch. Ich ging damals mit meinem Vater zum Dorfschulzen. Damals fuhren wir noch in einem Wagen. Der Pfarrer wollte die Aglaia umsonst taufen, aber Vater sagte, wir wollten so etwas erst nicht einführen. Mutter weinte, mir tat es auch leid, aber es half nichts."

„Im Wagen seid ihr gefahren?"

„Nicht wie du," sagte er ein wenig unbarmherzig scherzend. „Der Wagen war wie ein Sommerhaus, es war sehr lustig, weißt du! Wir gaben in jedem Dorf Vorstellungen, und Mutter sagte manchmal, es sei besser gewesen wie jetzt — manches Huhn flog in unsern Topf."

Er seufzte altklug.

„Und jetzt? Was tut ihr jetzt?" Line fragte ganz aufgeregt.

„Jetzt ist mein Vater im Zirkus. Er und ich. Wir arbeiten dort zusammen." Er warf sich stolz in die Brust.

Line bekam feuerrote Backen.

Wie oft hatte sie das Bild an der Litfaßsäule angestarrt. Der Atem ging ihr beinahe aus. Eine Menge Dinge wollte sie fragen — aber sie wußte nicht, wo anfangen.

„Ihr arbeitet dort? Du und dein Vater? — Großvater sagt immer, das —"

Sie unterbrach sich. Fast hätte sie gesagt: eine brotlose Kunst ist es — keine Arbeit.

Er überhörte den unvollendeten Satz und erklärte stolz: „Mein Vater hat einen besonderen Trick. Arbeiten wir nur noch drei Jahre — oder sagen wir fünf —, dann können wir uns ein Haus kaufen — eine Villa — was weiß ich alles! Kurz gesagt, wir sind dann reiche Leute."

„Ein Trick?" Line war ratlos.

„Schade, daß du so ein Häufchen Unglück bist — ich könnte dir eine Freikarte verschaffen. Erklären läßt es sich schwer. Aber es ist eine großartige Sache."

„Wie denn? — Sprich!"

„Paß auf! Also Vater steht auf dem ungesattelten Pferd — es läuft in voller Karriere — hoppla, cousin —" er schnalzte mit der Zunge — „ich sage dir, wie zehntausend Deibel geht das. Und dann ich —" Er sprang von der Bank, stemmte die Hände in die Hüften und streckte sein sehniges Körperchen. — „Dann ich! Onkel Maltus nimmt mich am Bein — eins, zwei, drei — der Gaul kommt wie der Blitz — er wirft mich dem Vater zu — und ich, eins — zwei — drei — stehe ich auf seinem Kopf! Mit den Füßen, denkst du? Eh, nein — mit der einen Hand — mit der andern ... Mit — du siehst ganz grün vor Angst aus! Wenn du es nun erst sehen würdest! Aber gib acht — ehe dann mein Vater — mich hochwirft —"

Das war zuviel für Lines Nerven. Sie hielt die Hände vors Gesicht.

„Gut — ich werde davon schweigen," sagte er besänftigend.

„Nein — sprich noch — dein Vater steht auf dem Pferd? Und es läuft Galopp? Immerzu? Ringsum — und ein Mann steht mit einer Peitsche in der Mitte und knallt? Genau so wie auf dem Bild dort am Litfaß?"

„Genau so —"

Line schwieg.

„Und wie heißest du?" fragte sie dann nach einer Weile.

„Karlo Delphi," erwiderte er stolz.

„Und — und siehste, dann bist du vielleicht doch getauft!"

Karlo zuckte die Achseln. Komisches Mädchen — um was sich die aufregte. Er wußte ihr nichts darauf zu sagen. Seine Augen leuchteten. Er dachte an seine Arbeit.

„Hast du keine Furcht, wenn — wenn er dich so wirft? Keine Furcht? Gar keine Furcht? Sprich doch!" Line mußte die Frage wiederholen.

„Ich will es dir sagen — aber sprich nicht davon! Nachher — das ist sehr schrecklich, wenn alles vorbei ist, dann kommt sie, die Angst — daß es auch hätte schief gehen können. Ich lasse es mir nicht merken. Es wird ja auch nicht mißlingen. Mutter hat einen schönen Traum gehabt — ich werde es aushalten. Ich darf dann tun und lassen, was ich will. Ich kann ein Pony haben — ein Boot — alles ... wir haben dann Geld so viel, nicht auszudenken."

„Nun werde ich jeden Abend Angst um dich haben," rief Line mit bebender Stimme.

„Unsinn — für mich ist gesorgt. Ich habe ein Amulett —"

Line machte große Augen.

„Was ist das?"

Karlo zeigte ihr eine kleine Kapsel. „Es ist ein Fetzchen vom Kleid der Muttergottes von Rimppach darin. Das schützt vor Unglück und Beinbruch." Er küßte die Kapsel.

Line sah starr auf das kleine Ding. So etwas gab's? Mein Gott!

„Warum hat er dich neulich hier fortgeholt?"

„Wer? Er? Ach so, vorgestern! Mein Vater — ja — ich muß mich ruhig halten, damit ich abends nicht aufgeregt bin. Es gehört Spannkraft zu unsrer Arbeit," sagte er altklug.

Vor der Tür des Zigarrenladens erschien der Hagere, er ließ einen lauten Pfiff ertönen. Karlo warf den Kopf zur Seite.

„Ich muß heim." Er gab Line die Hand zum Abschied. „Ich muß üben — und dann schlafen — also auf morgen! Jawohl, auf morgen!"

Line sah ihm mit geröteten Wangen nach. Eine neue Welt hatte sich vor ihr aufgetan. Ihre mageren Hände zitterten. Sie lehnte den Kopf mit den schweren kastanienbraunen Flechten müde zurück. Dann kamen die Kinder aus der Schule und spielten wie sonst. Des Zigarrenhändlers Mädchen schob bald auf ihre Bitten den Stuhl in die Vorhalle des Nebeneingangs.

Kaliske kam ans Fenster und fragte erstaunt, was los sei.

„Müde ist sie," meinte Dore.

Line nickte nur stumm dazu.

Der Alte kam heraus, stellte einen verblichenen japanischen Wandschirm um den Stuhl, schloß das Gitter, das die Halle vom Bürgersteig absperrte, holte Line ein Glas Milch und riet: „Schlaf, hier draußen ist die Luft besser als drinnen."

Line war sehr zufrieden, daß der Großvater sie durch den Schirm von dem lauten Lärm der Straße abschnitt. Sie schloß die Augen wieder. Gleichwohl schlief sie nicht. Ein Gewirr von bunten Bildern wogte an ihrer zitternden Seele vorüber: die Kirche, der Zirkus, ihre Taufe und das Bildchen mit der Taube, die gerade aus der Sonne flog. Alles floß bunt ineinander. Und schließlich schlief sie doch ein ...

Als Kaliske sich nach einiger Zeit über den Schirm beugte, lag ein glückliches Lächeln über ihrem bleichen Gesicht. „Armes Ding — lachst wenigstens im Traum."

Von diesem Tage an lebte Line nur noch in bangen Erwartungen: Kam Karlo? War ihm nichts zugestoßen? — Und er kam getreulich jeden Tag. Er erzählte ihr von seiner bunten Gauklerwelt, von den schönen Damen mit Rauschgoldkleidern und Rosenkränzen, von der Klugheit der Pferde, die mehr als Menschenverstand hatten, und von den lustigen Clowns. Und Line erzählte von ihren Träumen, und deren Mittelpunkt war die Kirche.

„Vielleicht kann ich darin eingesegnet werden, sagt Schwester Hedwig." Karlo zuckte dazu die Achseln.

Einmal, als das Wetter zu windig war und sie hinter dem Schirm in der Vorhalle bleiben mußte, kam er auch dahin. Er kletterte einfach über das Eisengitter. So etwas hatte Kaliske noch nie erlebt. Verwundert schaute er durch sein Fenster. Seine Frau hatte ihn darauf aufmerksam gemacht.

„Er spielt nicht mit mir, Großvater," sagte Line, als der Alte zornig werden wollte, „wir erzählen uns etwas."

Kaliske gab brummend nach. Er hatte nicht den Mut, das Verbot, das auf der Blechtafel stand, höher anzuschlagen als Lines Freude.

„Er heißt Karlo Delphi,“ berichtete Line wichtig weiter. Der musternde Blick des Großvaters war ihr nicht entgangen. „Zum Zirkus gehört er.“

„Drum auch! Na, meintwegen.“ Kaliske zog sich brummelnd zurück.

An diesem Abend wurde Line ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit gesprächig, als sie zu Bett gebracht wurde, das heißt auf dem Sofa lag, wo ihr die Großmutter allabendlich das Nachtlager bereitete.

Sie erzählte dem Alten alles, was sie von Karlos Kunst wußte. Sie hatte sich ganz in Begeisterung und Feuer hineingeredet.

Kaliske trank schluckweise ein Glas Bier und rauchte eine dicke Zigarre dazu. Als Line sich müde vom vielen Reden in die Kissen sinken ließ, meinte er: „Brotlose Künste — das mit dem Reichtum hat gute Wege — wie gewonnen, so zerronnen — Sünde und Schande, daß es so was gibt! Bricht sich zuletzt doch noch alle Knochen im Leib!“

Line richtete sich ganz entsetzt auf.

„Sage es nicht so laut — es wirkt über — meint Karlo.“

„Abergläubisch ist das Pack auch noch — schlimmer sind sie wie Heiden und Türken.“

Line kniff die Augen zu. Schlafen konnte sie nicht.

Furchtbare Bilder stiegen in ihrem Innern auf. Sie weinte sich leise in den Schlaf.

Kaliske saß indessen draußen vor der Tür, sah am Abendhimmel Stern auf Stern erscheinen und ahnte nicht, daß Line so trostlos schluchzte.

Am andern Tag kam Karlo nicht.

Statt seiner kam das Zigarrenmädchen, hochrot und aufgeregt. Sie konnte ihre schreckliche Neuigkeit nicht schnell genug an den Mann bringen.

Karlo Delphi war tot. Ganz tot.

Sein Vater hatte ihn nicht aufgefangen, er war gestürzt. Geschrien hatte er, als er das bemerkte, wie er fehlgriff — o — o — Ihre Mutter war gerade auf ein Freibillett dort. Die habe geschworen, nie gehe sie wieder in einen Zirkus. O — ein Ton sei das gewesen, man habe so etwas so lange als man lebe im Ohr.

Niemand habe wissen dürfen, daß der Karlo tot sei — damit die Vorstellung nicht unterbrochen werde ... Immer war die Sache geglückt — wie das auch nur gerade diesmal kam ...!

„Das konnte gar nicht anders kommen,“ sagte Kaliske.

Dore lief fort, um den andern die Kunde mitzuteilen.

Line war fast erstarrt. Sie weinte nicht und konnte auch nichts denken.

Kaliske mußte seiner tauben Frau die Kunde noch einmal in die Ohren schreien. Sie wollte wissen, „was so kommen mußte“.

Da hörte Line noch einmal alles. Aber Tränen fand sie nicht. Nachts gab es ein Gewitter und danach eine lange Reihe von Regentagen. Der Rotdorn und der Goldregen draußen wurden welk und gelb, nur die Rasenstreifen grünten üppig und das Laub an den Rüstern wurde dunkler.

Line saß still, mit Fieberrosen auf den spitzen Wangen, in ihrem Fahrstuhl am Fenster und sah, wie es Blasen regnete. Sie hörte den Pfiff der Lokomotive, das dumpfe Surren der Glocken und besah ihr kleines Gelatinebild. Sie hatte es auf die Decke gelegt, weil es sich in ihrer heißen Hand immer gleich krümmte. Sie betrachtete die Taube, die aus der Sonne flog, und dachte an Karlo. Alles floß ineinander in ihrem kleinen fieberheißen Hirn. Als der Novemberwind gelbe Blätter über den Asphalt trieb, war Lines Seele ihrem elenden Gehäuse entflohen.

Sie hatte es nicht erreicht — eingesegnet zu werden in der Kirche dort, die wie ein goldglanzumstrahltes Zauberschloß am Ende der langen Straße lag. Und Karlo Delphi hat keinen Reichtum erlangt ...

Aber die Sonne strahlt am blauen Firmament, und das heilige Symbol in Taubengestalt besteht ewig zu Recht, wenngleich es Leute genug gibt, die es nicht verstehen.

Neubeginn

Von

Leo Greiner

Im Getürm der Felsen schweben
Pfad und Fuß. Schon droht die Nacht.
Wieder hat mein wandernd Leben
Einen vollen Kreis vollbracht.
Wieder muß ich schweigsam schreiten
Dir entgegen, fernes Grab.
Wolkenstunden, Sternenzeiten ...
Freudlos auf und dumpf hinab!“

Doch da weht mir von den Bäumen,
Die an diesem Felsenhang
Wartend atmen, reifend säumen,
Süße Tröstung, Fruchtgesang:
Laßt die Frucht zur Erde gleiten
Und den Samen auferstehn
Und den Wandel aller Zeiten
Freudig noch einmal begehn.





Oberdeutscher Meister Martyrium des heiligen Laurentius

Foltern und Hinrichtungen

Ein Kapitel aus der Geschichte der menschlichen Verirrung und Pharisäerei

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck

(Hierzu elf Abbildungen nach alten Gemälden)

Gerade deswegen, weil man so unzählige Darstellungen der gerichtlichen Menschenquälerei in den alten Holzschnitten, Kupferstichen und — als Martyrien der Heiligen — in den Gemäldegalerien sieht, kommt man nicht dazu, über sie nachzudenken. Man ist viel zu gewöhnt, ihnen als etwas Unvermeidlichem zu begegnen, das kulturgeschichtlich überall am Wege steht, und man beeilt sich, vorüberzukommen. Sie sind auch durchweg so gemalt, gezeichnet und aufgefaßt, daß uns stofflich nur der Widerwille berührt; und derlei sind sicher die Gründe, wenn sich bisher um die menschheitsgeschichtliche Psychologie der alten Schaulust bei Hinrichtungen und um die Motive des massenhaften Darstellens dieser Dinge niemand richtig gekümmert hat.

Solche Darstellungen nun auch einmal als Quelle für die innere, halbverborgene Gemütsart unsrer Vorfahren vorzunehmen und nach dieser Richtung in ihnen Umschau zu halten, gab mir Anlaß eine allerdings höchst merkwürdige Bilderreihe in einem alten handschriftlichen Buche, Tuschzeichnungen in einer Chronik des fünfzehnten Jahrhunderts, womit ich zu arbeiten hatte. Wie sogleich hervortrat, hatte man bei dem Maler dieser Buchillustrationen mit einem ungewöhnlichen, eigne Wege gehenden Menschenkinde zu tun, das eigentlich gar nicht in seine Zeit gehörte. Wer zum Beispiel ist damals auf die



Schule des Bernhard Strigel Martyrium des heiligen Bartholomäus

Idee gekommen, wie er, von einer Schlacht auch das zu schildern, wenn nachmals im sinkenden Abend die Karren über das blutige Feld fahren, um zwischen den Toten verstreut die noch lebenden Verwundeten aufzulesen und sie zum Feldscher zu schaffen, und mit welcher ergreifenden Stimmung erzählt er das! — In diesem Chronikenbuche mußte nun auch im Anschluß an den Text ein Mann abgebildet werden im Moment, wie er gerade nach allen Regeln der Zeit gerädert werden soll. An der Erde liegt er da, oder vielmehr, damit er hohl liege, ist er über drei hintereinander quergelegte Rundhölzer hingestreckt, nackt, Arme und Beine an den Knöcheln mit Stricken nach den Seiten gezerrt und die Stricke mit den Enden fest in die Erde gepflöckt. Die Gerichtspersonen und die Zuschauer stehen dabei, und mit dem schweren Rade der Henker, der durch die eiserne scharfe Kante an diesem Rade die Glieder des Verurteilten von unten auf zerstößt. Nur die Glieder; getötet darf der Mann nicht werden. Er wird nachher noch auf das Rad geflochten, und dieses wird dann in der Achse auf einen hohen Pfahl gesteckt, der in die Erde eingegraben und mit Stützen festgestellt wird. Dann stellt man eine Wache hinzu, und wenn der zerstoßene Mann, der da oben auf dem Rade in Frost oder Sonnenglut liegt, gesund und stark ist, so kann er noch ein, zwei, ja bis zu neun Tagen — wie vorkommt — leben; es wird ihm auch an jedem Tage einmal



Hans Holbein d. Ae. Kreuzigung Petri



Brügger Meister der Ursula-Legende Enthauptung und Marterszenen

ein „stärkender Trunk" mit Hilfe einer Stange in den Mund gegossen.

Aber dieses Bild in der Chronik war in all seiner gewissen Flüchtigkeit nicht hingetuscht mit der sonst bei solchen Darstellungen sich immer aufdrängenden Absicht: so, liebe Leute, nun geht's los, nun gibt es etwas zu sehen! Hier war ganz ausnahmsweise nicht der Standpunkt des Zuschauers wahrgenommen, der möglichst auf seine Rechnung kommen und dem das Vergnügen nicht verkümmert werden soll. Sondern hier war gedacht an den Mann an der Erde, der auf das Rad wartete, auf eine Weise, daß es einem durch und durch ging, daß man verweilen, sich alles vorzustellen beginnen mußte. Man kam nicht wieder los davon, was in dem vorgehe, was er nur schon während der umständlichen Prozedur in seiner Seele ausgestanden, als man die Pflöcke mit den Stricken in die Erde hineinklöppelte. Und von diesem einen Bilde, von dieser stillen Antithese gegen das Greuelbehagen aller übrigen, die den Zeitgenossen so massenhaft serviert wurden, mußte man richtig hineinkommen in das ganze große Kapitel der Erkenntnis: mit welcher bewußten Schaulust man damals in den Grausamkeiten am Menschen geschwelgt hat, wie man es sich gefallen lassen und es schließlich begrüßt hat, wenn immer neue und möglichst ergiebige todeswürdige Verbrechen ausgedacht wurden — auch solche, die es gar nicht gab, wie zum Beispiel die Buhlerei mit dem Teufel. Es ist nicht das Mittelalter, das gegen die Menschenleben so furchtbar gewütet hat. Sondern das ist die Zeit vom fünfzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert. Man muß sich, um die unglaubliche Anomalie hierin richtig zu würdigen, nur

einmal vorstellen, daß in demselben Frankreich, wo alles Voltaire las, noch junge Edelleute verurteilt worden sind, die Zunge ausgerissen, die Hand abgehackt und den Leib lebendig verbrannt zu bekommen, weil sie keine Lust gehabt hatten, der Prozession eines bäurischen Priesterfanatikers ihre Ehrfurcht zu erweisen. Im Strafrecht und Strafvollzug bedeuten jene neueren Jahrhunderte einen fürchterlichen Rückschlag gegen das Mittelalter, der dem sonstigen kulturgeschichtlichen Vorankommen der Menschheit grell widerspricht und der also nur aus ganz besonderen Ursachen und Einwirkungen herzuleiten ist.

Das Mittelalter war ganz anders. Es war gutsinnig von Art, gläubig und hingebungsvoll, dogmenstark und im Grunde tatenarm, voll Romantik und Lyrik, voll Minne und süßem Marienkult, voll Frauenschwärmerei der Ritter und Priesterschwärmerei der Frauen, in allem aber erweist es ein vielgestaltiges Bemühen, zu helfen, zu schützen, barmherzig und nachsichtig zu sein. Sogar im Rechtsvollzug. Muß ein junger schierer Kerl, etwa wegen Straßenraub aus Not, gehangen werden — laßt ihn laufen, sagt dasselbe Recht, wenn eine unbegebene Jungfrau, die ihn auch versorgen kann, ihn heiraten will. Wenn der Vogt einen Missetäter greifen lassen will und nun laufen Verfolgter und Häscher alle beide auf eine Fähre zu: du sollst sie einzeln nacheinander übersetzen, schreibt dem Fergen sein Weistum vor. Und nicht bloß das Mittelalter der Deutschen ist so, das im Rechtsleben noch auf der naturvolkmäßigen Gutmütigkeit der alten Germanen beruht. Die holdeste menschliche Verkörperung der mittelalterlichen Frömmigkeit stellt ein Italiener dar, der milde, liebe, auf nichts als Gutgesinnung und Guttun bedachte Franz von Assisi. Aber er war ein Laie, und die Franziskaner oder Minoriten, deren Orden er stiftete, kamen bald genug in verbitterte Opposition gegen die Kirche um sie her.

Dennoch rührt das, was die neueren Jahrhunderte so schrecklich macht, aus dem Mittelalter her; die ersten Keime, aber nur sie, liegen schon dort. Alles, was kulturgeschichtlich mit großer Nachhaltigkeit und Emsigkeit ausgesät wird, muß früher oder später einmal zur Frucht und Ernte kommen. Wenn der Herr des Ackers beharrlich ist, wird es ihm gewiß nicht schwer fallen, Brennesseln und betäubende Giftkräuter zu ziehen, wo früher schon goldenes Korn und liebliche Blumen gestanden.

Die Zeit um 1200 bezeichnet sowohl in Deutschland wie in Frankreich den Beginn einer augenfälligen Emanzipation von der Hierarchie, einer Hinwegwendung in die selbständige Stoffwelt des Laientums. Mit einer geradezu plötzlichen Absage gegen das Bisher bringt diese Periode — die mittelhochdeutsche Blütezeit nennen wir sie in Deutschland — ungeahnte weltliche, nationale Literaturen hervor, voll Poesie, voll Aventiuren und voll heller Freude an den bisher unterdrückten Phantasieschätzen des eignen Volkstums. Da wurde es freilich Zeit, daß man die domini canes, die Spürhunde des Herrn, wie sie sich mit einem bösen Wortwitz selbstgefällig nennen ließen, die ketzerrichtenden Dominikaner und Gegner der Minoriten nach Deutschland losließ und daß diese, wovon kein Mensch etwas gewußt hatte, das Volk dort voller Ketzer fanden. So flammen nun in demselben Deutschland, das dem Nibelungenliede und der Gudrun lauschte, die Scheiterhaufen der geistlichen Gerichte auf; an der jungen Landgräfin des vor kurzem noch so liederfrohen thüringischen Wartburghofes übt ein Konrad von Marburg seine finsteren Werke, und weitum beginnt das seelsorgerische Entkleiden und Bußgeißeln junger Frauen. Das sind zwar für den Klerus selber keine neuen Entdeckungen; erzählt doch schon im frühen zwölften Jahrhundert der Klostergelehrte Abälard davon, wie es süßer als alle Wonnen der Welt gewesen sei, wenn er die zum Unterricht ihm anvertraute Heloise züchtigte. Aber nun erst wird aus diesen Formen der Aufsicht über die Laienwelt ein System, und wir erfassen die Linie, die von den geißelnden Dominikanern zu den Hexenprozessen weiterführen wird.

Diesmal sind die Männer der Geißeln und der Scheiterhaufen noch allzu hastig nach Deutschland



Französischer Meister von 1430 Martyrium des heiligen Georg (Geißelung vor der Hinrichtung)

eingebrochen; erschlagen findet man die Leichen der Dominikaner auf den Landstraßen zwischen dem Elsaß und der hessischen Rhön. Die hart bezahlte Lehre für das Ketzerrichtersystem heißt: so ohne weiteres kann man den für geduldig ausgeschrienen Deutschen doch nicht beikommen, und dieses Volk muß ganz von innen heraus erst noch anders gemacht werden, ehe man von neuem beginnen kann. Solche Arbeit der suggestiven Umwandlung eines gutherzigen, poesievollen Volkes in ein durch Greuel vergnügtes ist dann im Zeitraum zweier Jahrhunderte gelungen. Aber die Frucht haben nun doch nicht mehr die Kräfte gepflückt, welche das Werk in ebenso beharrlicher wie kluger Arbeit vollbracht hatten.

Eines der Mittel dieser neuen Erziehung waren die Heiligenbilder, die den Anschauungsunterricht des Volkes in Kirchen und Gemeinden ausmachten. Ueber alle Maßen ist es, was da nun von der deutschen kirchlichen Kunst — die italienische ist ja gar nicht zu vergleichen — im Namen der andächtigen Erbauung von Köpfen, Rädern, Schinden, Schleifen, Oelsieden, Rösten, Vierteilen, Ausweiden, Verbrennen und andern Martyrien den einfachen Gemütern zum täglichen Umgang gemacht worden ist. Und das Mittel der detaillierten Vorführung übt bekanntlich immer seine unfehlbare Reizwirkung aus, keineswegs nur auf die Unbildung in der dunkeln Masse, sondern überhaupt und in allen Richtungen auf die menschliche Unbeherrschtheit. Erzählen unsre Zeitungen, in Weimar sei jemand abgefaßt, der ein wertvolles Bild mit einem Bleistift durchbohrt habe, flugs erfolgen ein zweiter, dritter Fall; erzählen sie von verwüsteten Grabstätten, so stellt sich gleich die Bravourleistung einer noch viel größeren Kirchhofschändung ein; man braucht vollends nur an die zeitweilige Häufung der Lustmorde und ähnlicher vielbeschriebener Dinge zu erinnern.

Wie sehr die massenhafte spätmittelalterliche Vorführung von Martyrien bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ihre Schuldigkeit getan hat, ersehen wir aus einer höchst bezeichnenden weiteren Wirkung auf die darstellende Kunst. Nämlich daraus, daß man nun auch die Bücher des Alten Testaments und die der Antike nach Mord und Gewalt durchstöberte, wo doch von vorgeblicher Andacht keine Rede sein konnte. Es wimmelt in der Malerei von sich erdolchenden Lukretien und ähnlichen Reminiszenzen aus der heidnischen Geschichte: ein Dürer erzählt uns im Kupferstich, wie in der wilden Kraftraserei ihres Mänadentums die thrakischen Weiber den Orpheus mit abgerissenen Baumästen erschlagen. Das beliebteste Thema bleibt aber immer Judith mit dem Haupte des Holofernes, der auch für gesättigte Nerven noch packende Kontrast des blühenden, sieghaften, reichgekleideten Weibes und des leichenfarbenen Holofernes-Kopfes mit dem gerinnenden Blut am Halse und mit den verglasten Augen. Judith und Holofernes hätten auf die Deutschen zur Zeit, da sie sich von Hartmut und Gudrun oder von Isolt und Tristan erzählen ließen, noch keine Anziehungskraft geübt.



Anton von Worms — Enthauptung von Märtyrern
(Bemerkenswert die Darstellung des Schafotts)

Das zweite Mittel, welches unser Volk damals



Pieter Aertsen — Leidensgang Christi als mittelalterliche Hinrichtungsszene dargestellt (in der Mitte links der Henkerskarren)

so sehr verändert hat, besteht in der Umdeutung seiner noch lebendigen altmythologischen Phantasien in trübe Zauberei und widerlichen Hexenkram. Aus den freundlichen elbischen Wesen und buschumschwebenden Hagedissen der durchaus nicht lichtscheuen germanischen Vorstellung macht man bösartige schädliche Hexen, macht aus seelischen Wesen einer andern Welt lebendige schlimme Menschen, die unter den Nachbarn umgehen, sich unter ihnen verheimlichen, und man lehrt nun sie nach gewissen Anzeichen in seinen Bekannten erkennen. Endlos erzählt man von der Teufelsbuhlerei der Hexen, was vollkommen anknüpfungslos in der heimischen Vorstellungswelt der Deutschen ist; alle Reminiszenzen von den sagae und lamiae der alten Römer wärmt man auf und macht sie den Deutschen vertraut. Und die neugierig gemachten Weiblein unsers Volkes beginnen nun in der Tat zu lernen, mit den auf okkulten Wegen vom älteren Süden überlieferten Hexensalben aus Nachtschatten, Tollkirsche, Mandragora, Schierling, Leichenfett und ähnlichen Bestandteilen umzugehen. Sie narkotisieren sich durch intensives Bestreichen und erleben in dunkelkreisenden Schlafphantasien als „wirklich", was ihnen so oftmals von tuschelnden Zuträgerinnen oder auch von den Warnern in die Ohren geredet worden ist.

Auch diese allgemeine Suggestion kommt bis Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, zur selben ungefähren Zeit, wie die Judith- und Holofernes-Erziehung, zu ihren reifenden Ergebnissen. 1487 wird das große Unterweisungsbuch in Hexensachen und Hexenriecherei fertig, der „Hexenhammer", den die beiden eifrigen geistlichen Oberinquisitoren in Norddeutschland und Süddeutschland abgefaßt haben, Jakob Sprenger und Heinrich Institoris, der letztere mit gelehrt latinisiertem Namen. 1489 wurde der „Hexenhammer" in der Dominikanermetropole zu Köln auch gedruckt, dieses schauerliche Buch des zielbewußten Blödsinns, das der Ekel und der Verstand sich bis vor ganz kurzem noch gescheut haben, in eine deutsche Uebersetzung zu bringen. Damit war das große System der Verängstigung aller gegen alle, der boshaften oder geistig verwirrten Angeberei sicher gegründet; die Anschuldigungen, Symptome, Inquisitionen und Ueberführungen waren festgestellt, die uns von da ab in öder mechanischer Wiederholung durch drei Jahrhunderte mit greuelvoller Unermüdlichkeit begegnen. Inzwischen war auch das germanische Recht in Deutschland weitgehend abgelöst worden durch die spätmittelalterliche Herübernahme des sehr viel konsequenteren, immer auf den Standpunkt der harten Autorität bedachten römischen Rechtes, mit dessen Hilfe bereits eine ungeheure Vermehrung und Verstrengerung der Strafen an Leib und Leben stattgefunden hatte. So konnte nunmehr die „neuere Geschichte" einsetzen mit einer Bluttyrannei, einer Blutlust aus den verschiedensten Gedanken- und Gefühlsrichtungen her, wie sie keine frühere Zeit, außer allenfalls in der erregten Willkür des Krieges, geahnt hatte. Die Reformation hat daran nichts geändert; gerade in dieser Beziehung geben protestantische und katholische Länder sich gegenseitig nichts nach. Dafür waren viel zu gründlich und von langer Hand her sowohl die Obrigkeit, der weltliche Arm, wie das Volk gewöhnt worden, war insbesondere der Hexenwahn mit seiner Ansteckungskraft viel zu geschäftig in die unterste Geistesschicht — die ja nicht auf die unterste Volksschicht begrenzt ist — hineingrundiert worden, als daß sich alles so wohl Vorbereitete nicht hätte erfüllen müssen. Es ward auch dadurch nicht mehr anders, daß inzwischen die älteren volksbeherrschen-



Dierick Bouts — Martyrium des heiligen Hippolytus
(Beispiel der Vierteilung)



R. van der Weyden Enthauptung des Täufers

kommt das scheußliche Blenden, das Augenausstechen, durch das die Obrigkeit die nächtliche Straßenbeleuchtung spart, indem sie die Strafe der Blendung u. a. schon auf nächtlichen Unfug und nächtliche Rauferei setzt. Von andern solchen Strafen, die nicht töten und die man daher als sehr milde betrachtete, sei das Handabhacken genannt, das bei Burgfriedensbruch, Marktfrevel und ähnlichen Vergehungen beliebt war, wenn sie keinen Anlaß zu gröberen Strafen gaben, und so kommen unzählige Schnellfertigkeiten des Strafrechts auf, bei denen wir vergeblich und kopfschüttelnd nach dem Verhältnis zu der wirklichen Vergehung fragen. Derart ausgiebig und üppig hat sich diese neue Strafjustiz der im römischen und kanonischen Recht gelehrten Richter seit dem fünfzehnten Jahrhundert an die Arbeit gemacht, daß bereits 1532 eine reichsamtliche Neuordnung, die unter dem Namen des Kaisers veröffentlichte Peinliche Halsgerichtsordnung Karls V. oder Karolina, zu dem Zweck aufgestellt werden mußte, dem schreckensvollen Strafdrang und Folterdrang der Instanzen gewisses Maß und Ziel zu setzen. Diese — insofern mit Unrecht als besonders grausam bei uns verschriene — Karolina von 1532 konnte zwar auch nur die Arten der Todesstrafe einigermaßen nach den Deliktfällen regeln. Sie hat doch sehr vieles, fast das meiste den Richtern anheimgestellt, und vor allem das konnte sie nicht, diese Richter, deren Gutdünken doch immer die Art und Weise der Prozeßführung überlassen blieb, persönlich ändern. Wir aber



M. Wohlgemuth Legende des heiligen Veit
(Beispiel des Ölsiedens)

den Kräfte hatten vom Schauplatz abtreten und einer monopolisierenden Wohlfahrtspflege des territorialen Fürstentums — des weltlichen oder geistlichen, katholischen oder protestantischen — und der Städteobrigkeiten den Raum hatten frei machen müssen. Noch eines aber haben die alte Hierarchie und das ketzerrichtende Dominikanertum ihnen allen hinterlassen: die spezielle Form der mittelalterlichen Inquisition, die durch die Hand der geistlichen Richter nach langer Vergessenheit erstmals wieder zu den altrömischen Beweisformen der Folterungen und Torturen gegriffen hatte. Auf die Weise, wie einst das Römerrecht doch immer nur eidlose Sklaven torquiert hatte, mußte sich nun der freigeborene Deutsche auf bloße Anschuldigungen hin, die etwas von ihm herauszwingen wollten, in eine unsägliche Reihenfolge scheußlich ausgeheckter, durch immer neue Erfindungen gemehrter gerichtlicher Quälereien und Martern erniedrigen lassen.

Die kirchlichen Legenden sind jetzt richtig das große Erfindungsarsenal eines blutrünstigen Straf- und Torturenrechts geworden; das einfache Köpfen oder Hängen verblaßt beinahe zu milder Freundlichkeit, die ein verurteilter Angeklagter erfährt. Nicht nur bei Delikten, die auch uns als ein schweres und todeswürdiges Verbrechen erscheinen, sondern bei vielem, was zu tun oder sagen uns heute kein Mensch verwehren kann, reichen nur die gesteigerten und ausgesuchten Strafen des Vierteilens, Räderns, Verbrennens zu. Dazu

wissen es, daß vielfach die Richter selber die ärgsten, die kältesten waren in dieser bluttoll gemachten, an menschlichen Qualen sich voll Genugtuung weidenden Zeit. Die Examinatoren sollten billiger die Henker sein, da sie zumeist weit ärger als die Henker seien, sagt ein offizielles Schriftstück aus der Zeit, da endlich der amtliche Blutdurst abflaute und eine Gegenströmung einsetzte. Hier und da hat ein starker, trotziger und genügend gebildeter Mensch, der die Folter geständnislos überstanden hatte, die Verwegenheit gehabt, niederzuschreiben, wie man mit ihm verfahren sei. Dadurch erhalten wir Momentbilder, die noch weit Entsetzlicheres sagen und psychologisch intimer hineinsehen lassen als trotz ihrer massenhaften Schrecklichkeiten die auf seiten des Gerichts geführten Akten und Protokolle. Da sitzen während so einer „peinlichen Befragung" die Pfleger der Gerechtigkeit und senden, wenn das Geständnis sich hinzieht, den Büttel oder einen der Folterknechte unverdrossen um Wein und Bier hinaus; sie werden schon machen, daß sie länger ausharren. Und während der arme Kerl gedrosselt wird mit dem Knotenstrick um den Kopf, daß ihm die Augen aus den Höhlen quellen, oder er auf der Leiter aufgezogen und zerdehnt wird, bis das hinter ihn gehaltene Licht durch den Leib scheint, trinken sie einander vergnügt und immer lärmender zu, stimulieren sich in Wechselwirkung durch das Getränk und durch die Verschärfungen und neuen Hinzufügungen der Tortur. Bis sie allmählich toll und voll werden, dem einen oder andern der Kopf auf den Tisch fällt, dann stößt ihn einer an, er rappelt sich wieder auf, und zum Zeichen seiner Aufmerksamkeit brüllt er den Foltermeister stieräugig an: „Hinan, Meister Peter, hinan!" Oder die Richter gehen zu einem Essen davon, während der Angeklagte, mit dem Strick ums eine Handgelenk an die Decke aufgezogen, einen fünfzig Pfund schweren Stein an den Füßen, verlassen hängen bleibt, und nach Stunden kommen sie wieder, um zu hören, ob er nun mürbe geworden sei, zu sagen, was er sagen soll. Unverhüllt bezeugt sich ein richtiges Protzen des Richterstandes mit der Ausdauer und der Raffinerie seiner Torturenkunst. Während die Karolina verlangt, die Folter solle „nach Gelegenheit des Argwohns der Person viel oft oder wenig hart oder linder nach Ermessung eines guten vernünftigen Richters fürgenommen werden", und während von Rechts wegen



Schwäbischer Meister um 1500 — Die Marter der Zehntausend

jeder Angeschuldigte nur einen Tag gefoltert werden sollte, war die Praxis massenhaft doch die, daß man ihn Tag für Tag weiterfoltern ließ, bis das verzweifelnde Geständnis ein Ende brachte. Oder auch, bis er den Martern erlag, was zwar von Rechts wegen nicht sein sollte, da es sich ja nicht um überführte Missetäter handelte, sondern nur um Verdächtige, gegen die kein weiterer Beweis vorlag als der, den man von ihnen erpressen wollte.

Es ist fürchterlich, sich in die Lage solcher zur „peinlichen Frage“ geschleppten Menschen zu versetzen. Namentlich der armen Weiber, um die es sich ja in der großen Mehrzahl gehandelt hat, aber auch der halben Kinder, Mädchen im Backfischalter, die aussagen sollten, ob sie mit dem Teufel gebuhlt hatten, und die vielleicht noch gar nicht wußten, was das sei. Fürchterlich, schon die trostlose Verlassenheit, sich vorzustellen, im engen Raum, ohne Freund, ohne Verteidiger, mutterseelenallein, ausgeliefert an unverständliche, lateinische Brocken welschende Richter, deren Mienen gegenüber — wir erfahren es oft — die Folterknechte noch wie eine letzte Zuflucht des verzweifelnden Barmherzigkeitsflehens erscheinen. Das unsagbar jämmerliche Gefühl, wenn es dann nach den detaillierten Ankündigungen der zur Verfügung stehenden Folterarten beginnen soll, vor solchen Augen die Kleider ausgezogen zu bekommen, Stück für Stück, bis der arme nackte Leib in seiner Angst dasteht und umständlich auf „Hexenmale“ und ähnliche Anzeichen untersucht wird und, wenn auch das nichts ergibt, die Prozeduren der schimpflichsten und gräßlichsten Vergewaltigung sich an ihn machen: von den Daumenschrauben und spanischen Stiefeln, von dem Abbrennen von Schwefel unter den Achselhöhlen und Fußsohlen, dem Eintreiben von gespitzten Hölzern unter die Finger- und Zehennägel, die dann angezündet werden, und ähnlichen Kleinigkeiten bis zu dem Schnüren an Armen und Schenkeln, daß die drahtdurchflochtenen dünnen Stricke bis auf den Knochen hinein schneiden, und bis zu dem die Gelenke zerkrachenden Dünnziehen auf der Leiter, wo dann der auseinander gezerrte Leib noch wieder gepeitscht, gesengt und zerschunden wurde. Daß aber, wenn man das Geständnis früher oder später hatte, kein Widerruf getan werde, auch das hat man zu sichern gewußt, und zwar verschiedenenorts durch die Seelsorge. Nämlich dadurch, daß den nach abgestellter Folter Widerrufenden — verurteilt wurden sie ja doch, aber man hatte den Widerruf nicht gern im Protokoll — die Beichte und Absolution verweigert wurde, so daß die armen, naiv gläubigen Seelen, wohl wissend, es helfe ihnen ja doch nichts mehr, lieber ohne Widerruf vom Scheiterhaufen in den Himmel kommen wollten, als unabsolviert auch noch unschuldig in die ewige Verdammnis der Hölle gestoßen werden.

Wie gesagt, die Karolina hat die Strafextreme und auch die Strafarten beschränkt, so daß sie zum Beispiel das lebendige Schinden und Abziehen der Haut, so gerne man derlei noch immer wieder in Gemälden darstellt, nicht enthält. Sie unterscheidet die Hinrichtungsarten durch das Feuer, durch Vierteilen, durch das Rad, durch das Schwert, am Galgen, durch Ertränken oder Lebendigvergraben nebst Pfählen. Unter den höchst beliebten Verschärfungen der einzelnen Todesarten durch vorhergehende Marterschauspiele — die also von der inquisitorischen Folter zu unterscheiden sind — bevorzugt sie das Hinschleifen zur Gerichtsstätte „durch die unvernünftigen Tiere“ und das Reißen mit glühenden Zangen, das während der Fahrt auf dem Armensünderkarren vor dem schaueifrigen Volke vorgenommen wurde. Zu ausgezeichneten Hinrichtungen, die etwa durch vornehme Geburt des Verurteilten oder durch die Art der Todesstrafe besonders sensationell waren, kamen die Leute meilenweit zu Wagen herbei, und die Wirte hatten gute Tage. Noch zur Zeit der Schillschen Erhebung gegen Napoleon sind deutsche Edeldamen vom Lande in die Stadt gefahren und haben Töchter und Nichten mitgenommen, wenn dort von den Franzosen ein Gefangener füsiliert wurde.

Der Tod durch das Rad, obgleich unserm Gefühl nach der qualvollste, wurde geringer erachtet als der Flammentod. Dieser beschränkte sich nach der Karolina auf Zauberei, Hexerei, Falschmünzerei, unnatürliche Vergehungen und auf Ketzerei oder Gotteslästerung, worunter ja ausgiebig vieles verstanden werden konnte. Gerädert wurden vorsätzliche Mörder und Straßenräuber, aber auch viele, die bei politischen Unruhen oder aus öffentlichen Gegnerschaften verurteilt wurden, und so ist mancher anständige Mensch davon betroffen worden. Das Vierteilen, für ähnlich schwere weltliche Vergehen angewendet, wurde entweder als ein Zerreißen durch Pferde vollzogen; diese gingen dann wohl, wie wir aus Bildern sehen, in Deichseln mit Wagenachsen, an die der Verurteilte mit seinen Gliedmaßen durch lange feste Stricke angebunden war, und im gegebenen Augenblick wurde auf die in verschiedene Richtung gestellten Pferde wild drauflos gepeitscht. Oder der Scharfrichter zerhackte den zu Vierteilenden wie ein Metzger, und mancher, der seine Meisterschaft im Zerlegen zeigen wollte, ging dabei so feierlich und kunstgerecht vor, wie ein Professor der Anatomie. Die Teile wurden an vier verschiedenen Landstraßen vor den Toren öffentlich aufgesteckt.

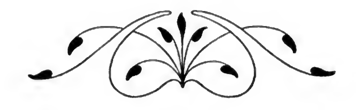
Zum Schwerttod kam man leicht; er war im allgemeinen jedoch der vornehmere Anspruch der ritterlich Geborenen. Anstatt des Richtschwertes hatte man in Deutschland schon im sechzehnten Jahrhundert, nach Ausweis verschiedener Kupferstiche, das in einem Gerüst laufende schwere Fallbeil, das später die Franzosen als ihre vermeintliche Erfindung die Guillotine nannten. Die Landsknechte, die ihre eigne korporative Gerichtsbarkeit ausübten, hatten als besonderen Standestod das Spießrutenlaufen. Aber noch viel häufiger als geköpft wurde gehangen; gewöhnlich baumelten schon die ertappten Langfinger, wenn ihnen niemand beistand, obwohl die Karolina erst bei Dieben, die zum zweiten Male rückfällig seien, den Galgen vorschreibt. Frauen wurden schon von Vergehungen an, worauf sonst der Galgen stand, ertränkt oder lebendig begraben, und bei irgend schwereren Straftaten wurden sie vorher noch öffentlich mit glühenden Zangen gerissen; ausnahmsweise wurde ihnen auch die Verbrennung zum Ertränktwerden „gemildert“. Bei dem mit dem Ertränken

gleichwertigen Vergraben gab es allerlei weitere Erfindungen, zum Beispiel Auspolsterung der Gräber mit Stacheln und Dornen, oder auch Vorrichtungen, die den Begrabenen noch möglichst lange das Atmen ermöglichen sollten. Im Gegensatz dazu machte die Karolina das Pfählen zur Vorschrift: daß die Eingegrabenen und Zugeschütteten sogleich mittels eingerammten Pfahls durchs Herz getötet werden sollten.

Die Psychologie des Sterbens mit gesundem Leibe ist ein zu unterscheidungsfeines und weitschichtiges Kapitel, um hier nur nebenbei erledigt werden zu können. Nicht nur die einzelnen Zeiten, sondern auch die Völker und wieder die Individuen je für sich geben dafür sehr verschiedenes Beobachtungsmaterial. Weil wir gerade vom Pfählen sprechen: da ward in Nürnberg einmal eine Diebin zum Lebendigbegraben geführt, die erzählte munter, sie sei schon einmal am Rhein wegen Diebstahls ersäuft worden. Und als man sie fragte, wie sie davongekommen sei, erklärte sie: sie habe vier Maß Wein getrunken, da sei kein Wasser mehr hineingegangen.

Aber alles hat kulturgeschichtlich immer sein Korrelat, und ein großes Vergnügen, das sich nicht verhehlen kann, im Grunde sehr gemein zu sein, braucht für seine Tartüfferie einen Sündenbock. Hierzu aber ersieht sich jene Zeit, deren häufigste öffentliche Schauaktionen die Hinrichtungen sind, das Amt des Henkers. Im fünfzehnten Jahrhundert wird noch eine gewisse bewundernde und ehrliche Zärtlichkeit des Publikums für ihn deutlich, namentlich wenn er seine Kunst elegant versteht; immer wieder wird von einem erzählt, der zwei auf einmal mit demselben gewaltigen Hieb köpfte, indem er im Schwung des Schwertes sich wie ein Kreisel drehte. Und mit Vergnügen erzählt das Volkslied von dem Henker, der den Seeräuber Klaus Störtebeker und seine sämtlichen Genossen köpfte; wie der, als einer der Hamburger Senatoren ihn sehr herablassend fragte, er sei wohl müde, geantwortet habe, er sei sehr gern bereit, flugs den ganzen ehrliebenden Rat noch zu köpfen. Aber bald danach beginnen jene Tartüfferien. 1446 beschließt der Frankfurter Rat, den Scharfrichter nicht für einzelne Fälle, sondern mit festem Gehalt zu bezahlen, damit der Rat sich nicht an der vom Henker jedesmal übernommenen Sündenschuld mit beteilige. Und die geistlichen Landesherren, wenn ihr Henker sich mit dem Ersparten zur Ruhe setzen wollte, entwanden ihm wieder einen Teil seines blutig verdienten Vermögens für fromme Bußen zum Ablauf seiner Sündigkeit. Dabei sind es in den zahllosen Prozeß- und Folterakten, die man aus den Archiven ediert hat, am ehesten der Henkermeister oder sogar noch seine rohen Knechte, die uns durch gelegentliche Weigerungen und korrektere Einsprüche Sympathie abgewinnen. War doch auch das menschlich Barmherzigste, was dem Delinquenten auf seinem ganzen Wege seit der Verhaftung begegnete, das letzte entgeltlose Sprüchlein, das ihm der Henker nach seines Handwerks Brauch zuraunte: „Kurze Not, sanfter Tod, Gnade bei Gott!“

Vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert hat man dem Henker auf stetig vermehrte Weise seine „Unehrlichkeit“ zu empfinden gegeben. Er muß draußen vor der Stadtmauer im Stöckerhause wohnen, darf mit keinem Ehrlichen am Tisch sitzen; wenn er bezahlt, so muß er das Geld hinlegen, und der Wirt bläst es an, ehe er es nimmt. Denn wenn einmal die Allgemeinheit die Richtung für ihren Ueberbietungsdrang erhalten hat, so weiß sie jede Sache ja auch bis zum Absurden zu treiben. Man hat brave, angesehene Leute für unehrlich erklären wollen, weil sie zufällig mit einem Scharfrichter zusammen, ohne dies zu wissen, bei einem Rettungswerke zugegriffen hatten. Und wenn einmal am Galgen etwas zu reparieren war, so waren die umständlichsten Praktiken nötig, damit die Zimmerleute daran arbeiten konnten, ohne unehrlich zu werden, und ehe nicht sämtliche vom Gewerk in der Stadt solidarisch mittaten, traute sich keiner daran. Aber bei so viel Empfindlichkeit wurde lustig weitergehangen; wie hätte auch der Fremde, der auf die Stadttore zukam oder die Landstraße vorbeizog, die stolze Blutgerichtsbarkeit der Stadt erkennen sollen, wenn nicht am Rabenstein ein paar von den Vögeln zerfetzte Mumien geschaukelt hätten oder ein Bündel menschlicher Ueberreste auf dem Rade gedörrt! Hat sich doch keine Stadt, die die hohe Gerichtsbarkeit besaß, damals in Kupferstich oder Holzschnitt porträtieren lassen, ohne daß im Vordergrunde der Galgenhügel in der Gabelung der Landstraßen recht eindrucksvoll sichtbar ward. Nur der Henker, der steht in Sünde und büßt den Stolz und die Lüste der Autoritäten dieser Zeit. Aber während der gewichtige Herr Ratsherr oder Schöffe den exekutierenden Mann im roten Kittel nicht mit der Feuerzange anfassen wollte, liefen seine Weiblein im halbdunkeln Abend vermummt vor das einsam gelegene Stöckerhaus; dort erbettelten sie vom Meister Henkerling um Geld und gute Worte die Tränklein, Alraunen und unter dem Galgen gewachsenen Kräutlein, wovon sie gehört hatten, zu was sie nützlich seien. Solange ihr Eheliebster im Ratsstuhl saß und das Geld in seiner Truhe klang, war ja auch keine Gefahr, daß der herbe Meister Henkerling sie selber einmal in der dumpfen Kammer neben der Gerichtslaube auf verdächtige Hexenzeichen werde untersuchen müssen!



Die Schwimmtechnik des Ichthyosaurus

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

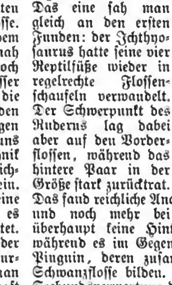
Wilhelm Bölsche

Im Berliner Zoologischen Garten befindet sich neuerdings ein kleiner, dunkler Grottengang, der vor eine erhellte Aquariumscheibe führt. In diesem Aquarium leben aber nicht Fische oder Krebse, sondern seine Scheibe gibt nur einen Einblick in die Tiefe eines oben offenen Bassins, in dem die seltsamen fischähnlichen Vögel von der Südhalbkugel der Erde, die Pinguine, tauchen. Jedesmal wenn einer dieser Taucher die Länge des Beckens unten hastig abschwimmt, bietet sich dem Beschauer ein wunderbares Schauspiel. Er sieht einen Vogel, der genau so schwimmt wie ein Seehund: die Flügel, der Flossenform aufs äußerste genähert, greifen als gewaltige Ruder aus, die Füße aber legen sich senkrecht in einfacher Fortsetzung der Spindelform des Leibes nach hinten und bilden eine scheinbar einheitliche Schwanzflosse. Wie himmelweit ist der Unterschied zwischen dem Seehund, der ein Säugetier, den Raubtieren nah verwandt ist, und dem Vogel Pinguin! Und doch treibt ein festes Gesetz sie beide, da sie unter Wasser schwimmen wollen, in die gleiche Bahn. Es ist die gleiche Gesetzmäßigkeit, die den Menschen und den Frosch einander höchst ähnliche Schwimmbewegungen ausführen läßt. Dieselbe Gesetzmäßigkeit, die uns für die Schiffe und Unterseeboote unsrer Technik Fisch- und Walformen wählen läßt. Dieses Gleichartige des Gesetzes waltet aber nicht heute allein. Es beherrscht die Welt des Lebens, die stets eine Welt der höchsten Logik war, von Beginn an, es hat in allen Jahrmillionen der Urwelt gewaltet. Auch in den Tagen der Ichthyosaurier und der Mammute hat nicht die Willkür regellosen Naturphantasierens mit den Dingen gespielt, wie man wohl gelegentlich liest. Es macht die Wissenschaft von den urweltlichen Lebewesen nur möglich und es macht sie nur interessant, daß auch in ihrem Bereich das stille, schöne Walten logischer Notwendigkeit niemals ausgeschaltet ist und die edelste Waffe des Menschengeistes, der logische Schluß, stets der beste Spiegel der Wirklichkeit selber bleibt.

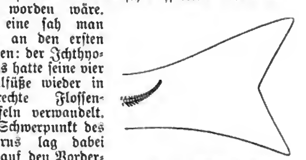


Form der Schwanzflosse des Haifisches

Das wunderbare Meeresreptil der längst verflossenen Sekundärperiode der Erdgeschichte, der Ichthyosaurus, hat vom Tage an, da man sein versteinertes Geripp kennen lernte, so manches Rätsel aufgegeben. Mit all unsern Schildkröten, Eidechsen, Schlangen und Krokodilen von heute besitzen wir doch lebend kein Reptil mehr, das in dieser Weise dem freien Schwimmen und Tauchen im Ozean angepaßt wäre. Zu einer Zeit, da der Walfisch noch nicht existierte, sehen wir im Ichthyosaurus ein eidechsenähnliches Geschöpf in extremster Ausbildung die Gestalt des Wales vorwegnehmen, wir sehen es sich zwischen die großen Haie als ebenbürtig mischen und ein echtes Seeungeheuer bilden, das heute gewiß als der auffälligsten eines alle Schiffersagen und Entdeckerberichte gleich Wal und Hai erfüllen würde, wenn es nicht lange schon vor Auftreten des Menschen spurlos wieder vertilgt worden wäre.

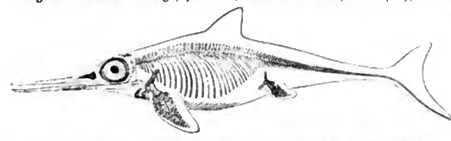


Das eine sah man gleich an den ersten Funden: der Ichthyosaurus hatte seine vier Reptilfüße wieder in regelrechte Flossenschaufeln verwandelt. Der Schwerpunkt des Ruderns lag dabei aber auf den Vorderflossen, während das hintere Paar in der Größe stark zurücktrat.



Form der Schwanzflosse der Süßwasserfische

Das fand reichliche Analogie, so bei den echten Fischen und noch mehr bei den Walen, die äußerlich überhaupt keine Hintergliedmaßen mehr besitzen, während es im Gegensatz stand zu Seehund und Pinguin, deren zusammengelegte Hinterbeine eine Schwanzflosse bilden. Fisch wie Wal haben diese Seehundsverwertung der Hinterflossen deshalb nicht nötig, weil sie eine besondere, für sich am Körperende herausgebildete wirkliche Schwanzflosse, unabhängig von den Hintergliedmaßen, besitzen. Alle einfachsten Regeln der Schwimmtechnik sprachen also von vornherein dafür, daß auch der Ichthyosaurus eine solche fisch- oder walhafte echte Flosse hinten besessen haben müsse, eine Hautflosse als Schwanzruder. Sehen konnte man diese Flosse aber zunächst nicht, denn man hatte nur das Skelett. Auch bei dem Walfisch sieht man ja die weiche Flosse als solche am Skelett nicht, sie ist nur ein Fleischanhängsel ohne Knocheninhalt. Man



Der Ichthyosaurus quadriscissus aus dem oberen Lias von Württemberg. Skelett mit Körperumriß nach Rekonstruktion von Prof. Jaekel (Berlin)

mußte mit etwas Logik Vermutungen aufstellen. Der erste richtige Schluß (aus der Gestalt der Schwanzwirbel) riet auf eine Flosse, die nicht nach Walfischart flach lag und die Zipfel rechts und links horizontal vom Tierleibe ausstreckte, sondern die nach echter Fischart von oben nach unten senkrecht stand. Es schien eine sehr schwere Flosse gewesen zu sein. Die Skelette zeigen durchweg eine eigentümliche Beugung und Abknickung des Schwanzendes, und man dachte sich, die Wirbelsäule sei beim toten, auf dem Wasser noch treibenden Kadaver durch die Schwere der schlappen Flosse jedesmal so gebrochen worden. Also eine riesige Fischflosse! Aber für die blieben noch wieder zwei Formmöglichkeiten. Bei einem Fisch, wie etwa unserm Karpfen, geht die Schwanzflosse schön regelmäßig in zwei gleich große Zipfel aus, die erst ganz hinten gegen ein leicht aufgekrümmtes Wirbelschwanzende sitzen. Bei dem Haifisch dagegen läuft dieses Wirbelende selber krumm nach oben in die obere Spitze noch ganz hinein, und der untere Spitzlappen hängt bloß wie ein kleines Fähnchen an diesem viel größeren Hauptstück: die ganze Flosse sieht aus wie eine Krebsschere, an der die eine Scherenhälfte verkrüppelt ist und zwar die untere. War der Ichthyosaurus in dem Punkte nun mehr Karpfen oder mehr Hai? Dieses Dilemma wäre nicht zu entscheiden gewesen, wenn man nicht eines Tages Glück gehabt hätte: man fand nämlich, eigentlich wider Erwarten, neben ein paar Ichthyosaurusskeletten auf dem Stein, in dem sie lagen, noch den Abdruck, die Silhouette der Flosse selbst. Alle Flossen kamen zutage, auch eine bisher nicht einmal geahnte steil dreieckige auf dem Rücken. Die Schwanzflosse aber schlug aller Vermutung ein Schnippchen. Sie stand zwar wirklich senkrecht, hatte aber sonst weder Karpfen- noch Haifischmethode. Die Schwanzwirbel gingen in den unteren Sitzlappen ein statt wie bei dem Hai in den oberen, und der obere Flossenzipfel bildete also hier das „Anhängsel".

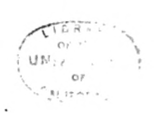
Man hatte die Tatsache. Nun aber entstand die interessante Frage nach dem „Warum?" Warum waren Haifisch und Ichthyosaurus vor dem anscheinend gleichen technischen Problem doch zwei gegensätzlich verschiedene Wege gegangen? Die Antwort war deshalb so wichtig, weil sie uns zugleich etwas über die Lebensweise des Ichthyosaurus lehren mußte. Denn das weiß man ja heute sicher: die Logik im Bau eines Tieres hängt, wenn auch nicht ausschließlich, so doch in wesentlichen Beziehungen immer mit seiner Lebensart und ihren Anforderungen zusammen; die Hand des Affen weist auf die Art seines Kletterns, der Einzelhuf des Rosses auf die Art seines Laufens; und so mußte die Schwanzflosse des Ichthyosaurus noch etwas Besonderes verraten können über die Art seines Schwimmens. Der Zoologe F. E. Schultze gab zuerst eine Deutung. Bei einem Schwanz, der aus einem von festem Wirbelgrad gestützten und einem ganz weichen Zipfel bestand, mußte nach seiner Ansicht die Lage des weichen Zipfels beim Schwimmen jedesmal entscheidend die Richtung dieses Schwimmens beeinflussen. Indem der weiche Flossenzipfel dem solideren in den Bewegungen folgte, bildete er zugleich doch durch schräge Einstellung einen Widerstand im Wasser, der je nachdem nach **oben** oder nach **unten** drängte. Je nachdem: nämlich nach oben, wenn der weiche Zipfel **unter** dem soliden saß, oder nach unten, wenn er **über** ihm saß. Bei dem Haifisch hätte also der Schwimmapparat nach oben gedrängt, bei dem Ichthyosaurus nach unten. Der Apparat aber, die „Schiffsschraube" möchte man nach der Lage sagen, bestimmte nach Schultzes Meinung die Bewegung des ganzen Tiers. Und wie sehr mußte diese dem individuellen Bedürfnis in beiden Fällen entsprechen! Der Haifisch ist seinem inneren Bau nach schwerer als das ihn umgebende Wasser, er sinkt, wenn er in die Tiefe will, von selbst hinab; nachhelfen muß er dagegen, wenn er von unten wieder hinauf will, und dazu eben nutzt ihm aufs beste, daß der weiche Flügel seiner „Schiffsschraube" unten sitzt und also nach oben drängt, sobald der Schwanz anfängt sich entsprechend zu bewegen. Umgekehrt vom Ichthyosaurus, dem lungenatmenden Reptil im Wasser, ist ziemlich sicher anzunehmen, daß er leichter war als das umgebende Wasser selbst. Von selber treibend stieg er also im Wasser hoch wie ein Korkpfropfen, und seine Schwanzschraube wurde gerade umgekehrt erst nötig, wenn er nach unten in die Wassersäule hinabsinken, wenn er tauchen wollte. Was konnte für ihn natürlicher sein, als daß er die weiche Flosse oben trug, also so, daß sie ihn auf Wunsch hinabdrücken half?

Diese Erklärung enthielt, so sinnreich sie klingt, doch, wie es scheint, noch einen kleinen mechanischen Fehler, auf den Ahlborn zuerst aufmerksam gemacht hat. Jenes einfache Empor- und Hinabdrängen an der Schwanzecke des Körpers müßte diesen Körper jedesmal um seinen Schwerpunkt drehen und so die andre Ecke, den Kopf, umgekehrt gerade nach der entgegengesetzten Seite treiben. So würde der Hai doch die für ihn falsche Tendenz erhalten, zu sinken, und der Ichthyosaurus zu steigen. Ahlborn nimmt also an, daß die Lage des weichen Flossenzipfels bei beiden nicht auf das eigentliche Auf- und Absinken innerhalb der zu durchmessenden Wassermasse des Ozeans berechnet sei, sondern wesentlich nur für den Anfangsmoment des Steigens oder Sinkens. Der weiche Zipfel bildete gleichsam ein Abstoßruder im ersten Augenblick — und zwar je nachdem von unten auf dem Grunde des Meeres oder von oben an der Oberfläche. Auf dem Grunde hinderte er das unmittelbare Aufliegen des soliden Hauptzipfels auf diesem Grunde und bildete stets einen kleinen Abstoßapparat zwischen Grund und Hauptzipfel. Umgekehrt an der Meeresoberfläche ließ er, oben gelegen, den Hauptzipfel nie aus dem Wasser ragen und stieß ihn bei dem geringsten Wunsche zum Tauchen sofort abwärts. So sähen wir seit alters den Hai im Besitz eines Organs, das ihn vom Meeresboden abdrückt, und den Ichthyosaurus sähen wir ebenso von Beginn seiner Existenz an im Besitz eines umgekehrt konstruierten Hilfsmittels, das ihn von der Meeresoberfläche zurückdrückt.

Diesen Gedankengang hat dann der ausgezeichnete Berliner Paläontologe Professor Otto Jaekel noch weiter ausgebaut und für bedeutsame Folgerungen nutzbar gemacht. Die mit dem Wirbelende auf-



Am Fischmarkt zu Dordrecht
Nach einem Gemälde von Heinrich Hermanns



gebogene Schwanzform des Haifischs ist nach seiner Ansicht heute noch ein Zeugnis dafür, daß die Eroberung des Meeres durch die wirklichen Fische von unten nach oben, vom Tiefengrunde erst allmählich zur Höhe der Wassersäule sich vollzogen hat. Bei dem Ichthyosaurus lagen die Dinge dagegen von Anfang an tatsächlich genau umgekehrt. Eine viel spätere Entwicklung als die Haie, stammte er von landbewohnenden Reptilien ab, die noch einmal in das Wasser zurückkehrten, in der gleichen Weise, wie es noch später die Säugetiere im Wal getan haben. Bei dieser Rückkehr in den Ozean kehrte das Reptil aber ebensowenig wie nachmals der Wal zur Kiemenatmung zurück, der Ichthyosaurus blieb Luftatmer mit einer Lunge. Von oben nach unten mußte er sich langsam den Ozean erobern. Und dabei nun kam ihm der Schwanz zustatten, wie er ihn von seinen Landvorfahren geerbt hatte: ein wie bei jeder Eidechse, jedem landbewohnenden Säugetier hinten abwärts, erdwärts gekrümmter Wirbelschwanz. Entsprechend seiner Absteigetendenz bildete er an der oberen Seite das Abstoßsegel aus, ohne die Hinabkrümmung der Wirbelsäule selbst anzutasten. Jaekel hat dabei auch gezeigt, daß es auf alle Fälle für beide Schwimmethoden auf die Dauer von Nutzen sein mußte, wenn die beiden Schwanzzipfel wenigstens gleich lang wurden. Bei den höheren Fischen ist das durchweg durchgeführt, und auch bei den Ichthyosauriern läßt sich bei den höchstentwickelten Formen von Solnhofen ein oberes Hautsegel sehen, das ungefähr dem unteren Stützsegel in der Zipfellänge gleichkommt.

Wunderbares Schauspiel, wie der Mensch die Natur gleichsam noch einmal nachschafft — als Ingenieur ihre uralten Bauten noch einmal konstruiert und so ihre wirkliche Baugeschichte enträtselt.



Ferdinand Georg Waldmüller — Der blinde Großvater
(Sammlung Eißler in Wien)

Ferdinand Georg Waldmüller

Von

Arthur Roeßler

(Hierzu zehn Abbildungen nach Werken des Künstlers)

Waldmüller, auf den sich, dank den Bemühungen Carl Molls, in der letzten Zeit auch die Wiener wieder besonnen haben, etwas verspätet allerdings, wird allgemach weltberühmt, und Bildchen von seiner Hand, die ehemals 100 Gulden kosteten, bezahlt man heute mit 10 000 Mark bereitwilligst. Er wurde als der erste Wiener Sezessionist erkannt. „Sein Abfall von der dürren Akademik, seine Flucht in die Oeffentlichkeit der Natur, ins Naturstudium, in die Luft, in das Licht waren eine Manet-Tat. Er erlebte natürlich ein Manet-Geschick von A bis Z; bis zu dem bittersüßen Orden, der ihm schließlich zuteil wurde." Seine Werke und sein Leben erwecken nunmehr auch in Deutschland lebhaftes Interesse, nachdem Waldmüller auf der prachtvollen Deutschen Jahrhundertausstellung, die bis Mitte letzten Sommers in der Nationalgalerie zu Berlin arrangiert war, mit einer Auswahl seiner Gemälde würdig repräsentiert erschien; und so mag es denn nicht unpassend erscheinen, etwas über und von Waldmüller den Freunden dieser Blätter zu bieten, zumal eine erschöpfende, das Leben und Werk des Meisters in Wort und Bild umfassende Monographie erst in Vorbereitung ist.*)

Er wurde am 15. Januar 1793 den Bürgers- und Eheleuten Georg und Elisabeth Waldmüller geboren, die am Tiefen Graben in Wien einen Bierschank betrieben. Es galt als wortlos ausgemachte Sache, daß er sich dem „geistlichen Stand" widme. Der vive kleine „Ferdl" aber verspürte den Beruf zum Priester nicht in sich, und trotzdem ihm die Muhme, von welcher der Plan angeregt ward, das winzige Zöpfchen zierlich flocht, das er damals herrschender Sitte gemäß noch trug, in bigottischer Verzückung beredsam die Ehren, Würden und sonstigen Vorteile des geistlichen Standes verlockend pries, blieb er widerspenstig; ja, er verließ das Vaterhaus und die lateinische Schule, als ihn Aeußerungen und das Verhalten seiner Eltern befürchten ließen, daß er zu dem verhaßten Berufe gezwungen werden könnte. Anstatt in die Lateinschule ging er in die Akademie der bildenden Künste, wo der ehrsame Hubert Maurer als „Professor der historischen Zeichnung nach Vorbildern" das Figurenzeichnen und so etwas wie Komposition lehrte.

Vorher hatte Waldmüller schon, noch als Schulbub, bei dem Blumenmaler Zintler Zeichenunterricht empfangen und es zu einer nicht gewöhnlichen Handfertigkeit gebracht, die ihm in seinen neuen Lebensverhältnissen sogleich recht gute Dienste leistete. Die Eltern hatten ihm nämlich, das letzte Zwangsmittel anwendend, jede Unterstützung entzogen. Waldmüller sah sich demnach, um nicht zu verhungern, genötigt, Zuckerwerk zu kolorieren, für welche Arbeit er kärglich mit einigen „Silberzwanzigern" entlohnt wurde. Mit einem Studien- und Schicksalsgenossen teilte er das eine Bett, das sie in einem Stübchen in der Vorstadt „Unter den Weißgärbern" innehatten, und während der eine schlief, malte der andre in einer zuvor bestimmten Abwechslung.

Die Misere des äußeren Lebens beeinträchtigte jedoch Waldmüllers Arbeitsfreudigkeit nicht. Ein dilettierender Schauspieler teilte ihm die Anfangsgründe der Oelmalerei mit, und auf eigne Faust, unermüdlich suchend und versuchend, bildete sich Waldmüller darin weiter. Auf den Rat einiger Freunde wagte er im Jahre 1811 die Reise zu dem ungarischen Landtag in Preßburg, um durch Porträtieren Geld zu verdienen; denn es war bei dieser Gelegenheit die Anwesenheit einer größeren Anzahl vornehmer Persönlichkeiten zu erwarten. Dem unternehmungslustigen Akademiker gelang es auch tatsächlich, einen Gönner zu gewinnen, der ihn an den Banus von Kroatien, Grafen Gyulay, empfahl, der Waldmüller als Zeichenlehrer der gräflichen Kinder mit sich nach Agram nahm.

In Agram, wo Waldmüller sich weder Leinwand noch Farben verschaffen konnte, verlor er einige der wertvollsten



F. G. Waldmüller — Selbstporträt
(Sammlung Eißler in Wien)

*) F. G. Waldmüller, eine Künstlermonographie, mit über 100 Reproduktionen, geschrieben und herausgegeben vom Verfasser dieses Artikels, erscheint im Verlage von Gerlach & Wiedling in Wien.



F. G. Waldmüller Frauenbildnis
(Sammlung Eißler in Wien)

Entwicklungsjahre gänzlich. Die Beziehungen zum Theater, die er in Agram anknüpfte, führten ihn mit Katharina Weidner zusammen, der ersten Sängerin des Stadttheaters, die seine erste Gattin wurde. Die Ehe mit der Sängerin, welche die Entwicklung des Künstlers gleichfalls sehr behinderte und schließlich, ganz unerquicklich geworden, wieder geschieden wurde, führte ihn während der folgenden Jahre an der Seite der Frau in wirren Kreuzfahrten durch alle Provinzen Oesterreich-Ungarns von Ort zu Ort, bis das wechselvolle, ihn bedrückende Komödiantendasein 1818 endete, als die Weidner an die Wiener Hofoper engagiert wurde.

Fünfundzwanzig Jahre alt, war Waldmüller wieder in Wien, und er mußte nach verlorenen sieben kostbaren Jahren von neuem anfangen. Halb freiwillig, halb gedrängt durch die Not, geriet er aufs Kopienmalen. „Mächtig regte sich in mir" — so erzählte er nach mehr als anderthalb Jahrzehnten — „der Trieb zu künstlerischer Entwicklung; ein dunkles Sehnen und Ahnen schwellte meine Brust, ich wollte das Bessere, ich strebte nach dem Höheren, noch wußte ich nicht, auf welchem Weg das Ziel zu erreichen sei, noch war die höhere Weihe der Kunst das verschleierte Bild zu Sais. Ich glaubte das Heil zu finden, wenn ich in der kaiserlichen Galerie zu kopieren begänne. Wie es noch bisher bei allen Kunstzweigen gegangen war, in denen ich mich versucht hatte, so gelang es mir auch, mit diesen Kopien Beifall zu finden. Ein Privatmann mit nicht ungeübtem Blick glaubte in diesen Kopien einen Geist zu erkennen, welcher der Aufmunterung nicht unwürdig sei, und gab mir Aufträge zu ferneren Arbeiten dieser Art. Ich kopierte mehrere der besten Werke sowohl der kaiserlichen Galerie als andrer Gemäldesammlungen sowie einige aus der Dresdner Galerie. Auf diese Weise beschäftigte ich mich abermals fünf Jahre, dann hörten die Aufträge auf, und ich stand wieder auf dem alten Punkte. Allerdings durfte ich mir selbst gestehen, ich sei ein ziemlich gewandter Techniker geworden, aber der Geist, der schöpferische Geist, der eigentlich das Kunstwerk zu einem solchen stempelt, hatte mir noch nicht gelächelt." Er sollte Waldmüller aber doch bald lächeln!

„Ein ziemlich gewandter Techniker" war Waldmüller nun doch schon, jetzt begegnete ihm ein Ereignis, das für seine weitere künstlerische Entwicklung entscheidend wurde.

Um Geld zu erwerben, wandte sich Waldmüller neuerdings der Porträtmalerei zu. „Allein, befangen in der damals herrschenden Manier, umschlungen von den Fesseln altherkömmlicher, auf meinem Bildungswege eingesogener Vorurteile, schwangen sich meine Leistungen durchaus nicht über das Gewöhnliche empor. Ich fühlte den Druck dieser Fessel, aber ich fand die Kraft nicht, sie abzuwerfen." Waldmüller hatte sich nicht getraut, bei seinen Kopien älterer Meisterwerke die landschaftlichen Hintergründe selbst zu malen, da er „dieses Fach nicht auf akademischem Weg studiert hatte", er ließ vielmehr die Hintergründe durch einen seiner Freunde, einen Landschaftsmaler, ausführen. Das hatte natürlich zur Folge, daß die Teile des Bildes nicht harmonierten, ein Mißstand, der Waldmüller heftig verdroß. Er entschloß sich daher, die Hintergründe fortan selber zu malen, vorher aber dazu Studien nach der Natur zu machen. „Jetzt war der Moment erschienen," schrieb er, „in dem der erste Strahl jenes Lichtes vor mir aufdämmerte, in dessen Glanz ich — leider erst so spät — die Wahrheit erkennen sollte. Infolge der eben erwähnten Arbeiten und des so überraschenden Gelingens derselben ward



F. G. Waldmüller Schiffmeister Feldmüller

ich zuerst und zufällig auf die Notwendigkeit und den Nutzen der Naturstudien aufmerksam gemacht. Naturstudien! Ein Begriff, der mir bis dahin völlig fremd geblieben war!“ Ein Auftrag, den er zu eben dieser kritischen Zeit erhielt, gab weitere Anregung, auf dem eingeschlagenen Weg zu beharren. Ein Herr Hauptmann von Stierle-Holzmeister wollte seine Mutter von Waldmüller porträtiert sehen, verlangte aber, daß er sie male „genau so, wie sie ist!“ Waldmüller bemühte sich, dem Verlangen nachzukommen, die Natur mit der größten Treue wiederzugeben, es gelang, und dabei geschah es, daß dem Maler „die Binde von den



F. G. Waldmüller Damenporträt
(Mit Genehmigung von H. O. Miethke in Wien)

Augen fiel“. „Der einzig rechte Weg, der ewige, unerschöpfliche Born aller Kunst: Anschauung, Auffassung und Verständnis der Natur“ hatte sich ihm aufgetan.

Er war sich darüber klar, daß ein Losreißen von langgehegten Vorurteilen im vorgerückten Mannesalter große Anstrengungen erfordern würde, und er überwachte sich daher auf das „strengste, und strebte rastlos“, sich immer mehr auf dem Wege des Studiums der Natur zu vervollkommnen. Er las außerdem eifrig Werke der Kunstliteratur, aus deren Studium er sich mannigfache Anregung holte. So veranlaßte ihn das Buch „Die Kunst in Italien“ von Speth, das er ein „meisterhaftes Buch“ nannte, nach Italien zu reisen. Im Jahre 1830 besuchte Waldmüller Paris, um die Arbeiten der neueren französischen Schule zu studieren. Bilder von Delacroix, die er dort sah, waren ihm ein neuer Ansporn, in dem seit einigen Jahren versuchten Genrefach tätig zu bleiben. Im gleichen Jahr erhielt er auch die Anstellung als Professor an der Akademie, bald darauf wurde er zum Kustos der Gemäldesammlung der Akademie und zum akademischen Rat ernannt.

Seine aus Italien und Sizilien mitgebrachten Landschaften wirkten geradezu revolutionierend. Sie wirkten als schlagendster Beweis dafür, daß er mit dem Prinzip, nach den im Freien skizzierten Studien ein Bild im Atelier in endgültiger Fassung zu komponieren und fertig zu malen, gänzlich gebrochen hatte. Seine Landschaften sind aber nicht nur in der freien Natur gemalt, sondern sie sind eigenartig gemalt und eigenartig gesehen, gleichsam „mit einem zur Ruhe herabgesättigten Auge, dem alles mit Licht durchtränkt schien, so daß keine Einzelfarbe mehr für sich losknallt, wie in der bunten Heimatswelt“. In Italien und auf Sizilien lernte er Ton malen. Er wirbelte auf seinen Wanderungen unter der Sonne Homers den Staub des Altertums auf und war dabei so ganz ein Moderner. Aber er blieb doch, wie Hevesi sagt, überall derselbe. Und doch war ihm in den südlichen Ländern eines geschehen: er war zum lichttrunkenen Sonnenmaler gereift. Just das aber war seinen vaterstädtischen Zeitgenossen, zumal den Kritiken schreibenden, ein unfaßlicher Greuel, obwohl er in den fünfziger Jahren nur das tat, was in den achtziger Jahren von einigen ausländischen Malern, unabhängig von ihm wahrscheinlich, auch getan wurde: er malte Sonne, im Scheine der Sonne Sonnenlicht, in ihrem Lichte das Flammen und in ihrem Schatten das Glühen. Viele seiner leuchtenden Gemälde sind noch heute hochmodern. Was wir Heutigen mit unsern gebildeteren Augen in aller Gelassenheit ansehen und hinnehmen, erregte dazumal fast bis zum Paroxysmus, und ein führender Kritiker jener Zeit schrieb: „Waldmüller kam in seinen alten Tagen auf den Einfall, um eine glänzende Farbe zu erhalten, müsse man im Sonnenlichte malen.“ Die Wiener, beeinflußt von der Fachkritik, waren gelaunt, Waldmüller als einen „armen Hascher“ zu bezeichnen, einen schrulligen Malkauz, der ja etwas Tüchtiges zu leisten vermöchte, wenn er nicht „verrannt“ wäre. Im Ausland wußte man Waldmüller gerecht zu werden, in Paris, London und Philadelphia. 1857 gab Goupil einige Bilder von Waldmüller in den lithographierten „Scènes cosmopolites“ heraus, und in London kaufte ihm die Aristokratie, mit der Königin an der Spitze, innerhalb einer Woche alle 31 Bilder ab, mit denen er nach Amerika unterwegs war. Einige Jahre später in Wien, als Waldmüller wieder in Geldnot war und deshalb 90 Arbeiten von sich versteigern ließ, wurde er an der opferwilligen Kunstsinnigkeit seiner Mitbürger zum Bettler, denn die Preise schwankten zwischen 300 und 10 Gulden.

Mutig harrte er aus, unbekümmert um die Stänkereien der Nergler, Neider und Dummen, und er suchte noch immer lieber die leuchtende Sonne auf als den kühlen Schatten der Akademie. Ja, in ihm erstand der Akademie ein nicht ungefährlicher Feind. Er verfaßte eine Schrift: „Das Bedürfnis eines zweckmäßigeren Unterrichts in der Malerei und plastischen Kunst“, der zufolge ein akademischer Strafprozeß gegen ihn eingeleitet wurde, dessen Wirkungen er aber durch den Kanzler

Metternich zu paralysieren wußte. Seine zweite Streitschrift: „Andeutungen zur Belebung der vaterländischen bildenden Kunst", zu der er durch den Besuch der Weltausstellung 1855 56 angeregt wurde, verwickelte ihn neuerdings in einen Prozeß, auf den hin er mit halbem Gehalt (ganzen 400 Gulden) gnadenweise pensioniert wurde. Er hat diese „Verurteilung" zeit seines Lebens nicht völlig verwunden, und wenn sie ihn auch nicht brach zu legen vermochte, geschadet hat sie ihm doch sehr. Wieder war es das Ausland, das ihn „rehabilitierte". Die Beschickung einer Kunstausstellung in Köln brachte ihm den Roten Adlerorden. Das mußte in Wien bemerkt werden. Schmerling verschaffte ihm den Franz-Joseph-Orden. Es war dies 1863. Zur ungemeinen Verblüffung der meisten wollte Waldmüller die Auszeichnung nicht annehmen, da er sich „in Strafe befinde". Erst auf das eindringliche Zureden Schmerlings und nachdem der Kaiser Waldmüller in Audienz empfangen und ihm die volle Pension zugesprochen hatte, nahm er den Orden an. Die verspätete Auszeichnung und Anweisung der vollen Pension konnten das Unrecht der früheren Strafe jedoch nicht mehr quitt machen, denn schon 1865 starb Waldmüller.

Die meisten Menschen denken heute bei dem Namen Waldmüller zunächst oder vorwiegend an seine Genrebilder, da sie es sind, die seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt machten. Und doch sind die Genrebilder nicht seine wertvollsten Arbeiten. Man muß vielmehr, um seine Bedeutung für uns würdigen zu können, zwischen Waldmüller dem Landschafter und Porträtisten und Waldmüller dem Genremaler unterscheiden. Der letztere entspricht, wie richtig gesagt wurde, unserm heutigen Empfinden nicht mehr; das Arrangement darauf ist uns meistens zu theatralisch, das Sujet zu anekdotisch. „Waldmüller war ein Talent, das seine Anregung nur von der Natur, nicht von innen heraus empfing. Wo er erfinden, zusammenstellen mußte, verfiel er der Schablone seiner Zeit. Im Porträt war ihm die Möglichkeit gegeben, sich bis in die kleinsten Einzelheiten an sein Vorbild zu halten, und hier steigt er auch plötzlich sozusagen mit einem Ruck in die Höhe." Doch wenn wir auch noch auf einzelnen seiner Gruppenporträte mancherlei als geziert, als Pose empfinden, hat es wieder anderseits den Reiz, ein charakteristisches Merkmal der Zeit zu sein, und ein Bild dieser Art ist geradezu als eines der wundervollsten Meisterwerke der Malerei überhaupt zu werten. Es ist das in eine Salzkammergutlandschaft gestellte Gruppen-

Ferdinand Georg Waldmüller Praterlandschaft

(Mit Genehmigung von H. O. Miethke in Wien)

porträt des k. k. Hofadvokaten und Notars Dr. Josef August Eltz mit Familie. Grandios ist Waldmüller und einzigartig als Maler der Einzelporträts. Man braucht wirklich nur sein Selbstbildnis im Wiener Hofmuseum anzuschauen, diese magistrale Leistung eines Vollkräftigen, getragen von dem ganzen Schick eines kulturgepflegten Vormärzlers und dargeboten mit der heiteren Sicherheit eines großen Könners. Und dann das Bildnis seiner Mutter! Jene durchaus moderne, ja schier Whistlerische Symphonie in Grau, in Silbergrau, Eisengrau, Perlgrau, Graublond und Graurosa, mit dem wenigen Weiß, dem pelzigen Weiß geschorenen Samtes und dem diffizilen Ton des von roten Flammen durchleuchteten Elfenbeins. Und nicht zu vergessen das Antlitz seiner zweiten Frau, wie es sich auf dem Gemälde in der „Modernen Galerie" zeigt, als das einer andern Monna Lisa, erfüllt mit dem Zauber einer durch generationenlange Vererbung verfeinerten Anmut und Wesensseltsamkeit. Oder den prächtigen Schiffmeister Feldmüller, den Donauadmiral, diesen in geruhsamer Behäbigkeit wuchtenden Tatmenschen. Oder irgendein Bildnis eines jungen Frauerls mit Scheitelfrisur und Ohrenlocken, duftig im Musselinweiß oder tonig im Taftgrau, oder eines jungen Mannes im langen Rock, Atlasweste und starrseidener schwarzen Krawatte, von der sich der Teint so ungemein zarttonig abhebt, schmelzweich und hautwarm. Gleichviel, welches Porträt man betrachtet, jedes ist köstlich und, kleine wie große, jedes in seiner Art vollgültig und ein erlauchtes Werk reifer Meisterschaft.

Und dann Waldmüllers Landschaften! Wie wären die zu vergessen. Auch sie sind, rein malerisch gewertet, bedeutender als die Genrebilder, mit denen er, bewußt oder unbewußt, dem auf das Gegenständliche gerichteten Publikumsverlangen zuweilen doch Zugeständnisse machte. Für die Entwicklung der österreichischen Landschaftsmalerei hat Waldmüller die Bedeutung des den stärksten Einfluß ausübenden Bahnbrechers. Servaes hat ihn richtig als eine Art österreichische Parallelerscheinung zu dem großen englischen Bahnbrecher Constable bezeichnet.

Man hat seine Landschaften mit denen von Constable, Corot, Courbet und Rousseau verglichen und von einigen tiefgrünen, sonnigen Bildern gesagt, daß man bei ihnen an die erste Zeit der Glasgower denken müsse, man konstatierte somit den von Waldmüller selbständig herbeigeführten Zusammenhang mit all jenen Meistern, die eigentlich als die Begründer der modernen Malerei zu betrachten sind; vor seiner kleinen „Ruine in Schönbrunn" freilich, dieser wuchtigen Großminiatur voll Naturfülle, denkt man nur an Waldmüller, wie Berggruen sagt, denn die hat bisher noch kein Schotte und kein Amerikaner gemalt. Aber nicht nur vor diesem künstlerischen Kleinod denkt man allein an Waldmüller, man tut es auch vor seiner Praterlandschaft mit den hohen Gruppen schimmernder Silberpappeln, dem Gemälde „Frühling im Wienerwald", und vor den meisten seiner Porträte, mag man auch von dem einen und andern sagen, daß es von Whistler, von J. W. Alexander oder gar von Goya gemalt sein könnte, denn all diese Vergleiche sind ja bloß als Behelfe zur Verdeutlichung des hohen künstlerischen Wertes der Waldmüllerschen Malmeisterschaft aufzufassen, denn Waldmüller ist einzigartig. Die Größe seiner Kunst allein ist auch die Erklärung dafür, daß er nunmehr weltläufig wurde und als dauernd große Erscheinung in das Bewußtsein Europas einging.



F. G. Waldmüller — Advokat Eltz und Familie



Ferdinand Georg Waldmüller — Rückkehr von der Kirchweih (Berliner Nationalgalerie)



Ferdinand Georg Waldmüller — Antikes Theater bei Taormina (Sammlung Ziehrer in Wien)



F. G. Waldmüller — Nach der Schule
(Berliner Nationalgalerie)

Vom Verlieren

Skizze

von

Ludwig Finckh

Niemand versteht die goldene Kunst zu verlieren so gut wie meine Schwester; sie war meine Lehrmeisterin. Schon in den seligen Tagen, da wir allabendlich im Nachbarhofe unsre wilden Spiele trieben, fand sie mühelos in sich die Kraft, einen Verlust zu überwinden und mit einer gewissen Großartigkeit hinzunehmen, was das Leben brachte. Vielleicht ist die Kunst zu verlieren nur eine Kunst, Tränen zu verbeißen.

Damals waren es geringe Dinge, nicht wert der Tränen, und ich habe später weit Größeres hergeben müssen. Aber man fängt in der Schule mit dem Bescheidensten an, und der ist der Beste, der mit dem Größten aufhören kann. Einen Meisterbrief hat uns das Leben später überreicht mit einem tiefen Knicks.

An der Lehne des alten Giebelhauses standen wir am Abend, drei oder vier in einer Reihe, uns gegenüber ein Kamerad, dem wir auf seinen Ruf: „Fürchtet ihr den schwarzen Mann nicht?" einmütig und begeistert zuschrien: „Nein!" worauf wir gegen ihn losstürmten mit der Aufgabe, uns um keinen Preis von ihm fangen zu lassen. Das greifbare Ergebnis dieser Abende waren rote Backen, sprühende Augen, Kraft und Gewandtheit in allen Gliedern, eine mächtige Stimme und der Verlust irgendeines Gegenstandes aus der Schatzkammer meiner Schwester. Gestern war's ein Ringlein, heute war's ein Tuch. Was schadet das, wenn man ein wildes Mädchen ist und dunkle Locken hat?

Aber die Kinderzeit verflog, und meine Schwester

ist eine Frau. Eine Bande von drei Kindern kann sie nun selbst zu den alten Spielen stellen. Und es ist immer noch eine eigne Sache mit ihr.

Etwa sie hat ihren Geldbeutel verloren, wahrscheinlich auf dem Wege zum Markt, mit zwanzig Mark mühsam erspartem Gold, an dem Schweiß und Hoffnungen kleben eines halben Jahres. Aber sie schweigt und sagt niemand davon. Nur geht sie in den nächsten Tagen in Gedanken verloren umher, macht hier ein Kästchen auf und dort eine Schublade, einen Schatten stiller als sonst. Und nach acht Tagen, wenn sie gewiß ganz still und demütig geworden ist wie ein verscheuchtes Häschen und sich in den Verlust gefügt hat, kommt sie einmal glückstrahlend daher, denn sie hat das Verlorene wiedergefunden, nicht auf der Straße, nicht im Kasten, sondern in der Tasche eines andern Rockes. Dann setzen wir uns zusammen und halten ein kleines Fest und haben eine Freude aneinander. Meist geht dabei der Inhalt des wiedergewonnenen Geldbeutels drauf. Aber wenn der liebe Gott wüßte, wie die Augen meiner Schwester glänzen können, er würde sich bloß noch darauf verlegen, ihr Verlorenes wiederzuschenken.

Meine Schwester verliert die Hoffnung nie, wenn sie auch manches andre verliert. Ein Lieblingsverlieren von ihr betrifft ihre Augengläser. Nun bitte ich alle, die hochgradig kurzsichtig sind, sich zu erinnern, was es heißt, die Brille zu verlieren. Nichts andres, als mit einem Schlage hilflos in der Welt zu stehen, ausgesetzt zu sein wie ein kleines Kind. Die Erde wankt, ein Grashalm wird zum Heuschreck. Meine Schwester denkt freilich nicht daran, sondern macht sich insgeheim auf die Suche nach ihren gläsernen Augen, besinnt sich, wo sie sie das letztemal gelassen hat und irrt rastlos im Hause herum. Umsonst. Diesmal erbarmt sich der liebe Gott nicht. Endlich entschließt sie sich, ihre Sorge um ihre Brille mir anzuvertrauen, der sie nun gewinnend, aber etwas schadenfroh anlächeln kann: „Aber Kind, du hast sie ja auf der Nase." Worauf wir wieder Anlaß nehmen, ein kleines Fest zu feiern und eine Freude aneinander zu haben.

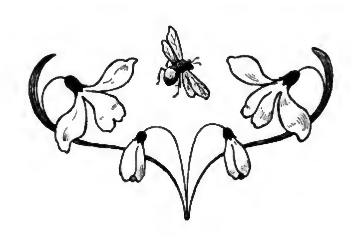
Nun, meine Schwester hat mich also das Verlieren gelehrt. Was verliert man nicht schon als kleiner Bub auf der Gasse, Pfennige, Nastücher, Taschenmesser. Frauen verlieren am liebsten Haarnadeln, sie sind ihre Hufeisen, und es ist eigentümlich, wieviele Haarnadeln ich schon gefunden habe. Ich ging einmal im Walde von Vizzavona, im Gebirge von Korsika, durch tiefes Gestrüppp; seit Stunden hatte ich kein Dorf und keine Hütte gesehen; plötzlich —

Ist „plötzlich" nicht ein erschrockenes Wort? Mir hat es immer gut gefallen. Als ich noch Indianerbücher las, pflegte ich den Wert eines Buches nach der Häufigkeit dieses Wortes einzuschätzen: oft überschlug ich viele Seiten voll langatmiger Gespräche, bis ich irgendwo wieder das Wort „plötzlich" herausleuchten sah, faszinierend, blinkend wie ein Stern, und ich nahm mir vor, später einmal ein Buch zu schreiben, in dem auf jedem Blatte „plötzlich" vorkommen würde. Bei „plötzlich" ereignet sich immer etwas. Indianer rufen: „Howgh!" Ein Knabenherz schlägt höher. Es ist ein prickelndes, leicht aufregendes Wort, ein Tat- und Schicksalswort, es kann alles mögliche dahinter kommen, und es ist nicht ohne Kraft. Oft ertönt ein Schuß, oft rollt eine Lawine und oft küssen sich zwei. Ein interessantes Wort.

In meinem Falle, im Walde von Vizzavona, bückte ich mich und hob plötzlich eine Haarnadel auf, verloren vielleicht von einer Banditin, von einer schönen Hirtin, von einer fremden Bergsteigerin.

Nun, das sind Kleinigkeiten, Haarnadeln, leicht verschmerzt und leicht zu ersetzen. Aber ich will von den größeren Dingen reden, die man verliert, von Freunden, von einer Liebe. Man verliert sie, während man sich fest im Besitz glaubt, in aller Unschuld, man weiß nicht wie. Da gilt es zu suchen, leise und unmerklich, daß man wiederfinde. Da gilt es festzuhalten und nicht loszulassen, wenn man nur einen kleinen Zipfel wieder erwischt hat, durch die Jahre zu gehen in heimlichem Suchen und Opfern, zäh und tapfer und treu bis zum letzten Blutstropfen, und dann vielleicht gilt es, das Schicksal zu verstehen. Denn es mag sein, daß man eines Tages einen Größeren über sich fühlt, der mit dem Tode befreundet ist, und ihm ins Auge blicken muß, der spricht: Verliere. Dann hilft kein kleines Suchen und Anklammern und Halten mehr, dann heißt es still sich zu beugen und hinzugeben. Was ist's auch weiter? Eine von den schönen Glaskugeln in meinem Garten ist zerbrochen. Ein Reicher ist verarmt, ein Armer ist ärmer. Ein Herz ist still und leis geworden.

Das Leben ist nun so, daß man gut daran tut, sich zu gewöhnen, wie man alles, was man erwirbt, am besten hergibt, ohne zu großes Klagen, stolz, ohne Zittern, furchtlos, wenn die Stunde kommt. Denn alles hat seine Stunde.





Die Oase El Kantara, das „Tor der Wüste"

Biskra

Von

Max Peregrinus

(Hierzu acht Abbildungen nach Zeichnungen von Peter Schnorr und Max Rabes)

Sind wir eigentlich nicht alle noch Sonnenanbeter? Viele, viele Jahrtausende sind über unsre Erde dahingezogen seit jener Zeit, da die ersten kaum zum Bewußtsein erwachten Menschen in dunkler Furcht vor dem Unnennbar-Großen, das sie rings umgab, sich vor dem segenshellen Tagesgestirn in den Staub warfen. Wenn wir heute unser Innerstes vor uns selbst offenbaren, ziehen wir uns zurück in das dämmerige Dunkel schwerer Steingewölbe, und die Strahlen der Sonne, wenn sie sich durch die hohen, schlanken Fenster stehlen, erzählen uns nicht vom Blühen und Leben der Natur, sondern lassen in gleißender Pracht farbenschöne Bilder vom großen Menschenleid vor uns aufleuchten. Und doch ist ein kleines Restchen jenes dunkeln Gefühls auch in uns noch mächtig. Es ist ja gar nicht lange her, daß man erst wieder entdeckte, daß das Sonnenlicht heilsam auf unsern Körper, auf unser Blut wirke, ich aber glaube, es wirkt auch direkt auf unsre Seele. Es ist nicht eigentlich der Winter, der in den langen Monaten, da die Natur schläft, so schwer auf uns lastet, wenn wir auch gerade dann in den goldenen Fesseln der Geselligkeit eigentlich noch das letzte Restchen von Menschlichkeit abzustreifen pflegen; es ist mehr das Fehlen der Sonne, das uns bedrückt. Nirgends ist die Oede des Winters augenfälliger als im Hochgebirge, wo er mit der gleichmäßigen Schneedecke alle Unterschiede der Landschaft verhüllt, aber da oben lacht die Sonne, und darum wandern wir in die entlegensten Alpentäler, in die Hochburgen des Winters, immer unter der Devise: „Der Sonne entgegen." Wer aber die Sonne in ihrer ganzen sengenden Glut genießen will, der folge mir im Geiste aus den Gefilden des Winters zu einer kurzen Wüstenfahrt an die Grenzen der Sahara. Wir haben es jetzt ja so bequem, und wer wirklich auch dem Winter entfliehen will, der braucht nicht mehr an den kalten

Kaminen Italiens oder im heulenden Seesturm der Riviera sich nach den warmen Oefen der nordischen Heimat zu sehnen. Das Mittelmeer ist schnell durchschifft, und eine kurze Eisenbahnfahrt führt uns von Algier über Palestro nach Biskra, dem Paris der Wüste.



Mädchen vom Stamme der Ouled-Nails

Wir haben jetzt in Nord und Süd, in Ost und West Städte, denen übereifrige Bewunderer den Beinamen eines Klein-Paris gegeben haben. Biskra verdient dies Epitheton bis zu einem gewissen Grade, befinden wir uns doch unter den Palmen Biskras im Schutz der französischen Trikolore, und französisches Wesen, gallische Lustigkeit und Leichtigkeit umgibt uns in den Hotels und an den Stätten des europäischen Verkehrs, während draußen der Orient mit seinen Märchen und seinen Rätseln auf uns wartet. Hier können wir ein Kapitel aus Tausendundeiner Nacht erleben, ohne unsre täglichen Gewohnheiten aufzugeben. Eine kurze Wegstrecke führt uns vom Hotel Royal, dem Mittelpunkt des Fremdenverkehrs, nach dem arabischen Markt. Es ist kaum glaublich, daß man in so kurzer Zeit von einer Kultur in eine andre, ja in eine völlig fremde Welt hinüberschreiten kann. Ein großer, beinahe quadratischer Raum, der von Arkaden eingefaßt ist, enthält ein wimmelndes Leben; da drängen sich Araber, Berber, Kabylen, Neger, Juden, und alles, was sich die Phantasie nur ausdenken vermag, hat hier noch Marktwert und wird in klingende Münze umgesetzt. Inmitten dieses Getümmels schreien die Esel, und in majestätischer Ruhe, würdevoll die Füße hebend, stolziert das Kamel durch die Menge, als wäre es sich seiner Unentbehrlichkeit wohlbewußt. Datteln liegen in Haufen dort, Orangen leuchten in der Sonne, daneben backt ein Neger verdächtige Kuchen, ein Berber hält Teppiche feil und ein andrer holt ein ganzes Magazin, die unmöglichsten Dinge, Messer, Geweihe, ausgestopfte Tiere, aus den unergründlichen Tiefen seines malerischen Gewandes und bietet sie den staunenden Reisenden an. Man muß hier zu feilschen verstehen. Der Handel ist noch eine Art von verstecktem Kampf, bei dem jeder den andern zu überlisten bemüht ist. Großmut ist hier nicht am Platze, denn der Orientale wird sie stets nur als Dummheit auslegen, und wer heute einem Händler etwas abkauft, das er mit ersterbender Stimme als Unikum anpreist, das er weit unter dem Preis abgibt, nur um zu bestehen im grausamen Kampf ums Dasein, der kann überzeugt sein, daß derselbe Mann ihm anderntags den gleichen Gegenstand mit schlauem Lächeln noch einmal anpreist und den Preis noch weit höher ansetzt. Dieser Markt bietet im Glanz der afrikanischen Sonne einen unvergeßlichen Anblick, und nur ein Bild hat Biskra aufzuweisen, das dieses an Eigenart und Farbenpracht übertrifft: das ist die Straße der Ouled-Nails, der Bauchtänzerinnen. Mit den Schilderungen ihrer Künste will ich den Leser verschonen, in europäischen



Kabylenfrau mit Kind



Vor dem Hotel Royal in Biskra

Städten hat man in letzter Zeit häufig derartige Vorführungen sehen können, aber man muß jeden Gedanken an diese verbannen, wenn man hier am Rande der Wüste diese Kinder der Wüste erblickt. Hier verliert ihre Kunst das Obszöne, die gewaltsamen Verrenkungen des Leibes passen zu dem wirren, phantastischen Leben um sie her, wenn im arabischen Café die bunte Menge sie umwogt und eine seltsame suggestive Musik die Sinne erregt. Die Ouled-Nails werfen sich fort für eine Silbermünze, die sie dankbar an die Stirne drücken, aber ihr niedriges Leben hat ihnen nichts von ihrem eingeborenen Adel zu nehmen vermocht. Später kehren sie zurück zu ihrem Beduinenstamme — hier verschwinden die Unterschiede von Gut und Böse — und werden Mütter von stolzen Wüstensöhnen. Es ist eine seltsame Gasse, ihr Quartier in Biskra; zu beiden Seiten kleine zweistöckige Häuschen mit hölzernen Veranden, über die bunte Teppiche herabhängen, und da thronen sie in ihrem bunten Staat mit herrlichem Silberschmuck morgens und abends in sorgloser Selbstverständlichkeit. Manche strenge schöne Gesichter sieht man unter ihnen, und ob das Sonnenlicht auf die weißen Wände herableuchtet oder im Zwielicht des Abends, immer wird der Besucher ein Bild von märchenhafter Phantastik vor sich sehen.

Der Reichtum Biskras besteht in seinen Palmen. 180000 Bäume zählt man, und über jeden Stamm wacht man mit ängstlicher Sorgfalt, als sei er ein lebendes, fühlendes Wesen. Die Palmgärten sind von hohen Lehmmauern umgeben, und überall ist für Wasserzufluß gesorgt, denn einmal am Tag muß der Baum mit dem köstlichen Naß getränkt werden. Aber er vergilt auch die Mühe tausendfach. Eine kleine Trambahn, eine Errungenschaft der Neuzeit, die in der Wüste seltsam anmutet,



Römischer Triumphbogen in Thimgad

verbindet das Europäerviertel mit dem eigentlichen Alt-Biskra, das sich aus sieben lang hingezogenen Häusern zusammensetzt. Zwischen beiden Ansiedlungen liegt ein ausschließlich von Negern bewohntes Dorf. Alt-Biskra mit seinen unansehnlichen Lehmhäusern, deren Wände außer der Tür nur oben am Dach einige Luftlöcher haben, wirkt mehr malerisch als imposant. Man ahnt kaum, daß man hier auf historischem Boden steht. In der Römerzeit führte Biskra den Namen Zaba und war eine bedeutende Niederlassung, wie man ja überhaupt in Nordafrika auf Reste römischer Bauten stößt, die von einer hohen Blüte der Kultur in jenen Gegenden erzählen, die jetzt die Franzosen erst wieder Schritt für Schritt dem erstarrenden, ertötenden Einfluß des altgewordenen Islam entreißen. In der christlichen Zeit war Biskra Sitz eines Bischofs; den höchsten Aufschwung nahm es aber dann unter maurischer Herrschaft. Im Jahre 1663 verheerte eine Pest die Oase, und nicht weniger als 71000 Menschen sollen daran zugrunde gegangen sein, das läßt auf die Bevölkerung einer Stadt schließen, von deren Ausdehnung man sich heute an Ort und Stelle nur schwer einen Begriff machen kann.

Abwechslung bietet Biskra genug. Für Freunde des Pferdchenspiels und Bakkarats ist im Kasino



Straße in Biskra



Die Palmen von Biskra

reichlich gesorgt. Wer sich aber an den graziösen Formen der Palmen satt gesehen hat, den lockt die Wüste mit allen Zaubern ihrer schweigenden Unendlichkeit. Die Wüste ist schön, man tut unrecht, sie so ganz zu verdammen. Nirgends kann der Mensch so die Stille auskosten, diese Stille, die unsre Seele ganz gefangennimmt, als dort. Das Meer hat seine Wogen, in den Zweigen des Waldes rauscht und raunt es, und selbst in den Eiswüsten des Hochgebirges fühlen wir in den schroffen Kämmen und Spitzen etwas wie Bewegung, wie Streben und Steigen: hier ist kein Laut, keine Bewegung, rings Gleichförmigkeit und Schweigen. Etwas wie eine biblische Stimmung überkommt da den Reisenden, und wen zufällig sein Weg — es kann auch die Trambahn sein — nach der benachbarten Schwefelquelle Hammam Salahin führt, der findet Gestalten für seine Träume. Dort ist ein Teich Bethesda. Eine Schwefelquelle sprudelt in einem viereckigen Bassin,

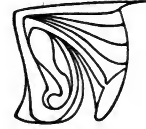


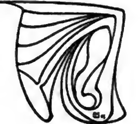
Arabischer Friedhof in Biskra

hält das Wasser des Beckens in heftiger Bewegung. Und ringsherum drängen sich die dunkeln Gestalten. Die Krankheit, die einst zur Renaissancezeit als Würgengel zum erstenmal durch Europa zog, haust furchtbar unter ihnen. Aber wer diese Ergebenheit, die stumme Hoffnungsfreudigkeit sieht, mit denen sie den guten Geistern des heilkräftigen Wassers ihre kleinen Weihgeschenke darbringen, der möchte gern an das Wunder glauben lernen.

Ungefähr zwanzig Kilometer von Biskra entfernt liegt die Oase Sidi Okba. Sie ist noch urwüchsiger, noch weniger vom europäischen Einfluß beleckt. Ein mit drei Pferden bespannter Wagen führt den Reisenden über den Fluß ohne Brücke und Steg, aber heil und sicher durch die Wüste dahin. Auch hier ist ein vielbesuchter Marktplatz, aber neben dem Handel ist dort die Wissenschaft zu Hause. Sidi Okba ist nicht mehr und nicht weniger als eine Art von Wüstenhochschule, ein Heidelberg unter Palmen. In der Moschee doziert gerade ein Rechtslehrer; Frau Justitia bedarf im Orient noch mehr der göttlichen Autorität als bei uns. Mit untergeschlagenen Beinen sitzen die Studenten rings umher, und unser Eintritt stört sie so wenig wie den Dozenten, dessen Vortrag, soweit der Ausländer das beurteilen kann, fließend und gewandt ist. Nicht weit davon ist eine Volksschule.

Der Abschied von Biskra fällt schwer. Die wunderbar klare, reine Luft tut den Lungen so wohl und die gleichmäßige Sonne umschmeichelt die Nerven. Die Unrast unsers täglichen Lebens verschwindet vor der großen Ruhe der Landschaft, vor der Gelassenheit des orientalischen Lebens. Ein wehmütiges Gefühl überschleicht den Reisenden, wenn er wieder die Eisenbahn besteigt. Schon dies moderne Vehikel reißt ihn aus allen seinen Träumen. Wie eine Fata Morgana verschwinden die bunten Bilder der lieblichen Oase. In rascher Fahrt geht es nach Norden. Die nächste größere Station ist El Kantara, der Mund oder das Tor der Wüste. Drei Dörfer bilden die Ansiedlung der Oase, das weiße, das rote, das gelbe, und diese Bezeichnung paßt durchaus, denn tatsächlich tragen die Häuser der Dörfer diese Farbe. In mächtigen Felsen treten hier die Ausläufer des Atlasgebirges bis an den El Kantara-Fluß heran, der die Oase der Länge nach durchströmt. Es ist in der Tat ein Tor und eine große Scheide. Durch die Felsen schweift der Blick südwärts nach der weiten, weiten Fläche der Wüste. Dort ist der Orient mit all seinen Wundern, nordwärts aber bringt uns jede Stunde immer mehr in den Bereich der westlichen Kultur. Ein kurzer Ausflug führt uns noch nach Thimgad, dem Thamgadi der Römer, das unter der Regierung Trajans gegründet wurde. Zahlreich sind noch die Reste altrömischer Bauten. Noch kann man die Lage des Forums und des Theaters erkennen, die Tempel der Victoria und des Jupiter wirken noch in Ruinen, am imposantesten aber ist der 16 Meter hohe Triumphbogen. Die Ruinen der Thermen, der Basilika und die Fundamente vieler Häuser lassen auf die Größe und Bedeutung dieser römischen Niederlassung schließen. Das Museum enthält namentlich wunderschöne Mosaikfußböden.





Die Waldfrau

Märchen

von

Clara Ernestine Ries

(C. E. Ries)

Das Annemarei ging früh mit den Frauen ins Holz, um das Dürre zu sammeln, das von den Bäumen fällt für die Armen. Wer's aber heimtragen will für den Winter, muß erst einen Holzzettel beim Waldjäger lösen.

Das war ein lustiges Knacken und Brechen im Wald; denn es galt auch, mit der Stange die Dürräste vom Baume zu holen; die dünnen wurden dann übers Knie zu gleicher Länge gebrochen, die dicken kurz gehauen mit der Holzart; und bald lagen die Zweiglein sauber geschichtet zu einem Packen, den man am Abend auf den Rücken lud.

Das Annemarei war jung und stark. Darum war sein Packen der größte von allen. Es konnte schon eine tüchtige Last auf seine Schultern nehmen.

Gegen den Spätnachmittag schickten sich die Frauen zur Heimkehr an; denn es brauchte gut eine Stund' oder zwei für den Abstieg; ja, man durfte sich noch gar nicht viel am Wege verruhen, wenn man bei der Zeit, da die Männer von der Waldarbeit kamen, zurück sein wollte, um ihnen das Nachtessen zu kochen.

Wie die Frauen die Packen auf das Tragholz aufhockten, waren sie von hinten anzuschauen wie wandelnde Dürrbüsche; so hoch ragte das Reisig über den Kopf, so lang hingen die Aeste im Rücken herunter. Das war Bürde genug.

Das Annemarei aber, das jung und stark war, faßte noch lachend von zwei ganz dicken Aesten, die es am Boden aufgelesen hatte, einen in jede Hand und schlurfte auch die noch den Berg mit hinab.

Da trafen sie auf den Waldjäger. Der sah das frische, junge Ding, das lachte, blieb stehen und forderte die Holzzettel. In die der Weiber guckte er nur flüchtig oder gar nicht hinein und ließ sie gehen, das Annemarei aber behielt er zurück und schaute ihm scharf auf die Aeste.

„Wenn ich die recht mess', mein' ich, sind sie ein Härlein dicker als das erlaubte Maß," sagte er, „und das ist Waldfrevel. Tu sie nieder und weis' deinen Zettel."

Das Annemarei ließ erschrocken die Aeste zur Erde fallen, die um ein Härlein dicker waren als das erlaubte Maß, und suchte verwirrt nach dem Holzzettel, erst in der Tasche, dann in dem Mieder. Es dauerte aber geraume Zeit, bis die zitternden Finger ihn aus dem Brustlatz herausgenestelt hatten. Es reichte ihn furchtsam hin.

Der Jäger blickte hinein und kraufte noch tiefer die Stirne: „Dacht' ich mir's doch, daß es drin fehlt."

„Ist er nicht recht?" fragte das Annemarei ängstlich. „Der alt' Jäger hat ihn mir doch gegeben."

„Der alt' Jäger hat keine Augen im Kopfe gehabt," zürnte der junge. „Und für die Frauen mag es ja angehen. Aber für dich fehlt doch eine Klausel. Wo steht denn das hier, daß die jungen, hübschen Dirnen, wollen sie Holz holen, müssen erst noch den Jäger küssen?"

Das Annemarei war frisch wie ein Maienmorgen, jetzt wurde es rot wie eine rote Rose.

„Ei, willst nicht?" sagte der Jäger. „Da tu nur das Holz vom Rücken und zahle die Strafe bei Heller und Pfennig. Fünf Schillinge macht es."

„So viel?" fragte das Mädchen erschreckt.

Er unterdrückte ein Lachen. „Fünf Schillinge oder zehn Küsse; man kann es auch so machen."

Das Annemarei flüsterte bittend: „Für weniger ging's nicht?"

„Wo denkst hin? Zehn Küsse müssen es mindestens sein; schon wegen der Aeste. Aber zahle die Strafe und halte fein still, da will ich's für diesmal noch hingehen lassen."

Damit bückte er sich, hob die Aeste vom Boden auf, gab ihr den einen in die rechte, den andern in die linke Hand. Und wie sie nun gar keine Hand mehr zur Abwehr frei hatte, kam er und küßte sie auf den Mund.

Und das Annemarei schloß die Augen, stand still und hielt seinen Atem an und duldete lieber die Strafe, als daß es den strengen Jäger erzürnte.

Aber zwischen den Küssen öffnete es jedesmal die Augen ganz weit und blickte ihn zaghaft an.

„Augen hast du wie meine Rehe im Wald," sagte der Jäger, „und so scheu bist du auch."

Damit vertrat er ihr lachend auf dem schmalen Pfade die Heimkehr. Sie mußte sich in ihr Schicksal ergeben.

„Du!" sagte er, wie er sie küßte, „die auf die Augen zählen nicht mit."

„Nein! nein!" murmelte geduldig das Mädchen.

Er lächelte. „Es eilt ja nicht, man kann sich ja Weile lassen. Hab' just nichts Wichtiges im Walde zu tun. Ich muß ja auch noch deinen Namen wissen, und wo du her bist und wohnst, damit ich dich kenne, wenn ich dich wieder im Wald auf Waldfrevel treffe. Wie oft, seit der Pfarrer dich taufte, ruft denn schon der Kuckuck im Frühling?"

Sie gab leise, schüchterne Antwort; und zwischen jeder Antwort und Frage küßte der Jäger sie wieder. Und dazu steckte er jedesmal sein Handbuch be-



Dante im Exil
Nach einem Gemälde von P. van der Ouderaa

dächtig in seine Tasche, legte ihr die Hände um die zarten Hüften und zog sie ganz nahe zu sich heran.

Nur ganz kleinlaut wagte sie endlich zu betteln, daß er sie gehen ließe.

„Komm' ich im Dunkeln heim, so verzürnt sich die Mutter; und ich mein'," fast klagend sagte sie es, „es wären doch nun schon viel mehr als zehne gewesen."

„So?" lachte der Jäger, „hast sie gezählt? Da kannst du was mehr war ja gleich morgen zurückbringen. Ich will dich erwarten, kommst du?"

Er mußte aber lange fragen, ehe er die Antwort erhielt; und dann war es auch nur durch ein scheues Nicken des Kopfes.

„Komm an den Untreubrunnen, da find'st du mich sicher," sprach er.

„Warum denn an den?" fragte das Mädchen erschreckt. „Wollt Ihr denn nicht treu sein? Und es ist ja auch morgen kein Holztag."

Da lachte der Jäger, daß es im Walde ein jubelndes Echo weckte. „So komm unter die Königstann', wenn es dunkelt. Doch komm auch gewiß und fehle mir nicht. Wart nicht bis zum Holztag. Sonst," scherzte er drohend, „zeig' ich dich an, weißt schon, wegen der Aeste," und dabei faßte er sie an eines der krausen Stirnlöckchen und zupfte sie herzhaft zum Abschied.

Da versprach das Annemarei heilig und sicher zu kommen.

Es stand auch am andern Abend unter der Königstanne, lang eh' es Nacht ward, und hielt Ausschau, die Hand über den Augen. Da sah es auf einmal aus wie in rote Glut getaucht; aber das kam nicht von der untergehenden Sonne. Von dem Waldjäger kam das, der geradeswegs auf das Mägdlein zuschritt.

Und heut' machte der gar nicht mehr Federlesens; er nahm das zitternde Annemarei einfach in seine Arme.

„Jetzt her mit den Küssen von gestern. Wo stecken sie denn?"

Nun saß der Schalk ihr im Nacken. „Aber die auf die Augen zählen nicht mit."

„Oho!" rief der Jäger. „Das wollen wir sehen. Zum Wiedergeben zählen sie doppelt."

Nun, da doch Jäger viel stärker sind, — wohl oder übel, das Annemarei mußte sich fügen.

„Jetzt bist du mein Schatz!" rief er, „und wirst eines Weidmanns Frau."

„Da muß ich es wohl dem Mütterlein sagen."

„Das tu! Uebers Jahr hochzeiten wir!"

Aber wie das Annemarei heut wieder so spät heimkam, schalt die Mutter und wollte gar erst vom Jäger und vom Hochzeiten nichts wissen: „Daß dich!" sprach sie.

„Ein grünes Hütlein,
Ein keckes Mütlein.

Die hübschen Dirnen findet der Jäger immer. Aber du hast nichts am Grünen, glaub mir."

„Ich bin ihm gut!" sagte das Mädchen.

„Dummer Schnack! Ein Jäger kommt weit herum im Wald, und in jedem Dorf küßt er die Mädchen."

„Er sagt ja, daß ich die Schönste wär' talauf und talab!"

Die Mutter betrachtete sie wohlgefällig und schmunzelnd: „Mein' selber, es reicht dir leicht keine an; aber im Walde die Waldfrau, die hast doch vergessen. Die lockt doch die Grünen, die tut keiner Dorfdirn den Jäger vergunnen. Erst schau, ob ihn die nicht gewinnt; nachher bist du sein vielleicht sicher."

„Was muß ich ihm aufgeben?" fragte das Mädchen.

„Ei, laß ihn im Walde wandern neun Tage lang und nicht ruhen und rasten. Und macht dann auch vor ihm der Wagen der Waldfrau Halt, nicht besteigen soll er den grünen."

„Wie kann ich so hart zu ihm sein?"

„Hart in der Brautzeit ist lind in der Ehe. Hör deine Mutter."

Da versprach das Annemarei, dem Rate zu folgen.

Und es sagte zum Jäger: „Erst solltet Ihr Probe bestehen; die Mutter glaubt nicht, daß Ihr treu bleibt!"

Da mußte er lachen. „Was soll ich denn tun?"

Sie wies ihm die Aufgabe.

„Nichts weiter als das? Das ist mir mein Schätzlein wohl wert."

Er küßte das Annemarei und zog sogleich in den Wald. Und blieb dort neun Tage lang, ohne zu ruhen und zu rasten; und allgemach wurden ihm die Füße recht wund. Am Abend des neunten Tages, als fast schon das Blut aus den Sohlen spritzte, hörte er ein Klingeln im Wald wie von Wagenglöckchen. Und da fuhr auch schon der Wagen heran, aber ganz lautlos, denn ein gewöhnlicher Wagen war's nicht. Grün war er, ganz grün, und ward von sechs zahmen Hirschen gezogen, die zu zwei und zwei davorgespannt waren. Auf dem Kutschbock saß ein riesiges Eichhörnchen, auf dem Trittbrett standen zwei Waldhasen in grüner Livree; und der Wagen war leer; schwellende Moospolster luden zum Sitzen ein.

Der eine der beiden Waldhasen sprang herunter vom Trittbrett und näherte sich dem Jäger, legte die Hand an die Mütze und sprach:

„Besteige den Wagen
Und laß zu der Waldfrau dich tragen.
Sie wohnt nicht weit,
Erwartet dich heut."

„Nein!" sagte der Jäger.

„Ich gab mein Versprechen
Und will es nicht brechen.
Mich lockt nicht die Waldfrau.
's Annemarei wird mir bald Frau."

Da verbeugte sich der Waldhase: „Ich will es ausrichten!" sagte er, schwang sich gravitätisch wieder auf das Trittbrett, der andre gab das Zeichen zur Abfahrt, und das Eichhörnchen hieb auf die Hirsche ein, daß sie knatternd mit ihrem Geweih durch das Gebüsch brachen. Den Wagen hörte man wieder nicht. Es war nur wie ein Sausen im Wald, wie er davonstob. Ein Augenblick, dann war es vorbei.

Der Jäger warf sich stolz in die Brust, weil er der Versuchung so leicht widerstanden hatte. Er fiel jubelnd seinem Annemarei um den Hals, das am Morgen in den Wald gelaufen kam: „Nun kann die Mutter nichts gegen das Hochzeiten haben."

Und das dachte das Annemarei auch.

Aber die Mutter sprach: „Dies Stück war zu leicht. Erst muß er viel stärker die Probe bestehen.

Stutzen am Kinn, —
Aug' lang, kurzen Sinn!"

„Aber Mutter, was soll er denn noch tun?"

„Er sah ja die Waldfrau noch nicht von Gesicht," sprach die Mutter bang.

„Und sie hat von Sonnenstrahlen ein Kleid,
Und trägt einen Kranz von roten Beeren.
Da läßt sich auch der Beste betören,
Da wird auch dem Besten die Treue leid.

Laß ihn im Wald drei Tage lang wandern und die drei Tag' lang nichts zehren. Und wenn ihm dann die Waldfrau erscheint und ihm bietet Beeren und Pilze, so bleib' er bei ihrem Locken kalt."

„Hunger tut weh!" sprach das Annemarei.

„Untreu' noch meh!" erwiderte die Mutter. „Umsonst sitz' ich hier nicht allein!"

Da war das Mädchen schwer betrübt und sprach zu dem Jäger: „Herzliebster Schatz, noch einmal mußt du Probe bestehen und diesmal gar Hunger leiden. So will es die Mutter."

„Ei, der Weidmann ist das Hungern gewohnt. Pirscht er auf den Hirschen, denkt er oft Tag' lang nicht an Speise und Trank. Dieses ist ja noch viel leichter als jenes erste Stück. Sei nur getrost."

„Ach!" klagte das Mädchen. „Von Angesicht sahst du die Waldfrau noch nicht."

„Doch kenn' ich ja dich und dein liebes Gesicht,
Da reizt und da lockt mich die Waldfrau nicht."

rief er.

Nun strahlte das Annemarei, weil es der Jäger so liebte.

Und er zog in den Wald und wanderte und spürte wirklich den ganzen ersten Tag lang den Hunger nicht. Am Abend streckte er sich wohlgemut auf die Waldstreu, den blanken Mond über sich am blauen Himmel und all die blitzenden Sterne. Aber die Sterne blitzten so hell nicht wie seiner Liebsten Augen, und der Nachtwind säuselte so süß und sanft nicht, als ihre Stimme klang. Daran dachte er und schlief ein wie gewiegt.

Am andern Morgen knurrte freilich sein Magen sehr, aber er sprang rasch auf seine Füße, wusch sich Gesicht und Hände im Waldbach, schöpfte von dem klaren erfrischenden Naß in seine hohle Hand und trank. Das war so gut, wie wenn er gegessen hätte.

Die Vögel hüpften schon munter von Zweig zu Zweig und sangen ihr Morgenlied; der Tau funkelte auf Moos und Gräsern, und lachend kam die Sonne herauf. Dem Jäger war, als wäre der Wald sein, ja, als gehöre ihm die ganze Welt und sein Liebchen obendrein, und als könne es ihm an nichts fehlen. Er pfiff ein fröhliches Liedlein ums andre, immer mit den Vöglein um die Wette.

Auch noch gegen Mittag pfiff er. Aber da tat er es mehr, um den Hunger zu übertönen, der sich lauter und lauter bemerkbar machte.

Er faßte seiner Gewohnheit nach in seine Tasche und fand ein Stück Brot mit Speck darin. Das rührte noch von seiner ersten Wanderung her. Er schleuderte es ärgerlich fort: „Was soll ich das dumme Zeug bei mir tragen, wenn ich es doch nicht essen darf! Aber was sich so ein alter Weiberkopf nicht ausdenkt! Ich wollte, die Alte wär' so ein junger und rüstiger Jäger wie ich, da tät' ihr der Magen schön knurren."

Aber er ermahnte sich, auszuhalten, und kam sich sehr unmännlich vor, und jedesmal, wenn sein Magen wieder Musik machte, sagte er nur: „Ach was, einen rechten Jäger darf so was nicht stören."

Aber am Abend pfiff er nicht mehr; er machte sich mißmutig ein Lager aus Waldstreu zurecht und dachte: „Könnte man jetzt nicht unter der Königstann' mit dem Annemarei glücklich sein. Statt dessen liegt man hier auf dem harten Stein und hungert. Und die Nacht wird heut frisch."

Er fror in dem grünen Rock, unbedeckt wie er war, und konnte lange nicht schlafen. Aber schließlich schlief er doch ein und schlief fest bis spät in den folgenden Tag.

Das war ihm recht: „Wer bis Mittag schläft, hat zu Mittag gegessen," sagte er. Den Rest des Tages bring' ich schon 'rum. Bloß wie langweilig das ist so im Wald, ohne Zweck und Ziel. Eine Pirschjagd ist ganz etwas andres. Ich wollte, ich träf' jetzt schon einmal die Waldfrau."

Er hatte es noch nicht ausgedacht, da stand sie vor ihm. In der Lichtung stand sie, von der Sonne umflossen. Auf dem Haupt trug sie den Vogelbeerkranz. Ueber ihr flimmerndes Strahlenkleid fielen die nachtschwarzen Haare, und am Arm hing ihr lockend ein Körbchen mit duftenden Beeren. Aber braun wie die des Annemarei war ihre Wange nicht. Sie war ganz fremdartig anzuschauen, so weiß und durchsichtig bleich war die Haut, und aus dem Antlitz blitzten zwei schwarze Sonnen. Die blendeten den Jäger fast mit ihrem Glanze. Dann aber, wie eine Wolke über den Himmel zog, wurden sie dunkel und tief wie ein mitternächtlicher Waldsee. Und es zog und lockte darin.

Und dann hob sie ihr Kleid aus Sonnenstrahlen und ließ es funkeln; und dann bot sie mit berückendem Lächeln dem Jäger die Wurzeln und Beeren im Körbchen

Doch er bezwang den nagenden Hunger und kehrte sich ab: „Heb dich hinweg. Du bist doch nur Waldspuk, kein Menschenwesen. Ich liebe das Annemarei."

Wartete auch gar nicht erst ab, bis sie wieder verschwände, sondern wandte das Haupt und wandte eilends den Rücken und schaute nicht um.

Aber nach wenig Schritten schon ließ seine Eile nach: „Merkwürdig, wie man schwach ist, wenn man bald drei volle Tage gehungert hat. Es geht doch nichts über sich ordentlich nähren."

Er sank irgendwo hin auf die Waldstreu und schlummerte vor Erschöpfung ein. Und es war ihm, als wäre sein Körper wesenlos und ganz leicht, und er schwebe frei in dem freien Raum, und seine Seele käme nun stracks in den Himmel, weil er aus Treue zu dem Annemarei vor Hunger gestorben sei. Und er meinte, er hörte die Engel jauchzen.

Aber wie er die Augen aufschlug, war er nicht in dem Himmel, sondern lag auf dem Acker am Waldrain; und wer da jauchzte, das war das Annemarei, das sich neben ihn niederwarf und ihn herzte und küßte.

Nun zog ihn sein Mädchen glückselig heimwärts ins Dorf zu der Mutter. Aber wie er in Sicht ihres Anwesens kam, blieb er stehen: „Liebste, jetzt schaue ich übernächtig und nichts gleich. Du sollst ihr nur einen schmucken Jäger zeigen."

Da gab ihm das Annemarei recht, hieß ihn gehen und sich ruhen und schritt den kurzen Weg zu der Hütte allein. Aber sie trat frohlockend vor die Mutter: „Nun siehst du doch wohl, daß er treu ist; er hat auch dies Stück bestanden."

Die Mutter schüttelte jedoch den Kopf noch immer in bangem Zweifel: „Lern du mich die Jäger kennen:

Spielhahnfeder auf dem Hut,
In dem Herzen leichtes Blut.

Und er hat noch das Schwerste vor sich."

„Gib ihm auf, was du willst, er wird auch das noch bestehen."

„So laß ihn vier Tage im Walde wandern, bis er kommt an den Untreubrunnen. Dort hauset die Waldfrau bei Nächten. Sie wird ihn wollen verlocken zu trinken, doch darf er's nicht tun, er muß dürsten und dürsten, bis er vier Nächte zählt."

„Er verfällt nicht der Waldfrau, ich weiß es; er hat mich zu lieb."

Die Mutter lächelte trüb:

„Er sah sie noch nicht im Mondenschein,
Im Mondstrahlenkleid und Schleierlein.
Und wenn sie so ein Jäger belauscht,
Da hat sie noch jeden Weidmann berauscht,
Daß er hinsinkt und trinkt
Und ihm alles versinkt,
Und Ehre und Liebe und Treue."

„Aber muß denn nicht jeder sterben, den die Waldfrau verführt?"

„Wer sie berührt, ist des Todes."

„Und er könnte auch schon vor Durst und Qualen umkommen?"

„Sterben müssen wir alle!" sagte die Mutter.

„Nein!" rief das Mädchen. „Dann schick' ich ihn nicht in den sicheren Tod. Viel lieber will ich, wenn es denn sein muß, Untreue und Not von ihm erleiden."

„Das sagt sich so leicht," sprach die Mutter. „Aber du kennst nicht das Leben mit einem untreuen Mann."

Da blickte das Annemarei ihr in das sorgen- und gramdurchfurchte Gesicht, das eindringlicher sprach, als alle Worte es konnten, und fügte sich auch dies letzte Mal noch ihrer Erfahrung.

Und sie ging weinend zum Jäger: „Ich kann es nicht wenden. Du mußt eine dritte Aufgabe tun. Und diesmal mußt du dürsten im Wald, vier Tage lang, bis du gelangst an den Untreubrunnen. Doch da bist du noch lange nicht der Qual entronnen. Du darfst dort nicht trinken, ob auch die Waldfrau dir beut. Aber wenn du dann nicht der Waldfrau verfällst, und wenn du mir dann noch die Treue hältst, dann wendet die Mutter auch nichts mehr ein, dann soll im Herbste die Hochzeit sein."

„Ei, gut!" sagte der Jäger. „So ist sie ja bälder zufrieden zu stellen, als ich dachte. Und mit der Waldfrau ward ich schon einmal fertig."

„Ach!" sprach das Mädchen:

„Du sahst sie noch nicht im Mondenschein,
Im Mondstrahlenkleid und Schleierlein.
Und wenn sie so ein Jäger belauscht,
Da hat sie noch jeden Weidmann berauscht,
Daß er hinsinkt und trinkt
Und ihm alles versinkt:
Sein Mädchen und Liebe und Treue."

Er lachte ungläubig:

„Was, ob ich die weiße Waldfrau seh'.
Mich freut und mich freut nur mein braunes Reh."

Aber sie hing sich an ihn, wie wenn sie ihn nicht mehr lassen könne. Und sie schluchzte: „Da ziehst du nun hin so siegesgewiß, und ich bleibe in Trübsal und Kümmernis."

„Kopf hoch, Mädchen!" tröstete er. „In vier Tagen bin ich bei dir!" —

In den ersten vierundzwanzig Stunden seiner Prüfung machte er sich aus dem Durst nichts. Am zweiten Tage sah er oftmals in die Sonne und sprach unmutig: „Die sticht heut, und die ganze Heide liegt vor mir!"

Am dritten verstopfte er sich die Ohren mit Baummoos, um nicht das Rieseln und Rauschen der Bächlein hören zu müssen.

Am vierten fiel es nun gar wie Feuer vom Himmel. Sein Körper war bald wie ausgedörrt; in seinen Eingeweiden brannte es. Seine Zunge brach auf, so trocken war sie. Er aß gar nichts mehr, weil er dadurch nur durstiger wurde, und es verleidete ihm fast das Denken an seine Liebste, weil er um sie solche Qualen erdulden mußte. Dann ging es ihm durch den Sinn, ob wohl das Annemarei um ihn klagen würde, wenn er jetzt stürbe, und dabei flossen ihm die Tränen über sich selber.

Aber er wischte sie rasch weg und richtete sich stramm auf: „Unsinn, wenn man jung ist, stirbt man nicht gleich. Nur ruhig, Annemarei. Ich komme nicht um. Es fällt ja auch schon die Nacht."

Aber wie die kam, brachte sie keine Erlösung, nur vermehrte Pein. Es war ein starker Tau gefallen, und er sehnte sich unbeschreiblich danach, sich auf den Waldboden zu werfen, die Glieder im feuchten Moos zu kühlen, die Stirn in das nasse Gras zu drücken, mit der Zunge die Feuchtigkeit von den Blättern zu lecken. Aber nichts davon durfte ja sein. Er mußte die ganze Qual des Verschmachtens erdulden angesichts dieser Labung. Und mit immer größerem Schrecken dachte er daran, daß er noch an den Untreubrunnen müsse, und daß er dort Wasser sehen würde und doch nicht trinken dürfe. Da verwünschte er die alte Mutter, und er meinte, es sei fast zu viel, und er täte besser zu sterben, als sich noch weiter und bis dorthin zu schleppen. Es wurde ihm alles gleichgültig, selbst das Annemarei.

Aber dann stand ihr Bild wieder vor ihm in seiner ganzen Lieblichkeit.

„Vergib mir, vergib mir, Annemarei!" rief er laut. „Ich halte schon aus."

Und er raffte seine letzten Kräfte zusammen, um in die Einöde zu gelangen, in der sich der Untreubrunnen befand. Aber die Tannen, die eben noch dunkelrot geglüht hatten wie feurige Wegzeichen, standen jetzt erloschen. Schauerlich schwarz fiel die Nacht auf ihn, als er dort eintrat. Und obwohl das Plätschern des Brunnens an sein Ohr drang, sah er doch erst nur ganz undeutlich einen schwachen weißen Strahl,

bis der Mond heraustrat und ihm leuchtete. Da ward er auch die Waldfrau gewahr, die nachlässig am Brunnenrand lehnte. Und sie trug das schimmernde Mondstrahlenkleid und darüber den Spinnwebschleier, durchsichtig zart; und um ihren Kopf stand ein Mondregenbogen; das sah zauberisch aus.

Sie sah nicht auf, sie sah nicht hin zu dem Jäger. Sie blickte in das Becken und sang.

Der Jäger horchte hoch auf. Es gurgelte und murmelte und klang:

„Zauber im Wässerlein,
Endet gleich alle Pein.
Durstige Kehlen tränkt's.
Labung in Herzen senkt's."

„Trinken, trinken!" murmelte der Jäger. „Nein, nein, ich trinke nicht, Annemarei!" rief er dann laut.

Aber dabei sank er schon am Brunnenrand nieder und verschlang die Waldfrau fast mit den Augen. Er blickte auf das Spiel der weißen Hände im Wasser, auf die Arme, die wie leuchtende Schwäne aus dem Schleier auftauchten und wieder verschwanden.

„Gib mir zu trinken!" befahl er heiseren Tones.

„Ach! bist du da!" sprach die Waldfrau und sah nachlässig auf. „Du hast dich lange erwarten lassen. Aber du magst nicht die Waldfrau. Das Annemarei wird dir bald Frau!"

„Gib mir zu trinken!" wiederholte er zornig. Sie aber lachte und sang:

„Mutter zu trinken verbot;
Tochter sandt' dich in die Not.
Hatte ein Herz von Stein,
Schön Annemarei!"

Er versuchte nun selber Wasser zu schöpfen, war aber zu schwach dazu. Da knirschte er mit den Zähnen.

Und sie sang spottend:

„Warte, warte nur fein!
Mußt am Verschmachten sein.
Bist du dann mausetot,
Leidet sehr große Not
Schön Annemarei."

Sie kam ihm verführerisch nahe. Doch wie er nach ihr langte, entwich sie ins Dunkel.

Nun zitterte er vor Schmerz und vor Wut, daß er nicht zu folgen vermochte.

Da lachte sie wieder leise und sang in das Plätschern des Brunnens:

„Zauber im Brünnelein,
Gibt dir Vergessen ein;
Ist wie ein Feuersaft,
Schenkel dir neue Kraft —
Ha! Annemarei!"

Und dann tat sie den Spinnwebschleier von sich und legte auch das Mondstrahlenkleid ab und hing beides an einer nachtschwarzen Tanne auf, und dann bog sie sich tief über den Brunnenrand, fing den Wasserstrahl mit dem Munde auf, lachte und trank.

Sie war ihm nun so nahe, daß er sie fassen konnte und fühlen, wie glatt und weich und kühl ihre Arme waren. Da hielt ihn nichts mehr. Wie sie sich mit dem Oberkörper über ihn neigte, Wasser schöpfte in ihre zwei weißen Hände und es kosend und murmelnd ihm bot, beugte er sich besinnungslos nieder und trank.

„Hahaha! Annemarei!" lachte sie gellend.

Aber wenn bisher seiner Liebsten Namen wie eine Warnung, eine abmahnende Erinnerung, ein Vorwurf an seine Seele geschlagen hatte, jetzt fiel er ihm völlig klanglos aufs Ohr. Denn nun hatte er wirklich alles vergessen, nicht nur Durst und Pein, sondern auch warum er in den Wald gezogen war, seine Aufgabe und sein Versprechen, seine Liebe und das Annemarei. Er wußte nur noch von der Waldfrau und daß er ihrer begehrte.

Und er sprang auf, stürmte hinein in das Dunkel, aus dem die weißen Glieder lockten und leuchteten, und riß die Waldfrau in seine Arme.

Und sie koste mit ihm und trieb ihr Spiel
Und küßte ihn heiß und küßte ihn viel.

Doch kaum wie der erste Morgen graute, da hat er der Waldfrau ins Auge geschaut, und da wußte er gleich, daß es um ihn geschehen sei, und daß er das Leben nie wieder sehen würde.

Und sie winkte mit ihrer weißen Hand. —
Da mußt' er ihr folgen zum Brunnenrand.

Und dort öffnete sie ihm das Hemde weit und schob das weiße Linnen sorgfältig beiseite, daß niemand es merken könne, wie es geschehen sei, wenn sie ihn jetzt vom Leben zum Tode brächte.

Und sie nahm sich ein blankes Messerlein
Und wetzte es lange am Brunnenstein.

Und dann tauchte sie es in Pflanzenblut und sprach: „Das ist gegen die Untreue gut!" Und dann ritzte sie ihm mit dem Messerlein auf der linken Brust just über dem Herzen die Haut dreimal ganz leicht, aber das genügte vollauf, denn das Pflanzengift wirkte sicher und stark, und dann wartete sie, bis aus den drei kleinen Wunden langsam drei rote Blutstropfen herausquollen und in das Becken herabfielen.

Zwei flossen in das Wasser hinein.
Doch der dritte rann auf den Brunnenstein.

Und dann, wie es vollbracht war, lachte sie grausig auf.

„Gehabt Euch nun wohl, Jäger Ungetreu!
Der Waldfrau werd't Ihr nicht ungetreu.
Und wandert Ihr hin und wandert Ihr her, —
Im Leben küßt Ihr kein Dorfkind mehr.
Hahaha! Annemarei!"

Und bei dem Namen, weil jetzt die Wirkung des Pflanzengiftes den Zauber löste, kam ihm auf einmal alles ins Gedächtnis zurück, und sein verlorenes Leben stand vor ihm, sein Lieben, sein Lebensglück. Er schrie laut auf und wankte fort, hinein in den Wald, sterbensmatt und am Herzen so kalt.

Von der Wunde fühlte er kaum den Schmerz,
Aber ihr Lachen, das schnitt ihm wie Dolche ins Herz.

Und die Waldfrau wußte, daß er im Walde starb, und wußte, daß er im Walde verdarb, und ließ ihn doch ziehen, denn was machte der Waldfrau das aus?

Sie stand am Brunnen in guter Ruh'
Und putzte ihr Messer und sang dazu.
Und hing, bis auf weitern Zeitvertreib,
Es blitzend und blank um den weißen Leib. —

*

Wie es dann licht ward, war freilich der Waldspuk fort; aber in der schauerlichen Einöde am Untreubrunnen saß jetzt ein zartbraunes Mägdlein und weinte, weinte bitter in seine Hände. Denn es hatte den Blutstropfen am Brunnenrand gesehen und wußte nun, sein untreuer Liebster war tot.



Modell der Karavelle des Kolumbus „Santa Maria"
Geschenk des Königs von Spanien

Das Deutsche Museum in München

Von

Gustav Levering

(Hierzu neun Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers)

Es war eine schöpferische Tat von eminenter Bedeutung, als vor drei Jahren der Baurat Dr.-Ing. Oskar von Miller in München eine Anzahl bedeutender Männer der Wissenschaft und Praxis zusammenberief und sie aufforderte, mit ihm zur Gründung eines Museums zu schreiten, in dem eines der wichtigsten und ruhmreichsten Gebiete deutscher Geistesarbeit, die naturwissenschaftliche Forschung und die Technik, in ihren Meisterwerken zur Darstellung gebracht werden sollte.

Wenn ein allgemeines Bedürfnis in der Luft schwebt, so ringt es sich mit elementarer Gewalt zur Verwirklichung durch. So auch hier: Schon am 28. Juni 1903 konnte unter dem Protektorat des Prinzen Ludwig von Bayern die Gründung des Museums erfolgen, das sich den stolzen Namen „Deutsches Museum" beilegte; und mit Recht, denn wie das ganze Deutsche Reich zu seinem Entstehen, Emporblühen und Wachsen beitragen wird, so soll es auch dem ganzen deutschen Volk zu einer reichen Quelle der Belehrung werden.

Es ist ein hohes Ziel, das sich der junge Verein gesteckt hat, ein Ziel, wohl des Schweißes der Edeln wert; denn es soll in diesem Museum ein Bild sich davon gestalten, wie von den frühesten Zeiten an bis zur Gegenwart kluge Männer unabläßig geforscht und gerungen haben, um immer tiefer in die Geheimnisse der Natur einzudringen, ein Bild davon, wie sich die Technik der Errungenschaften der Wissenschaft bemächtigte und sie in Taten, das heißt Werkzeuge und Maschinen umsetzte, mit denen die Industrie dem Vaterlande Ruhm und Wohlstand erwarb und noch erwirbt.

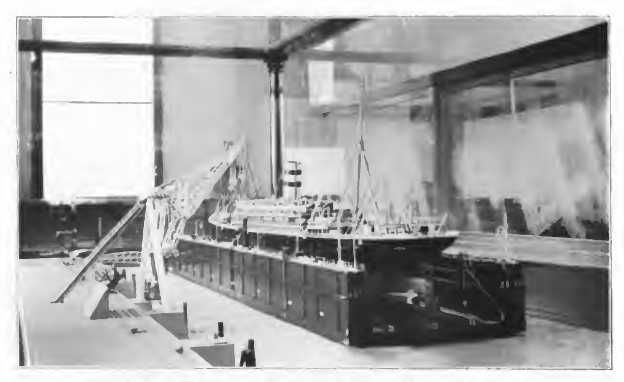
Wohlstand vor allem; denn kaum ein Volk ist, bei seiner rapid anwachsenden Kopfzahl, so sehr wie das deutsche darauf angewiesen, sich seiner Geisteskräfte in höchster Anspannung zu bedienen, um den ihm — im Vergleich zu den Nachbarn — mangelnden natürlichen Reichtum durch künstlich geschaffene Werte zu ersetzen.

Dazu bietet die Technik, die Industrie das vorzüglichste Mittel. Wer aber über das Bestehende hinaus Neues, Vollkommenes schaffen will, muß es in seinem Entwicklungsgang zu erkennen suchen. Dies eben ist der Nutzen aller historischen Wissenschaft.

Der Zweck des Deutschen Museums ist, diese Möglichkeit auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften und der Technik zu geben, eine Zentralstelle zu schaffen, in der ihr Werden und Fortschreiten an der Hand erlesener Meisterwerke studiert werden kann.

Diese Meisterwerke auszuwählen, sie herbeizuschaffen, zu sichten und zu einem übersichtlichen Ganzen zu ordnen war die unendlich schwierige Aufgabe, der sich die Gründer des Museums gegenübergestellt sahen.

Dank der allgemeinen Begeisterung, die der großen Idee von allen Seiten entgegengebracht



Modell eines Schwimmdocks mit eingefahrenem Auswandererdampfer

wurde, dank der Mithilfe der ausgezeichnetsten Männer der Wissenschaft, der Technik und der Industrie, dank dem opferfreudigen Entgegenkommen des Reichs, der Bundesstaaten, der wissenschaftlichen Institute und selbst des Auslandes, besonders Oesterreichs, Englands, der Schweiz, ist es gelungen, das kühne Unternehmen in überraschender Weise zu fördern. Das größte Verdienst hierbei gebührt unstreitig dem Urheber des Gedankens des Museums, seinem ersten Vorstand, Herrn Dr. von Miller. Mit Hilfe der beiden ihm zur Seite stehenden Organe, des Vorstandsrates und des Ausschusses, denen hervorragende Fachmänner und einflußreiche Persönlichkeiten angehören, hat er es in unermüdlicher Tätigkeit verstanden, aller Schwierigkeiten Herr zu werden und das grandiose Werk derart auszubauen, daß es bereits am 13. November vorigen Jahres der Oeffentlichkeit übergeben werden konnte.

Kunstuhr für den Münchner Rathausturm

Zu dem früheren Gebäude des bayrischen Nationalmuseums, das die bayrische Regierung in liberalster Weise zur Verfügung stellte, hat das Deutsche Museum sein vorläufiges Heim gefunden. Die fünfzig geräumigen Säle des Gebäudes konnten bald die Fülle der zuströmenden Schätze nicht mehr fassen, obgleich es mit seinen 5000 Quadratmetern Grundfläche dem ähnliche Zwecke verfolgenden Conservatoire des Arts et Métiers in Paris an Größe gleichkommt und die technische Abteilung des Kensington-Museums in London übertrifft; es mußten eine von einem Münchner Großindustriellen gestiftete geräumige Halle angebaut und die Räume der alten Schwerereiterkaserne zu Hilfe genommen werden.

Daß das große nationale Werk mit

seiner Eröffnung nicht zum Abschluß gebracht ist, dürfte einleuchten; denn einerseits ist noch manch köstliches Stück innerhalb der deutschen Grenzen ungehoben, und anderseits muß sich ja das Museum stets aus den neuesten Resultaten der Forschung und der Konstruktionskunst ergänzen, wenn es vollständige Entwicklungsreihen geben will. — Die meisten der in den Besitz des Museums gelangten, äußerlich oft recht unscheinbaren, an ideellem Wert aber unschätzbaren und oft unersetzlichen Objekte wurden dem Museum in selbstloser Weise geschenkt oder doch auf lange Zeit leihweise überlassen. haben; auch die Nachkommen der großen Forscher der Vergangenheit trennten sich von den hinterlassenen Instrumenten, Schriftstücken und Plänen, mit denen einst ihre Vorfahren die Wissenschaft erneuert und ihr neue Wege gewiesen hatten. Ferner — last not least — hat die Großindustrie in wahrhaft königlicher Weise das Museum bereichert. Ich nenne hier nur die Namen Krupp, Siemens, Krauß, Zeiß-Jena, Ziese-Elbing, und von Ausländern Sulzer-Zürich.

Es ist aber klar, daß das Museum sich nicht allein auf freiwillige Zuwendungen beschränken



Modell der ersten elektrischen Lokomotive von Werner Siemens; im Hintergrund Darstellung der elektrischen Schwebebahn in Elberfeld-Barmen

Unter den Donatoren befinden sich, um nur einige der bedeutendsten zu nennen, sämtliche wissenschaftliche Institute Deutschlands, an ihrer Spitze die bayrische Akademie der Wissenschaften, die den ganzen Bestand ihres physikalischen Kabinetts stiftete. Eine Reihe von Museen, darunter besonders das württembergische Landesgewerbemuseum, entäußerten sich kostbarer Stücke zugunsten der Schwesteranstalt. Vom Ausland hat das Kensington-Museum in liberaler Weise die Nachbildung wertvoller Maschinen gestattet und selbst das Conservatoire des Arts et Métiers ist dem Forschungsdrang der Museumsleitung in liebenswürdigster Weise entgegengekommen. Die bedeutendsten Gelehrten, wie Röntgen, Rob. Koch, Hittorf, Linde und so weiter, schenkten die Apparate, mit denen sie ihre epochemachenden Entdeckungen begonnen und fortgebildet kann, sondern daß es zur Vervollständigung seiner Sammlungen auch käufliche Erwerbungen machen muß, die oft recht kostspielig sind. Glücklicherweise steht das Museum finanziell auf festen Füßen. Die laufenden Einnahmen des Jahres 1906, die sich aus den Zuschüssen des Reiches, Bayerns, Münchens und andrer Städte, einer Reihe technischer Vereine und Privatpersonen und aus den Jahresbeiträgen der 1400 Mitglieder zusammensetzen, belaufen sich auf über eine halbe Million Mark, die, außer für die verhältnismäßig geringen Verwaltungskosten, für solche Erwerbungen verwendet werden können.

Auf diese Weise ist es dem Museum gelungen, in der kurzen Zeit seines Bestehens eine große Zahl von Apparaten, Instrumenten, Maschinen, Modellen und Plänen in seinen Besitz zu bringen,

die fast ausnahmslos in ihrer Art die geforderte Eigenschaft von Meisterwerken besitzen und schon in ihrem jetzigen Bestand ein ungemein fesselndes und interessantes, vor allem aber belehrendes Bild der historischen Entwicklung der Naturwissenschaft und der Technik geben.

Ein Gang durch die Räume des Museums wird den Beweis dafür liefern; es ist indessen unmöglich, hier auch nur annähernd einen erschöpfenden Ueberblick zu geben; es sei daher nur einiges des Bedeutendsten hervorgehoben. Der ganze Stoff ist in 36 Gruppen gegliedert; ihr Inhalt ist, soweit es die ja nicht für diesen Zweck erbauten Lokalitäten zulassen, derart geordnet, daß wir innerhalb jeder Gruppe zuerst einen Einblick in den Gang der wissenschaftlichen Forschung erhalten und daran anschließend die Entwicklung ihrer praktischen Verwertung durch die Technik verfolgen können. Häufig ist auch eine neue Konstruktionsart direkt neben ihre ursprünglichste Form gestellt, um den erreichten Fortschritt recht drastisch vor Augen zu führen. Ueberall, wo es irgend möglich war, sind die Maschinen und Modelle in ihren wichtigsten Teilen aufgeschnitten, um ihre inneren Konstruktionsteile zu zeigen, und beweglich gemacht, um ihre Wirkung aufeinander deutlich vorführen zu können. Zu letzterem Zweck stehen Wasser- und Dampfkraft, Druckluft und Elektrizität zur Verfügung, die eine besondere Kraftanlage liefert; diese Anlage, die auch noch für das ganze Museum den Strom zur elektrischen Beleuchtung stellt, ist an und für sich eines der lehrreichsten Ausstellungsobjekte des Museums. Der Bedarf an Elektrizität für die Beleuchtung ist ein sehr starker, da das Museum auch abends geöffnet sein wird, um so jenen Kreisen, die tagsüber durch ihren Beruf gefesselt sind, auch die Möglichkeit zu geben, hier Anregung zu finden und zu studieren.

Der erste Saal ist, wie billig, der Erdkunde gewidmet; denn mit den Schätzen, die der Erde entrissen werden, arbeitet ja die Technik vorzugsweise. Wir sehen an Wandgemälden, Karten und Reliefs, wie sich die menschliche Anschauung von dem Bau der Erde allmählich wandelte seit den Zeiten, wo man Land und Meer vom Styx umflossen wähnte, bis zu unsern Tagen, in denen der Seismograph die leisesten Erschütterungen unsers Erdballs mit untrüglicher Sicherheit feststellt. Daran schließt sich die Gruppe des Bergwesens. Pläne, Wandgemälde und vorzügliche Schnittmodelle geben uns einen klaren Begriff von dem Bau und Betrieb alter und moderner Bergwerke und von dem mächtigen Fortschritt auf diesem Gebiet. Wir steigen „unter Tag“ und befinden uns zu unserm Staunen in einem Labyrinth von Schächten und Stollen, in denen wir die verschiedenen Arten der Zimmerung zu ihrer Befestigung studieren können; wir sehen Wasserhaltungsmaschinen, Sicherheitsvorrichtungen, Rettungsapparate wie die in Courrières berühmt gewordenen, sowie die Entwicklung der Grubenbeleuchtung und der Bohrvorrichtungen vom primitiven Handbohrer bis zur modernen elektrischen Kurbelstoßmaschine, die das Massiv des Simplon durchbrach. An die Oberfläche zurückgekehrt, betreten wir die Abteilung für Eisenhüttenwesen, die bei ihrer Wichtigkeit für die Industrie besonders reich ausgestattet ist. Wir sehen hier ein genaues Modell der Hermannshütte in Neu-



Alchimistisches Laboratorium



Saal mit Instrumenten aus dem Gebiete der Mechanik; im mittleren Glasschrank die Magdeburger Halbkugeln von Guericke

wird und das Original einer Bessemer Birne, ferner eine Serie von beschossenen Panzerplatten, an der die Fortschritte dieses für die Wehrkraft unsrer Marine so wichtigen Schutzmittels deutlich verfolgt werden können. Sehr interessant ist das Modell eines Schienenwalzwerkes; daneben stehen die Eisenblöcke mit ihrer allmählichen Verwandlung in Schienen. Schon jetzt außerordentlich vollkommen ist die Gruppe für Maschinenkunde, die in eine Reihe von Unterabteilungen zerlegt ist. Da bewundern wir zuerst das Modell der Schmiedehalle von Krupp mit dem berühmten Dampfhammer „Fritz“, der seit 1861 in Betrieb ist, jetzt aber von einer gigantischen Dampfpresse, die den enormen Druck von 3 Millionen Kilogramm ausübt und die hier im Modell zu sehen ist, ersetzt wurde. Es folgt die Abteilung für Wassermotoren; in ihr ein originell gearbeitetes Löffelrad, das aus Rumänien stammt und als der Urtypus der Turbine gelten kann; auch diese sind in ihren verschiedenen Entwicklungsstadien bis zu den vollendetsten Neukonstruktionen vorhanden. In einer Ecke des Saales steht das Original der berühmten Reichenbachschen Wassersäulenmaschine, die fast hundert Jahre lang ununterbrochen die Salzsole von Reichenhall nach Berchtesgaden beförderte. Der Abteilung für Dampfmaschinen ist gebührendermaßen eine Reihe gewölbter Säle eingeräumt; sie beginnt mit der ältesten in Deutschland vorhandenen Wattmaschine von 1813; das Ungeheuer geht durch zwei Stockwerke und lieferte nur 17 Pferdekräfte; ferner erregt unsre Aufmerksamkeit die eiserne Balanciermaschine der Gutehoffnunghütte; sie bewältigte viele Jahre lang den ganzen Betrieb der Kruppschen Werke; neben ihr steht eine Albansche Hochdruckdampfmaschine aus dem Jahre 1840; Träger und selbst der schwingende Zylinder sind als dorische Säulen geformt, ohne daß dadurch die Maschine einen besonders künstlerischen Eindruck hervorruft. Heutzutage verzichtet man auf solche Spielereien; die Schönheit der Maschine liegt in der Klarheit und Zweckmäßigkeit ihrer Konstruktion viel mehr als in künstlichen Zutaten, die ihrem Wesen nicht entsprechen.

Welch ein Fortschritt von diesen schwerfälligen Maschinen bis zu der dicht daneben stehenden Dreifachexpansionsmaschine des Torpedobootes S. 1 aus den Schichauschen Werken, die einst in schwerer Konkurrenz dem deutschen Schiffsbau zum Siege verhalf. Auch sie ist heute schon durch vollkommenere Konstruktionen überholt, unter denen wohl die Dampfturbine die größte Zukunft haben dürfte; ihre genial erdachten Einrichtungen können wir an einer der ersten Originalmaschinen ihres Erfinders Parson studieren, der sie dem Museum zum Geschenk machte. Unter den Heißdampfmotoren ist besonders interessant der bekannte Dieselmotor; unter denen für flüssige Brennstoffe der erste Daimlersche Petroleummotor. Wir überspringen die Abteilung der Windmotoren, die aus Mangel an Raum noch ziemlich unvollständig ist, aber ein Unikum enthält, das genaue Modell der historischen Windmühle von Sanssouci, und wenden uns zu den elektrischen Motoren, die vertreten sind durch die berühmten Originalmaschinen von Gramme, Hefner-Alteneck, Schuckert, Siemens und Edison, von denen jede einzelne einen Markstein der Maschinenbaukunst bezeichnet.

Vielleicht die hervorragendste Abteilung des ganzen Museums ist diejenige für Landtransport-



Gemälde, die Eröffnung der ersten Eisenbahnstrecke in Deutschland (Nürnberg-Fürth) darstellend

mittel, welche die an das Hauptgebäude angebaute Halle und mehrere Nebenräume füllt. Hier fällt vor allem die von der bayrischen Verkehrsverwaltung gestiftete Schnellzugsmaschine aus der Maffeischen Werkstätte auf, die von 1874 bis 1901 ununterbrochen Dienst tat; sie ist in ihren wichtigsten Teilen aufgeschnitten und ermöglicht dadurch das Studium der Wirkung der Dampfkraft auf die einzelnen Konstruktionsglieder auf das vorzüglichste. Das interessanteste Stück dieser Gruppe ist ohne Zweifel die Nachbildung des sogenannten „Puffing Billy", der ersten Stephensonschen Lokomotive, deren Original eines der kostbarsten Stücke des Kensington-Museums ist. In dieser Halle sehen wir noch das äußerst interessante Modell des Schiffshebewerks in Heinrichsburg bei Dortmund, das schwere Schiffe spielend 21 Meter hebt und senkt und dadurch eine ganze Reihe von Schleusen ersetzt. An der Decke der Halle schwebt majestätisch der Flugapparat, mit dem seinerzeit Lilienthal seine kühnen Versuche machte, die er schließlich als echter Märtyrer der Wissenschaft mit dem Tode büßte. Durch das geöffnete Tor der Halle erblickt man die gewaltige Schiffsschraube eines Ozeandampfers und einen Teil der Originalpanzerung eines Kriegsschiffes samt ihrer Montierung. In einem Nebenraum ist — als ein Meisterstück ersten Ranges — das Original der ersten elektrischen Lokomotive von Werner Siemens aufgestellt sowie das Modell des neuesten elektrischen Motorwagens auf der Versuchsstrecke bei Lichterfelde. Reizend sind die zierlichen Modelle eines Zuges der Rigibahn auf hoher Brücke, der Jungfraubahn auf ihrem Wege durch das Massiv des Berges und der Schwebebahn zwischen Elberfeld und Barmen.

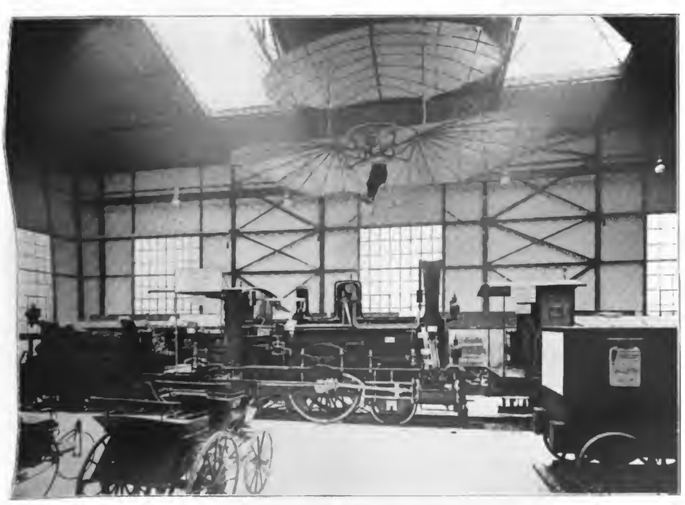
Damit ist der Rundgang durch das Erdgeschoß beendigt; wir betreten die Säle des ersten Stockwerks, wo uns vor allem die Gruppe der Astronomie fesselt. An der Hand alter Planetarien können wir die Fortschritte unsrer Erkenntnis des Weltenbaues mit den Systemen Ptolemäus', Kopernikus', Tycho de Brahes, Keplers bis zu den Theorien der Neuzeit verfolgen. Ein großes, von Oskar von Miller gestiftetes Tellurium mit 8 Meter Durchmesser, das elektrisch bewegt und durch eine elektrische Bogenlampe als Sonne beleuchtet wird, ist an der Decke des Saales angebracht. Die Nachbildung des Fernrohrs Galileis, dessen Original sich in Florenz befindet, die berühmten hölzernen Spiegelteleskope Newtons, eine Reihe alter und neuer Fernrohre, die ihre schrittweise Vervollkommnung zeigen, sowie eine bildliche Darstellung, wie zu den verschiedenen Zeiten dem Menschen die Sterne durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel erschienen, ergänzen diese Abteilung. Wir durcheilen den Saal für Geodäsie, wo sich die Originalinstrumente von Utzschneider, Brandner, Ohm und so weiter befinden, sowie die berühmte Reichenbachsche Kreisteilmaschine, die erst die hohe Vollkommenheit unsrer modernen Meßinstrumente ermöglichte. In der Gruppe für Mechanik und Mathematik erregen die berühmten Magdeburger Halbkugeln des Erfinders der Luftpumpe und der Elektrisiermaschine, Otto von Guericke, unser höchstes Interesse.

Die Gruppe der Optik, die unzweifelhaft eine der interessantesten des Museums ist und die Entwicklung dieses heute so unvergleichlich hochstehenden Gebietes der Naturwissenschaft auf das vorzüglichste zeigt, wird beherrscht durch die genial erdachten und konstruierten Apparate Frauenhofers und seiner Prismen, mit denen er die nach ihm benannten

dunkeln Linien des Spektrums entdeckte, die seitdem zu ungeahnten Erfolgen in der Erkenntnis unsrer irdischen Stoffe und der entferntesten Himmelskörper führte. Die nächste Gruppe handelt von der Wärme. Hier finden wir zwei hochwichtige Apparate. Zuerst den Originalapparat, den Robert Mayer erfand und konstruierte und mit dem er das Gesetz festlegte, daß Wärme gleich Kraft ist; dann den Apparat Professor von Lindes zur Verflüssigung der Luft; so fern sich diese beiden Entdeckungen zu stehen scheinen, so beruhen sie doch auf demselben Naturgesetz. Von der Akustik erwähnen wir nur die Entwicklung des Phonographen und einen Androiden, der in Gestalt eines Trompeters, dessen Inneres für den Beschauer bloßgelegt ist, sich schon vor hundert Jahren vor Napoleon I. produzieren konnte und jetzt noch mit gleicher Meisterschaft seine Stücke bläst.

Eine der bestausgestatteten und lehrreichsten Gruppen ist die für Magnetismus und Elektrizität. Hier finden wir Nachbildungen und Originale der bahnbrechenden Erfindungen von Guericke, Galvani, Volta, Ampère, Gauß, Lamont, Hittorf, Geißlersche und Crookessche Röhren und ein vollständiges Röntgenkabinett, in dem der Besucher durch den Druck auf einen Knopf jeden beliebigen Gegenstand selbst durchleuchten kann. Wir verfolgen hier die Entwicklung des elektrischen Telegraphen von dem ersten Sömmeringschen ungemein sinnreichen Apparat an, dessen Prinzip auf der Zersetzung des Wassers durch die Elektrizität beruht und der 1810 Napoleon I. in München vorgeführt wurde, der ihn aber mit der spöttischen Bemerkung abspeiste: „C'est une idée germanique," bis zu den neuesten Apparaten der Fernphotographie von Cerebotani und bis zur Funkentelegraphie, von der das Museum einen tadellos funktionierenden Apparat besitzt. Den Schluß dieser Abteilung bildet das Telephon mit seiner neuesten Erfindung, der sogenannten singenden Bogenlampe.

Im Mittelpunkt dieses Stockwerks und des ganzen Museums liegt der ernst und stimmungsvoll gehaltene Ehrensaal, der dem Andenken der größten deutschen Forscher gewidmet ist. Seine Wände sind geschmückt mit den lebensgroßen Bildnissen von Gauß und Frauenhofer, dem huldvollen Geschenk des Prinzregenten Luitpold von Bayern, ferner den Porträten Guerickes und Leibniz', gemalt von Klaus Meyer; zwei Pfeiler tragen die Marmorreliefs von Werner Siemens und Alfred Krupp, während zur Seite des Eingangs auf Hermensäulen die Büsten von Helmholtz (modelliert von Professor E. Kurz) und Robert Mayer stehen; letztere ist ein Werk des leider zu früh verstorbenen Professors Ruemann. Der Großherzog von Baden stiftete das Bild Bunsens, der Großherzog von Hessen das Bildnis Liebigs. Eine lebensgroße Büste Gutenbergs wird noch eine der glänzendsten Zierden des Ehrensaals werden. Treffend charakterisieren die Inschriften unter den Porträten den Charakter und



Halle für Landtransportmittel; an der Decke der Flugapparat Lilienthals



Entwurf für das neue Deutsche Museum auf der Kohleninsel in München. Von Professor Gabriel von Seidl

die Bedeutung des Dargestellten: hier sei nur die für Frauenhofer angeführt:

„Seinem Auge haben sich neue Gesetze vom Licht erschlossen,
Näher gerückt sind uns die Sterne durch die Meisterwerke seiner Hand.“

In der östlichen Hälfte des ersten Stockwerks betreten wir zuerst das Kabinett für Maltechnik, in dem uns hauptsächlich die in enkaustischer Manier ausgeführten Porträte interessieren, die vor einigen Jahren in ägyptischen Mumiengräbern aufgefunden wurden; einige von ihnen muten an wie moderne Porträte. Im nächsten Saal sehen wir die Entwicklung der Buchdruckerkunst von der einfachen Handpresse an bis zu den Schnellpressen und den sinnreich konstruierten Setzmaschinen, ferner die Lithographie seit ihrer Erfindung bis zu dem neuesten Kunstdruckverfahren. In dem nächsten Saal ist die ganze Fülle der Erfindungen der Photographie von den Versuchen Daguerres an bis zu den vollkommensten Apparaten mit weniger als $^1/_{1000}$ Sekunde Belichtungsdauer, ferner der gegenwärtige Stand der Farbenphotographie, der eine brauchbare Lösung dieses schwierigen Problems in naher Zukunft erwarten läßt, veranschaulicht.

Die nächsten Säle sind der Uhrentechnik, der Entwicklung der Spinnerei und der Weberei gewidmet, deren hohe Vollkommenheit unser Staunen erregt. Der darauffolgende Saal zeigt die Verwendung der Technik in der Landwirtschaft. Auf einem fast den ganzen Saal füllenden Miniaturackerfeld ist die Entwicklung der landwirtschaftlichen Werkzeuge und Maschinen vom ältesten ägyptischen Holzpflug bis zu den modernen Mäh- und Sä-, Pflug- und Erntemaschinen in ganz vorzüglichen, meist beweglichen Modellen dargestellt. Den Schluß der Säle dieses Stockwerks bildet die Chemie; sie ist in vorzüglichen Modellen moderner Betriebe vorgeführt; verschiedene Laboratorien, worunter ein alchimistisches, führen uns in die Arbeitsweise dieses so rasch emporgeblühten Zweiges der Naturwissenschaften ein; entzückende Werke der Galvanoplastik, besonders eine lebensgroße Ritterrüstung von Christofle in Paris und die Nachbildung antiker Waffen aus der Geislinger Metallwarenfabrik erregen unser Entzücken; zu dieser Abteilung gehört auch noch die Gruppe der Kälteindustrie, die besonders durch die Erfindungen

Professor von Lindes eine so überaus nützliche Entwicklung genommen hat. Eine im Modell ausgeführte vollständige Kühlanlage für Obst, Früchte, Gemüse, eine Vieh- und Schlachthausanlage, die Kühlvorrichtungen einer Großbrauerei geben uns einen vortrefflichen Einblick in diesen neuen Zweig der Industrie.

Durch das monumentale Treppenhaus, das mit trefflichen Gemälden von Professor Rauber und von Professor O. Heim ausgestattet ist, von denen das eine die Vorführung der Guerickeschen Halbkugeln vor Kaiser Ferdinand III. auf dem Regensburger Reichstag vorstellt, das andre die Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahnstrecke zwischen Nürnberg und Fürth schildert, steigen wir zum zweiten Stockwerk empor. Dieses ist fast ausschließlich von der Abteilung für Schiffbau ausgefüllt; sie enthält der Natur der Sache nach fast nur Modelle, diese sind aber von einer so erstaunlichen Genauigkeit und Schönheit in der Ausführung, daß sie mit vollem Recht die Bezeichnung Kunstwerke verdienen. Der erste Saal zeigt uns in Plänen und Modellen berühmte Hafenanlagen, Kanalschleusen, Schiffshebewerke und Schwimmdocks, ferner das Modell eines Kabeldampfers; sehr interessant — im Hauptsaal — ist das Modell des Südpolarschiffs „Gauß", aus dem Holze dieses Schiffs geschnitzt. Wir bewundern das Modell des bei Sandefjord ausgegrabenen Wikingerschiffs und der Karavelle „Santa Maria", auf der Kolumbus Amerika entdeckte; letzteres ein Geschenk König Alfons' von Spanien. Wir können die Entwicklung des Dampfschiffs verfolgen an den Modellen des ersten Rheindampfers „Stadt Mainz" aus dem Jahre 1829, des ersten in Preußen gebauten Dampfers „Charlotte Dundas", des ersten Schnelldampfers „Fürst Bismarck", der den Schnelligkeitspreis erhielt, und an einer großen Schnittzeichnung des Riesendampfers „Kaiser Wilhelm II.". Die Entwicklung des Kriegsschiffbaus ist an einer Auswahl vorzüglicher, vom Reichsmarineamt zur Verfügung gestellter Modelle von Linienschiffen, Kreuzern, Torpedobooten und so weiter in ebenso reicher als vortrefflicher Weise vorgeführt. Das kostbarste Stück dieser Sammlung wird in Bälde das Schnittmodell eines der gegenwärtig auf Stapel gelegten großen Linienschiffe sein, das der Deutsche Kaiser bei Gelegenheit der Eröffnung des Museums diesem zum Geschenk machte.

In den anstoßenden Sälen ist die Bibliothek, die bereits über sechzehntausend Bände zählt, das Archiv, das eine Reihe kostbarer Schriftstücke großer Forscher enthält, und die Plankammer, die in ihrer ganz neuartigen Anordnung eine außerordentlich praktische Ergänzung der Sammlungen des Museums bildet.

Der für den Neubau unter den deutschen Architekten ausgeschriebene Wettbewerb brachte eine große Zahl von Projekten, aus welchen nach dem Urteil der aus den ersten Autoritäten Deutschlands bestehenden Jury das des berühmten Münchner Baumeisters Professor Gabriel von Seidl als Sieger hervorging. Der Entwurf bewältigt das Problem in ebenso genialer wie einfacher Weise, indem es zwei einander gegenüberliegende, durch Zwischengebäude verbundene Hauptbauten vorsieht, die einen großen, sehr malerisch gestalteten Hofraum umschließen. In diesen führt durch eine monumental gestaltete Durchfahrt der Hauptzugang über die Erhardtbrücke zu dem Museum, während die Ausfahrt nach dem neuen Stadtteil am entgegengesetzten Ufer der Isar führt. Nördlich dieses Hofes breitet sich der eigentliche Museumsbau aus, dessen Mittelpunkt ein elliptisch geformter, turmartiger Bau bildet; das Erdgeschoß enthält das Vestibül, der erste Stock den Ehrensaal; darüber liegt die Sternwarte. Senkrecht zur Längenachse des Ehrensaals erstreckt sich der gewaltige Kongreßsaal, um diesen gruppieren sich in Hufeisenform die Ausstellungsräume des Museums mit einer Grundfläche von über achttausend Quadratmetern. In Eisenbeton auszuführende Säulen tragen in zwei Stockwerken mächtige Galerien, die noch weitere fünftausend Quadratmeter Ausstellungsraum darbieten. Die Säle erhalten eine Fülle von Licht von den durch die ganze Höhe des Baus gehenden Fenstern, welche die Außenmauern fast ganz auflösen, und durch Oberlicht. Der südlich des Hofs liegende Bau ist für die Aufnahme der Bibliothek, des Archivs, der Plansammlung, mehrerer Vortragssäle und für Verwaltungszwecke bestimmt. Die diese beiden Hauptbauten verbindenden Flügelgebäude enthalten die Kraftanlage und die weitläufigen Restaurationsräumlichkeiten. Die Massengruppierung des ganzen Baus ist ebenso sachlich wie originell entwickelt: der schwere Bau des eigentlichen Museums kontrastiert mit seinen drei Aufbauten, dem ummantelten Schornstein, dem diesem gegenüberliegenden Turm und der reizvollen Sternwarte ebenso vortrefflich wie mit den vorgelegten malerisch gruppierten drei Flügeln des Bibliothekbaus. Das Aeußere des Baus ist mit Rücksicht auf den ernsten Zweck bis auf wenige Stellen ganz einfach und schmucklos gehalten, nur an den mehr repräsentativen Zwecken dienenden Teilen, zum Beispiel dem elliptischen Mittelbau und dem gegenüberliegenden Uhrenbau, ist der bekannte Münchner Renaissancestil in edeln Formen vertreten. Eine von Seidl dem Entwurf beigefügte Variante, die wahrscheinlich zur Ausführung gelangen dürfte, verlegt den Bau des Ehrensaals aus seiner zentralen Lage nach der Westseite, um als eine dem Publikum gemachte Konzession die der Stadt zugewandte Seite reicher zu gestalten.

Die Ausführung des Baus wird nach den Berechnungen des Baumeisters einen Aufwand von zirka sieben Millionen erfordern. Der bayrische Staat hat für die Kosten des Museumsbaus zwei Millionen Mark bewilligt, die Stadt München drei Millionen. Deutsche Industrielle haben, obgleich eine offizielle Aufforderung noch nicht ergangen ist, bereits über 1250000 Mark beigesteuert, worunter sich Gaben in der Höhe von 100000, 80000, 50000 Mark und so weiter befinden. Das Reich hat, da der Reichstag diesen Gegenstand erst in seiner gegenwärtigen Tagung behandeln wird, noch keinen festen Beitrag zugesagt, doch ist nach der Erklärung des Staatssekretärs von Posadowsky, welcher der letzten Ausschußsitzung des Museums beiwohnte, ein solcher wohl in gleicher Höhe wie der Bayerns bestimmt zu erwarten. So kann die finanzielle Seite des Neubaus als gesichert betrachtet werden und der stolze Bau ohne ängstliches Markten und Feilschen begonnen und zu Ende geführt werden.



„Aus Furcht vor Strafe —“

Von

Adele Hindermann

Es kehrt von Zeit zu Zeit in den Berichten unsrer Tageszeitungen wieder dieses Wort, als Beweggrund irgendeines sensationellen Geschehnisses, dessen Held — ein Kind ist.

Solch eine Notiz geht mir immer lange nach; ihre besonderen Zusammenhänge kenne ich nicht und kann sie daher nicht beurteilen, aber was als fester, von allen möglichen Einzelheiten unabhängiger Punkt dasteht, das ist ein armes, verzweifeltes Kindergesicht.

Ich empfinde es als eine Anklage, die durch kein Wenn und kein Aber an ihrer Schwere gemildert werden kann. Irgendwo muß da ein Verschulden stecken außerhalb des schuldigen Kindes; denn das Kind, als ein Produkt von Vererbung und Erziehung, kann nicht sowohl selbst für sein Tun und Lassen verantwortlich gemacht werden, als vielmehr einer jener Faktoren, oder beide zusammen, die seiner Handlung ihr bestimmendes Gepräge geben.

Wir können es nicht hindern, daß es hungernde, frierende, betrübte, unfrohe Kinder gibt, denn der Ernst des Lebens macht nicht Halt vor der Hilflosigkeit; aber Kinder, die um irgendeiner Schuld willen lieber planlos umherirren als ins Elternhaus zurückkehren, Kinder, die aus Furcht vor Strafe gar am Leben verzweifeln, sollte und braucht es nicht zu geben.

•

Ich habe mein Kapitel mit dem allerschwersten Geschütz eröffnet, mit den Ausnahmefällen, die um ihrer Besonderheit willen „in die Zeitung kommen“. Daß sie überhaupt im Bereich der Möglichkeit liegen, wäre Grund genug, um mit dem hellsten Scheinwerfer das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern abzuleuchten und etwaige Mißstände, die solcher Ungeheuerlichkeiten Ursache sein könnten, festzustellen. Das freilich wäre nur von Fall zu Fall ausführbar.

Das Interesse der Allgemeinheit an solchen Vorkommnissen beruht vielmehr in dem Umstand, daß jene Ausnahmefälle zweifellos nicht Katastrophen sind, die entwicklungslos hereinbrechen; ihre Fäden reichen in den Betrieb des Alltags zurück und berühren somit das Gebiet der Kindererziehung überhaupt im breitesten Sinne. Als letzte — mögliche — Konsequenz etwaiger erzieherischer Mißgriffe gehen diese Kindertragödien jeden Vater, jede Mutter etwas an; wie der Tod uns lehrt, daß wir auf unsre Gesundheit zu achten haben, um Erkrankungen zu vermeiden.

Hygiene nennen wir das in der Medizin. Auch in der Erziehung ist ein hygienisches Prinzip sehr wohl denkbar, das schwere Schuld, schwere Strafgerichte und schwere Straffurcht vorbeugend vermiede.

Ich sage absichtlich *schwere* Schuld. Den Kleinkram der kindlichen Verfehlungen und sogenannten Unarten aus der Welt zu schaffen dürfte uns wohl schwerlich gelingen. Ein Kind mit kräftig pulsierendem Eigenleben, das sich mit der umgebenden Welt in beständiger persönlicher Fühlung befindet, steht fast pausenlos unter überraschenden Eindrücken von außen, mit denen sich sein kleines Ich auseinanderzusetzen hat. Es hat unaufhörlich eine Anpassungsarbeit an vorgefundene Zustände zu leisten, von dem Augenblick an, wo es gelernt hat, daß zwischen Wollen und Sollen ein bemerkenswerter Unterschied besteht.

Durch ebendiesen Unterschied werden die Grundbegriffe „artig“ und „unartig“ geprägt, und zwar nach Maßgabe elterlicher Anschauung. Die Verantwortung, die mit dieser rein persönlichen Wertung seitens des Erziehenden für diesen beginnt, stellt innerhalb der ersten Jahre des Erziehungswerkes keine übermäßigen Anforderungen an seine Urteilskraft. Kindliche Unarten sehen sich untereinander so ähnlich wie die kleinen Strafgerichte, mit denen Mutterhände sie zu ahnden pflegen.

Die Schwierigkeiten steigern sich, je mehr aus dem Kinde der kleine Mensch herauswächst, dieser Mensch mit den Eigentümlichkeiten, welche die Natur ihm als Erbe seiner Väter und Mütter mitgab.

Mit den schlichten Begriffen „artig“ und „unartig“ ist allmählich nicht mehr auszukommen, ebensowenig mit der üblichen Tracht Prügel. Was sich bei echten Kinderunarten vielleicht vorzüglich bewährte, paßt selten für Fälle, deren Ursachen weniger in der Kindlichkeit als im persönlich Menschlichen zu suchen sind. Hier, wo die Zusammenhänge feinmaschiger werden, hat auch die Justiz zu weniger plumpen Mitteln zu greifen, wenn anders nicht ein Mißverhältnis zwischen Tat und Sühne — der Art nach — geschaffen werden soll.

•

Das Verhältnis der Kinder selbst zur Strafe als solche ist, soweit es sich durch Beobachtung feststellen läßt, keineswegs das einer angstvollen Abwehr um jeden Preis. Selbstverständlich ist ihm Strafe jeder Art sehr, sehr unangenehm; wie aber ließen sich die häufig vorkommenden, ganz freiwilligen Beichten kleinerer und größerer Untaten erklären, wenn nicht durch ein dunkel empfundenes Bedürfnis nach Ausgleich, nach glatter Rechnung,

selbst um den Preis etwaiger Züchtigung. Dies unbewußte Rechtsempfinden hilft dem Kinde, die schmerzliche Vergeltung, wenn auch vielleicht mit heißen Tränen, so doch ohne jegliche Bitterkeit gegen die züchtigende Hand zu überstehen; und wenn es die letzten Tränenspuren an Mutters verzeihend geneigtem Gesicht abgewischt hat, geht ein Strom besonders warmer Liebe von ihm zu ihr und umgekehrt.

Das eben kann nicht eindringlich genug gesagt werden: die rechte, die erzieherisch wirksame Strafe darf kein noch so kleines Quentchen von Groll oder Erbitterung bei dem gestraften Kinde zurücklassen. Das normale Kind, dessen gesundes Gefühl für Gerechtigkeit — wir nennen es Gewissen — es unter Umständen zu freiwilligem Schuldbekennen und im Anschluß daran vielleicht vor den Richterspruch zwingt, hat in ebendiesem Gerechtigkeitsempfinden gleichzeitig einen feinen Gradmesser für das Strafmaß.

Eine zu harte Strafe oder eine zu Unrecht erteilte — wie sie die Siedetemperatur elterlichen Zornes leider manchmal mit sich bringt — wird einen starken Eindruck nur in dem Sinne machen, daß sie den Glauben an die Urteilsfähigkeit der Eltern bedenklich ins Wanken bringt und eine dumpfe Angst vor der Uebermacht an Stelle unerschütterlichen Vertrauens setzt.

Die Folgezustände solcher Justizirrtümer werden gewiß nicht immer sehr einschneidend sein und sich, unter sonst günstigen Verhältnissen, mit dem bösen Eindruck zugleich allmählich verflüchtigen. Immer aber dürften sie für eine Weile die feste Brücke einreißen, die zwischen Eltern und Kind nicht ein Stündlein lang entbehrt werden kann, die Brücke, die ein liebewarmes, unbegrenztes Vertrauen hinüber und herüber spinnt.

Man sollte nicht glauben, welch große erzieherische Wirkungen fast spielend zu erreichen sind auf dem Wege vertrauensvoller Verständigung zwischen großen und kleinen Leuten.

Fast ausnahmslos ist ja das Bedürfnis, sich der Mutter gegenüber auszusprechen, beim Kinde vorhanden; fragt sich nur, inwieweit dieser natürliche und so wertvolle Mitteilungstrieb von der andern Seite unterstützt oder etwa gar untergraben wird.

Sicher ist, daß etwaige Begehungs- oder Unterlassungssünden in der Pflege des Vertrauens schwerlich nach Jahren durch eine plötzlich einsetzende neue „Methode“ wieder gutgemacht werden können.

Das Sichaussprechen ist nämlich etwas, das nicht von heute auf morgen gelernt werden kann; es will organisch wachsen aus kleinen und kleinsten Anfängen. Das macht, weil so ein Seelchen ein gar zartes Ding ist, das behutsamen Anfassens todsicher sein muß, soll es sich ohne Scheu entschleiern.

Mangel an Verständnis, gelangweiltes Abweisen „kindischen“ Geplauders, Härte zur Unzeit, ja schon ein wenig Spott schließen dem Kinde nur zu leicht die Lippen. Das bedeutet: getrennte Marschroute für beide Teile.

Das Kind muß nun allein fertig werden mit sich selbst. Auf ein paar schematische Begriffe von „gut und böse“ gestützt, soll es sich mit allem auseinandersetzen, was seine junge Seele berührt und bedrängt. Und wollte doch mit seinem Vertrauen der Mutter selbst alle Fäden in die Hand legen, an denen es zu lenken gewesen wäre!

Es sah sich abgewiesen. Vielleicht wird es einmal zu den „Verstockten“ gehören, bei denen elterliches Faustrecht nachträglich jene weiche Lenksamkeit herauszuprügeln versucht, die dank elterlicher Unachtsamkeit keinen Raum fand, sich zu entfalten.

Vielleicht wird es zu den sogenannten verschlossenen Naturen gehören, zu den Stummen des Lebens, die, um des nie gelernten Aussprechens willen, all ihr Leid allein tragen müssen.

Vielleicht wird es seine eignen Wege gehen mit heimlicher Freude an der Losgelöstheit; nur kommt es aus dem Straucheln nicht heraus und aus dem Bestraftwerden natürlich ebensalls nicht. Bald dürfte sein feines Ehrgefühl eine Art Hornhaut bekommen, oder aber die unaufhörliche Versicherung, ein außerordentlich nichtsnutziges Kind zu sein, wird ihm Stunden leiser Verzweiflung an sich selbst schaffen.

Es kann ja nicht wissen, was seine Erzieher wissen sollten, daß Hilfe vorher tausendmal besser gewesen wäre als Strafe nachher, und sei diese auch nach Maß und Art unzweifelhaft „Von Rechts wegen“, wie's in der Justiz heißt.

Nicht schuldig werden lassen!

Wenn ich von einem System in der Kindererziehung überhaupt etwas wissen möchte, so wäre es einzig dieses.

Erziehung ist Einfluß. Kein Einfluß ist denkbar ohne Einsicht, und keine Einsicht kann sein, wo ein Kind es verlernt hat, die Eltern an den Vorgängen in seinem Innenleben teilnehmen zu lassen.

Die schreckensvollen Ueberraschungen, die eine unbegreifliche üble Tat seitens des Kindes seiner Umgebung bereitet, sind nicht anders als aus dem Mangel an Fühlung untereinander zu erklären. Denn sie hat ihre Entwicklung, die Tat, ihre Geschichte, ihre Vorstadien. Es gingen ihr Versuchungen voraus und ehrliche Kämpfe vielleicht; jedenfalls spielte sich da allerlei ab in der jungen Seele, das in seiner Verworrenheit geradezu schrie nach einer starken, ordnenden Hand — und niemand war da, der dieses Getümmels überhaupt inne wurde.

„Ihr laßt den Armen schuldig werden —“

*

Ich sprach von Hilfe vorher. Die warme Atmosphäre des Vertrauens ist nur ein Mittel zu dieser Hilfe, nicht die Hilfe selbst.

Worin sie besteht, das läßt sich — fast möcht' ich sagen: Gott sei Dank — in Regeln nicht hineinpressen. Wie es Sache der Mutterliebe ist, sich das Vertrauen des Kindes zu erwerben und zu erhalten, so hängt es wiederum von ihrer eignen geistigen Kultur ab, inwieweit und in welcher Form sie auf Grund ihrer Vertrautheit mit dem Kinde diesem eine Unterstützung zu bieten hat.

Ganz fest steht, daß diese Hilfe auf dem Wege peinlicher Absperrung gegen etwaige von außen kommende Schädigungen nicht geleistet werden kann. Alle Kräfte für den späteren Lebenskampf wollen geweckt und gestählt sein, je früher je besser. Einen ganzen Kerl mit einer sauberen Seele erzieht man nicht, indem man ihn als Buben in Watte wickelt; er darf und soll Härten kennen lernen, die Härten,

die selbst in einem Kinderleben durch Reibung mit der umgebenden Welt unausbleiblich sind. Er muß dem Anprall standhalten der verwirrend vielen Eindrücke; das Herzklopfen soll er kennen lernen schwierigen Lagen gegenüber, und die kleinen bedrängenden Versuchungen des Alltags, die an seine Tapferkeit appellieren, ebenfalls. Wie sollte er die großen sonst bestehen können, wenn er nie lernte, etwas in sich niederzuzwingen, woher sollte er später die Kraft der Selbstüberwindung herleiten, wenn der frohe Stolz des Siegens in ernstem Kampf ihm ein nie gekostetes Gefühl ist!

Wir können nicht Hilfe leisten, indem wir den Zwiespalt zwischen Wollen und Dürfen dem Kinde möglichst zu ersparen suchen. Aber die Tapferkeit im Kampf mit sich selbst zu stählen, haben wir Mittel und Wege. Nur müssen wir uns dabei fernhalten von aller pädagogischen Schulmeisterei, von Vorträgen über Ethik zum Beispiel und ähnlichen Dingen, die dem kindlichen Verstande eine praktische Handhabe überhaupt nicht bieten können.

Worte, wie „Pflicht“, „Fleiß“, „Bescheidenheit“, und ähnliches langweilen das Kind schlechthin. Vielleicht werden wir zwischen ihm und diesen guten Dingen eine lebendige Beziehung schaffen können, wenn wir sie als farblose Begriffe aus dem Erziehungsplan überhaupt ausschalten und leicht faßbare, ja drastische Vorstellungen an ihre Stelle setzen würden.

Nur ein Beispiel im kleinen durch zwei Formen eines mütterlichen Gebots:

„Du wirst deine Schularbeiten sehr sorgsam machen!“ oder: „Ich bin doch neugierig, ob Papa, wenn er nachher in deinem Heft blättert, sagen kann: ‚Alle Wetter, der Junge macht mir Freude.‘“

Beides zielt auf Pflichterfüllung hin, nur mit dem Unterschied, daß die zweite Form dem Kinde eine greifbar deutliche Vorstellung übermittelt, mittels deren es viel weniger auf die Plage der Selbstüberwindung als vielmehr auf die damit zu erreichende frohe Wirkung aufmerksam wird. Ob darin nicht eine nennenswerte Hilfeleistung bei menschlich-kindlicher Schwäche liegt?

Viel mehr als bisher sollten wir darüber nachdenken, ob die Erziehungsarbeit nicht noch so manches reizvolle Moment ihren Zwecken dienstbar machen könnte. Immer die Begriffe von farbloser Nüchternheit, von schleppender Schwere! Und all die kleinen frohen Noten sehen wir nicht, mittels deren wir einem echt menschlichen Bedürfnis beim Kinde die Wege ebnen können: eine Sache viel lieber freiwillig als gezwungen zu tun!

Eine tadellose Aufgabe für mütterliche Liebe und Intelligenz: dem Kinde das Rechttun, wenn es irgend geht, reizvoll zu machen.

Wir kommen nicht aus mit nur Zwang und Strafe, auch wenn wir, bei besonders schwierigen „Erziehungsobjekten“, den Zwang verschärfen, die Strafe verdoppeln. Es ist geradezu seltsam, welche Besserungswunder für den Charakter, wenn das Prügeln nicht hilft, vom — Windelweichprügeln erwartet werden.

Ich möchte dieses „Prügeln“ sowohl im wirklichen als bildlichen Sinne verstanden wissen. Denn selbst eine harte Strafe in andrer Form — etwa der Entziehung einer heißersehnten Freude — erscheint mir als ein sehr fragwürdiges Heilmittel gegenüber solchen Schäden, deren langsame Entwicklung der Erziehende leichtfertig übersah. Weil er den Feind erst groß werden ließ, ehe er ihn sah, muß er zur Härte, ja zur Grausamkeit greifen, und überflüssige Wunden gibt es auf beiden Seiten.

Das Erziehungswerk ist schwer, das Erleben des Erzogenwerdens nicht ganz schmerzlos. Jegliche mögliche Erleichterung dem großen Gedanken des Seelenbildens dienstbar zu machen, sollte Sache der mit Güte gepaarten Intelligenz der erziehenden Kraft sein.

Schuld und Strafe kann aus dem Kinderleben nicht ausgeschaltet werden; aber die schweren Entgleisungen mit ihrer Gefolgschaft von glühender Empörung auf der einen und verzweifelter Straffurcht auf der andern Seite werden stets die Frage aufwerfen: war das schuldige Kind der allein schuldige Teil?

Chinesische Sinnsprüche

Von

Maximilian Bern

Vergeblich mühten wir uns kaum!
Was wir erstrebt, kommt andern einst zustatten;
Der Vorfahr pflanzt den jungen Baum,
Der Enkel hat einst seinen kühlen Schatten.

*

Ein Mächtiger soll niemals bloß
In sich allein die ganze Urkraft sehen.
Die Ströme und das Meer sind groß,
Weil sie die kleinen Flüsse nicht verschmähen.

*

Wenn einem nach der Liebsten bang,
So ist der Tag drei Herbste lang!

Wem Weiberaugen verführerisch funkeln,
Tappt ganz im Dunkeln.

*

Oft fängt statt mit dem Herzen man
Erst mit dem Kopf zu fühlen an.

*

Dich selber kratzen kannst freilich du!
Wer gab dir aber die Nägel dazu?

*

Wer nicht der Enge zu entrinnen
Vermag, dem wird es immer schwer,
Weiten Gesichtskreis zu gewinnen.
Der Frosch im Brunnen weiß nichts von dem Meer.



Im Karneval. Nach einem Gemälde von Ferdinand Pacher





Eine Viehherde in den Pontinischen Sümpfen

Auf verlorenen Wegen

Streifzüge durch die Pontinischen Sümpfe

Von

Paul Grabein

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Vom Zauber der Romantik umwoben klingt das Wort: Pontinische Sümpfe! Vom Zauber einer Romantik, wie sie die Feder eines Gregorovius und der Pinsel eines Enrique Serra in uns heraufbeschworen haben, so daß ein starkes, geheimnisvolles Sehnen uns hinzieht in diesen wunderbaren, verwilderten Landstrich — so dicht vor den Toren Roms und doch ein unerschlossenes Land, in das selten nur einmal der Fuß eines Romreisenden sich verliert.

Denn der Besuch der Pontinischen Sümpfe erfordert allerdings ziemliche Opfer an Selbstentäußerung und vor allen Dingen auch an Zeit. Wenigstens wer wirklich eindringen will in die Geheimnisse dieses sagenumwobenen Landstrichs, der muß unbedingt ein paar Tage darauf verwenden und für diese Spanne Zeit einmal alle Ansprüche eines Kulturmenschen stark herabsetzen. Wer aber trotzdem mit frohen Sinnen, Augen und Seele weit geöffnet für die Eindrücke einer herben, großen Landschaft und die verwitterten Zeugen einer gewaltigen Vergangenheit zu wandern versteht, der wird reiche Ausbeute heimbringen und der mag mir auch jetzt getrost folgen auf meinen Streifzügen durch dies zauberumsponnene Land.

Freilich, es ist Herbst. Braungelb dehnt sich die Campagna, und ein schwerer grauer Himmel lastet über dem endlosen Trümmerfelde einer vergangenen Welt. Lockender und leuchtender sind die Farben des Lenzes; aber für ein Auge, das künstlerisch zu schauen gelernt hat, tun sich gerade in diesen Herbst- und Wintertagen hier hundert eigenartige, intime Reize auf mit ihren



Hirte aus Terracina



Die Mühle, das einzige bewohnte Haus in Ninfa

diskreten, feinen Farbklängen, die das lachende Kolorit der Frühlingszeit nicht kennt. Mir wenigstens geht's mit der Landschaft wie mit den Menschen: ein ewig lächelndes, jung-frohes Gesicht langweilt mich leicht, als oberflächlich. Der verhaltene Ernst eines gereiften Antlitzes, in das Sommer und Herbst ihre Spuren eingezeichnet haben, zieht mich tiefinnerlich an, und wie rührt auf solchem Gesicht, auf solcher Landschaft dann ein plötzlich hervorbrechendes Leuchten mit seinem mild verklärenden Abglanz! —

Bis Cisterna hatte die Bahn mich geführt, die in einem gewaltigen Bogen, immer am Rande der Volskerberge entlang, sich um das Sumpfgebiet bis Terracina zieht, in sechsstündiger Fahrt. Hier nun aber verließ ich den Zug, und das Wandern begann. Alsbald betrat mein Fuß auch das Gebiet der Sümpfe, die sich zwischen Bergen und Meeresküste in einer viele Meilen weiten Ausdehnung hinstrecken und oft auch 2 bis 2½ Meilen breit — ein gewaltiger Landstrich also. Ein blühendes, fruchtstrotzendes Eden einst vor zwei Jahrtausenden, als das Land von den Volskern bewohnt und fleißig bewirtschaftet, durch ein wohlgeordnetes Kanalsystem vor der Versumpfung geschützt war. Aber dann brachen die Römer ins Land, und die fortschreitende Entwicklung des Weltreichs, die den Bauernstand aufsaugte und an seine Stelle den Latifundienbesitz der Großen setzte, ließ das einst so blühende Land in Verfall geraten.

So ist denn im Laufe der Jahrhunderte das heutige Sumpfland entstanden, das in den Händen weniger Großen, wie der Principi Caetani-Sermoneta, Borghese und des Marchese Ferrajoli, nur noch den Herden halbwilder Büffel, Rinder, Pferde und Schafe als Weide dient.

Weithin dehnt sich das Land, im Charakter den großen norddeutschen oder süddeutschen Mooren ähnelnd: nur daß eine gelegentlich den Horizont überschneidende dunkle Zypresse oder vereinsamte Pinie den Wanderer daran erinnert, daß er hier hart an der Grenze Süditaliens seinen Pfad zieht.



Vegetationsbild aus der Umgegend von Terracina

Einen wahrhaft klassischen Pfad übrigens! Denn noch heute führt längs durch die Sümpfe die Via Appia, jene gewaltige, imponierende, schnurgerade Römerstraße von Rom nach Neapel; noch heute trägt sie auf Strecken das schwarzgraue antike Pflaster aus glatten Basaltlavaplatten, von dem einst der dröhnende Marschschritt erzklirrender Legionen widerhallte und auf dem zur beginnenden Sommerszeit der glänzende Wagenzug römischer Cäsaren und Aristokraten dahinrollte, hinaus zu den marmorschimmernden, säulengeschmückten Villen und Palästen am Meer.

Versunkene Pracht! Geborsten und gestürzt die stolzen Bauten, verweht der Staub der Cäsaren und ihrer Krieger, und auf der jahrtausendealten gras- und moosbewucherten Straße kann man heut stundenlang wandern, ohne daß einem ein menschliches Wesen begegnet, höchstens ein ärmlicher Bauer auf seinem Eselchen, den unvermeidlichen riesigen und grotesk bunten Regenschirm über den Rücken gehängt — der Epigone der stolzen Söhne des Romulus.

So ist der Wanderer denn in rechter Stimmung, wenn er sich nach etwa zweistündigem Marsche Ninfa nähert, dem italienischen Vineta. Freilich, die Stadt ist nicht ins Meer gesunken, sondern nur in Trümmer und Schutt und in einen tiefen Dornröschenschlaf, in dem sie hinter einem dichten Schutzwall von Efeu und wilden Rosen träumt von einer stolzen Vergangenheit, die über zweitausend Jahre hinaufreicht in das sagenhafte Grau, wo einst in dem silberblanken See sich der Marmortempel der freundlichen Nymphen spiegelte, welcher der Stadt den Namen gab.

Von jenem Tempel sieht das Auge freilich heute keine Spur; aber in demselben blanken Seespiegel erblickt der Wandrer den trutzigen Turm des Kastells der Caetani, das Wahrzeichen des mittelalterlichen Ninfa, dessen Ruinen er vor sich sieht. Eine blühende, wehrhafte Stadt von 10000 Einwohnern war Ninfa in jener Glanzzeit des zwölften Jahrhunderts, wo es wagen durfte, einem Barbarossa zum Trotze Papst Alexander VIII. in seinen Mauern zu schirmen.



In den Straßen von Ninfa

Nun sind diese starken Mauern gefallen; in den grauen Herbsthimmel ragen nun in stummer Trauer geborstene Rundbogen und ein Domchor mit leeren Fensterhöhlen; Krähen flattern krächzend beim Herannahen des Wandrers auf, der sich dieser weltverlorenen Ruinenstadt nähert, die seit Jahrhunderten schon in ihrem Dornröschenschlaf liegt. Denn seit dem vierzehnten Jahrhundert schon ist Ninfa verödet; vor der verheerenden Malaria floh seine Bevölkerung von hinnen, soweit sie die Fehden der Feudalbarone nicht hingeopfert hatten.

Jetzt zählt Ninfa nur noch ein einziges bewohntes Haus, die Mühle, die unser Bild zeigt.

Wie in einer verwunschenen Stadt hausen hier, dem Fieber trotzend, ein paar Menschlein auf der Grabstätte ruhmreicher Vergangenheit, zwischen efeuumsponnener Romantik ihrem kleinen Alltagsgetriebe emsig nachgehend, ohne jedes Gefühl für den stimmungsgewaltigen Hintergrund ihres Lebens an dieser geweihten Stätte.

Eine schwere Melancholie liegt über der Ruinenstadt unter dem düstergrauen Novemberhimmel, wo das Rosengerank um das altersbraune morsche Gemäuer dünn und kahl geworden und nur der dunkle Efeumantel noch mitleidig seine Blöße deckt. Anders aber im Frühling! Wer je in einer Lenznacht Ninfa gesehen hat, wenn sein ganzes Mauerwerk, Kastell, Dom, Kloster und Häuserreste ein einziges Zaubergespinst blühender Rankrosen sind, wenn aus dieser Dornröschenhecke die Nachtigall ihr schluchzendes Lied erklingen läßt und ein süßes Duften sich einlullend um die Sinne legt, und wenn dann vielleicht gar noch das magisch-bläuliche Silberlicht des Mondes sein phantastisches Schattenspiel in dem alten Gemäuer treibt — wer das je erschaut hat, der erst kennt das italienische Vineta recht, und der hört wohl auch, in süße Märchenschauer eingesponnen, aus dem gleißenden dunkeln See ein verlorenes Tönen heraufklingen wie Geisterlaut — den Schall der Glocken, die da drunten vergessen liegen. Aber ihr Geläut kündet nach der Sage dem einsamen Träumer Unheil: es warnt, daß das Fieber naht, der mörderische Dämon, der Stadt und Land ringsum der Verödung ausgeliefert hat!

Darum rasch von hinnen, weiter die Straße, die, sich immer dem Halbkreis der steil aufragenden Volskerberge anschmiegend, sich um das Sumpfland zieht. In kühnen Linien ziehen sich diese Hochzinnen hin, und an ihnen kleben wie Adlerhorste all die Bergnester wie Norma, Sermoneta, Sezze romano und so weiter. Seit uralter Zeit haben sich die Menschen aus der verderbenschwangeren Atmosphäre des Sumpflandes drunten hinaufgeflüchtet in die reine, wenn oft auch rauhe Luft dieser Höhen, die dann in den Fehdezeiten des Mittelalters wie später in der Periode des Banditenunwesens zugleich den Vorteil größerer Sicherheit auch in dieser Beziehung boten. Wie trutzige Kastelle erscheinen alle diese Bergnester denn auch heute noch mit ihren gewaltigen fensterlosen Unterbauten und dem Gewirr von Zinnen und turmähnlichen Häusern.

Aber wir bleiben drunten auf der Straße, zur Rechten immer das endlos sich dehnende Sumpfgebiet, ein bronzefarbenes unabsehbares Moorland, das zum Meere hin, weit, weit draußen ein dunkler Waldsaum abschließt. Etwas dämonisch Lockendes liegt in dieser endlosen Weite; sie lockt uns unwillkürlich, uns da hinein zu verlieren, genau wie die schwindelnde Tiefe es tut auf der Plattform eines hohen Turms. Und so folgen wir einmal diesem Locken, verlassen wir den festen Halt der Straße.

Unser Fuß betritt den Boden der Sümpfe, querfeldein schreiten wir über ihn dahin. Es ist — wir merken das nun — doch mehr Heide- als Moorland, eine von spärlichem Gras und Gestrüpp bestandene Steppe; nur in der Nähe der zahlreichen Wassergerinne, die vom Gebirge herabstreichen, findet sich das eigentliche, mit oft riesigem, 4 bis 5 Meter hohem Schilf durchwucherte Sumpfland.

Nun taucht vor unsern Blicken ein Gewimmel silberfarbener Körper auf — eine jener Rinderherden ist's, die diese Oeden beleben. Wir nähern uns, aber mit der gebotenen Vorsicht; denn diese halbwilden Tiere haben als gefährliche Waffen mächtige spitze Hörner, und daß mit ihnen nicht zu spaßen ist, bezeugt uns Gregorovius, der gerade in dieser Gegend von einem Stier in lebensgefährlicher Weise verfolgt worden ist. Aber schon hat uns der Rinderhirt erspäht, ein zwar unheimlich aussehender, aber ganz harmloser Geselle, mit seinen zottigen Beinkleidern aus braunem Kuhfell einem Faun nicht unähnlich. Im Sommer tragen die Leute diese



Eine Köhlerhütte in der Macchia (Buschwald)



Der See von Ninfa mit den Ruinen des alten Kastells

selbstgefertigte Hose mit dem Leder nach innen — so kühlt sie angenehm; im Winter mit dem Fell — so wärmt sie; also ein Universalkleidungsstück praktischster Art. Unser faunischer Rinderhirt gibt uns nun freundlich Auskunft über Weg und Aussicht, und im wohltuenden Gegensatz zu der Bettelei in Städten und Dörfern Italiens weist der rauhe Sohn der Campagna freundlich aber bestimmt die ihm gebotenen Soldi ab.

Leider aber haben wir von ihm erfahren, daß weit und breit keine Atzung spendende Osteria zu finden ist als drüben, hoch auf der grauen Bergzinne, wo weiße Mauern und Türme aufschimmern — im noch stundenweit entfernten Sezze romano.

Auf denn also dahin!

Endlich sind wir wieder an der vorhin verlassenen Landstraße; die Sonne ist inzwischen durch die Wolkenwand gebrochen und sticht mit Hochsommerglut auf uns herab. Voller Freude entdecken wir aber vor uns ein rosafarben angestrichenes Gebäude, ein Bahnwärterhaus. Etwas Trinkbares wird es doch da wenigstens geben! Herannahend bemerken wir die Malariakästen, Fliegenfensterkästen gegen die Verbreiter der Malaria, die Zanzaren, und vor der Haustür befindet sich eine Art Hühnervoliere aus solcher Fliegengaze; darin sitzt der Bahnwärter mit seiner ganzen Familie. Die Frau reicht gerade dem Jüngsten die Brust und läßt sich durch unsre Annäherung nicht stören — Goethes römische Elegien kommen uns in Erinnerung.

Un poco caffè latte?

Kaffee? Der Mann und die Frau schütteln mit resigniertem Lächeln den Kopf. Den können sie sich nicht leisten! Ja, richtig — die hohen Zölle gerade auf die wichtigsten Lebensmittel wie Kaffee, Zucker, Salz und so weiter in Italien fallen uns ein. Aber vino und acqua buona können wir haben; das nehmen sie alle, Eltern und Kinder, morgens und mittags und abends, anstatt Kaffee und Suppe. So müssen wir uns denn auch schon an dem Glas Rotwein und dem stark schwefelhaltigen Wasser genug sein lassen, dessen Güte uns der Mann bei unserm kritischen Schmecken noch wiederholt beteuert: „È buona, molto buona!"

Nun, er mag wohl recht haben, aber schön schmeckt's auf keinen Fall. So wird denn doch nichts andres übrig bleiben, als zum Zwecke einer etwas besseren Erfrischung die immerhin ganz anständige Bergtour nach Sezze romano hinaufzumachen, denn auf der etwa noch eine Stunde abliegenden Bahnstation gleichen Namens gibt es natürlich keine Wirtschaft. Die Züge nach Terracina verkehren eben nur alle zwölf Stunden. Also hinauf denn!

Steil ist der Weg zum Felsennest hinauf, recht steil sogar; aber dennoch wundervoll. Es ist die Stunde vor Sonnenuntergang, Fels und Stadt, Ebene und Lüfte, alles ist in einen warmen Goldton getaucht; nur die Berge der Ferne sind angehaucht von einem duftigen Violett. Edelste,



Blick auf Ninfa



Sarazenischer Wachtturm bei Terracina

entzückend zarte, reine Töne von einer Wärme, die das Herz selig stimmt. Und in dieser wundersamen Landschaft, wie wir sie von den Italienbildern eines Gurlitt kennen, als eine beständig wechselnde, unbeschreiblich malerische Staffage die Gruppen der auf flinken Eseln zum heimatlichen Bergnest vor uns hinanfreitenden Bauern, die bei jeder Serpentinenwindung von neuem ein paar Augenblicke in prachtvoller Silhouette frei gegen den noch lichtblauen Himmel im Osten stehen.

Aber wenden wir den Blick hinter uns zur Talebene hinab, so entzückt uns ein andres gewaltiges Bild. Unermeßlich weit dehnt sich da drunten das Pontinische Sumpfland, jetzt ein riesiger schwarzgrüner Teppich, in den schmale Silberstreifen gewirkt sind, die Flüßchen und Kanäle, die ihn durchziehen. Rotglühend steht darüber der Sonnenball, in einer violetten Dunstschicht langsam zum Meer versinkend. Eine unbeschreibliche Melancholie liegt über dieser düsteren Ebene; wie eine Klage um eine große dahingesunkene Vergangenheit tönt leise daraus her ein dunkler, weher Ton. Nun wird der Teppich drunten zu einer tiefschwarzen weichen Samtdecke, und jetzt glimmt es rotfunkelnd auf hier und da, lauter winzige feurige Pünktchen — Hirtenfeuer, um die sich nun die wild vermummten Gesellen dort im dicken Schafspelz versammeln mit ihren zottigen weißen Hunden.

Droben angekommen im Felsenhorst Sezze, ist's schon völlig Nacht; der Uebergang von Dämmerung zur Dunkelheit vollzieht sich an diesen Herbstabenden in wenigen Minuten. Aber die weiche, milde Nachtluft lockt noch alles vor die Tür. Auf den engen winkligen Gassen ein lärmendes Schwatzen und Schwirren; aus den schwarzen Schlünden der tiefen Haustore und Flure loht die rote Glut des Herdbrandes auf.

Auf eine Frage nach einer Osteria oder Locanda geht ein Mann bereitwillig mit uns; nach allerlei Zickzackwegen durch kaum beleuchtete Winkelgäßchen führt er uns in einem finsteren Hause, dessen dichtgeschlossene Fensterläden keinen Lichtstrahl traulich einladend hinauslassen, steinerne Stiegen empor. Ein schreckhafter Wandrer könnte vermeinen, eher in eine Räuberhöhle als in ein gastliches Haus geführt zu werden; aber nun tut sich die Tür auf — ein großer Raum im freundlichen Lampenschimmer mit schon gedecktem mächtigen Speisetisch nimmt uns auf.

Eine saubere und froh-eifrige Wirtin schafft bald ein gutes Abendessen herbei und, fast noch wichtiger, einen guten Trank, vom weinberühmten Velletri her. Das Gerücht, daß sich ein Fremdling in den Ort verirrt, lockt nach und nach auch einheimische Gäste ins Wirtshaus. Sie nehmen grüßend, aber den Hut auf dem Kopf nach ihrer Sitte, am Tisch Platz, ohne indessen etwas zu bestellen, und in naiver, doch nicht aufdringlicher Neugier schauen sie nach dem Wandersmann.

Literatur

R. H. Francé, **Das Leben der Pflanze** (Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Geschäftsstelle Franckhsche Verlagsbuchhandlung). Von dem ersten Teil des umfassenden Werkes, der allein auf 26 Lieferungen berechnet ist, liegt bereits die 22. Lieferung vor, und bei jedem neu erscheinenden Hefte muß der Leser wiederum erstaunt eingestehen, daß sich ihm neue Perspektiven eröffnen in eine Kleinwelt der Wunder, die er früher nur dunkel geahnt hat. Francé ist nicht nur ein Gelehrter, er ist gleicherweise ein Künstler, ein Meister der Feder, und wie dem Wissenschaftler in der organischen Natur alles beseelt erscheint, weiß er auch als Künstler durch die glühende Liebe zu seinem Stoffe die Darstellung mit warm pulsierendem Blute zu erfüllen. Francés Buch ist unstreitig eines der am besten geschriebenen Bücher in der naturwissenschaftlichen Literatur. Es ist die erste Botanik, die mehr bietet als bloße Systematik und Physiologie und damit eine oft empfundene Lücke ausfüllt, wie es zugleich den von vielen Laien gehegten Irrtum beseitigt, die Pflanzenkunde sei eine trockene oder nur eine für den fachmännisch Vorgebildeten verständliche Wissenschaft. Die neuesten Fortschritte der Naturwissenschaften haben uns beide Reiche des Lebens als einheitlich und den gleichen allgemeinen Gesetzen gehorchend kennen gelehrt. So behandelt nun auch Francé das Pflanzenleben als Glied im großen Kreise der Natur und in innigstem Zusammenhang mit dem Tierleben. Pflanzen und Tiere verkörpern nur verschiedene Stufen des Lebens, beide sind Ausdrucksformen der lebendigen Kräfte und treten uns, weil sie in steter Wechselwirkung stehen, in der Natur immer zusammen entgegen; die Ursachen und Folgen dieser Wechselwirkung werden in dem Werke in anziehendster Weise gemeinverständlich dargestellt. Die Pflanzenwelt hat aber auch tausenderlei Beziehungen zu dem Menschen und zu unsrer Kultur gewonnen, die in der Schilderung des Verfassers nun zum erstenmal ihrer ganzen Bedeutung nach ans Licht gerückt werden.

— Dr. Emil Reich, **Henrik Ibsens Dramen.** Zwanzig Vorlesungen, gehalten an der Universität Wien. Fünfte, vermehrte Auflage. (Dresden, E. Pierson's Verlag.) In fünfter Auflage erscheint nun bereits Emil Reichs Ibsen-Werk, das in der Ibsen-Literatur eine der ersten Stellen einnimmt. In dieser Ausgabe konnten die inzwischen bekannt gewordenen Prosaschriften sowie die Weihnachten 1903 veröffentlichten Briefe Ibsens mit herangezogen werden. Ferner wurden die Angaben über Erstaufführungen und Uebersetzungen tunlichst ergänzt. Um das Werk nicht allzusehr anschwellen zu lassen, hat der Verfasser mit seinem Takt kleine Streichungen gemacht, aber auch in jedem Abschnitte Einschaltungen verschiedener Art als notwendig erkannt. Bekanntlich hat sich Reich mit Schopenhauers und Grillparzers Kunstphilosophie liebevoll beschäftigt; er weiß auch hier die geheimsten Beziehungen zwischen Ibsen und den großen deutschen Dramatikern aufzuspüren. Das trefflich ausgestattete und dabei so wohlfeile Werk (8 Mark) sei allen, die sich über den skandinavischen Dichter von berufener Seite orientieren lassen möchten, wärmstens empfohlen.

— Eine auf 70 Lieferungen (à 1 Mark) berechnete „**Illustrierte Flora von Mitteleuropa**“, bearbeitet von Dr. G. Hegi, Privatdozent an der Universität München und Kustos am Königlichen Botanischen Garten, hat soeben im Verlag von J. F. Lehmann in München zu erscheinen begonnen. Das populär gehaltene Werk, in dem besonders die Flora von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz Berücksichtigung finden wird, soll der Ankündigung des Verlags zufolge 280 von Künstlern nach der Natur gemalte, meist farbige Tafeln enthalten, auf denen neben etwa 1500 ganzen Pflanzen zahlreiche Blüten und andre Einzelheiten zur Darstellung kommen. Die Einteilung der Pflanzen erfolgt nach „Englers Natürlichen Pflanzenfamilien“ und nach der „Synopsis der mitteleuropäischen Flora von Ascherson und Gräbner“. In einer Einleitung, die stückweise den ersten Heften beigegeben werden soll, wird die botanische Morphologie und Anatomie zur Darstellung gebracht. Zur leichteren Orientierung werden allen Familien und Gattungen übersichtliche Bestimmungstabellen beigegeben. Eingehende Erläuterungen geben Aufschluß über Blütezeit, Standort und Verbreitung. Damit Botaniker ihre Sammlung nach diesem Werke anlegen können, werden Gattungen und Arten fortlaufend numeriert. Die volkstümlichen Namen werden durchweg angegeben und auch die Verwendung der Pflanzen zu Heilzwecken und so weiter eingehend berücksichtigt.

— **Weltausstellung in St. Louis 1904.** Der amtliche Bericht des Reichskommissars für die Weltausstellung in St. Louis 1904, der gleichzeitig als Reichstagsdrucksache erscheint, liegt in einer von der Reichsdruckerei geschmackvoll ausgestatteten und mit zahlreichen Abbildungen versehenen Sonderausgabe vor. Der Bericht schildert in seinem ersten Teil Vorbereitung, Organisation, Verlauf und Abbruch der Ausstellung, insbesondere der deutschen Abteilung, wobei den Arbeiterverhältnissen in St. Louis eine besondere Darstellung gewidmet wird. Von allgemeinem Interesse sind die Mitteilungen über das finanzielle Ergebnis der Ausstellung, den Stand des deutschen Ausstellungsfonds und die geschäftlichen Ergebnisse der deutschen Abteilung. Trotz der überaus schwierigen Verhältnisse und der unerwartet hohen Arbeitslöhne und Materialkosten ist es durch den vorteilhaften Verkauf der Inneneinrichtung des Deutschen Hauses und nahezu aller vom Reiche bestellten kunstgewerblichen Dekorationsstücke, wie Bronzen, Mosaiken, schmiedeeiserne Arbeiten, Möbel und so weiter, gelungen, die deutsche Beteiligung mit den vom Reich bewilligten Mitteln von 3500000 Mark durchzuführen. Die während der Ausstellung verbreiteten Nachrichten, daß eine erhebliche Ueberschreitung des deutschen Ausstellungsfonds stattgefunden habe, erfahren hiermit eine erfreuliche Widerlegung. Aus den mitgeteilten Nachweisen der amerikanischen Zollverwaltung geht hervor, daß deutsche Ausstellungsgüter im Wert von 889000 Dollar gegen Zollentrichtung in den freien Verkehr Amerikas gesetzt sind, das heißt Käufer in Amerika gefunden haben. An dem Gesamtwerte der in Amerika verbliebenen Waren der 42 fremden Ausstellungsländer in Höhe von 2338000 Dollar ist Deutschland mit 16 Prozent beteiligt. Für einige Industriezweige wird auch der Nachweis einer unmittelbaren günstigen Wirkung der deutschen Ausstellung auf die Ausfuhr deutscher Erzeugnisse geführt. Der zweite Teil enthält 87 zumeist aus der Feder der deutschen Preisrichter herrührende Einzelberichte. Diese bringen Abhandlungen über die Ausstellungsgruppen, in denen die Berichterstatter ihr Preisrichteramt auszuüben hatten. Der erste Bericht schildert in umfassender Weise die Unterrichtsausstellung. Ihm reihen sich die Berichte aus dem Gebiete der Kunst, des Kunstgewerbes, des Buchgewerbes, der Photographie, des Ingenieurwesens, des Maschinenwesens, des Verkehrswesens, der Landwirtschaft, der Pferdezucht, der Forstwirtschaft und Jagd, des Bergbau- und Hüttenwesens sowie der Sozialökonomie an. Den Schluß bilden die Berichte über den internationalen Gelehrtenkongreß und die Olympischen Spiele. Die Berichte sind wegen der Sachkunde ihrer Verfasser von besonderem Interesse; sie bieten vielfach wertvolle Fingerzeige für die Vermehrung der Handelsbeziehungen mit Amerika, geben ein anschauliches Bild amerikanischer Verhältnisse und haben infolge der Autorität ihrer Verfasser auch für die Zukunft einen gewissen dokumentarischen Wert. Der Abschnitt über die deutsche Kunstgewerbeausstellung — bekanntlich hat das deutsche Kunstgewerbe auf der Ausstellung einen großen Erfolg errungen — aus der Feder von Muthesius gehört zu den instruktivsten Arbeiten auf diesem Gebiet.

— Beatrice Harraden: **Katharine Frensham.** Autorisierte Uebersetzung von E. von Kraatz. (J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W.) Beatrice Harraden ist keine Vielschreiberin, und ein neues Buch aus ihrer Feder bildet in England ein literarisches Ereignis. Die englische literarische Kritik ist sich einig darüber, daß „Katharine Frensham“ einen Fortschritt gegen „Schiffe, die nachts sich begegnen“ bedeutet, und dieses Urteil trifft zweifellos zu; die Psychologie ist tiefer und abgeklärter, die Charakterzeichnung originaler und schärfer, der Aufbau der Handlung fester und straffer, das landschaftliche Kolorit glänzender und der dichterische Gehalt ist höher geworden. Es ist ein hochinteressantes psychologisches Problem, das in diesem Romane behandelt wird: die Frage, ob der Mensch für die Handlungen seiner Träume verantwortlich sei. Um diese Frage gruppiert sich eine ungemein dramatische Handlung. Eine wohltuende Klarheit, ein freudiger Optimismus liegt über der ganzen Schöpfung ausgebreitet, die berufen sein dürfte, den Namen der Autorin in Deutschland noch weiter bekanntzumachen.





Der Schah von Persien †

Der Schah von Persien †

Im persischen Reich ist ein Thronwechsel eingetreten. Muzaffer-Ed-Din, der regierende Schah, ist gestorben. Am 25. März 1853 geboren, hat er somit nur ein Alter von 53 Jahren erreicht. Er war der zweite Sohn seines Vorgängers Nassr-Ed-Din, doch als Sohn einer Prinzessin von Kind auf zum Thronfolger bestimmt, wurde er bereits in sehr jugendlichem Alter zum Statthalter der Provinz Aserbeidschan ernannt, in deren Hauptstadt Tebris er residierte. Nach der Ermordung seines Vaters 1896 auf den Thron erhoben, wußte Muzaffer-Ed-Din durch natürliche Klugheit seinem Lande den Frieden zu erhalten und genoß eine verhältnismäßig große Popularität. Er hat vor noch nicht langer Zeit seinem Lande freiwillig eine Verfassung gegeben und ein Parlament geschaffen. Um sich mit den modernen Ideen und Kulturerrungenschaften des Westens vertraut zu machen, unternahm er dreimal, 1900, 1902 und 1905, Reisen nach Europa. Nachfolger des Herrschers ist sein ältester Sohn, Prinz Muhamed Ali Mirza, der im Alter von 34 Jahren steht.

Königin Marie von Hannover †

In dem Augenblick, da die Verhältnisse auf eine endgültige Lösung der braunschweigischen Thronfolgefrage hindrängen, ist eine der nächstbeteiligten Persönlichkeiten, die Königin-Witwe Marie von Hannover, im hohen Alter von fast 89 Jahren aus dem Leben geschieden, ein Ereignis, das möglicherweise den weiteren Verlauf der Dinge entscheidend beeinflussen wird. Die verstorbene Fürstin war als älteste der drei Töchter des Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg am 14. April 1818 in Hildburghausen geboren. Im Jahre 1843 heiratete sie den damaligen Kronprinzen Georg von Hannover, der als einziger Sohn des Königs Ernst August nach dessen Tode am 18. November 1851 die Regierung antrat. Es mag kein leichter Entschluß für die Prinzessin gewesen sein, dem Kronprinzen Georg die Hand zu reichen, denn dieser war infolge eines Unglücksfalls seit seinem vierzehnten Lebensjahr erblindet, doch die edle, charaktervolle Frau half ihrem Gatten dieses Unglück sein Leben lang mit aufrichtiger Liebe und Treue tragen. Nach der Kapitulation der hannoverschen Armee bei Langensalza im Jahre 1866 und der Einverleibung Hannovers in den preußischen Staat lebte die Familie anfangs meist in Hietzing bei Wien; im Jahre 1871 siedelte sie nach Gmunden in Oberösterreich über. Seit dem am 12. Juni 1878 erfolgten Tode ihres Gemahls lebte die verwitwete Königin meist in Gmunden und sie hat bis an ihr Lebensende den Protest gegen die Einverleibung Hannovers nicht aufgegeben. Aus der Ehe des Königs Georg V. mit der jetzt verstorbenen Königin Marie stammen drei Kinder: der Herzog Ernst August von Cumberland, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, geboren am 21. September 1845, die Prinzessin Friederike, geboren am 9. Januar 1848, vermählt 1880 mit Alfons Freiherrn von Pawel-Rammingen, und die Prinzessin Marie, geboren 1849, die im Jahre 1904 unvermählt starb.

Zum Wechsel auf dem italienischen Botschafterposten in Berlin

Schon mehrfach war im Laufe des letzten Jahres die Rede davon, daß der langjährige italienische Botschafter in Berlin, Graf Lanza, von seinem Posten zurückzutreten beabsichtige. Noch vor dem Weihnachtsfest ist tatsächlich der Rücktritt des verdienten Diplomaten erfolgt und zu seinem Nachfolger der bisherige Botschafter Italiens in London, Alberto Pansa, ernannt worden. Graf Lanza, der am 21. Mai 1837 in Mondovi geboren ist, war ursprünglich Militär und ist erst in reiferen Jahren in die diplomatische Laufbahn übergegangen. Er trat mit siebzehn Jahren als Kadett in die piemontesische Armee ein, machte den Feldzug 1859 als Hauptmann der Artillerie, den von 1866 als Major mit und kam dann in den Generalstab. Im Jahre 1873 wurde er als Militärattaché zur italienischen Botschaft in Paris kommandiert und kam in gleicher Eigenschaft, nachdem er 1874 als Delegierter Italiens an der



Hofphot. Jagerspacher, Gmunden

Königin Marie von Hannover †



Phot. Ed. Frankl

Alberto Pansa, der neue italienische Botschafter in Berlin

Brüsseler Konferenz teilgenommen hatte, im Jahre 1879 zur Botschaft in Wien, 1884 zum Generalmajor befördert, war Graf Lanza vier Jahre lang dienstteuender Generaladjutant des Königs, worauf er 1890, nachdem er am afrikanischen Feldzug 1887/88 mit Auszeichnung teilgenommen hatte, zum Generalleutnant befördert wurde. Seit 27. August 1892 war Graf Lanza italienischer Botschafter in Berlin. Er hat sich stets als ein überzeugter, unerschütterlicher Freund Deutschlands und Anhänger des Dreibunds erwiesen, und sein Rücktritt ist zweifellos nicht bloß auf sein Ruhebedürfnis, sondern auch auf die veränderte politische Lage zurückzuführen. Sein Nachfolger, Alberto Pansa, der am 8. Februar 1844 in Turin geboren ist, also im dreiundsechzigsten Lebensjahre steht, sieht auf eine lange Tätigkeit im diplomatischen Dienst zurück, in dem er, ausgerüstet mit einer umfassenden Bildung, namentlich auf dem Gebiete des Völkerrechts, rasch Karriere machte.

Englische Frauenrechtlerinnen

Im vorigen Jahr hatten sich bei der Eröffnung der Herbsttagung des englischen Unterhauses etwa dreißig bekannte Führerinnen im „Votes for women"-Kampf Zutritt zu der Zentralhalle neben dem Foyer des Hauses verschafft und veranstalteten dort eine Kundgebung. Einige riefen: Gerechtigkeit für die Frauen! Stimmrecht für die Frauen! während andre Flaggen schwenkten. Die Polizei schritt alsbald ein, die Frauen weigerten sich aber, die Halle zu verlassen und mußten mit Gewalt aus dem Bereich des Hauses entfernt werden. Die zehn Anführerinnen der Kundgebung mußten am nächsten Tage vor dem Polizeigericht erscheinen. Es wurde ihnen auferlegt, entweder je fünf Pfund Sterling als Sicherheit für ihr Wohlverhalten zu hinterlegen oder mit zwei Monaten Gefängnis bestraft zu werden. Die streitbaren Frauen lehnten ohne Ausnahme die Hinterlegung der Sicherheit ab und zogen die zweimonatige Gefängnishaft vor, die sie sofort antraten und im Holloway-Gefängnis abfaßten. Am Silvesterabend wurden die Märtyrerinnen ihrer Ueberzeugung entlassen.

Baronin Burdett-Coutts †

Im hohen Alter von fast 93 Jahren ist am 30. Dezember des vergangenen Jahres die englische Philanthropin Baronin Angela Georgina Burdett-Coutts, vom Volk kurzweg „Die Baronin" genannt, in London gestorben. Die ausgezeichnete Frau, die am 24. April 1814 als die jüngste Tochter Sir Francis Burdetts, eines hervorragenden liberalen Abgeordneten, geboren war, war im Jahre 1837 durch Erbschaft in den Besitz eines großen Vermögens gelangt und entfaltete seitdem eine großartige Tätigkeit im Dienste der Menschenliebe. Ihr Hauptbestreben war, die arbeitenden Klassen in einer Weise zu unterstützen, daß diese dadurch nicht ihre Unabhängigkeit verloren oder an Selbstachtung einbüßten.



Baronin Burdett-Coutts †

Zur Verlobung im Deutschen Kaiserhause

Auf Schloß Glücksburg in Schleswig ist am 27. Dezember des vergangenen Jahres ein frohes Familienereignis gefeiert worden, an dem das Kaiserhaus und das Haus Holstein gleichen Anteil haben: die Verlobung des Prinzen August Wilhelm von Preußen mit der Prinzessin Alexandra Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg. Die junge Braut, die als zweite Tochter des Herzogs Friedrich Ferdinand von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg und seiner Gemahlin Karoline Mathilde am 21. April 1887 zu Grünholz geboren wurde, ist eine Cousine ihres künftigen Gemahls, da ihre Mutter eine Schwester der Kaiserin Auguste Viktoria ist. Infolge dieser nahen Verwandtschaft haben die Verlobten schon seit ihrer frühesten Jugend in engem freundschaftlichen Verkehr gestanden, und der Kaisersohn hat oft als Gast im Kreise der Glücksburger Herzogsfamilie geweilt, so in den Ostertagen des Jahres 1905, während das Kaiserpaar mit den Prinzen Eitel Friedrich und Oskar sich in Taormina aufhielt. Damals faßten die beiden Fürstenkinder zuerst eine tiefere Neigung zueinander. Die Prinzessin ist den Anschauungen ihrer Eltern gemäß durchaus einfach, schlicht und häuslich erzogen; in der Oeffentlichkeit ist sie noch nicht hervorgetreten. Prinz August Wilhelm, der vierte Sohn des Kaiserpaares, ist am 29. Januar 1887 in Potsdam geboren, wird also voraussichtlich bei seiner Vermählung erst wenig über zwanzig Jahre alt sein.



Phot. B. Gribay-Boll

Die englischen Vorkämpferinnen für das Frauenstimmrecht verlassen am Silvesterabend das Holloway-Gefängnis



Hofphot. L. Stüting & Sohn, Bonn

Prinz August Wilhelm von Preußen



Phot. Ferd. Urbahns, Kiel

Prinzessin Alexandra Viktoria von Schleswig-Holstein

Die preussischen Oberpräsidenten in Berlin

Nach altem Herkommen haben auch dieses Jahr in den ersten Tagen des Januar die Oberpräsidenten der preußischen Provinzen in Berlin eine Zusammenkunft gehabt, bei der gemeinsame dienstliche Angelegenheiten besprochen wurden. Unser Bild zeigt drei der bemerkenswertesten Persönlichkeiten unter den Oberpräsidenten. Einer der Herren, Freiherr Recke von der Horst (geboren 1847), war fast vier Jahre lang preußischer Minister des Innern; er trat infolge der Ablehnung des Mittellandkanals im preußischen Abgeordnetenhause am 2. September 1899 von seinem Amte zurück und wurde darauf zum Oberpräsidenten von Westfalen ernannt. Herr von Jagow, der Oberpräsident von Westpreußen, gehörte seinerzeit zu den Gegnern der Kanalvorlage und wurde wegen seiner Haltung in dieser Frage gemaßregelt, doch einige Jahre darauf, als Herr von Delbrück den Posten des Oberpräsidenten von Westpreußen mit dem des Handelsministers vertauschte, zu dessen Nachfolger ernannt. Er ist bereits mehrfach als zukünftiger Minister genannt worden. Das gleiche gilt von Herrn von Schorlemer-Alst, der im vorvorigen Jahre als Nachfolger Nasses Oberpräsident der Rheinprovinz wurde und von dem man schon beim Rücktritt des Herrn von Podbielski annahm, daß er bestimmt sei, Landwirtschaftsminister zu werden.

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Von links nach rechts: Oberpräsident von Jagow (Westpreußen), Oberpräsident von der Recke (Westfalen), Oberpräsident Freiherr von Schorlemer (Rheinprovinz)

Von der Oberpräsidentenkonferenz am 5. Januar in Berlin

Der Auszug des Kardinals Richard

Wie in andern französischen Orten, so hat auch in Paris die Durchführung des Trennungsgesetzes bis zu den letzten Konsequenzen öffentliche Kundgebungen der kirchlich Gesinnten hervorgerufen. Besonders beim Auszug des Kardinals Richard aus dem erzbischöflichen Palais in der Rue de Grenelle kam es zu einer Massendemonstration. Der Kardinal verließ am 17. Dezember, eine Stunde vor dem angesagten Erscheinen des Staatskommissars, der ihm die Aufforderung zum Räumen des Palais überbringen sollte, freiwillig seinen Amtssitz, um sich in die ihm von dem Abgeordneten Denys Cochin zur Verfügung gestellte Wohnung in der Rue de Babylone zu begeben. Vor dem Palais hatte sich eine große, aus Freunden, Verehrern und Anhängern des Kardinals bestehende Menge angesammelt, unter denen sich auch die in ihrer kleidsamen Tracht erschienene „Garde der Freiwilligen des

Phot. B. Gribayedoff

Von der Durchführung des Trennungsgesetzes in Paris: Der Wagen des Kardinals Richard wird durch die Straßen gezogen



Phot. R. Sonnenberg

Das neue Kaiser-Friedrich-Museum in Magdeburg, daneben das Kaiser-Friedrich-Denkmal

Sacré-Coeur" befand." Als der Kardinal seinen Wagen bestieg, spannte die Garde das Pferd aus und zog den Wagen durch die dichtgedrängte Menge zur Rue de Babylone.

Das Kaiser-Friedrich-Museum in Magdeburg

Seitdem die beschränkenden Festungswälle gefallen sind, hat sich die alte Elbfeste Magdeburg in wenigen Jahrzehnten nach außen und innen vergrößert und verschönt. Am 16. Dezember wurde in Gegenwart des Kronprinzen mit großer Feierlichkeit abermals ein wirkungsvolles Bauwerk eingeweiht, das dem Gedenken des zweiten Kaisers gewidmet ist — das Kaiser-Friedrich-Museum. An der südwestlichen Ecke des von Professor Ohmann in Prag entworfenen Baues hat das Denkmal des Kaisers in der Mitte einer breiten, länglichen und mit einer Steinfassade umgebenen Terrasse seinen Platz gefunden. Das Gebäude stellt sich als eine Gruppe der verschiedensten Baustile vom romanischen Stile bis zum Barock dar, die von einem massigen Turme beherrscht wird. Die Bauformen sind innen wie außen immer den Zeitperioden angepaßt, die in ihrem Innern veranschaulicht sind. Man findet hier in besonderen Räumen recht wirkungsvoll vereint Bilder und sonstige Gegenstände aus der Geschichte Magdeburgs, aus dem magdeburgischen Zunftwesen, aus der Zeit Otto von Guerickes, des großen Sohnes der Stadt, u. a. Imposante Gemälde von Professor Artur Kampf aus der Entstehungsgeschichte Magdeburgs zieren den sogenannten Magdeburger Saal, den interessantesten Raum des Museums. Das Kaiser-Friedrich-Denkmal steht auf einem einfachen glatten Sockel aus Fichtelgebirgsgranit. Das Postament ist 3 Meter, die Erzfigur 4,25 Meter hoch. Schöpfer des Denkmals ist der aus der Schule Reinhold Begas' hervorgegangene Künstler Hans W. von Glümer.

Die Enthüllung des Rubio-Denkmals in Madrid

Dem berühmten spanischen Arzt Dr. Federigo Rubio (geboren 1827, gestorben 1902) ist kürzlich in Madrid ein Denkmal gesetzt und in Anwesenheit des spanischen Königspaares und der Königin-Mutter feierlich enthüllt worden. Das in Marmor ausgeführte Denkmal, ein Werk des Bildhauers Miguel Blay, stellt Rubio, eine ehrwürdige Patriarchengestalt, vor einer sich rundenden Marmorbrüstung sitzend dar, wie er von einer sich mit ihren Kindern ihm nahenden Frau um Hilfe angegangen wird.



Das spanische Königspaar bei der Einweihung des Denkmals für den berühmten spanischen Arzt Dr. Rubio in Madrid



Phot. A. Reimer, Basel

Die ausgegrabenen Ruinen eines römischen Theaters bei Basel

Römische Ausgrabungen bei Basel

Der Platz bei den „neun Türmen" war von alters her ein Lieblingsausflug der Baseler Bürgerschaft. Daß man dort auf althistorischem Boden weile, wußten alle, jedoch daß man eine Fundgrube der archäologischen Forschung vor sich habe, ahnten nur wenige. Die Ausgrabungen am römischen Theater von Augusta Raurica sind von Baseler Freunden des klassischen Altertums bereits 1582 begonnen worden. Der auch als Chronist bekannte Ratsherr Andreas Ryf leitete die aufs Geratewohl durch herbeigezogene Bergknappen begonnene Aufdeckung der verschütteten Ruine. Der Jurist Basilius Amerbach, der Sohn des berühmten Bonifazius, nahm 1589 nach genauen Messungen den Plan des „Amphitheaters" auf. Der dieser topographischen Arbeit beigegebene Bericht enthält viele Angaben. Seit 1882 wirkte Professor Dr. Burckhardt-Biedermann für eine sachgemäße Ausgrabung. Das Terrain, auf dem die Theaterruine lag, ward der Historischen Gesellschaft von einem ihrer Mitglieder geschenkt und im Jahre 1886/87 die erste Arbeit begonnen. Seit 1893 gingen die Ausgrabungen ununterbrochen fort. Heute sind aufgedeckt: Der äußere Umfang der nördlichen Hälfte bis auf den antiken Boden, das ganze innere Halbrund samt dem durch die Mitte führenden Treppengang, die Paraskenia, ein Abzugskanal und so weiter. Immerhin bleiben noch einige wesentliche Stücke des Terrains abzutragen, bis die ganze Bauanlage von dem Schutte, den fast anderthalb Jahrtausende aufhäuften, gereinigt sein wird.

Von den Unruhen in Marokko

Die marokkanische Bergfestung Zinat, in welcher der unbotmäßige Raisuli mit verhältnismäßig unbedeutenden Streit-



Phot. B. Gribayédoff

Von den Unruhen in Marokko: Raisuli (×) in der Festung Zinat



Phot. Ad. Grote

Automobil als Station der drahtlosen Telegraphie

kräften sich längere Zeit gehalten hat, bis die Uebermacht der Truppen des Sultans ihn nötigte, sein Heil in der Flucht zu suchen, liegt südöstlich von Tanger in einer Entfernung von etwa 25 Kilometern. Vor nicht allzu langer Zeit war es noch ein ärmliches arabisches Dorf, aber seitdem Raisuli zum Herrn des Distriktes wurde, hat es sich zu einer Art Hauptstadt entwickelt. Der ehemalige Räuber hatte eine regelrechte mittelalterliche Festung mit Brustwehren und Zugbrücken daraus gemacht, die sehr stattlich aussah und den Truppen des Sultans gewaltig imponierte. Hart an der Festung erhebt sich eine große Halle, die als Audienzraum und auch zu Gebetszwecken diente. Die Artillerie der Sultanstruppen hat sich mehr angestrengt, als nötig war, das Räubernest in Brand zu schießen; als es nur noch ein Trümmerhaufen war, zog die „Mahalla" mit großer Vorsicht ein und fand die Stadt völlig unbesetzt, machte aber reiche Beute an Vorräten und Vieh.

Ein Automobil als Station für drahtlose Telegraphie

Unsre Abbildung stellt ein Automobil dar, das von dem Marchese Solari, dem Sekretär Marconis, erfunden wurde und das ganz spezielle Vorrichtungen für die Verwendung des Motores nicht nur zur Fortbewegung des Fahrzeuges, sondern auch zur Entwicklung der für die drahtlose Telegraphie nötigen Elektrizität und für die rasche Aufrichtung des sich auf dem Verdeck des Wagens befindlichen Empfängers und Senders besitzt. In ungefähr zehn Minuten kann diese Station an einem beliebigen Punkte in Betrieb gesetzt werden und stillstehend ihre elektrischen Wellen bis auf eine Entfernung von 150 Kilometern entsenden. Auf kleinere Entfernungen ist das Auto imstande, mit mäßiger Geschwindigkeit fahrend seine Depeschen abzuschicken. Diese Erfindung bietet den großen Vorteil, auf einem und demselben Fahrzeug den Empfänger, Sender, die nötigen Apparate vereinigt zu haben, so daß die Anwendung der kleinen Fesselballons, die bei einigem Winde immer Schwierigkeiten bereiten, fortfällt. Mittels einer solchen Station ist es möglich, aufs rascheste radiotelegraphische Hilfslinien im Falle der Zerstörung der gewöhnlichen Telegraphenleitungen zu bilden. Dieser Umstand ist sowohl für den Handel als auch für den Kriegsfall von großer Wichtigkeit.

Der Hennebrunnen in Aschersleben

Ein neuer Zierbrunnen ist auf dem Marktplatz in Aschersleben, gegenüber dem Rathaus, aufgestellt worden. Stifter des formenschönen Monumentalwerkes ist der Verschönerungsverein Aschersleben, der im Einvernehmen mit seinem künstlerischen Beirat, Königlichem und Stadtbaurat Ludwig Hoffmann in Berlin, dem vielgenannten, durch erfolgreiche Arbeiten hervorgetretenen Münchner Bildhauer Professor Georg Wrba, unlängst als Nachfolger von Johannes Schilling nach Dresden berufen, Entwurf und Ausführung übertragen hatte. Nun, da das Werk vollendet steht, lobt es seinen Meister. Die Gesamtwirkung des Brunnens, der einen sehr sinnreich konstruierten Wasserkorb enthält und an die fünfzig Strahlen und Bächlein spielen läßt, ist sehr glücklich und spricht aufs neue für die bedeutungsvolle Eigenart des Künstlers Wrba. Benannt ist der Brunnen nach einem Wohltäter des Ascherslebener Verschönerungsvereins. **G. B.**

Der neue französische Botschafter in Berlin

Wie Italien, so sendet jetzt auch Frankreich einen neuen Mann als Botschafter nach Berlin, da der bisherige Vertreter der Republik am kaiserlichen Hof, Herr Bihourd, um seine Versetzung in den Ruhestand nachgesucht hat. Zu seinem Nachfolger ist Jules Cambon ausersehen, der bisher Botschafter in Madrid war und durch die Marokkoaffäre eine ebenso bekannte Persönlichkeit geworden ist wie sein älterer Bruder Pierre Paul Cambon, der seit 1898



Phot. Rehse & Co., München

Zierbrunnen für Aschersleben. Von Prof. Georg Wrba-München



Phot. A. Renard, Kiel

Stapellauf des neuen Linienschiffs „Schleswig-Holstein“ auf der Germaniawerft in Kiel



Phot. Chusseau-Flaviens

Der neue französische Botschafter am Berliner Hofe Jules Cambon

Vertreter der französischen Republik in London ist. Jules Cambon ist 1846 geboren, wurde 1882 Präfekt und bekleidete von 1891 bis 1897 den wichtigen Posten eines Generalgouverneurs von Algier. 1897 wurde er als Botschafter nach Washington, 1898 als solcher nach Madrid gesandt.

Der Stapellauf des Linienschiffs „Schleswig-Holstein“

Auf der Kieler Germaniawerft lief am 17. Dezember das neue Linienschiff Q, das letzte der „Deutschland“-Klasse, in Gegenwart des Kaiserpaares und zahlreicher andrer fürstlichen Personen vom Stapel. Die Kaiserin taufte das Schiff auf den Namen „Schleswig-Holstein“; die Taufrede hielt Herzog Ernst Günter zu Schleswig-Holstein, ihr Bruder, der nach einem Rückblick auf die Kriegsgeschichte von Schleswig-Holstein und die Waffentaten, deren Schauplatz die Küste des Landes gewesen, auf die Bedeutung Kiels als des ersten deutschen Waffenplatzes zur See hinwies und den Wunsch aussprach, daß das neuerbaute Linienschiff dem deutschen Namen Ehre machen möge. Die Rede schloß mit einem Hoch auf den Kaiser. Unter dem Hurra der Versammelten und dem Salut der Flotte glitt das Schiff dann von seiner Helling ins Wasser. Um 1 Uhr fand im Schlosse bei dem Kaiserpaar eine Frühstückstafel statt; nachmittags reisten die Majestäten nach Plön.

Der Prozess gegen den Admiral Nebogatow

In St. Petersburg begann am 5. Dezember vor dem Marinemilitärgericht der Prozeß gegen den russischen Admiral Nebogatow und 77 andre Marineoffiziere, die beschuldigt waren, in der Seeschlacht bei Tsuschima den Japanern vier Panzerschiffe, „General Apraxin“, „Orel“, „Admiral Ssenjawin“ und „Nikolaus I.“ ohne wesentlichen Widerstand übergeben zu haben. Der Geschwaderchef Admiral Nebogatow, der sofort nach der Schlacht seiner Admiralswürde entkleidet worden war und in Zivil vor dem Gerichte erschien, behauptete ebenso wie die Schiffskommandanten, daß die russischen Panzerschiffe so gut wie kampfunfähig gewesen seien, und glaubte daher zur Kapitulation vollständig berechtigt gewesen zu sein. Er wurde vom Gericht zum Tode verurteilt, jedoch der Gnade des Zaren empfohlen.



Copyright by [illegible]

Der russische Admiral Nebogatow und seine Verteidiger


SIROLIN
BASEL
Siroline
F. HOFFMANN-LAROCHE & Cie

Für müßige Stunden

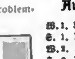
Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe V

Von R. Teichmann in London
(Preisgekrönt in einem englischen Problemturnier.)

Schwarz (5 Steine)





a b c d e f g h

Weiß (6 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe IV

W. 1. Sg3—e4
S. 1. Kd3—e3
W. 2. De8—e3
S. 2. beliebig
W. 3. De3—d3 bezw. Se4—g3 matt.

A.

S. 1. Kd3×e4
W. 2. De8—c4†
S. 2. Ke4—e5
W. 3. Dc4—d4 matt.

B.

S. 1. belieb. anders (e6—e5)
W. 2. De8—e3†
S. 2. Kd3—e2, ×e4
W. 3. Se4—g3, De3—d2, d4 (c4) matt.

Partie Nr. VI

Gespielt im Rice Cheß Club zu New York 1906.

Nordisches Gambit

Weiß: Rubinstein. — Schwarz: Phillips.

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1. e2—e4	e7—e5	11. Db3—b4[2])	d6—d5
2. d2—d4	e5×d4	12. Lc4×d5	Se5—d3†[3])
3. c2—c3	d4×c3	13. Td1×d3	Lf8×b4
4. Lf1—c4	d7—d6[1])	14. Ld5×f7†	Ke8×f7
5. Dd1—b3	Dd8—f6	15. Sf3—e5†	Kf7—e6
6. Sb1×c3	c7—c6	16. Se5×g6	Th8—h7
7. Sg1—f3	Sb8—d7	17. f2—f4	Sg8—f6
8. Lc1—g5	Df6—g6	18. f4—f5†	Ke6—f7
9. h2—h4	h7—h5	19. Td3—d8	b7—b5
10. 0—0—0	Sd7—e5	20. Th1—d1	Aufgegeben.

[1]) Das Weiterschlagen, c3×b2, ist sehr gefährlich. Weiß erhält meist einen unwiderstehlichen Angriff.

[2]) Auf diesen Zug gründet sich die ganze folgende glänzende Kombination.

[3]) Natürlich gespielt. Interessant ist hier die Zugfolge c6×d5 13. Sc3×b5 Se5—d3† 14. Td1×d3 Lf8×b4 15. Sb5—c7† Ke8—f8 16. Td3—d8 matt, oder 13. . . . Se5—a6 14. Sb5—c7† Sa6×c7 15. Td1—d8 matt.

Rätsel

Ein Mädchen, das kein deutsches ist —
Gebirge in der Neuen Welt:
Wie schmuck ist, was daraus ersprießt,
Wenn man sie aneinander stellt.
Im ganzen Worte prangt die Stadt,
Die eine Jubelfeier hat.

Wenn vorn ein Zeichen nun sogleich
Und hinten deren zwei ihr stricht,
Dann zeigt sich eine Insel euch,
Auf der man auch die Sprache spricht,
In der ein Mädchen heißet dort
So wie das erste Rätselwort. Dr. F. B.

Silbenrätsel

Des Ersten Grün der Frühling weckt,
Das Zweite kennst du als Insekt,
Das Ganze singt im Federkleid
Sein frohes Lied zur Sommerszeit. J. F.

Homonym

Im dunkeln Forst den Wandersmann
Fällt plötzlich kühn ein Räuber an.
„Halt!“ ruft er, „Geld her oder Leben!“
Der Aermste ruft das Wort mit Beben.
Da kommt der Förster zur rechten Zeit
Just aus dem Wort und hat ihn befreit. M. B.

Bilderrätsel



Scharade

Mit 1, 3, die so gern sie 2,
Fing er ihr Herz am sechsten Mai.
Am zehnten Juni schrieb er dann,
Daß er sie nimmer 2, 3 kann.
Daß er die Stadt das Wort gemußt,
Schrieb er am siebzehnten August.
Vergeblich wartet nun die Maid
Das Wort auf weiteren Bescheid. Dr. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 6

Des Silbenrätsels: Banknote.
Des Verwandlungsrätsels: Salat — Atlas — Salla.
Der Scharade: Unvorhergesehen, vorher sehen, gesehen, vorgesehen, vorhergesehen, gehen.
Des Rätsels: Kam—er—un.



Unter Schauspielern

„Populär bist du aber nicht, die Galerie zollte dir nicht im mindesten Beifall.“
„Ja, ich bin eben ein Schauspieler — ersten Ranges.“

Der Bismarck-Turm der Provinz Ostpreußen

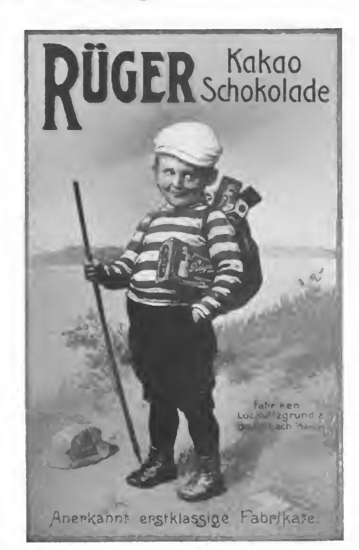
Genau 44 Jahre, nachdem am 23. September 1862 Bismarck in das preußische Staatsministerium eingetreten war, ist ihm in der Ostmark des Reiches auf dem höchsten Punkte der das ostpreußische Samland durchziehenden Hügelkette, auf dem sogenannten Galtgarben, von nationalgesinnten Männern und Frauen unter der lebhaften Anteilnahme der Provinz ein imposanter Gedenkturm gesetzt worden, von dessen Höhe nunmehr alljährlich am 1. April und an sonstigen bedeutsamen Tagen die Flammen auflodern, um fern ins Land hinein zu künden, daß auch im entlegensten Osten treue Wacht für unser deutsches Vaterland gehalten wird.



Phot. R. Kuhlewind

Der Bismarck-Turm der Provinz Ostpreußen

Der Bismarckturm auf dem Galtgarben ist auf einer Stätte errichtet, die durch Sage und Geschichte geweiht ist. Schon in vorchristlicher Zeit haben hier militärische Verteidigungsanlagen bestanden, deren Reste noch heute deutlich erkennbar sind, und seit dem Jahre 1818, zu welcher Zeit der bekannte Kriegsrat und literarische Berater der Königin Luise, Scheffner, dort oben zur Erinnerung an die preußische Landwehr ein großes eisernes Kreuz errichten ließ, wurde dort alljährlich die Erinnerung an die Schlachten von Leipzig und Belle-Alliance gefeiert von der Bürgerschaft Königsbergs, den Studenten und der Landbevölkerung. Das Denkmal ist nach einem Projekte des Königsberger Dombaumeisters Dethleffen errichtet, ausschließlich aus Findlingen des Samlandes, die in grauer Vorzeit auf Eisrücken von der skandinavischen Halbinsel herübergekommen sind. J. n. W.







Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

J. A. in M., Wbg. Eine unharmonische, individuell eigenartige, aber etwas schwierige Persönlichkeit. Sie besitzen Noblesse, sind aber nicht eine durchgreifend auf das Große gerichtete Natur, sondern haben auch Sinn für das Kleine. Sie erfassen rasch, sind empfänglich für Eindrücke, haben eigne Ideen und geistige Regsamkeit, neigen der Veranlagung nach stark dazu, impulsiv vorzugehen, und sind anderseits doch wieder sehr verschlossen und undurchdringlich in Ihren Plänen. Unbekümmert um die Ansicht der andern gehen Sie Ihre eignen Wege, setzen den eignen Willen mit Energie und Hartnäckigkeit durch und können dabei selbst despotisch gegen andre verfahren. Das Selbstgefühl ist sehr ausgebildet und geht in geistige Eitelkeit über. Etwas empfindlich. Gebildet, geistig klar und selbständig.

Görz 2. Harmonisch, sympathisch, von großer Gleichmäßigkeit in Wesen und Stimmung. Sehr selbständig im Wollen und doch anpassungsfähig, wo Ihnen Ihr weiblicher Takt und Ihr Feingefühl dazu raten. Geordnet, pünktlich in der Erfüllung Ihrer Pflichten. Eine famose, aber keineswegs eine hausbackene Hausfrau; denn Sie haben Sinn für die praktische und die ideale Seite des Lebens.

L. Meyer, Maienfeld b. Ragaz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.



Heimritt

Nach einem Gemälde von Wilhelm von Diez

Lebensfrühe

Die Geschichte eines Knaben

Von

Margarete von Oertzen

Um des Jungen willen waren sie in die Stadt gezogen, um des Jungen willen schlief das alte Herrenhaus auf dem Lande den langen Winterschlaf. Eines Tages hatten sie alle Gardinen herabgelassen und alle Thüren verschlossen, sie nahmen die Seele aus ihrem Heim — und als der Wagen um die Ecke der Dorfstraße bog, schwankend und ächzend, schaute ihnen das Haus mit toten Augen nach.

Aber was geschah nicht „um des Jungen willen"?

Der saß beim Kutscher auf dem Bock und pfiff sich ein Liedchen. Die schmutzigen Häuslerskinder auf der Straße sangen immer diese Melodie, und deshalb kam Hans sich sehr schneidig vor, wenn er sie zwanzigmal hintereinander wiederholte.

In seinem weißblonden Haar spielte der Wind. Der elfjährige, von Kraft strotzende Bursche blickte um sich. Jetzt ging's in die Welt hinaus, hurra, in die Welt! Sein Paradies sollte fortan nicht mehr der Pferdestall sein oder die raucherfüllte Inspektorstube — o nein, darüber war er nun hoch erhaben —, man siedelte seinetwegen in die Stadt über, damit er etwas lerne. Den blassen und stetig verliebten Hauslehrer war er glücklich los. Er hatte ihn „weggegrault", und so war man zu der Einsicht gelangt, daß Hans, der Bengel, nicht mehr zu bändigen sei und daß man guttue, ihn so rasch als möglich in die sichere Hut der Schule zu geben.

Als man ihm diese demütigende Eröffnung machte, war er durchaus nicht zerknirscht, wie der Familienrat erwartet hatte. Ein völlig unberechtigter Stolz schwellte seinen Busen, und er warf sich in die Brust, die Hände in den Hosentaschen, wie ein Sieger, der das Feld behauptet hat.

Da lächelte der Familienrat ... du lieber Gott! Er bestand ja nur aus der alten Großmama und dem Vater, denn die süße, lustige kleine Mutter des weißblonden Jungen hatte sein Leben mit dem ihren bezahlen müssen und konnte nicht mehr hell und übermütig lachen wie einst — von dem Tage an, da sie plötzlich so ernst und still die Augen schloß, hatte ihr Mann ein schweres Herzleiden davongetragen. Der Stärkste war er nie gewesen — und nun sein Liebstes von ihm gerissen, mußte er noch einmal von vorne anfangen zu leben, hilfloser als der Säugling, der, strampelnd, schreiend, von der ersten Stunde an ein Unband war.

Durch Jahre zog sich diese körperliche und seelische Hilflosigkeit hin, die sich beinahe zu kindlicher Scheu steigerte. Endlich empfand seine alte Mutter, die eine halbe Tagereise von dem Gute des Sohnes einsam in einer kleinen Landstadt lebte, Erbarmen mit den Verlassenen, packte ihre Siebensachen und erschien eines Sonntags abends wie ein Engel vom Himmel. Ganz leicht war es ihr nicht geworden, so ihre Gemütlichkeit aufzugeben und ihr beschauliches Dasein mit der Unruhe eines zerfahrenen Haushalts zu vertauschen. Sie hatte auch ihre Eigenheiten und liebgewordenen Gewohnheiten ... aber einst hatte sie ihrem Sohne Ludwig gesagt — und das war an seinem Hochzeitstage: „Kinder, ich geh', denn eine Dritte ist vom Uebel, sei's selbst die eigne Mutter. Solltest du mich je brauchen, na, so bin ich da!"

Eingedenk dieser Worte ging sie, ihrem verwitweten Sohn und dessen mutterlosem Kind ein wenig Wärme und viel stille, treue Liebe ins Haus zu bringen.

Sie fand eine Wirtschaft vor, die ihr den Atem versetzte — die reine Junggesellenwirtschaft.

Der damals achtjährige Hans war damit beschäftigt, für den kranken Vater Tee anzubrühen in einem zerbrochenen Suppentopfe. Der Vater saß im Lehnstuhle am Fenster und las laut vor aus dem „Rasenden Roland". Zum Abendbrote waren Heringe aufgetischt, und im Bett des Jungen, das seltsamerweise in der Wohnstube neben dem Ofen stand, lag Bré, der alte Dackel, und schnarchte.

In dies Stilleben platzte Großmuttchen hinein und schlug auch sofort die Arme über dem Kopf zusammen. Unter ihrer gerechten Entrüstung suchte sie ihre Wiedersehensrührung zu verbergen und rief einmal über das andre durch all das Küssen und Jubeln hindurch:

„Ne, ist so was möglich! Der Hund im Bett, der schmutzige Hund im Bett, und das

Teewasser kochst du ja wol in einem Leimtiegel, mein Jung'? Sagt bloß, ist das erhört, mit dem Rasenden Roland willst du wol dem Bengel den Kopf verdrehen? J, Kinder, Kinder, euch merkt man wahrhaftigen Gott die gänzliche Abwesenheit von einem tüchtigen Weibsstück an — na, is schon gut, is schon gut, wird schon werden, wird schon werden."

Hier faßte sie Hans an den Schultern, und in ihren Augen blinkte es hell und sonderbar. Dann gab sie ihm einen freundschaftlichen Klaps auf den weißen Kopf.

„Renn mal, daß sie mein Gepäck auch richtig besorgen."

„Das will ich schon tun," meinte der Junge, „wenn du auf Papa achtgibst so lange."

„Na, fix!" sagte der Vater belustigt. „Mir passiert nichts."

Als sie den Jungen die Treppe hinabpoltern hörte, trat Großmama rasch neben ihres Sohnes Stuhl.

„Ludwig," flüsterte sie eindringlich, „steht es so? Warum schriebst du mir nicht früher? Du weißt ja, ich blieb nur aus Bescheidenheit fort — ich fürchte immer, mich aufzudrängen — und nu sieht's bei euch aus wie in einem Indianerwigwam, und der Bengel muß dich hüten, als sei er der Vater und du seist das Wurm von einem Kind!"

„Muttchen," erwiderte Ludwig Eichner mit dem ihm eignen wehmütigen Lächeln, „es macht dem Jungen Spaß so, und er bildet sich auch tatsächlich ein, mir an Kraft und Erfahrung bedeutend über zu sein. Er ist es gewöhnt, mich viel stillsitzen zu sehen, und da hat sich's allmählich in seinem kleinen Dickkopf fest eingeprägt: ‚Papa ist krank, weil er nicht herumläuft wie ich.'"

„Bist also ein Stubenhocker geworden? Und da draußen all die grüne Pracht, die schreit einen ja förmlich an mit ihrer Sommerschönheit! Und du —"

„Und ich hab' für den Schrei kein Ohr mehr. Die Sonne macht mir Herzklopfen. Oft hab' ich das Gefühl, als stäke mir eine gläserne Glocke in der Brust statt des Herzens — ein trauriger Kerl, dein alter Sohn, was, Muttchen?"

Großmuttchen hatte sich wieder abgewendet.

„Vor allen Dingen den Hund mal aus dem Bett . . ."

Nach einer Weile sprach sie sehr ruhig: „Eine gläserne Glocke! Das is 'n Schnack, und Schnack mag ich nich!"

„Jetzt hab' ich dich wieder," klang es leise vom Stuhle her. „O Gott, all die lieben Redensarten! Sag mal, Dickus, Muttchen, hast du auch noch das Mutterfell?"

„J, wo werd' ich nicht! Es hängt zwar nur so in den Gräten, aber trennen tu' ich mich nicht von ihm, um keinen Preis. Zwanzig Jahre ist es schon alt, und die Kaninchenhäute lassen die Haare — aber — du neckest mich immer so gern damit — und den schönen Namen hast du ihm auch gegeben. Sieh, da kommt ja der Jung' und bringt es angeschleppt."

In der Tat brachte Hans ein rätselhaftes Etwas, das sich alsbald als ein Radmantel aus schwarzem Tibet, mit Kaninchen gefüttert, entpuppte. Der Pelz befand sich in sehr desolatem Zustand und war an einigen Stellen ganz kahl.

Großmama wickelte sich mit viel Behagen in das merkwürdige Kleidungsstück und nahm Platz auf dem alten Ledersofa.

„Jetzt bin ich ein andrer Mensch," erklärte sie, „nur im Mutterfell kommen mir die guten Gedanken. Jetzt wollen wir mal ein vernünftiges Wort miteinander reden. Hans, sieh mal nach den Goldfischchen."

„Ich hab' doch bloß eine Kröte, die wohnt im Hühnerstall und heißt Elvira."

„Na, so sieh mal nach Elvira."

„Aber ich möcht' 'n Hering."

„Hans ist furchtbar gefräßig," sagte Eichner. „Ich sage ihm immer, er bekommt eine Magenerweiterung. Was der vertilgen kann, ist unglaublich —"

„Vieles ist unglaublich," sagte Großmuttchen orakelhaft, „aber paßt auf, jetzt ist wieder 'ne Frau im Haus. So 'ne Frau ist doch wie eine frische Brise, wie eine Säule, die alles stützt, wie —"

„Dickus, das ist schon eine tüchtige Säule mit einem respektabeln Durchmesser!"

„Junge, das is 'n Schnack, und Schnack mag ich nich. Hans, du nimmst den Hund und einen Hering und gehst in den Garten. Aber 'n bißchen plötzlich!"

Hans pfiff dem Hunde Bré, ließ sich das mit dem Hering nicht zweimal sagen und schlenderte mit einer künstlich aufgesetzten Miene äußerster „Wurstigkeit" in den verwahrlosten Küchengarten, wo er rohe Erbsen und rohe Gelberüben in großen Mengen verzehrte. Dann legte er sich ins Gras, Bré kroch ihm auf den Schoß, und beide träumten.

„Bré, du hast Flöhe," sagte Hans nur einmal. Dann war's lange still.

Unterdessen fiel in der Wohnstube das große Wort: Hauslehrer.

Großmuttchen sprach von umfassenden Veränderungen in jeder Beziehung, und der kranke Mann mit der ängstlichen Scheu vor allen Neuerungen lauschte in verlegenem Staunen, indem seine schlanken Finger nervös an der Decke zupften, die sein Junge sorglich über ihn gebreitet.

„Wir waren bisher ganz glücklich so," sagte er endlich zögernd.

„Da sieht man den Egoismus!" ereiferte sich

Großmuttchen. „Daß du dem Jungen eine Erziehung schuldig bist, das ist dir wohl nie eingefallen? Der Bengel verwahrlost hier mit dem Dackel Bré und der Kröte Elvira, und du ließest dir am liebsten den Bart um den Tisch wachsen wie Friedrich Barbarossa. Ein Junge muß aber erzogen werden und das gründlich und immerzu, er darf gar nicht zu Atem kommen vor lauter Erziehung! Dein Hans steht noch da wie der Lehmklumpen, bevor der liebe Gott einen Adam aus ihm machte — die Seele sollen wir nun einhauchen."

„Je, Muttchen," flüsterte Eichner beinahe zitternd, „der Junge ist so ein ganzer kleiner Mensch — so zart bei aller überschäumenden Lebenskraft — wir zwei sind nun mal Sonderlinge. Laß uns doch."

„Mein Lieber, du hast es hinter dir, und er hat's vor sich. Frische Elemente müssen ins Haus. Ich habe die Absicht, gründlich Staub zu wischen. Ein Hauslehrer kommt, und zwar sehr bald! Du hattest auch einen Kandidaten, es ist das einzig Wahre."

Eichner richtete sich halb auf, seine Wangen röteten sich.

„Und so ein fremder Mensch, der meist selbst noch nicht trocken hinter den Ohren ist, der soll's mit meinem Kinde besser verstehen als ich? Muttchen, Muttchen!"

„Ja, das glaube ich entschieden. Hast du Hans schon mal gehauen?"

„Allerdings — gehauen gerade nicht — aber ich habe ihn schon sehr ernst zur Rede gestellt."

„Na, siehst du!" triumphierte Großmuttchen. „Das ist reizend. Und auf diese Weise will der Mann Jungens regieren!"

Sie erhob sich und lief im Mutterfell durch das Zimmer. Eichners Augen verfolgten sie lächelnd. Er hatte wieder das eigentümliche Blinken in ihrer grauen Pupille bemerkt.

„Bin ich ein Monstrum?" rief sie, vor ihn tretend. „Will ich dein Kind dem Moloch in die Arme werfen, weil ich ihm einen Hauslehrer engagiere?"

Da streckte Eichner ihr die Hand entgegen: „Es wird wohl sein müssen. Ich füge mich."

Von diesem Abend an konnte man Großmuttchen im Mutterfell durch das Haus fegen sehen, allenthalben Ordnung schaffend.

Eichner ließ den Sturm mit der Miene eines stillen Dulders in frommer Ergebenheit über sich ergehen, Hans brachte jedoch dem großmütterlichen Regiment einen lauten und energischen Widerstand entgegen. Als man ihm mitteilte, demnächst werde nun ein Hauslehrer, der Kandidat Herr Meyer-Stribensky, in Eichsleben ankommen, sagte er, seinen Suppenlöffel klatschend in den Teller werfend: „Den alten Ochsen brauche ich nicht!"

Eichner errötete, wie immer, wenn Hans „etwas getan hatte", und verließ unter irgendeinem Vorwande das Zimmer. Sein gutes Muttchen dünkte ihn der reine Zahnarzt — der meint es auch gut und reißt bald diesen, bald jenen Zahn aus, und jeder Zahn bedeutete hier eine alte, liebgewordene kleine Gewohnheit. Fast schämte er sich vor seinem Jungen, der ihn oft so groß und unbewußt vorwurfsvoll ansah: ‚Warum ist es nicht mehr wie früher? Warum ist es anders geworden?' Das stand nur zu deutlich in seinen Blicken geschrieben. Nur Bré war derselbe geblieben und scheute sich sogar nicht, zuweilen auf Großmamas Mutterfell ertappt zu werden.

In der Eßstube war es still, sehr still, und so getraute Eichner sich wieder auf den Schauplatz der Missetat seines Jungen. Die Suppe war abgetragen, Großmama offenbar in die Küche gegangen. Hans stand schweigend am Fenster und sah den Spatzen zu, die sich draußen im Hofe tummelten. Seine linke Gesichtshälfte flammte in glühendem Rot.

„Hans?"

„Vater!"

„Hans, hast du geschlafen?"

„Nö."

„Wovon ist deine Backe so heiß?"

Keine Antwort.

„Na, Junge, Mund auf, wenn du gefragt wirst!"

Hans drehte sich auf dem Absatz herum und starrte unverwandt auf seines Vaters Stiefelspitzen. „J — Großmama und ich — wir haben uns bloß geprügelt . . ."

Eichner biß die Lippen zusammen. Ein Wehgefühl und doch wieder eine unwiderstehliche Lachlust waren in ihm. Das Wehgefühl gewann die Oberhand, und da Großmama selbst mit einer dampfenden Bratenschüssel erschien, konnte er nur stumm auf Hansens feurige Wange deuten.

„Das war ich," sagte Großmama gelassen. „Ich habe ihm für den alten Ochsen eine Maulschelle gegeben."

„Hm," stieß Eichner hervor und zerkrümelte sein Brot. „Hm — ich — im allgemeinen — man verletzt so leicht — das — hm — so zarte Ehrgefühl —"

Großmama richtete voll ihre Augen auf ihren Sohn, und es dämmerte darin wie von einem Schmerz. Aber sie erwiderte kein Wort.

Draußen zwitscherten noch immer die Spatzen, und Hans sah ihnen noch immer zu. Jetzt sagte er langsam, ohne sich zu wenden: „Das macht ja gar nichts, Vater. Ich habe die Maulschelle doch man bloß von einem Frauenzimmer bekommen."

Aus Großmuttchens gekränkten Augen brachen Tränen und Lachen. In der nächsten Sekunde

hielt sie den sich heftig sträubenden Jungen in ihren Armen und herzte und küßte ihn.

Von Stund' ab ging Hans für sie durchs Feuer, und im Pferdestall und in der Küche erzählte er den Hofjungens mit wahrhaft strahlendem Stolz: „Ich sag' euch, die kann hauen — da nehmt euch in acht, Kinnings, das geht mit so 'n Wupptich . . ."

„Das is woll Telegraphie ohne Draht?" sagte der alte Inspektor. Dann nahm er den Jungen mit zu den Fohlen.

„Genieße dein Leben nur recht die paar Tage, denn wenn der alte Hauslehrer erst da ist, nußt du von früh bis spät bei die alten Bücher sitzen, und so 'n Kerl versteht ja doch rein gar nichts von Sweine und Landwirtschaft im allgemeinen. Hast du schon mal 'n Kandidaten gesehen, der 'ne Kuh melken kann? Oder der weiß, ob ein Boden für Rüben oder für Roggen taugt? He, was?"

Der ganze Hof bemitleidete in ehrlicher Trauer den armen Jungen, gerade als sei der leibhaftige Teufel für ihn bestellt.

Noch nie war Jochen, der Kutscher, so ungern zur Station gefahren, als an jenem funkelnden Hochsommermorgen, der Herrn Meyer-Stribensky nach Eichsleben brachte. Er spannte seinen störrischsten Gaul ein und und schwor innerlich, den Kandidaten mindestens einmal in den schönen, weichen Lehm des Straßengrabens zu legen.

Großmuttchen selbst befand sich in höchster Aufregung. „Wenn er kommt, laß mich zuerst mit ihm reden," sagte sie zu ihrem Sohne, „damit ich seine Methode kennen lerne. Und dann soll er frühstücken, denn Kandidaten frühstücken gern zu jeder Tageszeit."

Sie erwartete die Ankunft des Wagens mit Hans auf der Terrasse. Mit halbstündiger Verspätung traf Herr Meyer-Stribensky in Eichsleben ein. Jochen auf dem Bock unterdrückte mit Mühe ein Grinsen. Jung, rosig, hellblond, breitschulterig — das war Herr Meyer-Stribensky. Auf dem Kopfe trug er einen eingedrückten Hut, die rechte Seite seines mausgrauen Rockes zeigte eine dicke Lehmkruste.

Ihn erblicken und in lautes Jubeln ausbrechen war für Hans das Werk einer halben Sekunde.

„Ja," hub der Kandidat an, „die Götter hatten beschlossen, daß ich mit Erda Bekanntschaft machte — und Grane, das edle Roß, warf uns in den Graben —"

„Das is ja gar keine Erde, das is ja Lehm!" rief Hans. „Und das olle Vieh heißt nich Grane, es heißt Jakob!"

Großmama begrüßte den Kandidaten unter vielen Entschuldigungen, daß ihm gleich ein solches Mißgeschick widerfahren. Nur das von den Göttern wollte ihr nicht gefallen. Und sie vermißte auch die übliche Magerkeit und Blässe, die so viel Vertrauenerweckendes hat.

Dagegen war Hans entzückt. Herr Meyer-Stribensky hatte den boshaft blickenden Jakob auf den Hals geklopft:

„Lauf, Brauner, dich brauch' ich nicht mehr . . ."

Nun hieß es dem Kandidaten gehörig auf den Zahn fühlen.

Großmama führte ihn in die Wohnstube.

„Hans, hol mir das Mutterfell. Dank dir, mein Jung'. Du kannst gehen."

„Sehr hübsch hier," begann Herr Meyer-Stribensky, indem er seine Blicke um und um schweifen ließ wie ein lieber Verwandter, der auf Besuch ist. „Haben gnädige Frau auch ein Klavier im Hause?"

„Ne," erwiderte Großmama kratzbürstig, „haben Sie einen Lehrplan bei sich?"

„Massenhaft," rief Herr Meyer-Stribensky aus. „Zwangvolle Plage — Müh' ohne Zweck —"

Großmama wurde es wunderlich zu Sinne.

„Ob Sie einen Lehrplan bei sich haben, möcht' ich wissen."

„Gnädige Frau! Mein Lehrplan ist in meinem Kopfe. Ich habe eine besondere Methode, meinen Zöglingen den Unterricht anschaulich zu machen — bitte, gnädige Frau, sich davon zu überzeugen — mehr kann ich nicht sagen —, aber meine Methode hat phänomenale Erfolge gezeitigt —"

„Schon gut," sagte Großmama hastig, „dann essen Sie jetzt etwas, und später werde ich Sie meinem Sohne vorstellen. Bitte, hier rechts."

Herr Meyer-Stribensky verbeugte sich mit tadelloser Eleganz und entfernte sich in die Eßstube.

Großmama schlich zu Eichner in dessen Bibliothek.

„Na, wie ist er?" fragte Eichner gespannt.

„Wie soll er sein?" erwiderte Großmama. „Er hat sehr was Apartes."

Um keinen Preis hätte sie zugegeben, daß sie enttäuscht war. Den Triumph sollte ihr Sohn denn doch nicht erleben.

Im stillen aber beschloß sie, mit Argusaugen über Lehrer und Schüler zu wachen. Im Mutterfell saß sie so manche lange Stunde und wohnte dem Unterricht bei. Rechnen, Lesen, Diktat, Geschichte — nein, sie entdeckte nichts Verdächtiges und gestattete sich sogar dann und wann ein Nickerchen. Nach Verlauf einer Woche nahmen ihre Hausfrauenpflichten sie derart in Anspruch, daß sie immer häufiger mit rasselndem Schlüsselbund aus der Schulstube eilte und endlich ganz fortblieb.

Das ging so einen Monat, zwei Monate — da fiel ihr eine merkwürdige Veränderung in des Jungen Redeweise auf. Eine Satzbildung, die ihres Wissens in keiner deutschen Grammatik gelehrt wurde. Ein schwarzer Plan reifte in Großmamas Gehirn. Sie, die stets Offenherzige, die alle Winkelwege verabscheute und sogar einem Gespenst auf den Leib gerückt wäre, sie gab sich mit Schlüssellöchern ab.

Als wieder einmal „Deutsch" für die Stunde vorgemerkt war, schlich sie lautlos an die Thür, duckte sich und schaute durchs Schlüsselloch.

Im Hofe knallte ein Knecht mit der Peitsche — die Magd ging über den Flur — Großmama zuckte zusammen wie eine arme Sünderin und dachte: ‚Wenn dich nu jemand ertappte! Die Erziehung ist doch eine schwere Sache.'

Jetzt sagte Herr Meyer-Stribensky drinnen: „Hans, steck mal den Schlüssel ein, der hängt schon wieder am Nagel, das stört mein ästhetisches Gefühl. Ein Schlüssel gehört ins Schlüsselloch."

„J, sieh mal, du entfamtes Kandidatenküken, ästhetisches Gefühl! Na, die Ohren kannst du mir nicht verstopfen, hören kann ich deinen Drähnschnack immer noch."

Es wurde dunkel vor ihren Augen, und sie vernahm gleich darauf Herrn Meyer-Stribenskys Stimme:

„Hättest du fleißig
Die Kunst gepflegt,
Jetzt käm' dir's wahrlich zugut;
Doch lässig warst du
Stets in der Lehre:
Was willst du nun Rechtes rüsten?"

Großmama hielt den Atem an.

Des Jungen leise Antwort drang nicht bis an ihr Ohr, doch begannen jetzt beide wie aus einem Munde:

„Hahahei! Hahahei!
Hahahei! Hei! Hei!
Hoho! Hoho! Hoho!
Heiaho!"

Das war zu viel für Großmama. Sie rannte ihren Sohn holen.

„Du, komm mal ganz geschwind und hör bloß, was die beiden in der Stunde treiben. Ich zittere am ganzen Leibe, sie gröhlen wie die Wilden!"

Eichner folgte ihr kopfschüttelnd und faßte ebenfalls Posten an der Thür.

Herr Meyer-Stribensky:

„Welcher Glanz glitzert dort auf?
Näher schimmert
Ein heller Schein;
Es rennt wie ein leuchtendes Roß,
Bricht durch den Wald
Brausend daher.
Naht schon des Wurmes Würger?
Ist's schon, der Fafner fällt?"

„Siegfried," sagte Herr Eichner gelassen. „Das ist nur aus Richard Wagners ‚Siegfried'. Der Deibel hole Herrn Meyer-Stribensky!"

Er klinkte die Thür auf und spazierte, Großmama in der Nachhut, in Zimmers Mitten.

Herr Meyer-Stribensky stand mit leuchtenden Augen und hochgeröteten Wangen am Fenster, Hans saß höchst gemütlich neben Bré auf dem Sofa. Man sah allen an, daß sie sich in einer gewissen weihevollen Stimmung befanden.

„Sagen Sie mal," fuhr Großmama los, „gehört dies Hahei und Hoho zur deutschen Grammatik?"

Eichner legte beschwichtigend eine Hand auf Großmamas Schulter.

„Verehrtester," sagte er sehr sanft, „ich bedaure unendlich, aber es wäre mir recht lieb, wenn Sie mir Aufklärung darüber schaffen wollten, was Sie veranlaßt, dem Kinde den ‚Siegfried' aufzutischen?"

„O," erwiderte Herr Meyer-Stribensky, „mit Vergnügen werde ich das. Ich bin nämlich ein großer Wagner-Schwärmer — ich spiele Ihnen auf dem Klavier jeden Wagner, den Sie wollen — und für mich gehört es eben zur höheren Bildung, diesen Unvergleichlichen zu kennen, was sage ich — zu essen, zu trinken, einzuatmen — seine Musik und seine Rede fließen wie Blut durch unsre Adern — Götter sind wir mit den Göttern —, und da habe ich es mir zur Aufgabe gemacht: wo ich ein junges Menschenkind sehe, will ich es dem ewig frischen Quell zuführen, dem leuchtenden Licht. Fragen Sie Hans, ob ihm Siegfried nicht lieber ist als das große Einmaleins?"

„Am liebsten ist mir der greuliche Wurm, der mit der Fresse," sagte Hans.

Großmama mußte sich setzen.

„Ja, aber —" bemerkte Herr Eichner schüchtern. „Ihre Begeisterung in Ehren — aber der Junge braucht zum Leben einen tüchtigen Schulsack und nichts mehr. Der Bengel kann das ja gar nicht verdauen, was Sie ihm da vorsetzen!"

„Entschuldigen, ich bin ein heiterer Philosoph. Hat der Junge seine Pflicht getan — und er ist hell, er ist fleißig, er lernt famos —, dann erhält er zur Belohnung etwas Wagner. Mühten wir uns erst zusammen, so genießen wir später zusammen. Solche Minuten sind köstlich. Und das eben ist meine Philosophie: köstliche Minuten soll man wie schimmernde Tropfen vom Born des Lebens in die geöffnete Hand rollen lassen, es ist etwas wunderbar Vergängliches und Ewiges um ihren Glanz!"

Eichner betrachtete den Kandidaten aufmerksam. Er hatte sich warm geredet.

„Sie sind noch so fürchterlich jung," sagte er lächelnd, „doch ich glaube, Sie meinen's ehrlich. Wissen Sie was? Die Kinderdressur geben Sie auf und widmen Sie sich der Musik. Das scheint mir das einzig Richtige."

Da schlug Herr Meyer-Stribensky die Augen nieder: „Ich besitze nicht die nötigen Mittel — leider —"

„Die alte Geschichte!" murmelte Eichner gedankenvoll. „Im übrigen — meine verstorbene Frau hatte auch so ihre kleinen musikalischen Passionen — droben in ihrem Zimmer steht noch der Blüthner — niemand hat die Tasten mehr berührt, seit sie — mich — uns verließ. Ich

wäre wohl bereit, Sie hinaufzuführen — wenn Sie ihn mal probieren wollten."

Hans sprang auf die Füße. Was, Mamas Stube, zu der Papa den Schlüssel immer in der Tasche trug, das Heiligtum sollte sich öffnen? Und das verhängte Klavier sollte singen?

Großmama schwieg mit fest zusammengekniffenen Lippen. Es war sehr, sehr schlimm, wenn sie schwieg, indessen ging sie mit den andern, ganz stumme Auflehnung.

Herr Meyer-Stribensky war über und über in Glut getaucht.

Da war's, das Boudoir einer jungen Frau — kühl, verlassen — von einem undefinierbaren Hauch toter Blumen und neuer Cretonnevorhänge, vermischt mit etwas Moder. Ueber dem Sofa hing das Brautbild Eichners und der zarten, blonden Marie Reck.

Eichner stieß die Läden zurück. Der goldene Spätnachmittag leuchtete herein, getränkt mit dem eigentümlichen Hochsommerduft blühender Linden und roter Rosen.

In der Ferne dehnte sich die Ebene sanft verschwommen, wie der Himmel über ihr.

Großmama setzte sich auf das Sofa und drehte die Daumen ineinander. Sie hatte an dieser Entweihung schwer zu schlucken. Innerlich widerspenstig und störrisch wie Jakob, das Pferd, war sie fest entschlossen, Stein und Eisen zu bleiben, mochte der am Klavier auch alle Teufelskünste sich zu eigen machen.

Herr Meyer-Stribensky hub an zu präludieren. Allmählich schwoll die Melodie zu gewaltigem Sturm an; wie Posaunen und doch wie Harfen klang es dazwischen. Und dann löste sich aus dem brausenden Drängen der Töne eine wundersame Harmonie. Eine glockenreine Männerstimme fiel ein:

„Winterstürme wichen
Dem Wonnemond,
In mildem Lichte
Leuchtet der Lenz ..."

In Großmamas Gesicht zuckte, wetterleuchtete es. Sie fühlte einen Schauer, ihr Herz klopfte jäh — sie wurde sehr unruhig und zog die Brauen hoch empor. „Verfluchter Kerl!" murmelte sie. Dann saß sie atemlos ...

Hans war zu seinem Vater gekrochen, der mit geschlossenen Augen lauschte. Die ganze Zeit war ihm zumute, als geschehe ein Neues, ein Besonderes an ihm.

Und Herr Meyer-Stribensky spielte und sang — wie ein Durstiger trinkt, der, dem Verschmachten nahe, eine Quelle findet. Niemand bemerkte, wie der Tag erlosch und im Westen die rote Glut heraufschwoll immer näher und näher. Jetzt entzündete sie die Kronen der Linden und floß in einer breiten Woge durch das offene Fenster über die Wände und Dielen, über das Brautbild, die darunter sitzende Großmama, das Klavier und Herrn Meyer-Stribensky.

Der sang und spielte in das Abendrot hinein:

„Ein bräuliches Feuer
Soll dir nun brennen,
Wie nie einer Braut es gebrannt!
Flammende Glut
Umglühe den Fels ..."

Mit dem ersten Dämmerungsschatten erhob der Kandidat sich. Seine Wangen waren bleich, beinahe hager.

Großmama schritt feierlich auf ihn zu. Sie faßte seine Hände und schüttelte sie.

„Sie sind ein gefährlicher Mensch," sprach sie. „Ob so was mir auf die Dauer bekommen würde, weiß ich zwar nicht. 's ist so ein gelinder Wahnsinn. Ich leg' mich sofort zu Bett. Sie haben mir die Knochen zermalmt und mein Gemüt in Ihren Fingern zerdrückt wie eine überreife Birne. Na, gute Nacht, Kinder. Recht gute Nacht."

Großmama kümmerte sich um nichts mehr, sie schloß die Speisekammer nicht ab, sie jagte Bré nicht gewohntermaßen vor die Tür — sie ging einfach zu Bett.

Eichner packte Herrn Meyer-Stribensky an einem Rockknopf.

„'raus, Hans! Ja, mein lieber Freund — bei uns bleiben — das geht nu erst recht nicht ..."

„Das seh' ich vollkommen ein," sagte der Kandidat beklommen.

„Und da — ich habe mir gedacht — halten Sie es nicht für unzart von mir — ich bin gottlob in günstigen Verhältnissen —, es wär' ja zu schade um Ihr Talent — ein kleines Darlehen vielleicht ..."

Herr Meyer-Stribensky wandte sich schweigend zum Fenster. Er starrte in die weiche Dämmerung.

„Könnten Sie nur einen falschen Stolz bezwingen," fuhr Eichner fort. „Ich sage Ihnen das alles auf einer für mich heiligen Stätte, in der Stube meines toten Weibes. Ich weiß, daß ich in ihrem Sinne handle."

Herr Meyer-Stribensky schüttelte langsam den Kopf.

„Ich — kann nicht. Von Herzen Dank, Herr Eichner! Aber — es verträgt sich nicht mit meiner Natur — frei muß ich sein — leicht Gepäck — nur keine Schulden. Muß es sein, spiele ich auch mal zum Tanz auf, um mein Brot zu verdienen — oder ich schreibe Noten ab. Auf diese Weise hab' ich mir schon sehr guten Gesangsunterricht erarbeitet, und vielleicht, wenn ich mich als Hausknecht in ein Konservatorium vermiete, verdiene ich mir ein paar Musikstunden — warum nicht?"

„Sie sonderbarer Heiliger," murmelte Eichner. Er drang nicht mehr in ihn.

„Für den heutigen Abend dank' ich noch," sprach Herr Meyer-Stribensky. „Ich glaub' nicht, daß ich diese Stube und den alten Garten

und — alles andre hier so leicht vergessen werde. Am liebsten zög' ich schon morgen weiter mit der schönen Erinnerung, ehe ein Schatten darauf fällt."

Und so ward es. Das junge Blut ließ sich nicht mehr halten. Fidel und rosig nahm er Abschied und bestieg wieder den Wagen, der ihn gebracht. Lustig schwenkte er den Hut . . .

Hans hatte sich geweigert, ihm Adieu zu sagen. Als der Wagen sich in Bewegung setzte, riß er ein Fenster auf und schrie in seltsamen Mißtönen mit Stentorstimme:

„Siegfried! Siegfried!
Selig gilt dir mein Gruß!"

Das Fenster fiel klirrend zu.

Stundenlang suchten sie Hans vergeblich. Es war der erste Kummer seines Lebens gewesen. Gewöhnlich ist der erste und der letzte Kummer ein — Abschied.

Es galt nun, einen neuen Hauslehrer für Hans ausfindig zu machen. Man ging sehr vorsichtig dabei zu Werke und engagierte einen Herrn mit glänzenden Zeugnissen. Großmama sank fast in die Knie vor Respekt, als sie diese Zeugnisse las, und Herr Braun wurde sogar telegraphisch berufen. Er kam unerwartet und zu Fuß, ein gelblicher Mann mit straffen, schwarzen, in der Mitte gescheitelten Haaren, Regenschirm und Handkoffer — sein einziges Gepäck — in der unglaublich langen Hand tragend. Diese Hand sah aus, als wäre sie permanent mit Röntgenstrahlen durchleuchtet. Da Herr Braun sehr kurzsichtig war, gebrauchte er seine spitze Nase gleichsam als drittes Auge und näherte sie den Dingen und Menschen, die er betrachten wollte, auf beängstigende Weise.

Beim Anblick des Herrn mit den glänzenden Zeugnissen brach Hans in die Worte aus:

„Für des Knaben Zucht
Will der knickrige,
Schäbige Knecht
Keck und kühn
Gar wohl König nun sein?"

Herr Braun nahm die Sache äußerst gewissenhaft. Er unterrichtete seinen Schutzbefohlenen nicht nur während der Schulstunden — beileibe! Auf dem Spaziergang, bei Tisch, im Wachen und im Traum hatte der Junge ein wahres Kreuzfeuer von Fragen zu bestehen. Streifte er frei und selig im Waldesgestrüpp umher, so konnte ihn Herr Braun wohl in seiner scharfen, trockenen Art herbeirufen: „Was weißt du von dem spanischen Erbfolgekrieg?"

Es geschah, daß Herr Braun sich höchst feierlich bei Großmama „in wichtiger Angelegenheit" melden ließ. Er hatte nämlich die Situation sofort erfaßt und in Umgehung des Hausherrn stets nur mit Großmama verhandelt.

Sie empfing ihn etwas unwirsch im Mutterfell, denn sie kannte im allgemeinen die Art seiner Anliegen.

„Na, was ist los?" fragte sie wegwerfend.

„Zunächst wollte ich ergebenst bitten, ob das Frühstück nicht pünktlicher besorgt werden kann. Heute kam es wieder um volle sechs Minuten zu spät auf den Tisch. Und das gerade vor der Rechenstunde. Ferner — ich muß wirklich bedauern —" Herr Braun hob die Schultern und holte zugleich ein ziemlich unscheinbares Büchlein mit arg vergriffenem Deckel aus der Rocktasche — „ich muß wirklich bedauern, ein höchst unpassendes Buch im Besitze Ihres Enkels gefunden zu haben. Hier ist das Corpus delicti. Ich habe es natürlich sofort konfisziert."

„I wo, nich möglich! Ein unpassendes Buch? I, das zeigen Sie doch mal her, mein lieber Herr Braun!"

Großmama empfing das dünne Bändchen und las auf dem Deckel: „Siegfried. Von Richard Wagner. Konrad Meyer-Stribensky seinem lieben Hans Eichner."

Die Röte schoß ihr in die Stirn. „So!" sprach sie tönend und zog das Mutterfell fester um sich. „Das also ist Ihr unpassendes Buch. Ich kenne es auch. Und dem wollen Sie nachsagen . . ."

Großmama schöpfte Atem, und Herr Braun benutzte die Pause, um eindringlich fortzufahren: „Bedenken Sie nur, gnädige Frau! Die haarsträubenden Dinge, die überall in diesen — Dichtungen passieren! Ich bitte Sie!"

„Bei den Göttern ist das ganz was andres!" sagte Großmama hitzig. „Ich würde es auch zum Beispiel sehr unpassend finden, wenn Sie zum Beispiel mich ohne weiteres auf den Mund küssen und dann entführen wollten, wie Siegfried Brunhilde, und ich würde es sehr komisch finden, wenn Sie zum Beispiel mit einem Schwert und einem kurzen Wams von Bärenfell durch die wabernde Lohe dringen wollten. Und überhaupt — Leute, die bei allem was finden, denen trau' ich gar nicht, das liegt meist in ihnen selbst."

Herr Braun lächelte eigensinnig und senkte seine spitze Nase auf seine Brust.

„Immerhin — soll ich im Hause bleiben, so muß ich darauf bestehen, daß der Knabe ganz den Einflüssen jenes Seelenvergifters entzogen wird. Ich muß ihn ganz in meiner Hand haben, ihn nach meinem Willen zu lenken. Das Buch werde ich behalten."

„Das werden Sie nicht," sprach Großmama. „Soll es denn konfisziert werden, so konfisziere ich es selbst."

Sie hatte einen Augenblick geschwankt, ob sie Herrn Braun opfern sollte. Doch dann kam die Einsicht, daß man dem Jungen diese tüchtige Lehrkraft erhalten müsse —, und sie fügte sich schweren Herzens in das Unabänderliche.

Herr Braun empfahl sich, und Großmama übernahm es, mit Hans zu sprechen. Als er seinen Siegfried in Großmamas Schreibtischlade wandern sah, brüllte er laut auf: „Das Biest! Mein Andenken an Herrn Meyer-Stribensky!" Großmama überhörte das „Biest". Diesmal kostete es ihn keine Ohrfeige.

Hans aber rannte in den Garten, wütend und verstockt, und wiederholte nur immer, während er Steine mit der Fußspitze vor sich hinschnellte: „Das Biest, das Biest!"

Am Nachmittage nagelte ihn sein Lehrer fest für ein paar Stunden, indem er ihm eine komplizierte Rechenaufgabe stellte. Der Junge zeigte am Abend die Manieren eines verhetzten Hundes. Er wich scheu einem jeden aus, sogar seinem Vater — denn zwischen diesem seinem besten Freund und ihm stand ein Fremder, der autorisiert war, ihn zu peinigen . . .

In dieser Nacht hatte Herr Eichner einen schweren Herzkrampf zu überwinden; Herr Braun stand gegen fünf Uhr morgens vor des Jungen Bett, eine brennende Kerze in der Hand, hemdärmelig: „Dein Vater ist krank. Die Erregung über dein unqualifizierbares Betragen hat ihn auf das Krankenlager geworfen. Sieh zu, wie du mit deinem Gewissen fertig wirst."

Das erste, was der so jäh Erweckte empfand, war ein furchtbares, unbestimmtes Grauen — dann wie ein Schlag das Begreifen. Seine Zähne stießen aufeinander, bebend schlüpfte er in die Kleider.

„Du darfst jetzt nicht zu ihm, es würde ihn stören," sagte Herr Braun. „Tu in Stille Buße und bete!"

„Ich will zu Vater!" schrie Hans außer sich. Er drängte an Herrn Braun vorbei zur Tür — und als sein Lehrer ihn zurückhalten wollte, hackte er seine scharfen Kinderzähne in die Hand, die seinen Arm umklammerte. Er war befreit — hinter ihm das Stöhnen Herrn Brauns — vor ihm der dunkle Hausflur, in den ein fahles Morgengrauen seinen ersten ungewissen Schein warf.

Hans polterte vorwärts, er wußte kaum, wie er in Vaters Zimmer kam — der saß aufrecht im Bette, blaß und hager, und Großmama hielt Wache im Mutterfell . . . Das Nachtlicht flackerte trüb. Ein Bild von seltsamer Trostlosigkeit und Nüchternheit — es machte den Jungen still.

„Hans!" flüsterte Großmama, „was fällt dir ein? Warum bist du aufgestanden?"

Er preßte sich dicht an sie. Eisige Kinderfinger wühlten sich in den warmen Pelz ihres Mantels.

„Herr Braun hat mich geweckt. Er sagte, ich sei schuld . . . und ich habe ihn gebissen; weil er mich dann einsperren wollte, hab' ich ihn gebissen . . ."

„Hm," meinte Großmama und seufzte dann sehr gedehnt. „Na, denn bleib man hier, mein Jung'; so, wickle dies Ende vom Mutterfell um dich, daß du nicht frierst . . ."

Sie hüllte ihn ein, seine Glieder wurden warm. Da er erwachte, lag er in seinem Bett, und die Sonne schien voll ins Zimmer. Großmama hielt ihm eine Tasse heiße Milch an die Lippen.

„Trink ruhig, der Unterricht fällt heute aus. Herr Braun hat plötzlich abreisen müssen. Denk nur!"

„Wann kommt er wieder?" fragte Hans angstvoll.

„Herr Braun kommt nie wieder," antwortete Großmama.

„Ah . . ." Wie sich der eine Laut der Brust des Jungen entrang — mehr als tausend Klagen sagte dies halbgehauchte „Ah".

Man ließ ihn vier Wochen durch Wald und Feld laufen — Großmama war seine völlige Sklavin geworden —, dann gab man ihm einen neuen Lehrer, Herrn Melchior Sanft, von dem man nur Gutes zu erhoffen alle Ursache hatte. Er lächelte viel, behandelte seinen Zögling mit ausgesuchter Höflichkeit und war von freundlichem, gutmütigem Naturell.

Sein Diensteifer gewann ihm Großmamas Gunst: Schlüsselkörbe, Mutterfell, sogar Teller und Gläser trug er ihr nach, beim Gehen auf den Zehenspitzen wippend. Mit Herrn Eichner philosophierte er in überaus sanfter Weise, die seinem Namen alle Ehre machte. Nur eine kleine Schwäche hatte Herr Sanft: er hatte ein leicht entzündbares Herz, und sein Mißgeschick wollte, daß Hans eines Tages in seinem Geschichtsbuch den Anfang einer Ode an die Wirtschaftsmamsell fand. Fieken war jung und rosig, auch „grausam" — wenigstens sprach so die Ode — und Herr Sanft hatte sich in der ersten Minute in das „Naturkind" verliebt. Die Ode begann wie folgt:

„Wenn stille Herzen
Sommerbang
Sich ahnen,
Gleich weißen Blumen
Sich erschließen,
Träum' ich von dir
Die Nächte lang.
Mein Dasein
Soll verfließen
In einer einzigen S—ehnsuchtswonne
. . . . !! ? . . . ???
Süße . . . Sonne!!!
Fieken!??"

Hans las und las mit roten Ohren. Er war indiskret genug, das Blatt umzuwenden. Da stand nur: „Am zehnten — Stiefel flicken, 1 Mar 20 Pfennige. Eine Hose ausgebessert — 5(Pfennige. Pomade und ein Stück Mandelsei — 30 Pfennige."

Bis zur nächsten Geschichtsstunde trug Ha ein äußerst belustigtes und schlaues Gesicht zur



Christi Verspottung
Nach einem Gemälde von Osmar Schindler

Schau. Er zwinkerte seinem Lehrer mit den Augen zu und konnte kaum den Anfang des Unterrichts erwarten.

Herr Sanft wischte seine Brille ab, faltete die Hände und sagte milde: „Wenn ich bitten darf — wir sind beim Dreißigjährigen Krieg stehen geblieben."

„Jawohl, Herr Kandidat. Wenn stille Herzen sommerbang sich ahnen, gleich weißen Blumen ..."

„Halt!" rief Herr Sanft und sprang vom Stuhle. Er war sehr rot geworden. „Du infamer Bengel! Wo hast du das her?"

„Da aus dem Buche!" schrie Hans. „Ich hab's aber niemand gezeigt, ich bin ein Ehrenmann, Herr Kandidat!"

„Um Gottes willen, leise! Das ist denn doch — das ist stark — was hast du deine Nase — überhaupt — gib mal her — das ist ein Gedicht an meine Tante —"

„Heißt Ihre Tante auch Fieken, Herr Kandidat?"

Herr Sanft verfärbte sich. „Für deine maßlose Ungezogenheit verdientest du eine exemplarische Strafe. Ich sehe von einer Klage bei deiner hochverehrten Großmama und deinem verehrten Papa nur ab, weil — weil — ich andererseits — äußerst zufrieden mit dir bin, äußerst! Deine Aufsätze haben Stil und auch der Fleiß — wie gesagt — ich muß dich loben — es freut mich, das konstatieren zu können."

„Ich verrate nichts, Herr Kandidat," sagte Hans, „und hier ist das Gedicht an Ihre Tante!"

Herr Sanft griff hastig danach und zerriß es in tausend kleine Fetzchen. Das war ja nun glücklich vorüber. Aber zu Ende war sein Martyrium darum noch nicht. Bald fand er in seinen Stiefeln Zettel, auf die eine derbe Hand den Namen „Fieken" geschrieben hatte, bald prangte eine Kreidezeichnung an irgendeiner Mauer — eine mit einem Herzen gezierte, kugelrunde, weibliche Gestalt darstellend — er ertrug jedoch diese Neckereien mit großer Geduld so lange, bis Hans selbst ihrer überdrüssig wurde.

Zwei Jahre hielten Lehrer und Schüler es zusammen aus, dann sah Herr Sanft ein, daß er mit der überschäumenden Natur des Jungen nicht mehr fertig wurde. Großmama und Vater ihrerseits sahen ein, daß es für Hans nur eine Notwendigkeit gäbe: die Schule.

Dem Jungen tat sich eine neue Welt auf! Alles, was in ihm pochte und drängte, das war ja nur die Lust zu leben und mitzutun mit den andern, die in dem großen Strome schwammen. Er freute sich auf „die Jungens". Sein lauter Jubel bei der Aussicht auf Kameraden stimmte seinen Vater nachdenklich.

„Da ist man nur für so ein Kind da und glaubt, ihm alles ersetzen zu können — Mutter, Freunde — und plötzlich kommt die Erkenntnis: die ganze Zeit war's ein hartes Entbehren!"

Das erleichterte dem kranken Mann den Abschied von der Scholle, und als die letzte Nacht anbrach, die letzte Nacht vor der Abreise, lag er und dachte, dachte ...

In den Stuben war schon alles wie tot, die Möbel waren überzogen mit unförmlichen Hüllen, die hundert trauten Kleinigkeiten fortgeschlossen.

Im Nebenzimmer schlief Hans. Er hatte so manche Stunde schlagen hören, bevor ihm die Augen zufielen. Er malte sich die Zukunft aus — mit glühenden Märchenfarben, zauberhaft, verschleiert —, bis der wache Traum unmerklich in den Traum des Schlummers hinüberwallte.

Zwischen Nacht und Morgen fuhr er plötzlich jäh in die Höhe. Es wehte kühl vom Fenster her, und seine schlaftrunkenen Blicke hafteten an etwas Strahlendem, feurig Rotem. Ganz ruhig stand's am Himmel, an dem bereits weißen Morgenhimmel.

Hans richtete sich mit einem Gefühl feierlichen Grauens im Bette auf. Das Glänzende, Ruhvolle, das war der Mond, der nachts sein fahles Silber über die Welt streute. Warum war der Mond so rot? Warum glühte er wie Feuer?

In dieser Sekunde rief des Vaters Stimme aus dem Nebengemach: „Schläfst du, Hans?"

Der Junge sprang aus dem Bett und rannte zum Vater. Auch der starrte mit weit offenen Augen in den Himmel und lächelte eigentümlich.

„Krieche mal zu mir, mein Jung'. Wenn du auch ein paar Stunden Schlaf entbehrst — so eine letzte Nacht in dem alten Heim will nie vergessen sein. Sieh, wir beide haben noch ein Wort miteinander zu reden. Zwischen uns wird ja notgedrungen so manches anders werden. Dein alter Vater wird zurücktreten müssen vor der Jugend, die ihre Rechte an dich geltend macht. Er wird nicht mehr dein einziger Freund sein — dein treuster und wahrster will er aber immer bleiben. Du wirst ihn nie vergebens suchen. Merk dir das, mein Jung'. Und hier — angesichts dieses roten Frühmondes — versprich mir, mein Sohn — im Herzen bleibe mein kleines Kind und vor allem: Bleib wahr und echt, furchtlos wahr wie bisher. Du bist ein wilder, toller Kerl, du hast uns Müh' und Not genug gemacht — aber du bist wahr, du kennst die Lüge nicht. Lügen ist unwürdig. Die Stunde, in der du zum erstenmal eine Lüge aussprächest, die Stunde würd' ich nie verwinden können. Die Versuchungen sind so groß — darum — darum, mein Jung' — sag' ich dir das ... mein ehrlicher Junge!"

Eichner hatte langsam, wie unter körperlichen Schmerzen gesprochen. Hans hörte ihm zu, von tiefer, heiliger Ehrfurcht erfaßt. Seine laute Kinderfreude war gedämpft — er fühlte, daß

man von ihm ein Gelöbnis verlangte und daß morgen eine neue Sonne für ihn aufginge.

„Jedesmal, wenn du diesen roten Mond hier über dem alten Garten stehen siehst, später, wenn Eichsleben dir vielleicht schon gehört — dann denke an die Nacht, mein Jung'. Und nun geh schlafen. Ich bin auch müde. Sehr müde."

Hans erwiderte nichts. Stumm schlich er in sein Bett, fröstelnd, bang. Die ersten Vögel zwitscherten verschlafen in den Hecken. Der Tag hub an, über den Wiesen blitzte eine Tropfenfülle. Aus der Dämmerung ins Licht — aus der Kindheit in das heiße Leben. Und die Dämmerung ist doch so süß, der Geheimnisse voll, an Traumesseligkeit reich.

Zweierlei nahm Hans von der Heimat mit, was ihm besonders teuer: Den Hund Bré und das vergriffene Büchlein von Herrn Meyer-Stribensky. Den Hund hielt er krampfhaft am Halsbande fest, und das Buch trug er auf dem Herzen in der Rocktasche.

So trat er seine Reise an. Als er an der Station dem Kutscher Jochen und den Braunen Lebewohl sagen sollte, durchzuckte ihn plötzlich das Abschiedsweh. Er klopfte den Pferden den Hals und wagte es nicht, aufzublicken. Was würgte ihn nur so an der Kehle?

Eine freundliche, leicht bebende Hand schob ihn vorwärts — das kleine rote Stationsgebäude blieb zurück; die betauten Wiesen flogen vorüber, die bläulichen Linien der Föhrenwaldungen.

„Dort muß Eichsleben liegen," sagte Großmama leise. Niemand antwortete.

Erst nach einer vollen Stunde tat Hans den Mund auf: „Denk nur, Vater, hier gibt es auch Störche!"

Gegen Mittag waren sie am Ziel.

*

Das war eine Stadt voll Lindenblütenduft, wie es kaum eine zweite gab in deutschen Landen. Auf dem Marktplatz reckten drei stolze Linden ihre mächtigen Kronen in die flimmernde Sommerluft hinein und senkten ihre goldbeladenen, bienenumsummten Aeste tief auf die Erde. Dort wogte und wallte der Odem der Bäume süß und warm durch die verschlafene Stille und wallte in die Fenster des alten Hauses, das Eichners nun bewohnten. Ein hoher roter Giebel, weit vorspringend über die Fensterreihen, leuchtete in der Sonne wie Purpur; die unzähligen kleinen Scheiben der Dachstuben blinkten wie freundliche Augen. Auf der Hof- und Gartenseite war es eine grünende Pracht allenthalben. Blühende Büsche im üppigsten Wachstum – fast schien es, als müsse man sie jauchzen hören in der Seligkeit ihres Blühens — die schmalen Gartenwege umsponnen und überdacht von Zweigen, die Steinbänke umkränzt von wucherndem Kraut. Und wo ein alter, längst versiegter Brunnen aus den Sträuchern lugte, gediehen die Wasserlilien und das dunkle, feuchte, sammetige Moos. So ehrwürdig wie die Häuser hier am Markt waren die Gärten, die Brunnen darinnen und die Bäume.

Und nun gar die Hallen und Treppen, die Säle und Kammern, die hundert Schlupfwinkel! Hans hatte gleich am ersten Tage eine Entdeckungsreise unternommen und war sehr befriedigt, sehr bestaubt und mit zerrissenen Kleidern zurückgekehrt.

Auf dem „Boden" unter den Spinnweben hatte es ihm am besten gefallen.

„Hier riecht es nach Märchen," sagte er und installierte sich dort mit seinem „Siegfried".

Bis zum Schluß der Ferien gestattete man ihm völlige Freiheit. Einige von den „Jungens" hatte er bereits beaugenscheinigt — die Hände in den Hosentaschen — und mit seinem Visavis, dem Sohn eines Majors a. D., hatte er in der Weise Bekanntschaft angeknüpft, daß er ihn „anrempelte", worauf eine Prügelei erfolgte. Nach deren Beendigung gingen beide sehr gemütlich in den Eichnerschen Garten und aßen Stachelbeeren.

Udo Baldenstein war der einzige Sohn des Majors Baron von Baldenstein — ein Jahr älter als Hans — und ein blasser, rassig aussehender Junge in übertrieben englischem Matrosenanzug steckend. Die langen, bis zum Fuße reichenden, breit auslaufenden Hosen, der gewaltige Kragen um den nackten Hals, die Mütze mit den flatternden Seidenbändern imponierten zu Anfang Hans nicht wenig. Udo wurde ganz nach englischer Manier gehalten. Er liebte es, wenn der Damenbesuch im Salon seiner Mutter sagte: „Ein eleganter Schlingel." Auch sein Vater liebte es. Er hatte bereits eine Menge kleine Airs, eine Passion für den „Schick" und brennend rotes Briefpapier mit einem Wappen links unten in der Ecke. Eine Passion für die Oper, für Sekt und Zigaretten. An Gesellschaftsabenden wurde er meist zugelassen, und die Herren klopften ihm lachend auf die Schulter und riefen: „Ein verfluchter Bengel!"

Nur mit dem Lernen haperte es bedenklich, und sehr bald stellte es sich heraus, daß Udo und der um ein Jahr jüngere Hans auf der Schule in derselben Klasse sitzen würden. Udo „repetierte". Doch versprach er Hans seine Protektion. Er hatte dem frischen Landjungen gleich angemerkt, daß er gutmütig, anständig und gescheit war und — gefräßig. Wer gerne Backpflaumen und Johannisbrot ißt, von Apfelkuchen ganz zu schweigen, der ist immer leicht zu haben. Udo wußte das.

Er nahm Hans auch in seine eigne Wohnung mit und zeigte ihm seine Visitenkarten und seinen Foxterrier. Dagegen konnte Bré freilich nicht aufkommen! Fox roch zwar sehr stark nach

Lysol, aber das war die Folge seines täglichen Bades.

Hans versuchte an demselben Abend noch sein Heil mit Bré und setzte ihn in seine Waschschüssel, die er vorher mit heißem Wasser angefüllt. Bré nahm das sehr übel, lief, naß wie er war, in die Stube zu Großmama und war ganz stumme Klage.

„J, das war Hans, der infame Bengel," sagte Großmama und legte das Strickzeug zusammen. „Hans, mein Jung', un sag mal an, was soll das heißen?"

„Baldenstein badet seinen Hund auch."

„Das ist ja wohl der mit den flatternden Hosenbeinen, mit dem du immer gehst?"

„Ja, Großmama," sagte Hans stramm und wurde rot.

Sein Vater blickte jetzt von seinem Buch auf und sah seinen Jungen prüfend an.

„Sie wohnen gegenüber in dem renovierten Hause? Baldenstein ist ein guter Name. Aber ansehen möcht' ich mir den Jungen doch. Bring ihn mir doch mal, hörst du?"

Hans in großer Verlegenheit stiefelte von dannen.

„Hast du's gemerkt?" fragte Großmama. „Er schmeißt die Beine schon wie das Majorsküken."

Eichner mußte lächeln — es war ihm beinahe so unbehaglich zumute wie dem nassen Hunde Bré.

„Laß ihn man. Sie sind eben so — die Jungens!"

Am nächsten Tage — die Familie saß noch bei Tisch — trat das Dienstmädchen ein und meldete den „Baron Baldenstein".

„Wer?" Eichner warf die Serviette hin.

„Er hat gesagt, ich soll bloß sagen: Baron Baldenstein."

„Das ist doch sehr merkwürdig," flüsterte Eichner gedankenvoll. „Na — führen Sie ihn in den Salon — ich werde gleich —"

Damit verließ er die Eßstube.

Großmama schüttelte den Kopf.

„Du hast doch nichts pecciert, Junge?!"

„Ich?" Hans begegnete voll ihrem Blick. „Nö."

„Na, dann is gut."

Aber etwas nervös war sie doch, die gute Großmama.

Da erscholl ein heiteres Lachen, und Eichner riß die Tür auf. Hinter ihm ward Udo und nur Udo sichtbar.

„Ich hab' mich melden lassen, um dich zum Spazierenfahren abzuholen. Mein Papa fährt selbst den neuen Fuchs und hat gemeint, ob dein Papa es wohl erlaubt."

Jetzt bemerkte er die alte Dame, die in einer Art Radmantel — trotz der Sommerhitze — vor ihm saß, klappte die Hacken zusammen und verbeugte sich tadellos.

„Hm, Tag, mein Junge," sagte Großmama schnippisch. „Das bringst du ja famos fertig. Das hast du woll in der Tanzstunde gelernt?"

„Nein, Papa hat mich bei einem Unteroff'zier exerzieren lassen, als er noch im Dienst war."

„Scharmant, das ist ja reizend. Na, so nimm dir Hans nur mit. Von Pferden versteht er auch etwas."

Hans, der in atemloser Spannung feuerrot beobachtet hatte, welchen Eindruck sein Freund auf Vater und Großmama hervorrufe, leuchtete auf.

„Ja," sprach er, „der Braune, den deine Mutter neulich fuhr, das war ein Blender — sehr schlecht im Trab —"

„Der Fuchs ist first rate," sagte Udo mit Kennermiene.

„Na, so schiebt ab."

Nach erneuter Verbeugung Udos „schoben" sie ab.

Auf der Treppe schon fragte Udo: „Was war das für ein Ding, das deine Großmama da um hatte?"

„Ein Pelz."

„Meine Mama besitzt einen kostbaren Blaufuchs. Du, der Pelz sah aber schäbig aus!"

Daß Hans dies nie vorher bemerkt! Nun freilich kam es ihm selber unbegreiflich vor, daß seine Großmama ein so schäbiges Ding tragen könne. Das war ihrer nicht würdig, und was sollte auch Udo davon denken?

Er schämte sich ein wenig ... Ueber den Marktplatz schlich langgestreckt eine gefleckte Katze. Ihre Augen funkelten ihn grünlich und tückisch an, als er an ihr vorüberspazierte.

Ein Blitz! Ein Gedanke!

„Was hast du? Das elende Katzenvieh! Die frißt uns alle Vögel auf ..."

Hans strahlte.

Nach einer Weile — sie erwarteten auf der Rampe den Papa Major mit dem Fuchs — sagte Hans wie aus tiefen Träumen heraus: „Du, Udo, du hast ja alles — hättest du nicht eine alte Flinte oder so was? Sie muß aber noch losgehen!"

„Wollen mal sehen," sagte Udo geschmeichelt und gnädig. „Wozu?"

„Dazu."

„Wird wohl da sein. Karl hat gewiß eine. Ich borg' sie dir."

Der Wagen fuhr vor, und der cholerisch aussehende Major machte auf dem Bock eine joviale Wendung nach links: „Eins, zwei, drei, 'rauf, Jungens!"

Die beiden sprangen auf den Rücksitz des leichten Jagdwagens, und das Gefährt flog wie ein Vogel von dannen. Die Sommerdüfte folgten ihnen auf dem ganzen Wege bis in den Forst, wo eine stille, kühle Luft sie empfing. Grüngoldene Lichter spielten auf dem Waldboden. In

Hans wurden Erinnerungen wach. Er gedachte seines Siegfried. Udo hingegen plauderte unaufhörlich und nannte Hans die Namen der Spaziergänger, die ihnen allenthalben begegneten. Vor dem Forsthause, wo eine kleine Wirtschaft betrieben wurde, hielten sie eine Weile.

Der Major bestellte Milch und Kuchen.

Plötzlich riß Udo die Mütze vom Kopfe und errötete, indem er zugleich seinem Freund einen gelinden Rippenstoß verabfolgte.

„Du, das ist sie!"

„Wer?" Hans sah sich um.

„Na — sie! Bist du dumm! Hast du noch nie eine Flamme gehabt? Hier hat jeder auf dem Gymnasium eine Flamme, und dieser hier laufen alle nach, sogar die Primaner. Da, rechts, sieh sie dir mal an, die in dem roten Hut, die ist es."

Hans wagte einen scheuen Blick.

Er sah ein etwa sechzehnjähriges Mädchen in einem auffallenden, sehr eleganten Sacco, schlank und gerade. Pechschwarzes krauses Haar, aufgelöst und nur am linken Ohr mit einer brennend roten Schleife gehalten, fiel wild bis tief in ihre Stirn und verdeckte beinahe zur Hälfte das dunkle, feine Gesicht. Augen und Mund waren groß und lächelten fast verächtlich. Der Gesamteindruck reizend — und doch — in diesen Zügen, die kaum hübsch zu nennen waren, etwas Unedles. Hans empfand Unsagbares beim Anblick der extravaganten Erscheinung. Sie war so neu, so anders.

„Die hat Schick, was?" fragte Udo flüsternd. „Es ist die Tochter eines deutschen Kaufmanns, der in Peru ansässig ist. Ihre Mutter soll ganz was Tropisches sein. Nun haben die Eltern sie in die alte Heimat zu Verwandten geschickt, damit sie eine deutsche Erziehung genießen soll. Die hat schöne Dinge angestellt, kaum daß sie drei Tage hier war!"

„Was denn, was denn?" fragte Hans in höchster Spannung.

Udo schielte zum Papa Major hinüber, der Bekannte an einem Nebentisch getroffen hatte.

„Denk nur, sie konnte weder lesen noch schreiben und war doch schon so ein altes Mädel. Das erste, was sie tat, als sie in die Schule geschickt wurde, war, daß sie sämtliche neue Schulbücher in den Garten schleppte, aufschichtete und anzündete. Das gab einen Spektakel! Die Nachbarschaft schrie Feurio und alles rannte mit Wassereimern. Tags darauf schneite es gehörig, und Aimée — sie heißt nämlich Aimée —, die noch nie Schnee gesehen hatte, kroch zitternd vor Kälte in Mantel und Galoschen ins Bett, nachdem sie vom Spaziergang heimgekommen war. So ist die! Famos ist die, sag' ich dir!"

Hans lauschte mit offenem Munde.

Die kleine Dame indessen saß mit der lässigen Grazie der verwöhnten Mondaine und ließ sich bewundern. Als die beiden Knaben den eleganten Wagen bestiegen, belebte sich ihr Antlitz und zeigte ein gewisses Interesse. Sie ließ sich herab, Udos Gruß zu erwidern.

Auf der Rückfahrt wurde kein Wort gewechselt. Goldene Abendstimmung ruhte über der sommerlichen Landschaft. Das Lied der Grillen schläferte die von Sonne und Waldluft Müden ein.

Der Major setzte seinen kleinen Gast vor dessen Hause ab. Hans bedankte sich schon halb verträumt. „Is schon gut, mein Junge. Sag deinen Eltern, daß es mich immer freut, wenn du Udo besuchst." Er fand Wohlgefallen an dem frischen Knaben.

Großmama erwartete Hans mit einem stattlichen Teller belegter Butterbrote. Doch heute tat er ihnen keine Ehre an — er schlief während des Essens ein.

* *

In letzter Zeit war Hans viel abwesend. Sein Vater beunruhigte sich deshalb nicht, denn der Knabe trug eine fröhliche und offene Miene zur Schau. Großmama aber schien die Sache nicht geheuer.

„Er hat ein Geheimnis," sagte sie, „und wenn Jungens ein Geheimnis haben, dann ist es immer ein Basiliskenei. Frag du ihn doch, mir gibt er keine Antwort, weil ich wahrscheinlich als Frauenzimmer nicht würdig bin, eingeweiht zu werden."

„Wollen noch ein bißchen warten," meinte der Vater, „Kinder sollen sich nicht stets belauert fühlen, sie sollen sich frei bewegen."

„Frei bewegen!" rief Großmama aus und ließ ihren Strickstrumpf sinken. „Hast du dich etwa frei bewegt mit zwölf Jahren? Ich bin darin für das Altmodische wie in vielen andern Dingen, und du wirst erleben, daß der Bengel hinten und vorn ausschlägt bei deiner freien Bewegungsmethode. Na, meinethalben."

„Still! Hörst du nichts?" Herrn Eichners Wangen färbten sich mit dem flatternden, nervösen Rot, das bei sensitiven Menschen so leicht kommt und geht. Er hatte seines Sohnes Stimme vernommen, die eifrig eine andre, weibliche Stimme zu überschreien suchte.

Die Tür flog auf, und herein polterte der Junge, zerzaust und erhitzt, hinter ihm eine ältliche Dame, die ihn im wahrsten Sinne des Wortes am Kragen hatte.

Großmama schob die Brille bis an die Stirn und knickste nicht ohne Ironie.

„Was verschafft mir die Ehre? Wenn ich nicht irre — Fräulein Lindemann?"

„Verzeihung — ich bin ganz außer Atem — um ein Haar wäre er mir entwischt . . . ich bin gerannt . . ."

Eichner rollte einen Stuhl herbei.

Fräulein Lindemann wehrte dankend ab.

„Es ist wohl nicht zu Ihrer Kenntnis gelangt, daß seit etwa vierzehn Tagen ein Katzenmörder sein Wesen treibt? Die ganze Nachbarschaft befindet sich in Aufruhr. Mein Neffe hat einen Lieblingskater — Angora — schwarz und weiß —, dem fehlt nur die Sprache — na, und wie das Gerücht von dem Katzenmörder aufkam, da dachte ich bei mir: ‚Warte nur, mein Lieber, du wirf mal 'n Auge auf unsern Murrjahn.' Und legte mich auf die Lauer. Und richtig — vorhin, zwischen sechs und sieben — ich steckte in dem großen Haselbusch und hatte Murrjahn als Lockspeise auf den Rasen gesetzt —, da schlich sich etwas durch die geheime Mauerpforte am Küchengarten — ich sehe einen blitzenden Gewehrlauf —"

„Nein," schrie Hans, „es war man bloß die alte rostige Flinte von Udos Kutscher!"

„... einen blitzenden Gewehrlauf und springe aus dem Busch, den Täter zu fassen. Hier sehen Sie ihn, meine Verehrteste. So jung und schon so grausam. Was hat Murrjahn ihm getan?"

„Er frißt Vögel," sagte Hans eigensinnig.

Großmama war erblaßt. „Ist das wahr, Hans? Du hättest Katzen abgemurkst? Du, unser guter, weicher Junge, der einmal einen kranken Distelfinken zwei Stunden lang in der Hand hielt, um ihn zu erwärmen? Und das hast du heimlich betrieben, hinter unserm Rücken?"

Eichner stand plötzlich hinter seinem Sohne. Unter dem eisernen Druck seiner Hand beugte sich der geschmeidige Knabenkörper. Und als der Junge aufsah zu seinem Vater, durchzuckte ihn ein tiefer Schreck — Zorn und Schmerz waren eingegraben in dem geliebten Gesicht, Furchen und Linien, die Hans nie vorher bemerkt hatte. Er wurde ganz, ganz still. Allmählich nur huben seine Glieder zu zittern an.

„Seien Sie ruhig, mein Fräulein," sprach Eichner, „mein Sohn wird bestraft werden. Es ist die erste Grausamkeit, die er begangen. Er war nie schlecht vorher. Und wird es auch nie mehr sein."

Schlecht ...?!

Hans horchte hoch auf. Schlecht?!

Fräulein Lindemann fühlte sich etwas unbehaglich. Die Wendung, die ihre Sache genommen, beschämte sie beinahe. Stammelnd suchte sie für den Missetäter zu plädieren.

Aber Hans hörte und sah nicht. Er starrte vor sich hin und wiederholte nur immer in Gedanken: ‚Schlecht ...? Schlecht ...?'

Die Klägerin entfernte sich, trostlos und entwaffnet. Großmama begleitete sie die Treppe hinunter bis zur Haustür.

„Hoffentlich hat Ihren Murrjahn inzwischen nicht der Schlag gerührt," sagte sie trocken. „Angewünscht hätte ich's ihm schon. Adieu."

„Hätt' ich ahnen können," sprach Fräulein Lindemann weinerlich. „Bei andern Jungens setzt es eine Tracht Prügel, und es ist wieder gut. Aber Ihr Herr Sohn schien mir so erregt ..."

„Ja, er ist herzkrank, und der Bengel ist sein alles. Na, es hilft nicht. Adieu."

„Ich werd' meinen Neffen auf ihn aufmerksam machen. Nämlich mein Neffe ist ein ungeheuer gewissenhafter Lehrer und Erzieher ... Niemand hat wie er das Talent, Schäden in der Kindesseele auszumerzen ... wie, Sie wissen nicht, daß mein Neffe Ihres Enkels Klassenlehrer sein wird? Das wußt' ich schon lange."

„Ach —!" sagte Großmama nur. Sie verlor allen Mut. Ihre gewohnte Herzensgüte drohte, sie im Stiche zu lassen. Sie hätte der alten Person das Genick herumdrehen mögen! Während sie in ihrer Seelennot auf jedem Treppenabsatz keuchend Halt machte, fand droben das Strafgericht statt. Gesprochen wurde dabei kein Wort.

Der Vater, aschfahl, trat an den Schrank und entnahm ihm eine Art schwanker geflochtener Gerte. Dann blieb er stehen und faßte seinen Jungen ins Auge. Der rührte sich nicht. Stramm, gerade, ohne eine Miene zu verziehen, blickte er seinem Vater in die Pupille, mitten in den dunkeln, funkelnden Stern. Weder Trotz noch Zorn entstellte seine Züge. Er wartete ruhig.

Langsam näherte der Vater sich ihm. Ein Streich fiel. Hans zuckte nicht.

Da ließ Ludwig Eichner die Gerte zu Boden gleiten und ging aus dem Zimmer.

Zehn Minuten später steckte Großmama den Kopf durch die Türspalte.

„Na, Junge?"

„Hier."

Seltsam verändert klang die helle Stimme des Knaben. Ein heiserer Ton war darin.

So wagte Großmama vorsichtig eine kleine Attacke.

„Ist es vorüber, Junge?"

„Ja —"

„Wo ist Vater?"

„Ich weiß es nicht."

„Sag bloß — Junge, Junge! Was war in dich gefahren ...?"

Hans steckte zwei Finger zwischen Hals und Kragen und räusperte sich.

„Es war wegen des Mutterfells."

„Was ...!?"

„Weil doch Udo sagte, es sei so schäbig ..."

Großmama riß die Augen auf.

„Und da wollte ich dich überraschen und so viele Katzen schießen, bis ich genug Pelze für ein neues Mutterfell hatte. Ich habe erst drei geschossen, eine gelbrote, eine graugestreifte, eine schwarzgefleckte. Katzen sind doch Raubtiere! Und ihr schlachtet doch auch Ochsen."

„Das ist was andres, das ist zu einem nützlichen Zweck," sagte Großmama rasch.

„Ich schoß die Katzen auch zu einem nützlichen Zweck. Die Felle hab' ich alle selber abgezogen und zum Trocknen auf den Boden gehängt. Da hängen sie noch . . ."

„Herrje," rief Großmama, „auf den Boden, wo wir unsre Wäsche trocknen? Komm mal schnell mit, mein Jung', das muß ich sehen, das scheint mir so 'ne Sache!"

„Ja, aber, Großmama, du mußt dir die Nase zuhalten —"

„So —?" fragte Großmama gedehnt. Sie erstieg so eilig, als es ihre Fülle zuließ, die steile Bodentreppe. Schon am Eingang mußte sie nach Luft schnappen. Und richtig, da, an einem Nagel, gerade neben dem großen Kleiderspinde, wo sie ihre Staatsgewänder aufbewahrte, baumelten drei vertrocknete, jämmerlich verschrumpfte Katzenfelle, hart wie Stein und so dürr, daß sie klapperten.

Der Anblick hatte für Großmama etwas unglaublich Rührendes. Angesichts der elenden Tierhäute faßte sie ihren Jungen in die Arme und drückte ihn an sich.

„So, mein Jung'," sagte sie nach einer Weile, „nu nimm mir das aber nicht übel — nu hol dir mal 'ne Feuerzange und kriege damit diese gewesenen Katzen zu greifen und wirf sie hübsch fix in die Müllgrube. Ja?"

Hans erwiderte nichts. Er packte die drei beim Schwanze und entfernte sich lautlos.

Großmama aber suchte ihren Sohn in seiner Bibliothek heim, wo er wie gebrochen saß, den Kopf in die Hand gestützt.

„Jedes Ding auf Erden hat seine komische Seite," sprach Großmama, „und diese Katzenaffäre hat eine sehr komische."

„Mutter!"

„Glaub mir, mein alter Sohn: Bring keine Tragik in die Nebensächlichkeiten des täglichen Lebens — das kommt mir vor, als ob ich in einem weißen griechischen Sapphogewande einen Waschzettel schriebe oder eine Suppe kochte. Diese alte Lindemann samt ihrem Kater ist nicht wert, daß man eine Minute solch ein Gesicht in die Welt schnitzt wie du eben. Ja, ja, ich weiß schon, was du sagen willst: es ist nicht der Kater, es ist der Charakter unsers Jungen, der dir zu denken gibt. Na, so frag' ich dich denn — hast du noch nie Ochsenfleisch gegessen? Bist du Vegetarier?"

„Aber teuerste Mama . . ."

„Auf Schlangenköpfe hat der Staat schon Prämien ausgesetzt, ebenso auf Ratten- und Mäuseschwänze. Ich sehe keinen Unterschied zwischen einem Schlangen- und einem Katzenkopf!"

„Ich sehe, daß der Junge dich unter hat," seufzte Ludwig Eichner. „Wie er mich vorhin anguckte . . ."

„St, er kommt."

Aber er kam nicht. Er verkroch sich mit Bré in die Rumpelkammer und gähnte ein paarmal recht faul und laut in die Luft. Dazu strampelte er mit einem Bein. Dann schnitt er einige furchtbare Fratzen und verfiel allgemach in Träumerei. Das war so seine Art, weltschmerzlich zu sein.

*

Acht Tage vor Schulbeginn besuchte der Major Baldenstein selbst Herrn Eichner, um Hans zu einem abendlichen Gartenfest einzuladen, das morgen stattfinden sollte. Die lauen, duftigen Septemberabende mit ihren rotverhängten Wipfelschatten, ihren feinen Strichnebeln und ihrem milden Hauch von leisem Vergehen hatten ihn gelockt, in seinem Garten ein Glas goldene Pfirsichbowle zu trinken. Ein paar Freunde mit ihren Damen, einige Kameraden Udos waren gebeten.

„Schicken Sie uns Ihren Jungen," sagte der Major, „er hat einen so guten Einfluß auf meinen Sohn. Der ist 'n bißchen voraus für seine Jahre, und ich habe gar keine Macht über ihn, weil ich immer gleich zuhaue. Ich hab' ein loses Handgelenk, wissen Sie!"

Herr Eichner mußte lächeln. Er betrachtete den Mann mit dem roten, über den Kragen quellenden Nacken.

„Ich hoffe, Hans beträgt sich ordentlich."

„Kein Zweifel, kein Zweifel. Das steckt so drinnen. Eh — was ich sagen wollte — die alte Tante Lindemann soll ja wieder ihren Koller gehabt haben und Ihren Jungen wegen Katermord angeklagt haben? Sie haben sie doch hoffentlich 'rausgeschmissen?"

„Ich habe meinen Sohn bestraft."

„Na, erlauben Sie mal! Hat sich Murrjahn schon in Ihren Erdbeerbeeten gewälzt? Hat er sich schon regennaß in Ihr Haus und Bett geschlichen, um sich zu trocknen? Hat er Ihre Amseln gefressen? Ist er schon auf Ihrer Türmatte auf und ab gerutscht wie ein wahnsinniger Affe, um sich von einem lästigen Insekt zu befreien? Nein? Dann warten Sie's ab. Dann werden Sie einsehen, daß kein Martertod zu grausam wäre für dies vierbeinige Ekel. Guten Morgen, auf Wiedersehen, Herr Nachbar!"

Eichner schüttelte sich vor Lachen. Ein gemütlicher Kauz, der cholerische Major. Wie kam nur der zu diesem überfeinerten Zuckerpüppchen von Sohn?

Sehr vergnügt und stolz machte Hans an dem bestimmten Abend seinen Weg zu Baldensteins hinüber. Er trug seinen besten Anzug und strahlte von Frische. Seinen hellen Blondkopf hatte er unter die Pumpe gehalten und nur so gepustet und geprustet vor Wonne in dem kalten Wasser.

Nun empfing Udo ihn an der eisernen Gartentür. Die Alten saßen und standen schon in

Gruppen umher, das wilde Weinlaub glühte wie eine lebendige Lohe um Gartenhaus und Veranda.

Die Glastür zum Salon war geöffnet. Die fahle Helle, die der Tag draußen noch zurückgelassen, schimmerte gleich grauen Perlen, matt und doch glänzend, rosig getönt. Kristallene Gläser klirrten leise auf den runden Tischen, an denen die Bowle getrunken werden sollte.

In einem Taxusboskett unweit der Veranda hatte man Stühle und einen Tisch für „die Jungens" untergebracht.

Hans Eichners erstes Wort lautete: „Udo, du riechst nach Kaninchen — gräßlich!"

„Püt," erwiderte Udo mitleidig und führte seinen Aermel an die Nase. „Das ist Heliotrop — kann der noch nicht Kaninchen von Heliotrop unterscheiden! Jetzt das schickste Parfüm. Hast du überhaupt Mama schon begrüßt?"

„Nö."

„Da steht sie gerade. Allons!"

Frau von Baldenstein, sehr zart und ganz in schwarzen Tüll mit Jet gehüllt, lächelte dem Freunde ihres Sohnes ermutigend entgegen. Sie teilte nicht völlig die Vorliebe ihres Mannes für diesen derben Knaben, der so eigentümlich fest in seinen Schuhen stand, aber sie schätzte das Solide an ihm. Er war auch zu komisch — mit seinem großen Appetit und seinen Anfällen von Träumerei. Halb Konditor, halb Poet, pflegte sie von ihm zu sagen.

Udo führte seinen Freund bei allen Damen herum. Hans war froh, als das Komplimentieren und Nicken ein Ende hatte. Der Abend war hereingebrochen, man zündete im Garten die Windlichter an. Und das war der Reiz der Stunde. Man sah sich und sah sich doch nicht, einer wurde dem andern zum Schatten, über den nur hin und wieder ein Streifen Licht huschte.

Die Fledermäuse, aufgescheucht durch das ungewohnte Treiben, strichen dicht über den Büschen dahin. Und dazwischen immer das Klingen der Gläser wie von kleinen, feinen Glocken, die an Silberdrähten geschwungen werden.

„Hans," sagte Udo, „was starrst du so blödsinnig mit offenem Munde in die Luft? Willst du noch Torte?"

„Danke, nein. Ich hab' den Mond entdeckt. Sieh nur — am Himmel schwimmt ein Elfchen, das bewegt die Arme, bis sie zerfließen. Da wird das Elfchen ganz lang und wird ein silberner Walfisch, der zieht ein Boot, auf dem sitzt der Mond. Ah . . .!"

Leuchtend hob sich die Mondkugel über die düsteren Dächer. Die schimmerten weiß wie nach einem leichten Schneefall.

Udo wurde ungeduldig und ließ Hans im Stich. Im Grunde mochte er ihn nicht. Aber wer weiß, wozu er gut war.

Hans saß allein. Eine Weile beobachtete er noch das Spiel der Wolken am Nachthimmel, bis diese verschwunden waren, man wußte nicht, wohin — als habe die Erde sie aufgesogen. Der Mond war nun Herr.

Durch die geöffnete Salontür klang leise Musik. Die Töne eines bekannten Walzers von Waldteufel: die Sirenen.

Auf den Gartenwegen wandelte die Gesellschaft in einem Zustande von Verzücktheit — Bowle, Dunkelheit und Mondschein hatten ihre Zauberwirkung ausgeübt.

„Ich dachte, etwas Musik würde nicht schaden," lispelte Frau von Baldenstein, „und da habe ich einen Klavierspieler bestellt. Bedingung: er muß im Dunkeln spielen. Man darf keine Tasten, keinen Kasten und keinen Mann im schäbigen Rock sehen. Er ist kein gewöhnlicher Tapeur. Sie hätten sehen sollen, wie er gleich auf meine Idee einging!"

Man schwärmte, man schloß die Augenlider.

Einer war, der bei den allerersten Tönen wie elektrisiert auf die Füße sprang — dieser eine war Hans. Es überlief ihm siedend heiß, dann eiskalt. Sein Herz klopfte im Sturm.

Die Hand kannte er, die einen so seltsamen Klang dem dünntönigen Klavier zu entlocken vermochte... so spielte nur ein Mensch auf der Welt...

Dem Jungen wurde es eng um die Brust. Unbekümmert um die Lustwandelnden, die ihn spöttisch lächelnd mit Blicken verfolgten, stürzte er die wenigen Stufen zur Veranda hinan, von da in das dunkle Zimmer.

Festgebannt blieb er stehen. Der Klavierspieler wandte sich . . .

„. . . Junge . . .! Du . . .?!"

„Herr Meyer-Stribensky! Herr Meyer-Stribensky! Ich — ich habe Sie am Spiel erkannt . . ."

„Nach drei langen Jahren? Und an dem Schundzeug, an dem ich mich für schnöden Mammon versündige?"

Hans sah in sein Gesicht, das vom Mondschein matt beleuchtet wurde. Es war nicht mehr so rosig und voll wie früher, aber feiner und doch kräftiger.

„Ich hätte Sie erkannt und wenn Sie die Holzauktion gespielt hätten," erklärte Hans fest. „Und o, Herr Meyer-Stribensky — spielen Sie auf der Stelle ein einziges Mal: Winterstürme wichen dem Wonnemond — aber sagen Sie gar nichts!"

Es zuckte wie Rührung über des jungen Mannes Züge. Leise intonierte er Siegmunds Liebeslied aus der Walküre.

Hans hatte sich flach auf den Boden gelegt mit geschlossenen Augen. Herr Meyer-Stribensky brach ab bei Sieglindes Antwort.

„So ist es möglich, du hast den verrückten Kauz, Meyer-Stribensky genannt, nicht vergessen?"

„Nein," sagte Hans mit einem tiefen Atemzug, „ich bin nachher nie wieder froh geworden."

„Junge, das ist 'n Wort — dafür bist du zu jung," rief Herr Meyer-Stribensky erschrocken. „Und vor allen Dingen erzähl mir mal deinen Lebenslauf bis heute. Ich möchte fast sagen — Stümper haben an diesem Menschenkind ihre Kunst versucht —"

Und Hans erzählte. Er schüttete sein Herz aus, während sein ehemaliger Erzieher, die Ellbogen auf die Tasten gestützt, das Auge auf den blonden Knaben geheftet, mit gefalteter Stirn lauschte. Nichts blieb ihm vorenthalten. Selbst nicht das Katzenabenteuer. Daran war eben doch das schlimmste, daß sein künftiger Klassenlehrer, der junge Doktor Lindemann, infolge dieser dummen Geschichte sehr gegen ihn voreingenommen war, wie Tante Lindemann aller Welt versicherte.

„Hm, das ist freilich verflucht dumm," brummte Herr Meyer-Stribensky. „Ich kenne Lindemann. Vor allen Dingen, Junge — niemals kleine, harmlose Betrügereien mit Zetteln und dergleichen — er ist darin verflucht eklig."

Hans reckte und dehnte sich und stand vom Boden auf.

„O, jetzt hab' ich wieder Mut. Es ist nur, wenn man keinen Menschen hat — "

„Du hast doch deinen guten Vater."

„Der ist eben zu gut. Er sieht mich immer so schrecklich traurig an, wenn ich etwas angestellt habe. Das tut mehr weh, als wenn er mich verhaute. Udo sagte neulich, sein Alter habe ihn so verhauen. Ich sagte aber: ‚Sei froh!'"

„Udo — das ist wohl der geschniegelte Bengel, der auf tausend Schritte nach dem Toilettentisch seiner Mutter riecht? Vor der Sorte warn' ich dich, mein Freund! Das ist die niedriggestirnte Sorte, die im Schädel eine Puderquaste hat statt des Gehirns. Die Sorte versagt immer, wo es gilt — das ist Ramschware, mein Junge, aus dem billigen Basar, und die Existenz dieser Leute ist unlauterer Wettbewerb!"

„Aber warum spielen Sie dann hier?"

Herr Meyer-Stribensky lachte und fuhr sich mit der Hand durch das dichte Haar.

„Das ist die Charakterlosigkeit des ehrlichen Kämpfers ums tägliche Brot. Wie du mich hier siehst, Hans, in Lebensgröße, bin ich erst vorige Woche aus Berlin hierhergekommen, um mich zu erholen. Die geringen Reisekosten zu bestreiten, bin ich Bänkelsänger, lustiger Musikante geworden. Man muß auch das können. Auch ich lasse, wie mein verehrter Kollege am Nil, manches Krokodil tanzen, dafür wird aber eine Zeit dämmern — und der selige Morgen ist schon nah —, wo ich vor wirklichen Menschen, einer Versammlung von atemlos harrenden, genießenden Gottesgeschöpfen meinen Siegfried zum Sein erwecke — mit meiner Stimme, mit meiner Seele . . ."

„Herr Meyer-Stribensky — Sie hätten — Sie wären —"

„Ja, ich hätte, ich wäre. Ich hab' mich ausbilden lassen. Nächsten Winter trete ich in Berlin zum erstenmal auf. Mein kleines Kapital ist verbraucht, aber was tut das? Ich hab's doch durchgesetzt."

Hans war ganz scheu geworden vor grenzenlosem Respekt.

„Sie haben nicht mal was zu trinken!" rief er plötzlich.

„Mein Lehrer hat mich zwar vor dem üblichen Tenordurst gewarnt, aber allerdings — so ein Glas Bowle —" er schnalzte mit der Zunge. „Ha, ha, ha! Weißt du, was mein Lehrer sagte? Der Teufel hat dem Tenor einen Schwamm als Patengeschenk in die Wiege gelegt, weil ihn die himmlischen Töne, die Gott ihm geschenkt, in seiner Hölle nicht ruhig schlafen lassen. Um die Töne zu ersticken, erfand er den Schwamm, und der unglückliche Sänger muß nun trinken und trinken, bis der Schwamm vollgesogen ist und die himmlischen Töne erstickt sind. Der Tenor wird dann rund wie ein Faß, und darum gibt es so viele fette Tenore. Siegfried auf seinem Schilde gleicht alsdann einem angerichteten Festbraten, den höchstens noch die Kritiker auffressen — das Publikum beißt nicht mehr an. Ja, und darum sprach mein Professor — wenn er gut gelaunt ist, sagt er ‚du': ‚Mein Sohn — saufe nicht! Denke an den Tenordurst!'"

Hier verstummte er, denn ein Schatten fiel quer über den breiten Streifen Mondlicht.

Es war die zarte Frau von Baldenstein mit dem ewigen Lächeln. Hans wurde nicht von ihr bemerkt. „Warum spielen Sie nicht?" fragte sie ziemlich barsch. „Sind Sie eingeschlafen?"

Herr Meyer-Stribensky schlug statt jeder Antwort ein paar Akkorde an. Unter seinen schlanken Händen entwickelte sich — zierlich fugiert nach Bach, um endlich in Mozartschen Stil überzugehen — die . . . „Gigerlkönigin"!

„Ist das Beethoven?" fragte die Frau des Hauses noch.

„Ja. Sein Allerneuestes."

Frau von Baldenstein rauschte von dannen.

„Komisch," sagte der Major beim elften Glase Bowle, „diese Melodie kommt mir riesig bekannt vor . . ."

„Beethoven," sprach seine Frau und spitzte lieblich den Mund. „Und da heißt es, er sei schwer zu verstehen. Ich finde, er hat so was Populäres!"

Herr Meyer-Stribensky phantasierte nun und plauderte derweilen mit Hans.

„Junge, eines mußt du mir heilig geloben: Laß dich nie ins Bockshorn jagen. Mit zwölf Jahren, zum Teufel, ist einer doch schon ein Mensch! Bist du auf Schule, so mach dir genau deinen



Der Ausrufer. Nach einem Gemälde von Blandford Fletcher



Vers — nach dem und dem Prinzip will ich leben und handeln. Nicht schwanken und abhängig sein, vor allem nicht andre Schüler nachäffen, ich meine damit, nicht werden wollen, wie dieser oder jener ist, sei's auch im Guten. Sorge dafür, daß jeder Respekt vor dir hat und haben kann und daß du der ganzen Welt offen ins Auge schauen darfst. Nur nicht sich schämen müssen, Junge, nur nie sich schämen müssen!"

Hans lehnte am Fenstersims und hörte andächtig zu.

Die alte Stadtuhr schlug zehnmal, um die Stunde mußte er nach Hause.

Herr Meyer-Stribensky erhob sich und klappte den Klavierdeckel zu. „Ich geh' mit dir, mein Junge. Deinen Vater muß ich begrüßen, er ist freundlich zu mir gewesen, als ich gerade gar nicht wußte, was mit mir anfangen. Komm, meine Zeit hier ist ohnehin zu Ende —"

So geschah es, daß beide durchbrannten, Hans, ohne Abschied von seinen Gastfreunden zu nehmen, Herr Meyer-Stribensky ohne Honorar.

Sie wanderten über den stillen Marktplatz im Schatten der hohen Giebel — und Hans sagte plötzlich: „Es ist doch recht schön hier, das habe ich gar nicht gewußt."

„Das macht, weil ich da bin," scherzte Herr Meyer-Stribensky. Im Grunde seines Herzens ahnte er, daß dies tatsächlich der Fall war.

In der Nacht brannte lange Licht im Eichnerschen Hause. Die Gärten schliefen, der Mond wurde immer größer — und vier geistesverwandte Menschen, die so recht eigentlich zusammengehörten, fingen, wie Herr Meyer-Stribensky einst gesagt, die goldenen Tropfen des Glückes in ihrer Hand auf.

*

Aber am nächsten Tage schon huschte ein kleiner böser Kobold von Haus zu Haus, von Mund zu Mund. Er entsprang den lächelnden Lippen der zarten Frau von Baldenstein und machte seine Runde durch die Stadt. Udos Mama, die sich ihres Sohnes Klassenlehrer gern warm hielt aus guten Gründen, überschüttete Tante Lindemann stets mit Aufmerksamkeiten aller Art. So packte sie eine halbe Torte in Seidenpapier und besuchte die Tante, die Murrjahn auf dem Schoße hielt und sich trotzdem gerade langweilte.

Nachdem Murrjahn für „süß" erklärt und über den mürrischen Dickkopf gestreichelt war, ließ sich der Kobold wie folgt vernehmen:

„Ja, denken Sie nur — meine Teure — der kleine Eichner hat sich wieder einmal entpuppt. Mein Mann mußte ihn natürlich einladen — er hat oft eine solche Vorliebe für das Rohe, wie viele Militärs —, und was tut der Bengel? Schleicht sich zu dem von mir bestellten und bezahlten Tapeur, der eine Art herumziehender, vagabundierender Musikant ist, bleibt den ganzen Abend bei dem Menschen sitzen und läuft schließlich mit ihm ohne Abschied davon, wer weiß, wohin! Das sind denn doch sehr bedenkliche Neigungen, und ich bin außer mir, daß mein Mann hierin nichts findet und Udo den Umgang mit dem Jungen nicht untersagen will!"

„Ei, ei," sprach Tante Lindemann und setzte den Kater zu Boden, „das ist ja einfach haarsträubend! Da muß ich doch Alfred einen Wink geben, solch einer verdirbt oft eine ganze Klasse — mit einem Vagabunden, sagten Sie, Verehrteste?"

Frau von Baldenstein zuckte die Achseln und lächelte vielsagend. Bald darauf empfahl sie sich. Sie hatte an diesem Vormittage noch sehr viele Visiten vor.

Doktor Lindemann lieh den Berichten seiner Tante nur ein halbes Ohr — scheinbar.

Trotz seiner verhältnismäßig jungen Jahre war er im Dienst der Schule schon etwas nervös und gallig geworden, hatte einen beinahe kahlen Kopf und eine aufwärts gestülpte Nase. Von einer fast krankhaften sogenannten Gerechtigkeitsliebe beseelt, war er berüchtigt dafür, bei jedem noch so geringen Anlaß große Generaluntersuchungen zu veranstalten, die entweder mit der Bestrafung des Delinquenten oder im Falle der Nichtentdeckung mit der Bestrafung der ganzen Klasse endigten. Allenthalben witterte er Böses, seltsamerweise nur da nicht, wo es wirklich zu finden war. Den Namen „Hans Eichner" versah er auf seiner Schülerliste mit einem dicken schwarzen Strich.

Zuletzt gab es nur eine Familie in den maßgebenden Kreisen der Stadt, die von der Affäre des Bowlenabends und ihrer böswilligen Auslegung nichts verlauten hörte — und das war die Familie Eichner selbst. Teils konnte man ihr das zum Unglück rechnen, denn so fraß das Gift unbehindert und unaufhaltsam weiter; teils aber entschieden zum Glück, denn Herrn Eichners Gesundheitszustand ließ jetzt sehr viel zu wünschen übrig und wäre neuen Nergeleien und neuem Aerger nicht gewachsen gewesen.

Er saß mit seltsam hellen, klaren Augen stundenlang regungslos in seinem Stuhl, und seine Stimme klang von Tag zu Tag leiser. Jeder laute Ton tat seinem Herzen weh, und Großmama mußte wieder daran denken, wie er es einst eine Glasglocke genannt.

Das Leben draußen focht ihn wenig an, er hatte nur noch ein Interesse: seinen Jungen.

Großmama war auf der Wacht. Häufig in den Nächten schlich sie auf Strümpfen bis zur Schlafzimmertür ihres Sohnes und legte gespannt das Ohr ans Schlüsselloch. Wenn er sich bewegte oder räusperte, kroch sie beruhigt in ihr warmes Bett zurück.

‚Es herbstet!‘ dachte sie, ‚ja, ja, es wird

Herbst. Wenn's nur schon wieder Frühling wär'!"

Die Jahreszeit stand im Zeichen des Vergehens.

*

Das war eine merkwürdige Sekunde gewesen, in der Hans stramm aufgerichtet unter seinen Mitschülern den ersten musternden Blick seines Lehrers auf sich ruhen fühlte. War ihm doch, als verweilten diese kohlschwarzen, etwas stechenden Augen besonders lang auf seiner kleinen, unbedeutenden Person.

Er entsann sich Herrn Meyer-Stribenskys Rat: „Immer offen und gerade anschauen!" und erwiderte so den Blick des Doktor Lindemann. Der runzelte unmerklich die Stirn und kommandierte: „Setzen!"

Der Unterricht begann. Hans war mit Feuereifer dabei und wurde wieder vom Lehrer besonders scharf ins Zeug genommen mit Kreuz- und Querfragen. Udo Baldenstein, der seinen Platz neben Hans hatte, wurde nur so gestreift, gewissermaßen im Vorübergehen; auch gab er konfuse Antworten, obwohl er repetierte, und spielte fortwährend mit allen möglichen Dingen, als da sind Messer, Gummi, ein Endchen Schnur.

In der Erholungsviertelstunde tobte alles auf den Hof. Hans biß mit dem ihm eignen Appetit einen Apfel an und warf dann das Gehäuse fort — gerade vor die Füße seines Lehrers, der unbemerkt hinter ihm gestanden war.

„Du mußt dir bessere Manieren angewöhnen, Hans Eichner," sagte er mit mehr Zornbeben in der Stimme, als nötig war.

Hans erstarrte förmlich und wurde feuerrot. Die lächerliche kleine Episode verdarb ihm die ganze Freude am ersten Schultag. Er wußte sich nicht mehr zu helfen, und die Lust am Spiel der andern war ihm gründlich vergangen. So setzte er sich unter den mächtigen Ahornbaum, der seine herbstlich rotbelaubten Aeste beinahe zur Hälfte über den Hof breitete, und sah ihnen zu.

Wie das lachte und rannte und sich balgte! Seine ganze Klasse vollführte einen Heidenlärm — jetzt fielen sie über Udo her und entrissen ihm seine langbebänderte Schottenmütze unter mörderlichem Geschrei. Das sehen und Udo beispringen, war für Hans das Werk eines Augenblicks. Er teilte einige wohlgezielte Püffe aus und eroberte so das Streitobjekt, das er hoch durch die Luft schwang.

„Hurra!" schrie die wilde Bande, „Eichner hat sie, hurra!" Die Besiegten nahmen mit diesem Ruf den „Neuen" formell als Genossen auf und tanzten eine Art Indianertanz um ihn herum. Der größte Raufbold der Klasse, Müller II mit Namen, trat auf ihn zu: „Laß mal deine Muskeln sehen. Fühl mal meine! O, ich trainiere mich aber auch! Ich turne, ich schwimme, ich rudere, fahre Rad, ich hab' schon zwei Preise!"

„Famos!" sagte Hans anerkennend und besah ihn ungeniert vom Kopf bis zu den Füßen.

Müller II verbreitete einen penetranten Gummigeruch, wie viele Leute, die sich unausgesetzt mit ihrem Fahrrad beschäftigen und förmlich die Manie haben, es fortwährend zu putzen und die Pneumatiks aufzupumpen. Natürlich trug er sich ganz sportsmäßig: Wollenhemd, Zwickelstrümpfe, Lodenjacke, Pumphose. Mit beinahe vierzehn saß er noch in Quarta, denn sein Papa war gar nicht ehrgeizig und war mehr für Leibesübungen als für die des Geistes. Ein kräftiger, elastischer, widerstandsfähiger Körper — das war für ihn der Inbegriff alles irdischen Glückes — und so ganz unrecht hatte er darin nicht.

Müller II merkte, daß er Eindruck auf Hans machte und fuhr fort: „Ich trinke nur Milch und esse kolossal viel. Ich hab' schon mal mit einem gewettet und sechs Paar Knackwürste und sechs Brötchen gegessen. Kannst du das?"

„So viel wohl nicht," gestand Hans, „aber Hunger habe ich auch immer; ich bin immer nur fünf Minuten satt, dann geht's wieder los, und meine Großmama und mein Vater meinen, das sei eine schlechte Angewohnheit, und setzen mich jetzt auf schmale Kost. Ich soll nur Obst und Brot und ganz wenig Fleisch kriegen."

Der andre lachte gutmütig. „Kennen wir. Aber man hat so seine Mittel, sich schadlos zu halten —"

„Wieso denn?"

„Wirst es schon noch lernen. Da gibt es tausend Dinge. Du Küken, du kommst wohl vom Lande?"

Hans bejahte.

„Na, dann paß nur auf hier in der Schule, daß dir keiner die Butter vom Brote nimmt. Halt dich nur an mich. Und sei kein Philister, sonst bist du gleich drunter durch."

Er pfiff durchdringend und deutete dann mit dem Daumen rückwärts.

„Wie er wieder aussieht, der Ritter Udo von der traurigen Gestalt! Wie ein Milchbrot, das im Backofen nicht aufgegangen ist. Grau und teigig, egittegitt!"

„Du darfst so nicht sprechen, er ist mein Freund," sagte Hans schüchtern.

„So? Na! Meine herzliche Kondolation. Du wirst es schon noch merken. Hat sich das Nilpferd mal wieder einen ehrlichen Kerl aufgegabelt? Paß auf! Der hat 'ne gesunde Abneigung gegen selbstgeschriebene Aufsätze und selbstgelöste Rechenexempel. Da ist er schlau drin wie ein Fuchs. Glaub mir nur — ich bin sozusagen das bemooste Haupt der Klasse — und wenn du kannst, spuck dem verfluchten Kerl auf die Stiebel."

Hans war sehr gedankenvoll geworden, er-

innerte er sich doch des Ausspruchs, den Herr Meyer-Stribensky damals getan. Aber Udo hatte ihm nie Böses zugefügt. Es war häßlich von ihm, Böses über ihn anzuhören. In dem Sinne sprach er sich jetzt aus.

Müller II faltete die Hände.

„Du bist viel zu grundanständig für die Schule," sagte er weise. „Da muß einer frech und rücksichtslos sein, sonst fressen ihn die andern Jungens auf — wer hat mir aus purer, gemeiner Bosheit einen Nagel in mein Pneumatik gesteckt? Das war letztes Jahr! Niemand anders als Udo Baldenstein. Da kriegte ich ihn zu fassen, daß er mehr schlotterte als mein Pneumatik, und habe ihn mit der Luftpumpe verhauen, daß auch von der die Stücke flogen. Jetzt hab' ich Ruh'. Da läutet's. Adieu so lange. Apropos — gib acht — der Kerl schreibt ab von seinem Nebenmanne."

Müller II war verschwunden. Hans sah ihn später in der Klasse wieder, als der letzten einen.

Um zwölf Uhr, nach Schulschluß, wartete Udo seinen Freund zum gemeinschaftlichen Nachhauseweg ab. Er sah blaß und gelangweilt aus und ermunterte sich erst, nachdem sie hundert Schritte marschiert waren.

„Aber wohin gehst du denn?" fragte Hans, „wir müssen doch nach rechts?"

„Du!" höhnte Udo, „du bist wirklich zu naiv. Die Töchterschule liegt doch in der Allee links. Und das weißt du doch, daß alle Gymnasiasten immer da vorbeigehen. Siehst du die drei Primaner mit den Tennisrackets? Die holen ihre Schwestern ab. Die andern zwei haben keine Schwestern. Die meisten warten auf Aimée Lamberti. 's ist ja nichts dabei. Komm nur, schnell, sonst kommen uns andre zuvor."

Hans wußte nicht, wie ihm geschah. Er folgte Udo mechanisch. Nein, dabei war nichts, was sollte dabei sein? Da lag das große, helle Gebäude in der prallen Mittagssonne, und auf dem weiten, gelbkiesigen Platze wimmelte es von unzähligen kleinen und größeren bunten Menschenkindern.

Vier entzückende Achtjährige, sehr elegant und einfach gekleidet, stolzierten wichtig und kichernd, aber völlig unbeachtet von der männlichen Jugend an den Herren Schülern vorüber. Dann kamen die Backfische — mit hängenden Zöpfen oder den Versuchen einer hochmodernen Frisur à la Jugend —, sie blickten nicht nach rechts und nicht nach links, denn sie hatten höhere Aspirationen und sparten ihr Lächeln bis zur Kaserne auf, an der sie ebenfalls vorbei mußten. Die waren schon leutnantsreif. Um so mehr wurden sie von der Oberprima angeschwärmt. Die Schülerinnen der Selekta, die „Kinder so schrecklich gern hatten", nickten hin und wieder einem dünnen Quintanerchen zu, das sich in eine ältliche Lehrerin vergafft hatte.

„Dort ist ja Müller II!" sagte Hans beinahe erleichtert.

„Ja, das Sportsmonstrum wartet auch auf die Tropin!" Das Wort „Tropin" hatte Udo erfunden und tat sich etwas darauf zugute.

„Sportsmonstrum darfst du nicht sagen," erwiderte Hans, „Müller II ist mein Freund!"

Udo verzog das Gesicht.

„Sein Vater handelt mit Sportartikeln! Ich verkehre nicht mit ihm."

„Aber er mit dir," sagte Hans völlig harmlos, „er hat mir's doch erzählt."

Udo warf Hans einen prüfenden, giftigen Blick zu. Doch er schien ganz unschuldig und keine Anspielung beabsichtigt zu haben.

„Da ist sie!"

Aimée Lamberti, von wirrem schwarzen Kraushaar umwogt wie an jenem Abend im Forst, schritt mit einer Art wilder Grazie, indem sie sich leicht in den Hüften wiegte, aus der Tür ins Freie. Wieder trug sie eine brennend rote Schleife am linken Ohr, das dunkelblaue Kleid ließ nur die zierlichen Füße frei. Eine volle dunkle Rose, halb erschlossen, das war Aimée Lamberti.

Ihr Erscheinen bewirkte eine förmliche Umwälzung.

Die Herren Primaner suchten ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und warfen sich in die Brust, Müller II pflanzte sich herausfordernd in der Nähe von Hans und Udo auf — der eine spielte den Blasierten, der andre den Melancholischen, der dritte den Schmachtenden — und Aimée? Es war kein Traum, sondern Wahrheit: Aimée lachte Hans an, den kleinen, unbedeutenden Hans, der ihr neu war — sie lachte und nickte — allerdings etwas amüsiert, als ob ihr das einen Riesenspaß bedeute, was der Student einen Ulk nennt — aber die Verblendeten verstanden sich nicht auf solche Nuancen, und für sie war dies Lächeln einfach ein Zeichen unverdientester, an Hans verschwendeter Huld. Die Eifersucht entbrannte lichterloh. Oberprima verließ mit Ostentation das Schlachtfeld, und nur Müller II, Udo und Hans standen sich mit gemischten Gefühlen gegenüber. Udo gehörte zu denen, die vor Neid gelb werden, und das läßt auf einen schlechten Charakter schließen. Müller II glich in solchen Momenten einem Pulverturm, in den ein Funken geflogen: er explodierte, und zwar gründlich.

„Hör mal, Hans," rief Müller II den Jungen an, „das ist 'ne Ungerechtigkeit! Du bist ganz neu hierhergekommen, und schon versuchst du, mir Aimée Lamberti wegzuschnappen?"

„Aber . . ." stotterte Hans.

„Ach was, halt 's Maul. Sie ist meine Flamme, und ich habe ältere Rechte an sie, als du und gewisse halbgare Marzipanpuppen, die — die —".

„Aber . . ."

„Da gibt's kein Aber. Sie hat dich angelächelt und angenickt, ich hab's gesehen!"

„Aber da kann ich doch nichts dafür," sagte Hans beinahe weinend.

Müller II besänftigte sich merklich. Er überlegte. „Ne, das ist wahr," sprach er ehrlich. „Dafür kannst du nichts. Ich will dir mal was sagen. Wir wollen einen Pakt schließen. Du sollst verzichten!"

Hans steckte die Hände in die Hosentaschen.

„Umsonst sollst du das nicht tun. Du kriegst von mir eine große Wurst — eine Mettwurst —, weil du doch immer Hunger hast, und verpflichtest dich dafür, niemals nach Schulschluß hierherzugehen und Aimée Lamberti abzuwarten. Du entsagst ihr in aller Form. Im Falle du wortbrüchig wirst, habe ich die Strafe zu bestimmen. Zeuge ist Udo Baldenstein."

Hans riß Mund und Augen auf. Eine Wurst — eine große Wurst —, das war sehr verlockend! Das war ihm lieber, als wenn das schwarzhaarige Mädchen ihn anlächelte —

„Sag ja — und heute nachmittag bring' ich die Wurst!"

Hans hatte eine dumpfe Ahnung, als ob es verwerflich sei, einen Menschen für eine Wurst zu verkaufen. Aber Müller II war ganz aus dem Häuschen, und so sagte er ja — schweren Herzens, denn herrlich war es doch gewesen, als ihn alle so beneideten.

Udo war Zeuge und nahm sein Amt sehr wichtig. In feierlicher Stimmung trennte man sich.

Hätte nur einer von den dreien Siebenmeilenstiefel und Argusaugen gehabt! Hätte nur einer eine gewisse umlaubte Bank im Stadtpark gesehen — die unter der mächtigen Fichte — und auf der Bank ein gewisses süßes, dunkelhaariges Mädel — aber nicht allein — so nah wie möglich ein Oberleutnant —

„Ich bin doch erst sechzehn einhalb," sagte die „Tropin" im reizendsten fremdartigen Deutsch.

„Was tut das zur Sache?" flüsterte ihr Nachbar. „Ich werde warten! Ich bin reich und unabhängig — kann machen, was ich will — wenn mir Südfrüchte besser schmecken als die einheimischen grünen Aepfel, wer will mir's wehren, daß ich sie mir pflücke?"

Aimée öffnete den großen, schönen, feuchtschwellenden Mund, als sie die Worte „reich und unabhängig" vernahm.

Und der junge Deutsche trank mit durstigen Blicken aus ihren Augen das seltene, wilde Feuer, die zügellose Flamme, die er bei den blauäugigen Mädchen seines Landes vergebens suchte — die ihn, der doppelt so alt war als dies glühende Geschöpf, um die Vernunft brachte.

Er stahl ihr die rote Schleife und küßte das seidene Band, das noch vom Duft ihres Haares umschwebt war. Ihren Mund zu küssen, wagte er nicht. Er hatte eine so heilige Ehrfurcht vor der unberührten Unschuld dieses halben Kindes, das ihn doch liebte und sein eigen sein würde — ein hastiger Händedruck — er floh vor ihr, vor sich selber, vor der Versuchung.

Aimée sah ihm enttäuscht mit einem bösen Lächeln nach. Langweilig, diese Deutschen! Da war's doch besser, daheim auf der Chaiselongue zu liegen und Bonbons zu naschen, faul und wonnig —

Hans hatte seine Wurst innerhalb vierundzwanzig Stunden aufgegessen. Als vom letzten Zipfel nur noch die Haut übrig war, überkam ihn die Reue. Was hatte er nun davon? Die schwarzhaarige Schöne spukte ihm im Sinn, er wußte nicht, weshalb und wie. Er wußte nur, daß es etwas sehr Gutes und Feines sein mußte, da jeder es haben wollte. Und das hatte er nun um eine Wurst verkauft, die nicht einmal mehr da war! In der Zwischenstunde suchte er Müller II auf und fragte ihn, ob man nicht den Handel rückgängig machen könne.

Der große Junge war sehr empört darüber. „Was?" rief er aus, „das nenne ich ruppig! Nachdem die Wurst aufgegessen ist, reut es dich? So etwas hätte ich nie von dir geglaubt, Eichner!"

Da schämte Hans sich ganz herzhaft, und es blieb dabei, daß er stets auf geradem Wege nach Hause ging.

„Du," sagte Udo gelegentlich, „ißt du gern Apfelkuchen?"

„Lieber Sandtorte," antwortete Hans.

Am nächsten Mittwoch lud Udo Hans auf Sandtorte ein. Der Junge stopfte noch, Udo hantierte mit seinem deutschen Aufsatzheft.

„Da ist 'ne Stelle — eigentlich hab' ich gar keine Lust — das Thema ist so abgedroschen — aus Schiller noch dazu!"

„Zeig mal her," sprach Hans mit vollem Munde.

Die beiden Knabenköpfe beugten sich über das Heft.

„Das ist doch ungeheuer einfach," sagte Hans. „Ich hab' meinen schon fertig."

Udos Nase wurde spitz.

„Siehst du," legte Hans los in gutmütigem Triumph, „man muß sich nur einbilden, daß man ein Dichter ist und daß die Nachwelt darauf wartet, an Doktor Lindemann darf man dabei nicht denken. Zum Beispiel ich habe das so angefangen."

Udo schob ihm ein Blatt Papier und einen Bleistift hin.

„Schreib's auf!"

„I wo, das Ganze noch mal hinkritzeln? Aber warte, ich hab' das Konzept noch in der Tasche. Meine Aufsätze mach' ich im Konzept immer im Freien, wir haben so einen alten Baum im Garten — hier ist's."

Udo verschlang die Blätter beinahe mit den Augen. Er las und las — ein gutes Gedächtnis hatte er ja, gottlob!

Hans genoß in aller Ahnungslosigkeit die Wonne, Udo imponiert zu haben. Nebenbei wußte er, daß er einen guten Aufsatz geschrieben hatte, und erwartete stolz den Moment, wo sein Lehrer ihm das blaue Heft mit einem ermutigenden Nicken zurückgeben werde.

Er sah sich enttäuscht. Doktor Lindemann behielt sein und Udos Heft bis zuletzt und sagte dann scharf und deutlich: „Die Aufsätze von Eichner und Baldenstein sind beinahe identisch. Für heute nichts weiter. Kommt das aber noch einmal vor, so werden Eichner und Baldenstein je eine Stunde Strafarbeit machen. Es ist gut. Danke."

Sein Auge ruhte funkelnd auf Hans, der sein Heft holte. Dem Jungen zitterte die Hand. Er konnte sich's nicht erklären. Warum haßte Doktor Lindemann ihn? Sein Instinkt sagte ihm, daß jener ihn haßte.

Müller II gesellte sich ihm in der Freistunde.

„Dacht' ich mir's doch," sprach er spöttisch. „Weißt du was? Laß ihn mal 'reinfallen, den Ritter Udo nämlich. Verspürt er wieder Gelüste nach deinem deutschen Heft, so schiebe ihm einen extra für diesen Zweck verfaßten miserabeln Aufsatz unter, und du wirst ein glänzendes Resultat erleben. Denn der ist so dumm wie charakterlos, und das will was heißen."

Hans schüttelte den Kopf. In seiner Einfalt begriff er nichts von alledem.

„Es muß mal etwas in Szene gesetzt werden," sagte Müller II noch, „Onkel Lindemann muß geärgert werden — tust du mit?"

„Nein," erwiderte Hans prompt.

„Na, denn nich."

Müller II pfiff sich ein Stückchen und schlich heimtückisch Udo im Rücken an. Udo war in tiefem Sinnen.

„Hast du dein Rechenexempel schon?" fragte Müller II ihn freundlich.

Udo erklärte nervös, daß er es nicht habe, und schielte lauernd auf Müller II, der spielend die Blätter seines schmalen Rechenheftes umwandte.

„Nichts leichter als das. Sieh mal —"

Udo schnappte danach wie ein Hund nach einem Stück Fleisch, und Müller II sah seelenruhig zu, wie Udo die Zahlen abschrieb, hastig abschrieb, fieberhaft, gedankenlos.

„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht," deklamierte Müller II vergnügt, indem er sein Buch wieder einsteckte, und trollte sich.

Dem armen Udo erging es bös! Der „Professor für Rechnen", wie sie ihn nannten, ein kleiner dicker Herr mit einer Fistelstimme und ewig kreidigen Fingern rief ihn auf mitten in der Stunde.

„Baldenstein! Wie in aller Welt kommst du dazu, eine solche Arbeit abzugeben? Das ist Blödsinn, das ist heller Blödsinn, pfui, pfui, pfui! Das hat gar keinen Sinn und Verstand, schäme dich, Baldenstein!"

Er wollte reden, besann sich aber zu rechter Zeit. Aschfahl, wütend nahm er den Tadel hin. Er fühlte ordentlich den schadenfrohen Blick Müllers II auf seinem Rücken. Der rieselte ihm durch die Adern und bohrte sich ihm bis auf die Knochen.

Um zwölf Uhr stand Müller II breitspurig aufgepflanzt am Portal. Er zeigte grinsend seine festen weißen Zähne und seine riesigen rotbraunen Hände. Den Rock hatte er nur so über die Schulter gehängt. Endlich kam Udo und zuckte ein wenig zusammen und verfärbte sich . . .

„Na, mein Junge, nu willst du mich wohl durchprügeln?" sagte Müller II mit einer ironischen Verbeugung. „Immer nur 'ran! Ich warte schon längst, mein süßer Junge!"

Udo drückte sich auf die Seite.

„Mit dir haue ich mich nicht. Wer bist du überhaupt? Ich werd' es meinem Papa sagen!"

Müller II brach in ein schallendes Gelächter aus. Das wirkte auf Udo wie Peitschenhiebe. Er eilte davon, so rasch er konnte.

Der Große aber, zufrieden mit seinem Tagewerk, sann auf neue Ränke. Dumme Streiche verüben, das gehörte nun mal dazu. Das war schneidig!

„Was hast du?" fragte Hans Udo, als er ihn so des Weges rennen sah, völlig außer Atem, mit fliegender Brust. „Du machst ein Gesicht wie unser Bré, wenn er einen Tritt gekriegt hat. Wir treten ihn zwar nie, aber unsre Köchin tritt — sie behauptet, er stiehlt, aber es ist nicht wahr. Nur wenn ein Knochen so mitten auf dem Tisch liegt, dann nimmt er ihn wohl."

„Hans, du mußt heute gegen Abend zu mir kommen," platzte Udo heraus. Seine Stimme zitterte — der ganze Mensch war in einer furchtbaren Aufregung. „Du mußt! Ich kann das nicht auf mir sitzen lassen!"

„Ja, um Gottes willen, was ist denn passiert?" fragte Hans. Sie gingen zwischen Gärten dahin, das rote Herbstlaub quoll in üppiger Fülle durch die schmiedeeisernen Gitter. Udo lehnte sich gegen ein solches Gitter, und es war, als wolle er ohnmächtig werden.

„Irgendeiner hat mich schändlich blamiert. Mit der Rechenaufgabe. Der muß nun sehen, daß ich's auch ohne ihn kann. Vor allen Dingen muß der Lehrer sich beruhigen. Sonst hab' ich böse Tage. Und die nächste Aufgabe ist wieder so schwer, 's ist zum Verzweifeln! Ich — ich — Mama sagt immer, meine Talente liegen auf einer andern Seite — und da sollst du mir helfen, ich helf' dir dafür auch mal aus der Klemme!"

„Gern," sagte Hans unbefangen. „Mit Wonne. Um sechse bin ich bei dir."

Udo zitterte noch mehr. Er wollte reden, stotterte —

„Ja, aber noch eins! Nämlich — mein Papa ist so streng — manchmal schreit er die arme Mama an, daß sie Migräne bekommt — und denk nur, er hat mir verboten, zu dir zu gehen oder dich zu holen in der Zeit, wo ich meine Aufgaben machen soll, den ganzen Nachmittag und Abend! Du darfst auch nicht zu mir. Er sagt, ich sei faul! Darum darf er es nicht wissen, wenn du mich besuchst. Nun ist er heute mit den Pferden auswärts — du kommst in der Dämmerung auf meine Stube —

„Hinter dem Rücken deines Vaters?" sagte Hans empört. „Pfui, Udo, das wäre — das wäre —"

Udo verzerrte das Gesicht zu einem geisterhaften, mitleidig sein sollenden Lächeln.

„Du bist zu naiv!" kam er mit seinem gewohnten Argument. „Hängst immer am Schürzenband deiner Großmutter und am Schlafrock deines Papas. Das ist gar nicht männlich. Forsch muß man sein, und du bist furchtbar schlapp! Ein Kavalier hält 's Maul und tut, was er will. Das ist schneidig, wenn einer dem andern hilft mit eigner Gefahr! Außerdem hat dir ja niemand verboten, mich zu besuchen. Du weißt von nichts. Das andre nehm' ich auf mich! Aber du bist feige, du hast keine Schneid', du bist eine Memme!"

„Willst du eins hinter die Löffel?" fragte Hans. „Das kannst du haben!"

„Mir gleich. Bei euch ist nur das Hauen forsch. Wo's aber eine mutige Tat gilt, da zieht ihr den Schwanz ein!"

„Das soll niemand sagen!" begehrte Hans auf. „Das ist 'ne gemeine Lüge!"

„Dann beweise es."

Und Hans, der gute Hans fühlte es in seinem Busen schwellen und kam zu der Ueberzeugung, daß er es sich schuldig sei, die mutige, edle Tat zu tun und seine Haut zu Markte zu tragen. Das war Mannesarbeit!

„Topp, es gilt!" schrie er mit Stentorstimme.

Udo atmete tief auf. Seine Nasenflügel bebten noch ein wenig.

„Kannst du gleich nach euerm Abendessen?"

„Ja, Großmama schickt mich dann immer noch 'ne Stunde ins Freie."

„Recht so. Du gehst durch den Garten und läutest nicht etwa an der Haustür. Die Verandatür steht offen, ich erwarte dich dort. Und jetzt gibst du mir mal gleich dein Ehrenwort, daß du nie und zu niemand und unter keinen Umständen verrätst, daß du heute bei mir warst."

„Ehrenwort!" sagte Hans leichthin. „Und jetzt hab' ich Appetit. Adieu so lange. Gott, Udo, du dauerst mich!"

Mit dieser gutgemeinten Bemerkung stolzierte er heim. Großmama und Vater hatten schon mit der Suppe auf ihn gewartet.

„Hm, hm," brummte Großmama bei seinem Anblick.

Er hatte wieder ein Geheimnis! Das sah sie ihm sofort an. Er machte das verdächtig vergnügte, wichtige Gesicht, das sie von der Katzengeschichte her kannte. Sie hielt es nun doch für gut, ihm eine freundschaftliche Warnung zukommen zu lassen. So fing sie ihn denn nach Tisch auf dem Flur ab und hielt ihn an einem Rockknopf fest.

„Du, was ich sagen wollte, mein Jung' — denk an Murrjahn —, es ist manchmal recht nützlich, wenn man einen dummen Streich gemacht hat, weil man dann immer dran denken kann, wenn man wieder was derartiges im Schilde führt!"

„Die alten Katzen, um die kümmere ich mich nicht mehr, da sei du sicher, Großmama. Auf Schule treten ernstere Dinge an einen 'ran."

‚Grundgütiger!' dachte Großmama. ‚Das mag ja wieder nett werden.' Laut fügte sie hinzu: „Ihr habt ja woll heute nachmittag nur bis drei Schule? Da könntest du mich auf dem Spaziergang begleiten. Ja?"

Sie fixierte Hans scharf, er sagte mit Freuden zu. Da hatte er also nichts vor. Bis zum Abendessen gab es wieder andres zu tun, und Hans durfte sogar kochen helfen. Er verbrannte sich die Finger, sott die Eier im Teewasser und brauchte fünf verschiedene Töpfe, um Kartoffeln zu schälen und zu schneiden, aber er war zufrieden mit seinen Leistungen und verzehrte mit Feuereifer alles, was als halbwegs mißlungen zu betrachten war.

Sein Vater beobachtete ihn, heimlich belustigt. Als der Teetisch abgedeckt war, rief er seinen Jungen zu sich in die Fensternische und faßte seine Hand. Der Abend graute über der Stadt; nur im Westen zog sich ein Streifen wie Blut hin, der bald verblaßte. Die Häuser glichen großen Schatten.

„Nun, Junge?"

In seiner schmalen, durchsichtigen Rechten zuckte eine ungeduldige Knabenhand. Sonst hatte Hans immer so gern Dämmerstunde mit dem Vater gehalten. Heute merkte der kranke Mann zum ersten Male, daß die Seele seines Kindes von ihm fort strebte, er fühlte es in den Fingerspitzen — und es tat ihm weh. Aber es liegt in der Natur, daß die flüggen Vögel das Weite suchen.

Mit sanftem Streicheln hielt er seines Jungen Hand. Die Unruhe fuhr Hans jetzt in die Füße. Er trat von einem Bein aufs andre.

„Du möchtest wohl noch im Garten 'rumlaufen?" fragte Ludwig Eichner resigniert. Noch erhoffte er ein Nein.

Hans errötete dunkel. „Ach ja, schrecklich gern, Vater!"

„Na, so renn, mein Kind!"

Den Seufzer hörte Hans noch, den gepreßten Seufzer — aber er hatte doch Udo versprochen, er hatte sich verpflichtet, und sein Wort muß man halten, koste es, was es wolle.

Wenn er nur Großmama jetzt nicht begegnete! Er rannte wie ein gehetztes Wild, der Schweiß perlte auf seiner Stirn, und es ward ihm schwül, wie im Hochsommer. Viel kaltblütiger nahm Udo die Sache auf. Er empfing Hans verabredetermaßen auf der Veranda und führte ihn von dort direkt in sein Zimmer, das er von innen verriegelte. Neben das Rechenheft hatte er einen Teller mit Süßigkeiten bereit gestellt.

„Tu das fort," sagte Hans mit Ekel. „Ich bin nicht gekommen, um zu futtern."

Nach einer Weile: „Hör mal, Udo — eigentlich ist's merkwürdig, daß du dies einfache Exempel nicht 'rausgekriegt hast."

Udo gähnte: „Das mordslangweilige Zeug!"

Um halb neun Uhr war alles erledigt. Hans machte sich aus dem Staube auf demselben Weg, den er gekommen. Udo begleitete ihn diesmal nicht. Er war zu faul, und es hatte ja nun keinen Zweck mehr.

Die Dunkelheit war völlig hereingebrochen. Hans trat aufatmend aus der Baldensteinschen Gartentür. Da sah er eine Gestalt am Gitter, die sich mühsam fortschleppte; mit einer Hand hielt sie sich an den Eisenstäben, die andre war krampfhaft auf die Brust gepreßt.

Seltsam! Diesen Lodenrock sollte Hans kennen — obwohl er ziemlich zerfetzt um den gebückten Leib dort schlotterte —, er strengte seine Augen an, das Dunkel zu durchdringen. In derselben Minute hörte er sich angerufen.

„Eichner! Bist du's?"

„Müller II! Was treibst du bloß hier? Ist dir was passiert!"

Der andre lachte etwas heiser.

„Pech muß der Mensch haben! Wer andern eine Grube gräbt — und so weiter. Na — Schwamm drüber."

„Herrgott, Jung', du blutest ja!"

„Sehr wahrscheinlich. Kleine Schramme. Wenn's das nur wäre! Aber der verdammte linke Hinterfuß! Den hab' ich mir wohl richtig verknaxt."

„Bist du gefallen?"

„Hm. Sagen wir, ich bin gefallen. Ich hab' Koppheister geschlagen. Ja."

„Aber wo denn, wann denn, wieso denn?" fragte Hans. „Es ist doch jetzt Nacht!"

„Nicht neugierig sein, mein Jungchen. Ich bin wohl über meine eignen Beine gestolpert. Aber du könntest mir einen riesigen Dienst erweisen — faß mich mal da unter — so! Und nun schlepp mich nach Hause. Zehn Minuten, ganz nah von hier. Au, au, Donnerwetter!"

Hans war sehr bedenklich. Um diese Stunde noch — eine tüchtige Strafpredigt war ihm gewiß. Doch hier mußten schließlich alle Bedenken schweigen, denn er konnte doch nicht seinen Kameraden blutend und hilflos mitten auf der Straße stehen lassen.

„Denn man los," sagte er also und brachte Müller II unter fortgesetztem unterdrückten Schimpfen und Wehegestöhne bis vor seine Haustür.

„Du bist ein famoser Kerl," sagte Müller II anerkennend. „Mir wird schwindelig."

In der Tat verfärbte er sich. Seine Zunge wurde schwer. Hastig griff er in die enorme Tasche seines Touristenrockes und holte vier große, prächtige Aepfel hervor. Eine Sorte, wie Hans sie nur selten gesehen: gelb und glatt, wie Wachs, zart, rot angehaucht, mit einer wundervollen Purpurwange. Sie dufteten fein und doch stark, wie eine kostbare Rose.

„Nimm, Jung'," stammelte Müller II. „Du hast sie verdient. Ich will sie nicht mehr. Iß sie — im Bett — wenn's — niemand —"

Das Wort versagte ihm — er hatte noch die Kraft, an der Glocke zu reißen, daß ein Sturmgeläute durch das Haus ging —, dann drehte sich alles um ihn im Kreise.

Da Hans Schritte die Treppe herabeilen hörte und das Stimmengewirr mehrerer verängstigter Personen vernahm, flüchtete er sich.

Atemlos langte er daheim an.

Die Schelte, die seiner warten würde! Mit dem Mut des schlechten Gewissens — pfeifend und singend — spazierte er in die Wohnstube. Die Lampe brannte auf dem Tisch. Sonst war's wie ausgestorben.

„Großmama!" schmetterte er heraus.

„Still, Junge!" Sie kam aus dem Nebenzimmer. Sie sah nicht böse, nicht zornig aus, ja, nicht einmal vorwurfsvoll. Ihr bleiches Gesicht war von einem feierlichen Ernst verklärt.

„Du mußt leise sein. Vater ist gar nicht wohl. Der Doktor war schon da. Er meint, es sei keine Gefahr. Aber wir müssen ihn sehr pflegen."

Hans stand wie niedergeschmettert.

Seine Großmutter nahm ihn mitleidig bei der Hand. „Setz dich mal ganz stilling in die Fensternische zu ihm, mein Jung'! Und Kopf oben! Der liebe Gott wird schon helfen."

Schweigend, mit fest zusammengebissenen Zähnen folgte Hans der alten Frau in des Vaters dunkle Schlafstube.

Und wieder einmal zählten sie die Minuten, die Stunden — wie schon so manche Nacht.

Ludwig Eichner schlief derweilen friedlich, seine Brust hob sich sanft unter ruhigen Atemzügen. Der Schlaf hatte ihn wie eine blaue, weiche

Welle von dem felsigen Land gespült, das sich Wirklichkeit nennt. Wesenlos schiffte seine Seele dahin, immer getragen von der Welle und umklungen vom Rauschen der Zeit.

Ein lichter Herbstmorgen fand ihn frisch, wie neugeboren. Hans konnte in die Schule gehen ohne Angst.

*

„Weißt du schon," empfing Udo ihn in der Klasse, „Müller II hat sich krank gemeldet. Sein Vater hat ein ärztliches Zeugnis eingeschickt, daß er den Fuß verstaucht und eine Wunde am Hinterkopf habe. Er sei auf der Treppe ausgerutscht. Geschieht ihm schon recht, hat immer so blödsinnig renommiert mit seiner Kraft und all seinem Dings. Nu liegt er fest."

Hans stutzte. Auf der Treppe —? Aber er schwieg. Was ging es ihn schließlich an? Er bemerkte nur eine schwüle Stimmung, die wie Gewitterluft durch die Reihen zog und sich jedem einzelnen mitteilte.

Die Schüler steckten die Köpfe zusammen, das war ein Gemunkel und eine Geheimnistuerei ohne Ende.

Doktor Lindemann kam spät. Seine auffallend blassen Züge hatten etwas Gekniffenes, die Hände, die die Hefte ordneten, zitterten wie Espenlaub. Und plötzlich hieß er die ganze Klasse sich erheben. Es wurde so still, daß man eine Stecknadel fallen hören konnte. Die stechend schwarzen Augen des Lehrers nahmen jeden einzelnen aufs Korn. Als er anfing zu reden, war keiner, der nicht eine Schattierung bleicher wurde.

„Ich bedaure, in der peinlichen Lage zu sein —"

Nach diesem Anfang machte er eine Pause. Dann fuhr er schneidend fort: „In der peinlichen Lage zu sein, der Klasse mitteilen zu müssen, daß unter meinen Schülern ein Aepfeldieb sich befindet, der sich erfrecht hat, gestern abend zwischen acht und neun ungefähr in meinen Garten einzubrechen und mich um einige kostbare Aepfel von seltener Art zu berauben. Meine Tante, die zufällig von einem späten Gang zurückkam, ertappte den Dieb und schrie um Hilfe. Er war so unvorsichtig gewesen, seine Klassenmütze aufzusetzen, und obwohl er entwischte, bin ich so auf seine Spur geleitet."

‚Herrje,' dachten die meisten, ‚hat einer Aepfel gemaust und darum so ein Quatsch!'

„Ich fordere nun den Täter auf, sich freimütig zu bekennen, da er nur so einer harten Strafe entgehen kann. Ich frage: Wer ist der Täter?"

Todesschweigen. Die Knaben starrten einander ratlos an. Jeder von ihnen wollte auf dem Gesicht des andern die Täterschaft lesen. Einzelne lehnten sich innerlich auf gegen die Art, in der Doktor Lindemann die Sache behandelte. Von alters her war es stets nur ein Ulk gewesen und hatte nie als schlimmeres gegolten, wenn Jungens und Studenten einmal über einen Zaun kletterten und Obst stibitzten. Recht war's ja nicht, aber der Lehrer hatte das Wort „Dieb" gebraucht . . .

Das Schweigen hörte mit einem Schlage auf. Ein Sturm erhob sich.

„Ich war's nicht! —"

„Ich auch nicht!"

„Ich auch nicht!"

Eine Stimme krähte sogar über alle andern hinweg: „So 'ne lumpigen Aepfel haben wir selber!"

Doktor Lindemann wartete mit einem steinernen Lächeln, bis die Brandung sich verlaufen. Dann sagte er sehr ruhig:

„Es will's also keiner gewesen sein. Und doch ist der Täter unter euch. Die Klasse ist vollzählig versammelt, bis auf Müller II, der nicht in Betracht kommt, weil er laut Brief seines Vaters gestern nachmittag auf einer Treppe gestürzt ist und bettlägerig wurde. Noch einmal fordere ich den Schüler, der schuldig ist, ernstlich auf, sich zu nennen."

Bei der Erwähnung Müllers II durchzuckte ein Blitz der Erinnerung und — der Erkenntnis Hans. Gestern nachmittag? Er hatte ihn doch abends selbst . . .

Feurige Glut stieg ihm in die Schläfen, in die Stirn bis an die Haarwurzeln. Ein Uebelbefinden, wie er es noch nie gekannt, schüttelte ihn. Ja, war er denn blind und taub gewesen? Unwillkürlich griff er in die Tasche, seine Hand berührte etwas Kühles und Glattes —

Hundert Augen waren auf ihn gerichtet. Hundert Augen sahen die Bewegung, das Erröten und das peinliche, tödliche Erblassen hinterher.

Die Stimme des Lehrers klang hallend durch den Raum. Hans hörte zuerst nichts; die Wellen des Blutes tobten in ihm, sausten in seinen Ohren.

„Hans Eichner, vortreten!"

Sein Nebenmann mußte ihm einen Stoß geben, bis er vorwärts taumelte.

Nun stand er da, blöd, wie verdummt. Wieder diese unheimliche Stille, die sich einem wie ein Felsen auf die Brust wälzt.

Doktor Lindemann, stark erregt, wandte sich von neuem an seine Schüler.

„Es ist nicht um der elenden Früchte willen, ich gäbe gern eine ganze Ernte solcher Aepfel dahin, um dieses ungeschehen zu machen — es ist wegen der heimtückischen Bosheit, die exemplarisch bestraft werden muß."

Damit heftete sich sein Blick auf Hans Eichners Tasche, und er sprach langsam: „Das eigne Schuldbewußtsein hat den Täter verraten. Ich fordere ihn auf, mir den Apfel zu übergeben, den hierher mitzunehmen er noch die Stirn hatte."



Martje

Nach einem Gemälde von Helene Büchmann

Mechanisch versenkte des Knaben Hand sich in die Tasche, halb bewußtlos reichte er seinem Lehrer einen prachtvollen Apfel von köstlichem Duft. Er verstand nur eines: man beschuldigte ihn, diesen Apfel entwendet zu haben. Seine Lippen formten einige Worte, er stieß sie rauh hervor.

„Ich war nicht in Ihrem Garten. Ich hab' die Aepfel nicht genommen."

„Was? Angesichts dieses Beweises willst du noch leugnen? Nachdem du im Beisein der ganzen Klasse überführt worden bist? Eichner, Eichner, ich warne dich!"

„Dieser Apfel ist mir geschenkt worden," sagte Hans.

„Faule Ausrede! Geschenkt? So! Na, wer hat ihn dir denn geschenkt? Wenn du mir denjenigen nennen kannst, der dir den Apfel geschenkt, so bist du reingewaschen von Schuld, und der andre hat die Strafe zu gewärtigen. Kannst du das nicht, so werde ich die von dir gebrauchte Ausrede als — eine Lüge bezeichnen."

Hans bohrte seine Finger tief in die Handflächen, er hätte schreien mögen. Zugleich legte sich ein Ausdruck eiserner Halsstarrigkeit auf sein Kindergesicht. Seine Augen blickten finster, es war ein böser Zug, der sich um seine Lippen eingrub.

„Der Apfel ist mir geschenkt, aber ich verrate nicht, von wem."

„Aha! Du verrätst nicht, von wem."

„Nein."

„Du weißt, was für dich die Folge deiner Weigerung ist?"

„Ja."

„Und tust es nicht?"

„Nein."

„Dann hast du gelogen, Hans Eichner!"

Hans fuhr wild in die Höhe. Er vergaß, wo er sich befand, wer hier Gericht über ihn hielt.

„Das ist nicht wahr!" rief er gellend aus.

„Gut," sagte Doktor Lindemann, weiß bis in die Lippen. „Noch eines bleibt dir, deine Unschuld zu beweisen. Bringst du mir heute nachmittag eine schriftliche Erklärung deines Vaters, daß du gestern um die betreffende Stunde zu Hause gewesen bist, so fällt jeder Verdacht von dir. Das ist aber das letzte. Besinne dich."

Hans atmete schwer. Alles, alles umsonst. Er könnte sich retten und konnte doch nicht. Müller II preisgeben. Nein. Aber Udo — wenn der ihm bestätigte, daß er um jene Zeit bei ihm gewesen, so war er von dem Verdachte gereinigt. Er wandte sich und begegnete Udos angstvollem, verzweifeltem Blick. Udo schwieg. Udo stand nicht auf und sagte: Hans Eichner ist bei mir gewesen. An der Stirn sah Hans ihm an, daß er die Tatsache wegleugnen würde um jeden Preis. Zwischen den beiden stummen Knaben gingen Bitte und Ablehnung hin und her — blitzschnell.

Gefesselt! Mit seinem Ehrenwort hatte er sich verbürgt, nie, unter keinen Umständen Udo zu verraten. Nur Udo konnte ihn davon lösen, und Udo tat es nicht. Er stierte wie irr in ohnmächtiger Furcht auf Hans.

„Nun?" fragte der Lehrer.

„Ich war nicht zu Hause."

„A—ha! Und wo warst du denn?"

Hans schwieg.

„Du willst es nicht sagen?"

Hans schwieg.

„Ich denke, das genügt," sagte Doktor Lindemann mit einem tiefen Seufzer. „Eichner, setze dich!"

Hans war, als schwanke der Boden vor ihm auf und nieder. Er konnte nichts mehr denken, er wußte nicht, was um ihn her vorging. Wie im Traum sah er die Gestalt des Lehrers, die große schwarze Tafel, die verschiedenen Landkarten. Nach Schluß des Unterrichts mußten sie ihn fast gewaltsam entfernen. Doktor Lindemann hatte ihn nochmals aufgerufen und las ihm nun laut und deutlich den Inhalt eines langen Schulzettels vor, den er in der Hand hielt. Herrn Eichner wurde darin mitgeteilt, daß sein Sohn nachgewiesenermaßen einen Apfelbaum geplündert und die Tat hartnäckig leugne, und daß der Lehrer ihn ersuche, diese Lüge exemplarisch zu bestrafen.

„Den Zettel zeigst du mir heute nachmittag mit der Unterschrift deines Vaters versehen wieder vor," schloß Doktor Lindemann kalt. „Hast du mich verstanden?"

Er verließ die Klasse.

Hans stöhnte laut auf. Die andern drängten sich schon johlend und schreiend ins Freie — er fand den Weg nicht, die unerträgliche Scham drückte ihn fast zu Boden. Wie hatte Herr Meyer-Stribensky gesprochen? „Sieh zu, daß du dich nie zu schämen brauchst!" Und sein Vater!? O, jene Nacht des Abschieds vom alten Heim, jene Nacht des roten Mondes, jene Nacht, da sein Vater ihm das Wort sagte: „Die Stunde, in der du zum erstenmal eine Lüge aussprächst, die Stunde würd' ich nie verwinden können..."

Und nun sollte er hingehen und dem kranken Vater die schriftliche Anklage auf sein Bett legen, daß sein Sohn ein Lügner sei!

Gestand er ihm auch alles, die reine Wahrheit — ohne seine Schuld war er nicht ins Unglück gekommen, er hatte Heimlichkeiten gehabt, sich von Udo verleiten lassen —, das fühlte er wohl. Sein Vater würde ihn nicht schlagen. Er würde ihn nur so traurig ansehen und vielleicht sehr, sehr krank werden.

„Wird's bald?" fuhr der alte Schuldiener den Knaben an. „Ich will schließen."

Hans nahm seine Mappe und ging. Von weitem sah er Udos weite Beinkleider flattern. Da hub er an zu laufen und zu schreien: „Udo! Udo!"

Der Angerufene machte wahrhaftig Miene, Fersengeld zu geben — aber Hans war rascher als er, wie besinnungslos stürmte er vorwärts und konnte Udo gerade noch an seiner Matrosenjacke halten.

Sie krachte in allen Nähten, und Udo sagte unwillig: „Laß los! Du zerreißt mir ja die Kleider."

„Mir egal," zischte Hans mit fliegendem Atem. Vor seinen funkelnden Augen wich Udo zurück. „Bleib nur! Du mußt mir mein Wort freigeben. Du mußt dem Lehrer sagen, daß ich bei dir war. Deine Ehre verlangt's."

„I wo," erwiderte Udo, und ein grünlicher Schimmer überflog seine Wangen. „Das gäb' einen Mordsskandal, und mein Papa würde mir die Knochen im Leibe entzweischlagen."

„Und meiner stirbt daran!" schrie Hans heiser.

Udo sah seine Qual und ärgerte sich darüber.

„Du bist doch 'ne Memme. Und ich sag' dir, mach, was du willst. Petzt du beim Lehrer, ich leugne es rund ab. Du hast keine Beweise. Niemand hat dich bei mir gesehen."

Hans starrte ihn an. Ganz nahe beugte er sich zu ihm hernieder.

„O du! Pfui! Du bist ja — gemein ... Herr Meyer-Stribensky hat recht —"

Udo lachte impertinent.

„Der Vagabund, der bei uns Klavier spielte? Pah ..."

„Was sagst du? Vagabund?" Im Nu flog Hansens Mappe in den Sand. Die ganze mühsam zurückgedämmte Wut und Erregung brach mit elementarer Gewalt hervor. Er packte seinen ehemaligen Freund und schüttelte ihn und rang mit ihm. Wilde Kraft beseelte ihn und verlieh seinen Gliedern beinahe Mannesstärke.

Udo stürzte in die Knie, aufbrüllend vor wahnsinnigem Schmerz. Der andre sah rot, alles rot vor Augen — seine Zähne knirschten, seine Finger krallten sich in die Brust des um Gnade flehenden Feindes. „Du — du! Elendes Geschöpf! Feigling!"

Die guten Geister wichen von Hans Eichner, die erste Schlechtigkeit, die ihm von den Menschen widerfahren, machte ihn fast zum Tier. Schaum trat auf seine Lippen.

Irgend jemand riß ihn fort von seinem Opfer. Als er Udos Körper nicht mehr in seinen Händen fühlte, durchrieselte ihn eine Todesmüdigkeit. Er bebte im Fieberfrost.

„Eichner, Eichner!" sagte eine Stimme, „komm zu dir! Willst du Wasser?"

Dieselbe Stimme raunte dann: „Lauf, Udo, lauf! Um Gottes willen!"

Und Udo, der sich im Staub und im Schmutz gewälzt, sprang auf die Füße und rannte, wie er noch nie in seinem Leben gerannt.

Hans stierte finster, bleich, mit wirrem Haar und geballter Faust auf die Stelle, wo er Udo unter sein Knie gezwungen. Seine Brust hob sich stoßweise, sein Atem ging pfeifend.

„Eichner! Bist du von Sinnen?"

Ach ja — das war ja der Primus seiner Klasse, der rote Egon Berg.

„Was hast du mit Baldenstein?" stieß Egon Berg in höchster Erregung hervor. „Jung, du bist ja ganz verwildert! Mach, daß du heimkommst — wenn dich einer von den Professoren so sieht, sind dir 'n paar Stunden Karzer gewiß —"

„Sie sollen's nur tun!" erwiderte Hans. „Es soll mich nur einer anrühren! Red nichts mit mir — du!"

Sein Mitschüler zuckte die Achseln. „Wie du willst. Wenn du aber so anfängst auf der Schule, geht's dir noch schlecht. Man haut sich ja wohl mal, das tun alle; aber das war nicht mehr 'ne regelrechte Prügelei, das war wüst und brutal. Hatt'st dich festgebissen in den Bengel, wie 'n Hund. Hat man aber einen geworfen, dann haut man nicht mehr mit der Faust drauf los, wie du eben. Adieu."

Hans Eichner lachte auf. Er verachtete die ganze Welt. Zwar konnte er sich nicht Rechenschaft geben über dies Empfinden, doch wühlte es fort und fort in ihm. So langte er daheim an. Bré empfing ihn wedelnd auf der Straße.

„Bestie!" murmelte Hans, packte den Hund am Nackenfell und schleuderte ihn beiseite. Die Tür zu seiner Schlafkammer fiel schallend zu. Was kümmerte es ihn?

Den nichtswürdigen Zettel hatte er da in der Tasche. Und den sollte er nun seinem kranken Vater aufs Bett legen; und da sollte sein Vater seinen ehrlichen, geachteten Namen darunter setzen — zur Bestätigung, daß sein Sohn ein Lügner sei.

Hans gedachte Doktor Lindemanns. Kalter Haß mischte sich in seine Angst, seinen Zorn.

Alles war verloren. Er war innerlich gebrochen. Anstatt wie sonst gleich Großmutter und Vater aufzusuchen, hockte er in seiner Stube, den Zettel vor sich auf dem Tisch, und grübelte.

Wie viele solcher Zettel gingen wöchentlich von der Klasse ins Haus! Eine bekannte und bei manchen Schülern durchaus gerechte und nützliche Strafe. Wo eine genaue Kontrolle erforderlich war, wo Eltern und Lehrer sich gegenseitig unterstützen mußten.

Einer kam immer zu spät in die Klasse — behauptete, zu Hause aufgehalten worden zu sein. Der andre hatte stets Vorräte von Zigaretten in der Tasche — in solchen Fällen mußte der Zettel, dem betreffenden Vater zur Unterschrift vorgelegt, Aufklärung schaffen. Hans hatte das oft beobachtet. Die meisten faßten die Sache mit Humor auf. Väterliche Ohrfeigen waren sie gewöhnt. Eine mehr oder weniger bedeutete auch nicht den Tod. Man konnte sich auch geschwind ducken,

wenn man flink war. Manche Väter zwinkerten nur mit den Augen: „Ei, ei, der Teufelskerl! Sieh einer den Schlingel an."

Und wer sich wirklich fürchtete vor dem Familienoberhaupt, der setzte wohl gar höchsteigenhändig die verlangte Unterschrift auf den verhängnisvollen Zettel. Ottokar Ludolf hatte es getan, der beste Zeichner der Klasse. Sie hatten es alle gewußt. Hans war empört gewesen, und den Ludolf hatte er innerlich einen Betrüger gescholten.

Nun entsann er sich dessen, und sein Herz begann heftig zu schlagen. In ihm rangen die alten guten Geister mit den bösen neuen. Die neuen schrien mit Posaunenstimme in seine Seele: „Du bist unschuldig, sie haben dich in die Sünde, ins Unrecht gebracht, du hast nichts mehr zu verlieren. Es ist ja nun alles gleich!"

Dann wieder sah er mit peinigender Einbildungskraft seines Vaters Fieberaugen in dem kranken Gesicht. Der Vater las den Zettel — schlug die Hände vor sein Antlitz — er weinte, ja, er weinte! Hans sah die Tränen, große Tropfen, heiß und kalt zugleich, die zwischen seinen Fingern langsam, langsam hervorrollten.

Aber nein — das war er ja selbst — er selber weinte!

Und plötzlich stand er auf, holte das alte, gläserne Tintenfaß, die verschriebene, halbgespaltene Feder und — sein Gesangbuch. Er versetzte seinem Vater den Todesstoß nicht. Lieber wollte er zum Betrüger herabsinken.

In dem Gesangbuch stand geschrieben: „Meinem braven Jungen von seinem Vater Ludwig Eichner. Weihnachten 18 . ."

Hans verschlang die Buchstaben gierig mit trockenen Augen. Etwas kritzelig war des Vaters Handschrift, die Züge dünn und an dem „L" und „E" viele Windungen. Seltsam, vorher hatte er das nie bemerkt. Nun studierte er jede Linie, tastete förmlich an jedem Strichelchen herum. Er nahm die Feder und versuchte, den Namenszug getreulich nachzuahmen — zunächst auf einem Blatt Papier. Und siehe da — der Schwung im „L" gelang ihm vorzüglich — sein Mut wuchs. Er malte einen Buchstaben nach dem andern, endlich war das Werk vollendet. Er prüfte es nach allen Seiten. Als er sich jedoch nun anschickte, den Namenszug auf dem Zettel zu wiederholen, bebten seine Finger, als wollten sie sich dagegen sträuben, und die Arbeit gelang ihm nicht so gut wie die Probe.

Immerhin — ihn dünkte es täuschend ähnlich.

Scheu und hastig entfernte er das Gesangbuch. Er hatte es entheiligt. Entweiht.

„Seinem braven Jungen!" Klang das nicht wie Hohn?

Nun ging er hinunter zu Tisch. Mit wahrer Erleichterung vernahm er, daß sein Vater nicht erscheine. Er sei zu schwach und habe nur eine Tasse Fleischbrühe im Bett genossen.

„Junge, siehst du spitz aus!" sagte Großmama. „Junge, komm mal her! Du hast doch nichts ausgefressen?"

„Ich . . .?"

Nachdem der Anfang gemacht war mit Lug und Trug, war es gar nicht mehr schwer! Hans war sehr forsch über Mittag, er renommierte mit seiner Kraft und daß er es den Jungens schon zeigen wolle. Vor kurzem sei er noch ein rechtes Kind gewesen, er müsse selber darüber lachen. Nun sei es doch ein ander Ding, man habe heillosen Respekt vor seiner Faust und seinen Muskeln!

„Sorge nur, daß man heillosen Respekt vor deinem Können hat, 's ist mir lieber," sagte Großmama trocken. „Und das Herumirrlichtern mit den Augen kann ich schon gar nicht leiden. Schwatz nicht so viel, geh nur zu Vater und sag ihm gesegnete Mahlzeit. Schnack mag ich nicht."

Bei der Erwähnung des Vaters wurde Hans nüchtern. Die künstliche, rauschähnliche Stimmung in die er sich hineingearbeitet hatte, wich wie ein Gespenst.

Von der grausamen, fürchterlichen Wirklichkeit befreite ihn doch nichts mehr auf Erden.

Großmama blickte ihm aufmerksam nach. Da war etwas in seinem Gang, das früher nicht gewesen. Etwas Unsicheres.

Bré kam und legte traurig die Schnauze auf Großmamas Knie. So warteten sie.

Kühl war es in des Vaters Schlafstube, kühl und halbdunkel; ein Duft von erfrischendem, wohlriechendem Essig erfüllte die Luft. Ein schwaches Glänzen stahl sich durch eine Spalte im Fensterladen und ruhte friedlich auf der roten Bettdecke.

„Bist du's, mein Junge?"

„Jawohl, Vater."

Die blasse, magere Hand streckte sich aus und zog Hans am Aermel langsam bis ans Bett.

„Es ist Mittag, nicht wahr, mein Jung'? Mich dünkt, die Sonne steht am Himmel?"

Hans beugte sich vor. Wie der Vater lächelte!

„Wir haben schon gegessen," antwortete er schwerfällig.

„Gegessen — gegessen — ach ja! Denk dir nur, mein Jung' — ich hab' gerade eben von deiner Mutter geträumt . . . Hier setz dich, auf mein Bett, rück dicht neben mich, das Reden strengt mich an. Hab' ich dir eigentlich schon viel von ihr erzählt?"

Hans schnürte es die Kehle zusammen. Der Gedanke an die Mutter hatte ihn nie sonderlich bewegt. Er hatte sie ja nie gekannt. Heute, in dieser Stunde, wurde es anders. Ein unsägliches Heimweh nach diesem Wesen, das man Mutter nennt, von dem man abhängt mit tausend Fasern, erfüllte ihn bis in die Tiefe seiner Seele. Plötzlich wußte er, was ihm fehlte. Das eine, was

ihn von Schuld retten konnte, was den verhetzten, müden Verwaisten in Mutterarmen geborgen hätte.

Warum hatte sie ihn so früh verlassen?

Der Vater, immer lächelnd, flüsterte mit geheimnisvoll bebender Stimme:

„Ich sah sie deutlich, Hans, mein Jung'. Wir saßen in dem Garten, in dem wir uns verlobten. Ein stürmischer Abend im Frühling war's gewesen, der Märzmond stand groß und glänzend hinter den schwarzen, jagenden Wolken. Alle Bäume bogen sich, der Wind peitschte den rauschenden Regen gegen die Fensterscheiben. Aber dazwischen lockten die Amseln so wunderbar inbrünstig, als müßten sie durch das tosende Wetter ihre Seligkeit jubeln. Ich hör' sie noch! Sie lockten hier und da, wild und süß, in allen Gärten, in dem nassen Gezweig, wo die ersten Knospen schwollen. Helene — deine Mutter — ging still hinaus in das Stürmen und Jubeln. Und ich... damals war ich der Sturm und sie war die Amsel, und wir beide waren ein Teil des Frühlings. Und ich küßte sie. Und denk nur, mein Jung', — vorhin träumte mir, sie sei von neuem meine Braut. Eine so reine, heilige Braut! Sie trug das weiße Kleid und winkte mir in den Garten. Viele Blumen — blühen dort . . ."

Eichner schwieg und strich mit der Hand über seine Stirn, als suche er etwas in der Erinnerung.

„Ja — ein großes Tor führte zu dem Garten. Ein Lebensbaum — die Amsel singt darinnen. Schon die ganze Nacht und den ganzen Tag. Hörst du sie nicht . . .?"

„Vater," murmelte Hans, „es ist nur der Brunnen im Hof."

Ludwig Eichner tat einen tiefen Atemzug.

„Ach so — und es ist Mittag. Der Tag ist lang und heiß. Geh nun, mein Jung', geh in die Schule. Komm, gib deine Hand. Ich dank' dir, mein Junge. Treu und brav bist du immer gewesen. Gute Nacht . . . treu und brav . . ."

Hans verließ das Zimmer. Die Helle draußen blendete ihn. Hastig riß er seine Mütze vom Nagel, nahm die Mappe und stürmte fort. Er mußte laufen, um das ertragen zu können, was in ihm war.

‚Mutter, Mutter,' dachte er, ‚du weißt, warum ich unrecht getan habe!'

Atemlos langte er in der Schule an.

Schweigend reichte er Herrn Doktor Lindemann den Zettel mit der Unterschrift: Ludwig Eichner.

*

„Hans Eichner! Erhebe dich!"

Hans stand aufrecht da, beinahe heiter.

„Diese Unterschrift ist — gefälscht!"

Ein undeutliches Summen spann sich von Bank zu Bank. Einer raunte: „Hat der 'n Pech! Wird doch immer erwischt."

„Dies plumpe Machwerk verrät in jedem Strich die Fälschung. Leugnest du?"

„Nein!" sagte Hans klar und ruhig. „Ich hab's getan. Weil Vater so krank ist. Ich hab's getan, um ihm den Kummer zu ersparen. Schlagen Sie mich, Herr Doktor! Ich will ganz still halten. Aber nur — Vater nichts sagen!"

Das war kein ängstliches Bitten, das klang nach Trotz und fast wie ein Befehl. Keine Tränen, kein Zittern.

Doktor Lindemann blickte den Knaben vernichtend an.

„Weißt du, wessen du dich schuldig gemacht hast? Einer Fälschung. Weißt du, was eine Fälschung ist? Ein Verbrechen. Ich bin nicht mehr imstande, dich zu bändigen. Noch in dieser Minute wird der Schuldiener deinem Vater einen schriftlichen Bericht über dies Vorkommnis überbringen. Es ist meine Pflicht, und meine Pflicht tu' ich, möge es gehen, wie es wolle. Du kannst dich setzen, Hans Eichner."

Hans brüllte laut auf. Durch Mark und Bein drang es dem bleichen Lehrer. Aber schon eilte seine Feder mit fieberhafter Geschwindigkeit über das Papier. Von jeher war er ein Pflichtmensch gewesen. Rücksichtslos und streng gegen sich selbst wie gegen andre. Nun durfte er seinem Prinzip nicht untreu werden.

Der entsetzliche Schrei! Nur einer, schrill, kurz, jäh abbrechend. Dann wurde er still, der gequälte Junge. Wie ein Sack fiel er auf seine Bank.

Doktor Lindemann hatte geklingelt.

„Tragen Sie diesen Brief sofort zu Herrn Eichner, Marktplatz 4."

Der Würfel war gefallen. Binnen einer Viertelstunde würde der Vater die Schande und Schmach seines „treuen, braven" Jungen kennen. Die Schmach drückte Hans zu Boden. Er schämte sich, wie nur Kinder sich schämen können, brennend, hoffnungslos. Ein Verbrechen, hatte der Lehrer gesagt! Sein ganzes Leben war dadurch gebrandmarkt. Er legte die Ellbogen auf das Pult und verbarg sein Gesicht, lehnte die Stirn auf seine zuckenden Arme.

Der Unterricht nahm seinen Fortgang. Doktor Lindemann fragte ihn nichts mehr, ob aus Schonung, ob aus einem Gefühl der Verachtung heraus, wer konnte es wissen? Auch die Welt ging weiter ihren Lauf, die Sonne schien lustig durch die Scheiben, draußen riefen fröhliche Stimmen einander einen Gruß zu. Niemand kümmerte sich um das Elend eines einzigen, jämmerlichen Menschleins.

Schulschluß. Schon vier Uhr? Die Woge riß Hans mit, im Hof balgten sich die Knaben. Dann gingen sie nach Hause.

Bei dem Wort „nach Hause" fuhr es Hans wie ein elektrischer Schlag durch den Körper. Er

blieb stehen. Nach Hause konnte er nicht! Unmöglich! Warum nicht? Weil er sich schämte. Weil er seines Vaters Schmerz fürchtete.

Heimlich schlich er sich beiseite, ließ die Straße links liegen und schlug den Weg nach dem Forst ein. Sein Fuß versank tief in gefallenem, feuchtem Laube, über seinem Haupt wölbten sich die Kronen der alten Bäume. Ein dünner, roter Blätterschleier war noch daran hängen geblieben, aber mit jedem Atemzuge des Windes löste sich ein Blatt und wirbelte still herab.

Hier war es feierlich wie in einer Grabkapelle. Der scharfe Modergeruch mischte sich eigentümlich dem unvergänglichen Harzduft der Nadelhölzer. Eine Quelle sickerte unter moosigen Steinen hervor über den abgestorbenen Waldboden. In den Lüften strichen kreischend die Krähen, es war, als wiederhole sich ihr Flügelschlag in den Gründen des sonst schweigsamen Waldes.

Hans warf sich der Länge nach in das tote, gelbe Gras. Er schloß die Augen. Allmählich spürte er, wie es ihm feucht und kalt durch die Kleider bis auf die Haut drang.

Hier waren keine Menschen, gottlob! Sein waches Ohr vernahm nur die Laute der Einsamkeit. Von fern tönte ein Uhrenschlag.

Und dann kam die Dämmerung. Hans richtete sich auf und blickte verstört um sich. Nur Grau und Grau, erstickend Grau, wohin sein Auge schweifte. Die Herbstnebel lösten sich aus den Wiesen und streckten öde, blasse Schwingen über das Moor und die schlafende Heide.

Dem Knaben war alles Leid, alles Empfinden vergangen. Stumpf und gedankenlos, mit eingelullten Sinnen, taumelte er, irrte er durch das unsichere Grau. Selbst die Krähen waren still geworden. Was jetzt noch sich bewegte, entstammte dem Bereich der Erde, der Wurzeln, des Sumpfes. Kröten hüpften über die lockeren Erdschollen, Mäuse schlüpften unter den raschelnden Blättern dahin — und ganz oben, im Zenit des Himmels saß das Herz der Nacht, von dem aus die Ströme der Dunkelheit sich erdenwärts ergossen.

Die ferne Uhr gab die siebente Stunde an. Die Oktobersterne zogen auf. Hans sah sie flimmern — jetzt — eine Sternschnuppe! Ein glänzender Tropfen, der sich in der Tiefe verlor.

Er mußte nun heim! Er durfte über Nacht nicht draußen bleiben, mußte wenigstens am Schlüsselloch lauschen, ob sein Vater atmete.

Der Frost schüttelte ihn. Je näher er der Stadt kam, desto mehr jagte es ihn vorwärts. In den Straßen brannten bereits die Laternen, ihn dünkte es zum Ersticken schwül. Es roch nach Küchendünsten, nach dem ganzen verhaßten Vegetieren, das der Mensch „Leben" nennt.

Scheu drückte er sich die Häuser entlang, erreichte seine Tür, die Klinke gab nach . . . auf jeder Treppenstufe machte er Halt. Das Entsetzen lähmte ihm die Glieder.

Komisch — im Flur hatte man vergessen, die Lampe anzuzünden. Er stieß an einen Stuhl, der polternd umfiel. Das Herz stand ihm still. Da öffnete auch schon Großmama die Stubentür.

„Hans! Wo bist du so lange gewesen? Ich — ich habe dir etwas zu sagen —"

Sie sprach leise, tonlos. Die Hand, die ihn sanft am Arme festhielt, zitterte.

‚Jetzt kommt es,' dachte Hans, und sein fieberndes Hirn ward erfüllt von einer Glut, die ihm den Schädel sprengen wollte.

„Wir haben dich überall gesucht — auch in der Schule —, du mußt deinem Vater — Lebewohl sagen —"

„Lebewohl . . .?"

„Wenn er dich auch nicht mehr hört. Er — ist eingeschlafen, Hans — er ist tot."

Ein Laut wie ein gepreßtes Schluchzen. Das war die sanfte, stille Großmama. Sie streichelte des Jungen Schulter, wie um ihn an allzu jähem Schmerzensausbruch zu verhindern.

„Komm zu ihm."

Aber da geschah etwas, das sie nicht begriff — Hans schüttelte ihre Hand ab und sprang zurück.

„Nein!" schrie er. „Nein! Nicht zu ihm — nein! Ich — ich bin schuld!"

Er fiel auf einen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht.

Tot! Tot! Tot! Der Schrecken, der Kummer hatten seinen Vater getötet. Sein krankes Herz hatte die Wucht dieses Schlages nicht zu ertragen vermocht. Und er war gestorben mit dem Leid in der Seele, mit dem Gift im Gemüt . . . seine letzte Stunde, seine letzte Minute Jammer und Sorge, die gleichsam mit ihm erstarrt waren — er nahm sie mit ins Grab.

„Großmama!" schrie Hans, „Großmama . . .!"

Er wand sich zu ihren Füßen, umschlang ihre Knie. Und in wilden, abgebrochenen Silben schluchzte er das Geständnis seiner ganzen Leidensgeschichte der erschütterten alten Frau ins Ohr, ohne sich zu schonen, ohne Besinnen fast. Und das Ende immer jenes fürchterliche: „Ich bin schuld, daß er gestorben ist, ich, ich!"

Großmama hielt den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Sie konnte es nicht fassen, sie brach zusammen unter der Last.

Ja, sie erinnerte sich nun. Kurz vor sie ihren Sohn in seinem Bette tot fand, hatte das Mädchen einen Brief abgegeben. Es war dann lange still gewesen, so daß sie ängstlich wurde und nachsah — da schlief er schon — friedlich — auf immer entschlummert.

Sie hegte nun keinen Zweifel mehr.

„Gott helfe dir und mir, mein Kind," sagte sie heiser. „Schreie nicht, klage nicht. Werde still, mein Kind!"

Ihre eiskalte Hand zwang den Jungen, ihr zu folgen. Ihr Auge war trocken geworden, und in ihrer Seele schrie eine Stimme: ‚Daß du so — so sterben mußtest!‘

Der Tod war nicht das schlimmste — o nein!

Schuldbeladen fühlte sie sich gleich dem Knaben an ihrer Seite. Sie fürchtete, die unausgesprochene Anklage auf den Zügen des Toten zu lesen.

So schob sie den Verwaisten bis an das Bett. Eine Kerze sandte ihr mildes Licht über die stille Gestalt hin und auch über das marmorbleiche Gesicht.

„Er lächelt ja,“ sagte sie erstickt, „er lächelt ja . . .“

Hans stand und starrte unverwandt. Wie lange, er wußte es nicht.

Plötzlich packte jemand ihm am Aermel — Großmama reichte ihm etwas. Als er es nahm und endlich erkannte, tat er einen, einen Ruf nur:

„Mutter! Mutter!“

Dann stürzte er hin wie ein Stück Holz.

Es war der Brief des Doktor Lindemann gewesen . . . uneröffnet.

Ludwig Eichner hatte nicht mehr Frist gehabt, ihn zu lesen.

„Ich danke dir, o ich danke dir, mein Gott!“ sagte die alte Frau, ein seliges Weinen in der Stimme.

Dann schleppte sie den Jungen, aus dem alles Leben gewichen schien, mit ihrer letzten Kraft auf sein Bett.

*

Um dieselbe Stunde hatte Doktor Lindemann den Besuch des Herrn Müller, Kaufmann in Sportsartikeln, empfangen.

Der eine Herr war sehr blaß, der andre sehr rot.

„Wie gesagt,“ sprach der stattliche Mann, „der Junge ließ mir keine Ruhe, ich mußte selber zu Ihnen. Ein Mitschüler hat ihm die ganze Affäre vom kleinen Eichner brühwarm hinterbracht. Er wollte mit seinem kranken Fuß aus dem Bett, wir konnten ihn kaum mit Gewalt halten. Der Junge hat Kräfte wie 'n Bär. Ich soll also bestellen: Erstens, daß er die Aepfel gemaust hat, und zweitens, daß er sie Eichner geschenkt, und drittens, daß Eichner an dem Abend bei Udo Baldenstein gewesen sein muß, denn er kam gerade aus dem Baldensteinschen Garten, als er ihn traf. Eichner hat meinen Jungen noch heimbegleitet, und das ist der Dank! Mein Junge sagt, er habe ihm von heut ab ewige Freundschaft zugeschworen, denn Hans Eichner stehe da wie kein andrer in der ganzen Schule.“

Doktor Lindemann rang beinahe die Hände.

„Sie schrieben mir doch, Ihr Sohn habe sich schon am Nachmittage den Fuß verstaucht! Daher kommt das ganze Elend!“

„Gott,“ sprach Herr Müller verlegen, „man will eben so 'n Jungen auch 'n bißchen 'rauslügen — ich bin kein Rabenvater —, und wer konnte wissen, was draus entsteht! Ich bin außer mir . . .“

Nach einigem weiteren Hin- und Herreden empfahl Herr Müller sich.

Doktor Lindemann aber machte eine furchtbare Stunde durch — bis er seinen Hut nahm und sich zu einem schweren Gang anschickte. Er wollte Hans Eichner persönlich bei seinem Vater von jeder Schuld reinigen und suchen, das verhetzte, verbitterte Kindergemüt von der Last, die es drückte, zu befreien.

Als er kam, lag Hans im Fieber und sein Vater war tot.

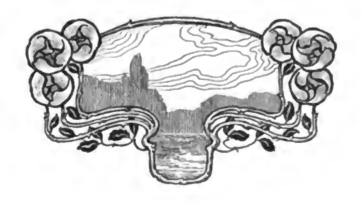
Eine alte, milde Frau erzählte ihm das. Da er seinen Namen nannte, färbte eine flüchtige Röte ihr Gesicht. Sein ehrlicher Schmerz rührte sie.

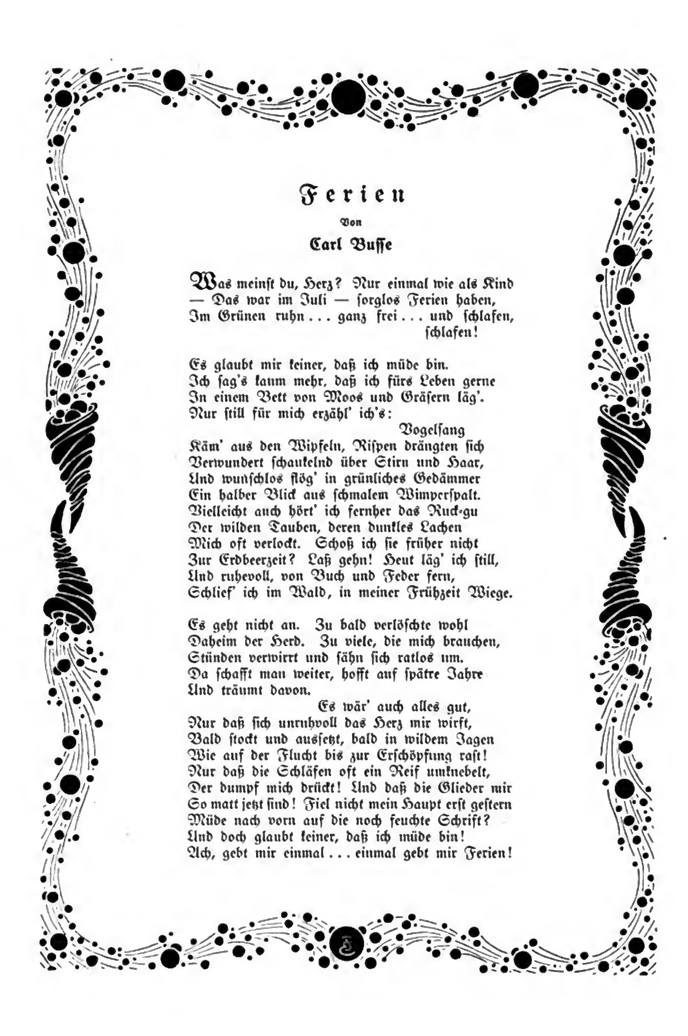
„Er wird's ja wohl zwingen,“ sagte die alte Frau. „Seine kräftige Natur läßt sich nicht so leicht unterkriegen. Ich halte diese Krankheit sogar für eine Gnade von Gott. Wissen Sie, der Junge hat einen Schlag auf die Seele erhalten — den ersten — er ist schuldig geworden — zum erstenmal — davon soll er jetzt ausschlafen. Einmal fängt's bei uns allen an — bei ihm hat es früh begonnen.“

Von diesem Tage trafen sich zwei regelmäßig jeden Abend vor der Eichnerschen Haustür: Doktor Lindemann und Müller II, der lange arg humpelte und hinkte.

Nur Udo ließ sich niemals blicken.

Hans Eichner erstand von seinem Krankenlager als hoch aufgeschossener Junge mit schmalen Wangen und einem ernsten Lächeln. Aber die ehrlichen blauen Augen waren dieselben geblieben — wie sein Vater einst gesagt: brav und treu.





Ferien

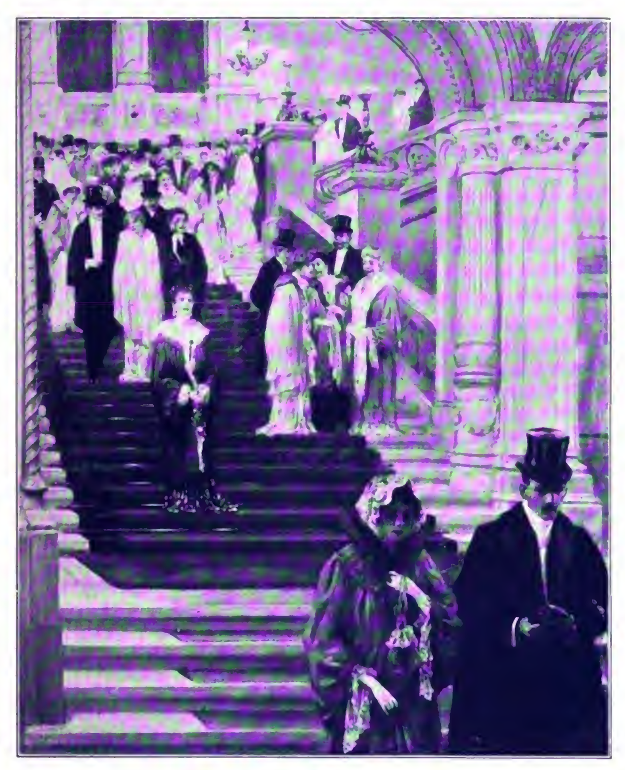
Von

Carl Busse

Was meinst du, Herz? Nur einmal wie als Kind
— Das war im Juli — sorglos Ferien haben,
Im Grünen ruhn . . . ganz frei . . . und schlafen,
schlafen!

Es glaubt mir keiner, daß ich müde bin.
Ich sag's kaum mehr, daß ich fürs Leben gerne
In einem Bett von Moos und Gräsern läg'.
Nur still für mich erzähl' ich's:
Vogelsang
Käm' aus den Wipfeln, Rispen drängten sich
Verwundert schaukelnd über Stirn und Haar,
Und wunschlos flög' in grünliches Gedämmer
Ein halber Blick aus schmalem Wimperspalt.
Vielleicht auch hört' ich fernher das Ruck-gu
Der wilden Tauben, deren dunkles Lachen
Mich oft verlockt. Schoß ich sie früher nicht
Zur Erdbeerzeit? Laß gehn! Heut läg' ich still,
Und ruhevoll, von Buch und Feder fern,
Schlief' ich im Wald, in meiner Frühzeit Wiege.

Es geht nicht an. Zu bald verlöschte wohl
Daheim der Herd. Zu viele, die mich brauchen,
Stünden verwirrt und sähn sich ratlos um.
Da schafft man weiter, hofft auf spätre Jahre
Und träumt davon.
Es wär' auch alles gut,
Nur daß sich unruhvoll das Herz mir wirft,
Bald stockt und aussetzt, bald in wildem Jagen
Wie auf der Flucht bis zur Erschöpfung rast!
Nur daß die Schläfen oft ein Reif umknebelt,
Der dumpf mich drückt! Und daß die Glieder mir
So matt jetzt sind! Fiel nicht mein Haupt erst gestern
Müde nach vorn auf die noch feuchte Schrift?
Und doch glaubt keiner, daß ich müde bin!
Ach, gebt mir einmal . . . einmal gebt mir Ferien!



Auf der Logentreppe der Wiener Hofoper
Nach einem Gemälde von Robert Schiff



Flußperlenfischer aus den Kreisen Mesen und Pinega im Gouvernement Archangel

Aus dem Polargebiet Rußlands

Reisereminiszenzen

von

Freiherrn von E.

(Hierzu einundzwanzig Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Durchstreife frei das Weltgebiet,
Willst du die Heimat recht verstehn;
Wer niemals außer sich geriet,
Wird niemals gründlich in sich gehn.
Paul Heyse

Eine frostklare Februarnacht war es, als die Stimme des Jamschtschiks*) mich aus dem Schlafe weckte. Schlaf war es vielleicht nicht zu nennen, wenigstens nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes, der eigentümliche Traumzustand, der mich seit der letzten Station umfangen hielt. Die Lider senken sich, die Atemzüge werden regelmäßiger und schwerer, nach und nach entschlummern die Sinne: über dem Krummholze des Trabers verstummt die Glocke, die Schellenhalsbänder der Wildbahnpferde verstummen dem Ohre. Die gesamte Geistestätigkeit scheint bald auf ein Minimum herabgesetzt. — Die Gedanken, die bald in die fern zurückgebliebene Heimat schweifen, bald die neuen Eindrücke verarbeiten, wachsen ins Ungeheuerliche, kombinieren die heterogensten Erscheinungen zu einem nebelhaften Durcheinander, aus dem dann und wann ein liebliches Traumbild sich zu festeren Umrissen zu verdichten beginnt ... Dann vielleicht ein leichtes Räuspern des Jamschtschiks, ein ferner Eulenschrei oder auch bloß eine geringe Unebenheit in der glattgewalzten Bahn — und im Augenblick ist das nur halb unterbrochene Bewußtsein wiederhergestellt, die Vorgänge bis in die letzten Einzelheiten dem Geiste klar und gegenwärtig. Keine Spur von schlaftrunkenem Zustande, der sonstigen bleiernen Müdigkeit und Schwere. — Ich hebe die Lider: vor mir in der Höhe der Polarstern — mein treuester Pharus! — in bläulichem Lichte am frostklaren Himmel flimmernd und glitzernd, wie er mir stets, so oft in letzter Woche auf nächtlicher Fahrt ich die Augen nur aufschlage, als erstes die Richtung meiner Reise mahnend ins Bewußtsein ruft und die Phantasie immer wieder so mächtig anregt. Und zu beiden Seiten der schneeglitzernden Straße die finster ragenden Baumriesen des nordischen Nadelwaldes — seit tausend Werst und

*) Jamschtschik (letzte Silbe betont), russ. „Postillon".

darüber meine einförmigen, schweigenden Begleiter, von gar seltsam gestalteten Schneemassen und phantastischen Eiskristallen nach allen Seiten behangen.

„Herr," ertönt die Stimme des Jamschtschiks, „und wohin werden Sie befehlen? Ins Beamtenquartier?"

„Jawohl," gab ich zur Antwort, „ins Beamtenquartier, sofern es nicht besetzt ist. Kommen wir bald an?"

„Es ist die siebenundzwanzigste Werst, Herr, in anderthalb Stunden werden wir da sein."

Ich zog den Kopf wieder in den Pelzkragen und streckte mich in den Decken und Teppichen über dem Heu. Glocken und Schellen klingen ineinander, unverkürzt tönt der Galopp der Wildbahnpferde auf der glatten Fahrbahn des Posttrakts. Die Lider senken sich — und in wenigen Minuten umfängt mich aufs neue der traumhafte Zustand, der diesmal in einen tiefen, erquickenden Schlaf übergegangen war, als mich das plötzliche Halten des Schlittens erweckte. Die Morgenhelle schlug an meine Augen, während der Jamschtschik, mit dem Stiel seiner kurzen Peitsche aufwärts weisend, das eine Wort ausrief: „Wild!"

Im gleichen Augenblicke entfalteten drei Auerhähne, hoch zu unsrer Rechten im Astwerk einer mächtigen Kiefer, ihre Schwingen und strichen mit schwerfälligen Flügelschlägen, im charakteristischen Brausen über die Wipfel waldeinwärts. Die Bewegung des Jamschtschiks, das jähe Halten des Schlittens hatte sie jedenfalls aus ihrer Sorglosigkeit gescheucht, und mir blieb keine Zeit, das Gewehr an meiner Seite in Anschlag zu bringen, obwohl ich das grünmetallen schillernde Gefieder des Brustschildes und den blendenden „Spiegel" unter den Schwingen noch deutlich bei jedem einzelnen in den Strahlen der aufgehenden Sonne unterschied.

Der Wald hatte sich gelichtet, und in schneebedeckter Ebene vor uns dehnte sich Mesen mit seinen zweistöckigen Holzhäusern und seinen Hütten, aus deren weitläufigem Durcheinander die — meist aus gleichem Material erbauten — Türme und grünen Kuppeln der Kathedrale und zahlreicher Kirchen weither die Blicke auf sich zogen und dem öden Bilde eine gewisse malerische Belebung verliehen. Kerzengerade, in zahllosen parallelen Säulen, stieg der Rauch der Kamine in der lautlos ruhenden Frostluft empor, erst in beträchtlicher Höhe sich auflösend und zu zarten Nebelschleiern zusammenfließend, die sich allgemach in der lichten Aetherbläue des winterlichen Himmels verflüchtigten. — Mesen, die Kreisstadt mit ihren dreitausend Einwohnern — nicht bloß infolge seiner Lage in menschenleerer Oede, beim Ausflusse des gleichnamigen Küstenstromes ins Weiße Meer, am Rande der Polarzone, sondern mehr vielleicht noch als beliebter administrativer Verbannungsort politisch mißliebiger Personen, von einem gewissen düsteren Hauche umweht!

Zu bald nur mußte ich daran erinnert werden als — ich glaube in der Tat bloß wenige Minuten nach meiner Einkehr im Quartier — die schwarzen Fellmützen zweier Gendarmen innerhalb des Hofes unter meinem Fenster sichtbar wurden. Und ich konnte mich bei dem Anblicke eines leichten Unbehagens nicht erwehren. Nicht gerade, daß ich wegen der ungezwungenen Benutzung des seinem



Einwohner von Pinega (Gouvernement Archangel)



Bauern und Bäuerinnen aus Mesen; rechts drei Syrjanen im „Ssawik“, einem hemdartigen Renntierpelz

Zwecke nach ausschließlich für reisende Beamte unterhaltenen Quartiers eine ernstlichere Unannehmlichkeit befürchtete. Bei der angeborenen Liebenswürdigkeit des Russen und der — ich möchte sagen — gemütlichen Largesse in seiner Natur, die ihn für alle rein menschlichen Beweggründe im allgemeinen so zugänglich macht, würde der freie Hinweis mich sicherlich entschuldigt haben, daß in den entlegenen Flecken und Weilern die „podwodnaja kwartira“ für den Kulturmenschen schier die einzig mögliche Herberge bietet — hier zudem ja auch gerade leer gestanden. Ein Moment andrer Art trat jedoch hinzu, das sich nachgerade lastender auf mein Gemüt zu legen begann. War es dem Umstande zuzuschreiben, daß der „Tourist“ in diesen Gegenden überhaupt eine unbekannte Erscheinung ist und anderseits meine gesamte Person die Verwechslung mit einem reisenden Kleinhändler wohl a priori ausschloß, lag es an der Wahl meines Absteigequartiers oder vielleicht gar endlich an meiner turmhohen schneeweißen Pelzmütze — der mit einem silbernen Tressenkreuze gezierten sogenannten „popacha“, die mir einst von einem freundlichen Kirgisenkhan in den Steppengebieten des Südens beim Abschied aus seiner Jurte als Gastgeschenk dargeboten worden und ihrem Träger leicht einen militärischen Anstrich verleiht —, es war nicht anders möglich, als daß man mich in Pinega, wo ich zuletzt übernachtet, für einen Regierungsbeamten genommen. Wenigstens vermochte ich nachträglich keine andre Deutung zu finden, als mir bei meinem Verlassen des Quartiers der Stationshalter, auf die Troika vor dem Schlitten deutend, zur Erklärung gab, es seien vorzüglichste „Landschaftspferde“ reinblütig Mesenscher Zucht,*) die er für mich bestellt, da die etatsmäßigen „Postpferde“ in der Nacht vergriffen worden und die „Kurierpferde“ gerade mit Estafetten in den Kreis versendet wären. Ich würde, fügte er hinzu, zwanzig Werst in der Stunde fahren. — Und fortan wiederholte sich ein gleiches auf allen Stationen: waren die „Postpferde“ nicht zu Hause, sogleich wurden mir Kurierpferde zur Verfügung gestellt und, wo auch diese just nicht anwesend, ohne Verzug bei der Dorfgemeinde „Landschaftspferde“ beordert.

Nachgerade indes begann mich der Gedanke zu beunruhigen, daß mir nun am Ende willkürlicher Mißbrauch der Beamtenpost, wohl gar unter „Vorspiegelung falscher Tatsachen“ zur Last gelegt werden möchte; das konnte eine Reihe Weiterungen nach sich ziehen, deren Grenze bei der polizeilichen Allgewalt in den entlegensten Reichsgebieten sich im voraus kaum überblicken ließ. Unter diesen Umständen trug es keineswegs zu meiner Erheiterung bei, als mir beim Verlassen des Ankleidezimmers die freundliche Inhaberin des Quartiers mit der Meldung entgegentrat, daß der stanowoi pristaw mich zu sprechen wünschte; bloß möchte er mich, wie sie hinzusetzte, nicht beim Frühstück stören und lasse mich fragen, wann ich ihn empfangen wollte. Diese außergewöhnliche Artigkeit

*) Die Mesensche Rasse, von Peter dem Großen durch geeignete Veredlung des nordischen Landschlages und seine ausgedehnte Züchtung auf den üppigen Wiesengebieten am unteren Laufe des Mesen begründet, stellt einen der vorzüglichsten Typen des mittelgroßen Landpferdes (15—16 Faust Höhe) dar: genügsam, ausdauernd und stark, dabei schnell und leicht; was die Haarfarbe anbetrifft, so findet man häufig Füchse mit dunkelm Rückenstreif („Aalstreif“).



Frau aus Mesen

des subalternen Polizeioffiziers übte auf mich eine beruhigende Wirkung aus; schien sie mir doch ein vielsagendes Streiflicht auf die Situation zu werfen, das mir eine wertvolle Direktive für mein eignes Verhalten an die Hand bot: Feindseligkeiten eröffnet man heutzutage nicht mehr mit so ausgesuchtem Zartgefühl — wenigstens nicht bei der russischen Polizei! Das deutet weit eher auf Unsicherheit.

Ich nahm am Teetische Platz und ließ den Stanowoi eintreten. Der erste Eindruck bestätigte meine Deutung. Die soldatisch-stramme Haltung, mit welcher der Beamte seinen Platz an der Tür behielt, dokumentierte von vornherein Respekt und bescheidene Zurückhaltung; auch fiel es mir auf, daß er ein Paar wildlederne Handschuhe angetan, deren ursprüngliches Weiß sich noch deutlich genug erkennen ließ, wie auch das frisch gescheitelte und geölte Haar eine gewisse Sorgfalt bekundete, die er auf seine äußere Erscheinung verwandt. Den Mantel hatte er im kalten Vorhause zurückgelassen. Auf seine in unsicher-verlegenem Tone eines Untergebenen vorgebrachte, mit weitläufigen und zum Teil konfusen Redensarten verbrämte Bitte um Angabe meines Namens bot ich ihm meinen Paß, den er jedoch lebhaft und unter wiederholten Entschuldigungen der mir verursachten Belästigung ablehnte: wenn ich bloß die „Herablassung“ (snischoshdenije) hätte, zu bewilligen, daß er meinen Namen und Stand in sein Notizbuch eintrüge, um dem Isprawnik („Landhauptmann“) die aufgetragene Meldung abzustatten. Ich entsprach seinem Ersuchen und beruhigte ihn im leutseligen Tone eines Vorgesetzten, der in objektiver Anerkennung der Gründe dem Untergebenen die kleine Belästigung nicht nachtragen will und Gnade für Recht ergehen läßt — fühlte mich jedoch selbst merklich beruhigt, als sich die Tür zwischen dem pflichttreuen Beamten und mir ins Schloß gelegt hatte.

Nicht lange jedoch sollte dieser Zustand andauern, denn noch hatte ich mein Frühstück nicht beendet, als mir der Mann aufs neue gemeldet ward. Ich gab die Weisung, ihn warten zu lassen, bis ich fertig wäre. Bei seinem zweiten Eintreten trugen Ton und Haltung nicht mehr jenen Stempel subalterner Ergebenheit, in der beim ersten Besuche die ganze Person des Beamten aufgehen zu wollen schien: in Haltung und Ton lag vielmehr etwas, das an verborgene Drohung anklang — etwas „zur Rede Stellendes“, als er mir nüchtern zur Erklärung gab, daß der Isprawnik sich mit meiner bloßen Namensnennung nicht zufrieden geben könne. Den ganzen Weg bediente ich mich der Kurier- und Landschaftspost, hätte just eben wieder Kurierpferde bestellt; die Polizei müsse unter solchen Umständen auf Einblick in meine Papiere dringen. Ueberdies wünsche der Isprawnik zu vernehmen, in welchen Angelegenheiten überhaupt ich hergekommen wäre.

Ein eigentümlicher Gegensatz drängte sich jedoch meiner Beobachtung auf zwischen dem Inhalte dieser Forderungen und der Art und Weise, in welcher der Mann sie vorbrachte: sein ganzes Wesen bekundete bei jedem dritten Wort ein ausgesprochenes Unbehagen, eine innere Unsicherheit, ja mehrmals glaubte ich eine nervöse Anstrengung



Bauernmädchen aus Cholmogory im Nationalkostüm (Ssarafan)



Bäuerinnen in ihren Festgewändern aus Seidendamast mit Zobel- und Silberfuchspelzwerk (Archangel)

zu gewahren, die es ihn kostete, seinen Ausführungen den Ton einer gewissen Strenge, eines amtlichen Nachdruckes zu verleihen ... ein seltsames Gemisch von angestrebter Autorität und der ungeschickt maskierten Scheu des Naturmenschen gegenüber einem neuen, ihm gänzlich fremden Typus, den er sich nicht zu klassifizieren getraut, verriet sich darin und erleichterte mir wesentlich die Situation.

Mein Paß verlieh mir keinerlei Anrecht an die Extrapost, mußte vielmehr gerade den scheinbaren Uebergriff von meiner Seite dartun — und Unkenntnis einer Verordnung schützt vor dem Gesetze nicht. Darauf mußte ich mich gefaßt halten. So mochte mich der Mensch denn für einen geheimen Revidenten aus dem Ministerium halten oder für einen inkognito reisenden Großfürsten, der den Robbenschlag am Konuschinvorgebirge besuchen will!

Und in kühlem Tone, ihn scharf ins Auge fassend, erwiderte ich:

„Ich hatte Ihnen ja gleich gesagt, golubtschik (‚Täubchen‘), daß es das einzig Korrekte ist, Sie bringen meine Legitimation auf die Kreisverwaltung; die Mühe des zweiten Ganges wäre Ihnen erspart gewesen, wenn Sie an Stelle Ihres deplacierten Widerspruchs getan hätten, wie ich es Sie hieß. Hier haben Sie meinen Paß, den Sie mir persönlich wiederbringen wollen. Was die Angelegenheiten betrifft, in denen ich gekommen, sagen Sie Ihrem Ispravnik, daß es geheime Angelegenheiten sind.“

Es war ein abgelaufener Auslandspaß aus der Mitauschen Gouvernementskanzlei, doch noch vor vierzehn Tagen auf der Petersburger Stadthauptmannschaft und eine Woche später in Archangel visiert und gestempelt. Die Unterschrift Herrn Paschtschenkos, des kurländischen Gouverneurs, mußte hier überdies in frischer Erinnerung stehen: war es doch noch kein Jahr, daß der letztere den gleichen höchsten Posten in Archangel, der russischen Riesenprovinz, bekleidet hatte — ein Umstand, der nur zu meinen Gunsten in die Wage fallen konnte, indem er die Möglichkeit naherückte, in meiner Person einen von den außeretatmäßigen „Beamten zu besonderen Aufträgen“ Seiner Exzellenz zu vermuten.

Ich hatte soeben mein Handgepäck zurechtgelegt, als die ausdrucksvolle Erscheinung des Stanowoi im Hofe auftauchte. Bei seinem Eintreten fiel mir zunächst das „Euer Erlaucht“ der Anrede befremdlich in die Ohren, ein Titel, der mir weder von Geburts wegen zukommt, noch auch — bis dato wenigstens — infolge öffentlicher Anerkennung meiner Verdienste verliehen worden. Während er mir die Legitimation behändigte, erschöpfte sich der loyale Polizist in Entschuldigungen wegen der wiederholten Inanspruchnahme meiner Zeit und

Person: der Polizeidienst erfordere nun aber einmal, hier wie überall, die peinlichste Erfüllung. Seinerseits habe er ja im Augenblicke seiner ersten Vorstellung klar gefühlt, mit wem es zu tun er die Ehre hatte, und habe daher auch persönlich von einem Einblick in meine Papiere entschieden Abstand nehmen wollen. In gleichem Sinne wäre er auf der Kreisverwaltung vorstellig geworden, doch der Jspravnik habe ihn ausdrücklich beordert, meine Ausweise einzuholen; ihm als Untergebenem stehe es nicht zu, sich zu widersetzen, er habe einfach die Befehle seines Vorgesetzten zu erfüllen. Der Jspravnik bitte mich, gnädigst zu entschuldigen, wenn er mir nicht seine persönliche Aufwartung mache, was er diesmal bloß unterlasse, da er vernommen, daß ich meine Weiterreise ohne Unterbrechung fortzusetzen wünschte und daß die Pferde bereits vorgefahren seien. Sollte ich vielleicht irgendwelche besonderen Wünsche haben, so würde es ihm eine ehrende Pflicht sein, mich zufriedenzustellen.

Ich wußte zwar nicht, welchen Teil dieser und ähnlicher Artigkeiten, die der dienstwillige Beamte mir im Namen des Kreischefs übermittelte, ich auf letzteren zurückzuführen und welche auf das persönliche Konto des Stanowoi zu buchen hatte — jedenfalls entgegnete ich, daß es mir eine lebhafte Genugtuung sei, mich durch eignen Augenschein zu überzeugen, daß in dem entlegenen Mesen die Polizei in so „musterhafter Weise“ (obraszowym porjadkom) ihres Amtes walte; ich sei dem Jspravnik für sein Zartgefühl überaus verbunden und hätte im Augenblick kaum einen andern Wunsch, als daß mein Koffer, den ich bis zur nächsten Woche auf dem Quartier zurückließe, wohl aufbewahrt bliebe.



Gattin eines reichen bäuerlichen Kleinhändlers im Seidenkleid und mit Kokoschnik aus einem Dorfe bei Cholmogory

Danach füllte ich meinen silbernen Jagdbecher mit dem mitgebrachten Hennessey *** und bot ihn dem beflissenen Polizeimann, der ihn mit der emphatischen Versicherung, daß er sonst wohl an dergleichen nicht gewohnt, mit einem Ausdrucke seligen Behagens ausschlürfte.

Ich erhob mich von meinem Diwan und rief nach der Matuschka, um die Zeche zu begleichen, indes der Stanowoi meine Handtasche, Pelzdecken und Gewehre von den beiden Gendarmen in den Schlitten tragen ließ. Während die letzteren mich sorgfältig in die Decken hüllten und das Heu an der Rückenlehne glätteten, trug ich dem Beamten meinen Gruß und Anerkennung an den Jspravnik auf.

„My rady staratsa, Wasche Ssijatelstwo,“ lautete die stereotype Antwort des strahlenden Polizisten, „wir sind froh, unsre Pflicht zu tun, Euer Erlaucht.“

Ein „Poschol“ an den Jamschtschik, und in vollem Galopp setzte sich die vorzügliche Troika in Bewegung. Eine Minute später lag Mesen in meinem Rücken.

In kurzem, ja nahezu unvermittelt, begann der Charakter der Gegend ein andrer zu werden, und ich mochte in der Tat noch keine Stunde gefahren sein, als mich ein wesentlich verändertes Landschaftsbild umgab. Die weiten zusammenhängenden Waldungen, die bald hinter Schlüsselburg beginnen und der gesamten Umgebung ein so charakteristisches Gepräge verleihen — ganz insbesondere dort, wo ein paar bedeutendere Bodenerhebungen zwischen den beiden Riesenbecken des Ladoga- und Onegasees ein umfassendes Panorama über die Gegend eröffnen, dem Reisenden eine lebendige Vorstellung von den unermeßlichen Holzreichtümern der russischen Waldregion aufdrängend —, waren gewichen. Auch das Flächenrelief hatte sich gänzlich geändert: kein Berg, keine Anhöhe, kein noch so ferner Ausläufer des uralisch-baltischen Landrückens mehr zu sehen, keines mehr von den tiefen Quertälern, die den Archangel-Mesenschen Trakt so vielfach durchschneiden und den Neuling leicht in ein Gefühl der Nervosität versetzen, so oft dann immer der Jamschtschik auf die Rosse dreinzuhauen beginnt, um die weite, abhangsteile Böschung en pleine carrière hinabzusausen — „man darf den Schwung nicht ausgehen lassen, damit die Tiere den jenseitigen Hang leichter nehmen können,“ lautet die stehende Erklärung der eigenartigen Methode. — Nichts mehr von alledem! Als ausgesprochene Tiefebene dehnt sich die Fläche bis an den Gesichtskreis, ab und zu bloß von einer unbedeutenden Terrainwelle durchzogen oder von einer geringen Vertiefung durchfurcht, in deren Sohle sich das Rinnsal eines Küstenbaches mit trägem Gefälle erkennen läßt — ab und zu in ihrer Einförmigkeit durch ein kleines Gehölz oder ein Wäldchen unterbrochen, dessen Bestand in der Regel kümmerlich entwickelte Koniferen aufweist, hier und da wohl auch aus Weiden oder Weißerlen gebildet ist. Doch je weiter man gelangt, um so seltener, um so spärlicher und dürftiger, auch in ihrer äußeren Erscheinung, werden diese letzten Spuren nordischen Waldwuchses. Das umgebende Bild mahnt ständig daran, daß jeder Schritt des Dreigespanns vor dem Schlitten den Reisenden der Tundra näher bringt: der öden, schauerlichen Moossteppe, die vom Weißen

bis zum Behrings-Meer, in nahezu ununterbrochener Ausdehnung von 7000 Kilometern Länge bei wechselnder Breite die Gestade der Polarsee umsäumt, zwischen letzterer und dem Gürtel der Waldregion (der „Taiga“ Sibiriens) eine gesonderte Vegetationszone des kontinentalen Riesenreiches darstellend.

In wenig über zwei Stunden war Ssëmsha, die letzte Pferdestation, 40 Werst (42 Kilometer) von Mesen erreicht — ein elendes Nest mit kaum hundert bis zweihundert Einwohnern, hart an der Flachküste der Mesenbucht des Weißen Meeres an der Wurzel der Halbinsel Kanin gelegen. Den wichtigsten Erwerbszweig der durchweg russischen Einwohner bildet der Fischfang. Allsommerlich zur Laichzeit kommen ganze Schwärme des Stockfisches („treskà“) myriadenweise aus dem Eismeere in die wärmeren und flacheren Gewässer der verschiedenen Weißmeerbuchten, wo ihr Fang alsdann zwei bis drei Wochen hindurch viele Tausende fleißiger Hände Tag und Nacht beschäftigt, der Landbevölkerung bis tief ins Innere hinein ein überaus wohlfeiles Nahrungsmittel für das ganze Jahr vermittelnd. Auch der lohnende Hausenfang lockt alljährlich eine Anzahl kühner Fischer des



Bauern aus einem Klosterdorfe an der unteren Dwina



Waldarbeiter im Archangelschen Gouvernement vor ihrer Hütte, in der sie monatelang kampieren

Ortes ins offene Polarmeer — bis zu der weit vorgeschobenen Insel Kolgujew, ja wohl noch darüber hinaus. Daneben wird, wenn auch (durch die Seßhaftigkeit bedingt) bloß in bescheidenem Maßstabe, die Renntierzucht betrieben.

Als Vertreter beider Richtungen fesselte der Stationswirt, bei dem ich abgestiegen war, ein gewisser Maslow, mein Interesse — ein vortrefflicher Mann von hoher Loyalität und der rührenden Lauterkeit und Güte des unverdorbenen Naturmenschen. Auf seinem jetzt nicht mehr seetüchtigen Fahrzeuge, einem Zweimaster, hatte er seinerzeit ausgedehnte Fahrten bis an die Petschoramündung und die Waigatschinsel ausgeführt und mit dem Hausenfang ein Stück Geld verdient. Zugleich besaß er eine kleine Herde von gegen dreihundert Renntieren, auf denen er nicht bloß die Kaninsche Samojedentundra im Schlitten nach allen Richtungen durchquert hatte, sondern auch mit den Syrjanen bis weit nach Ifshmy hin (an der Petschora) Tauschhandel betrieben.

Von ihm vernahm ich, daß ein wohlhabender Samojede, Besitzer von zweitausend Renntieren, in letzter Woche auf der Wanderung aus dem Osten nach Sjëmsha gekommen sei und in einer Entfernung von 40 Werst seine Zelte aufgeschlagen habe; „für einen Monat," fügte mein Wirt hinzu, „dürfte an dem Platze die Weide für die Tiere in jedem Falle ausreichen."

Ein Besuch der Niederlassung interessierte mich lebhaft: war es doch bloß ein ganz unbedeutender Samojedenstamm mit kaum dreihundert bis vierhundert Renntieren, den ich acht Tage zuvor in nächster Nähe Archangels besichtigt hatte. Es war in Gesellschaft des liebenswürdigen und hochgebildeten deutschen Generalkonsuls daselbst, Herrn Wilhelm Meyer, Magisters der altklassischen Philologie der Universität Dorpat, in dessen gastfreiem Hause ich als einstiger Jünger derselben Hochburg deutscher Kultur wider Mongolisierung und asiatische Barbarei keiner andern Empfehlung bedurft hatte... „fuimus Troes"!

Ich zögerte nicht, von der Gelegenheit, die sich mir zu einer genaueren Beobachtung des merkwürdigen Wandervolkes inmitten seines ureigentlichen Bereiches, der uferlosen gefrorenen Sumpfsteppe, zum ersten Male bot, Gebrauch zu machen, und bestellte alsbald, nachdem ich meinen Organismus durch ein warmes Frühstück gekräftigt und angeregt, bei meinem Wirt ein Renntiergespann zur Fahrt in die Tundra.

Der Leser erblickt auf dem Bilde das charakteristische Gefährt, durch seine Leichtigkeit und ganze Bauart, ohne einen Eisenteil, wie kein zweites geeignet, den Reisenden zu jeder Jahreszeit — über Schnee oder Moos, ohne Weg noch Steg — durch die unwirtsame Oede zu befördern. Das Gewicht des Insassen konzentriert den Schwerpunkt des Fahrzeugs an dessen äußerstem Ende, und erstaunlich ist es zu sehen, mit welcher Leichtigkeit die Tiere vor demselben es an gelegentlichen Hängen, einer Dünenböschung etwa oder einem steileren Bachesrande, durch lotrecht überhangende Schneewehen — locker wie Flaum —, die beim Passieren

gleich Gischt nach allen Seiten auseinanderstieben, hindurchbringen; oder mit welcher Sicherheit das eigenartige Vehikel mitunter über windschief, gleich Krummstroh, durcheinander geschobene Eisschollen irgendeines Wüstengewässers gleitet, ohne aus dem Gleichgewicht zu kommen, während die Renntiere davor mit bewundernswerter Energie und Spannkraft, bei charakteristisch breitspurigster Stellung der Hinterläufe, bald kletternd, bald in kurzen Sätzen, über die in wirrer Mannigfaltigkeit über- und nebeneinander gelagerten und geschachtelten Platten und Blöcke des Schollenbruches eilen. Dabei mildert die außerordentliche Länge der Schlittenkufen bei solchen Gelegenheiten jeden Stoß, schwächt jeden Ruck ab, so daß der Insasse, welcher nur selbst einige Balance zu halten versteht, sich nie zu beklagen braucht.

Noch hatte ich meine Mahlzeit nicht beendet, als ich durch das Fenster das originelle Gespann vorfahren sah: sechs kapitale Renhirsche,*) in einer Reihe nebeneinander geschirrt, deren breit ausgelegte Schaufelgeweihe mit ihrem zahlreichen Endenschmuck auf die Phantasie des Jagdfreundes und passionierten Tierliebhabers beim ersten Anblick einen nicht wiederzugebenden Eindruck üben! — Bald hatte ich mich gerüstet. Auf meines Wirtes Rat zog ich die Füße auf den Schlitten und ließ sie — lang ausgestreckt und in meine Pelzdecke gewickelt — mit dem ledernen Lasso, der zum Wiedereinfangen der ausgeschirrten Tiere auf keiner Fahrt fehlen darf, an das Gestell binden, indes mein in den landesüblichen Fellanzug („Ssawik") gekleideter Wirt mit dem langen Leitstabe in Händen nach Samojedenart seitlings seinen Platz einnahm, sich mit dem linken Fuße fest gegen die Schlittenkufe unterhalb anstemmend. Als das Gespann sich in Bewegung setzte, wurde ich gewahr, daß nur das Leittier zur äußersten Linken eine Leine, und zwar bloß eine einzige, trägt: ein langes Lederseil — an der Wurzel des Geweihes befestigt und am gleichen Ende mit einer kleinen Holzkugel versehen, die an einem kurzen Nebenriemen frei herabhängt. Ein Schwung mit der Leine von der Hand des Lenkers, und in schnellender Bewegung fliegt die Kugel am Nebenriemen durch die Luft, den Hals des wohldressierten Tieres an der entsprechenden — rechten oder linken — Seite berührend und ihm hierdurch die jedesmalige „Hilfe" für die vom Lenker beabsichtigte Links- respektive Rechtswendung vermittelnd. Hochinteressant ist es in solchen Fällen, die Willigkeit zu beobachten, mit der sich das Tier in energischster Pirouette nach links förmlich wirft, die übrigen fünf unwiderstehlich nach sich reißend — oder bei entgegengesetzter Richtung in jäher Schwenkung gegen seinen benachbarten Genossen drückt und alle andern in die erforderliche Direktion drängt. — Ein Anziehen der Leine läßt das Leittier sofort halten, — und nur die Vorwärtsbewegung ist es, zwecks deren Förderung dem Lenker die Möglichkeit einer direkt unmittelbaren „Hilfe" auch jedem der andern Zugtiere gegenüber gegeben ist: ein paar leichte Stöße mit dem Leitstabe in die Flankengegend des betreffenden Renns, unterstützt durch ein stimmloses, doch weithin vernehmbares: „Ksss, ksss!" aus dem Munde des ersteren. Die Abrichtung des Leitrenns erfordert mühevolle Hingabe und Monate geduldigster Arbeit, während das Einfahren der halb rohen Nebentiere sich leicht in ein paar Wochen, unter Umständen gar in wenigen Tagen vollzieht. Stets wird zu diesem unverhältnismäßig anstrengenderen Dienste nur ein besonders kräftiges, durchaus fehlerfreies Exemplar von gutgeartetem, dabei frischem Temperament gewählt, womit auch der vier- bis fünffach höhere Preis eines zuverlässigen Leithirsches gegenüber einem gewöhnlichen Renntiere in Uebereinstimmung steht; er beträgt 40 Rubel und darüber, wogegen für das ausgewachsene normale Durchschnittstier der Herde keinesfalls mehr als 8 bis 10 Rubel angesetzt werden.

In flottem Trabe verließen wir das Dorf. Unter drei Stunden übernahm es mein Wirt nicht, die Niederlassung der Samojeden zu erreichen, da andernfalls die Heimfahrt mit den ermüdeten Tieren eine zu schleppende Form annehmen könnte. — Der



Samojedengruppe; die Männer tragen den Ssawik, die Frau die Maliza (Renntierpelz)

*) Bei allen Cerviden wird unter der Bezeichnung „Hirsch" κατ' ἐξοχήν das männliche Geschlecht unterschieden.


Zeltniederlassung (Tschum) der Samojeden in der Kaninschen Tundra

Himmel hatte sich nachgerade bezogen, die Kälte merklich nachgelassen, und Maslow prophezeite für die Nacht Schneefall. Etwa eine Stunde mochten wir unterwegs sein, als er mich beim Passieren eines unbedeutenden Wasserlaufes belehrte, daß wir nun in die Kaninsche Tundra träten, deren südwestliche Grenze hier beginne.

Schon auf der letzten Strecke war der Baumwuchs verschwunden, auch die gelegentlichen Unebenheiten im Terrain hatten gänzlich nachgelassen, und endlos schier umgab uns die einförmige Schneefläche. Endlos dehnte sie sich, wohin das Auge nur blickte — in alle Richtungen der Windrose, bis an den fernsten Horizont: von keinem Strauch, keinem dürren Halme belebt, von keiner Bodenwelle gefurcht, von keinem Farbenton, keiner Schattierung, keinem noch so leisen Wechsel in ihrer ewigen Einförmigkeit unterbrochen — unübersehbar, wandellos! ein Bild der Unendlichkeit, das niemand, der es geschaut, jemals vergessen wird! Die bleigraue Hohlkugel des Schneehimmels darüber schien die starre Monotonie selbst in die Region der Lüfte fortzupflanzen, die von keinem Hauche bewegt in tiefster, lautloser Stille ruhten. Und aus dem ganzen gedehnten Umkreise gesellte sich nichts hinzu, das diese Stille gestört, unterbrochen hätte; kein Ton, kein ferner Schall — außer den selbsterzeugten Lauten, dem leichten Gleiten des Schlittens und dem charakteristischen Knacken der Fesselgelenke bei jedem Tritte der Zugtiere, das in eigenartiger Weise an das knisternde Geräusch elektrischer Funken gemahnt, dringt kein Klang an das Ohr . . . Eine wunderbare einzige Stille, die über dem weiten Rund waltet, eine Stille, wie wir vergeblich unter einem südlicheren Himmelsstriche nach ihr suchen würden — ob in den Pußten Transleithaniens oder in den melancholischen Landes am biscayischen Meere, in der unbebauten Bruch- und Heidelandschaft Gelderns oder in der zauberhaften Oede der römischen Campagna. Es ist die eigentümliche nordische Stille: ein in

seiner Kontinuität geradezu „erhaben“ wirkendes, großes Schweigen der Natur, das sich in ganz eigner Weise dem Gemüte mitteilt und in der Menschenseele einzigartige Stimmungen auslöst! — Stunde auf Stunde verrinnt — du siehst die fördernden Aktionen der braven Zugtiere vor dem Schlitten, unverdrossen vorwärts treibend, dein Ohr vernimmt das spezifische Knistern ihrer Gelenke, bei jedem Schritte spürt dein Körper die hingleitende Bewegung des Gefährtes — indes scheint jeder Blick auf die Umgebung darzutun, daß deine Sinne sich in andauernder Täuschung befunden und du ja noch auf demselben Flecke verweilst, da dir gekündet ward, daß die Tundra vor dir sich erschlossen.

Kurz nach zwei war es, als eine eigentümliche Veränderung unsrer Renntiere mir in die Augen fiel: ihre Allüren verrieten eine gewisse Anspannung, eine gesteigerte Aufmerksamkeit: der Leithirsch insbesondere warf den Kopf auf, verhielt in der Gangart und streckte, Wind nehmend, den Hals weit vor, worauf alle sechs in lebhaft beschleunigtem Tempo die Richtung fortsetzten.

„Sie wittern den Rauch aus dem Tschum,“ äußerte mein schweigsamer Begleiter. „Tschum“ ist die Bezeichnung für die Zeltniederlassung der Samojeden in ihrer eignen Sprache, doch auch von den Russen im Norden allgemein dafür adoptiert. — In der Tat verstrichen nicht mehr als fünf oder zehn Minuten, als aus der Tundra Hundegebell an mein Ohr schlug und bald danach das merkwürdige Wanderdorf in den Gesichtskreis trat, eine Anzahl konischer Fellzelte, jedes derselben an der Spitze mit einer Oeffnung versehen, aus welcher der Rauch in kräuselnden Wölkchen emporstieg. Beim Einfahren stürzten uns vielleicht zwanzig Hunde mit hellem Halsgeben entgegen — keineswegs in feindseliger Absicht, denn kaum verließen wir unsern Sitz, als sie willig herankamen und sich von uns streicheln ließen oder in träger Indolenz sich auf dem Schnee zum Schlafe zusammenrollten. — An diesen entlegenen Gestaden, ferne von menschlicher Zwietracht und dem Getriebe der Welt, ist man nicht gewohnt, im Menschen einen Feind zu erblicken! Selbst der treue Gehilfe und wachsame Gefährte des einsamen Tundrenbewohners, der Hund, verleugnet die Instinkte seiner Raubtiernatur und schmiegt sich vertraut an den Fremdling.

In kurzem traten mehrere Söhne des Wanderstammes aus den Zelten und näherten sich mir grüßend und fragend; auch Frauen und Kinder, von der Neugier aus der schützenden Behausung gelockt, folgten und sammelten sich, bald einzeln, bald gruppenweise, in bunter Korona um uns. Ausgesprochen mongolische — wenn hier ein Superlativ gestattet ist, mongolischste! — Gesichtsbildung; der Typus, wie er in prononcierterem Grade, man könnte sagen: in „idealerer Vollendung“, wohl bei keinem andern Volke der Rasse zutage tritt. Unwillkürlich fielen mir die klassischen Verse ein:

„In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein“;

doch schien mir das spezifisch Mongolische — die unschöne Abplattung der Stirn, die schiefe Stellung der schmalgeschlitzten Augen, die vortretenden Backenknochen und der Stich ins Gelbliche der Hautfarbe — beim Samojeden zu noch „freierer Entfaltung“ gelangt, dabei auch durchgängig konstanter vertreten, als es mir je unter den Lappen aufgefallen wäre. Ich lasse es mir nicht nehmen, einige Prachtexemplare dem Leser anbei in effigie



Samojedentypen

vorzustellen, ein paar wahre „Teufel“ an Häßlichkeit darunter. Die Bilder vergegenwärtigen zugleich die eigentümliche Tracht, die mit geringen Abweichungen bei all den nordisch-mongolischen halbwilden Völkerschaften bis zur Tschuktschen-Halbinsel hin die gleiche bleibt: Renntierfell in doppelter Schichtung, die Haarseite sowohl nach innen, dem bloßen Leibe aufliegend, wie auch nach außen gekehrt, und hier mit mannigfachen buntfarbenen Tuchläppchen garniert. Die Kopfbedeckung besteht in einer ebensolchen Kapuze, die an der Nackenseite mit dem „Ssawik“ zusammenhängt; auch die Handschuhe (täuscht mich die Erinnerung nicht, aus dem feineren und geschmeidigeren Seehundsfell gearbeitet) sind bloß zur Hälfte an die Aermel befestigt und ermöglichen ein beliebiges Hervorschieben der bloßen Hände durch den offen gebliebenen Teil.

Das gleiche System des doppelten Renntierfelles, wie es bei der Bekleidung entgegentritt, fand ich für die Wohnstätte adoptiert, als ich der Einladung des Paterfamilias in sein Zelt Folge leistete: Pelzwerk bildet die Außen-, Pelzwerk die Innenwand des ausgesprochenen Kegels, den die Behausung darstellt. Die Grundfläche zerfällt in zwei konzentrische Kreise, deren innerer, kaum 2 Meter im Durchmesser haltend, das bloße Erdreich zeigt, während der umschreibende äußere aus lose aneinander gefügten Planken, die strahlenförmig nach innen laufen und wieder mit der doppelten Fellschicht gedeckt sind, gebildet wird. Das Zentrum ist ein würfelförmig in den Boden geschnittenes Loch von zirka 30 Zentimeter Seitenlänge für die Feuerstelle, über der an einer Mücke der unvermeidliche Wasserkessel dampft. Der Durchmesser des Zeltes mochte auf der gesamten Fläche 6 Meter betragen, die Höhe inmitten war eine ganz beträchtliche. Im Augenblicke, da der Türeinschnitt in der Zeltdecke zurückgeschlagen wird, strömt infolge des entstehenden Luftzuges von oben der Rauch gegen den Eintretenden und dringt ihm stechend in Augen und Kehle; sobald indes die Tür sich geschlossen, entweicht er wiederum auf seinem vorgezeichneten Wege durch die Zeltöffnung zuoberst in stiller perpendikulärer Säule. Die Luft erscheint rein und gut, trotzdem daß vielleicht fünfzehn Personen oder mehr das Wigwam bewohnen — bei der kontinuierlichen Ableitung der verbrauchten Bestandteile und der häufigen Erneuerung beim steten Kommen und Gehen im Laufe des Tages übrigens nur natürlich. Auch die Temperatur war durchaus behaglich und mochte wohl 10 Grad Reaumur betragen, wiewohl das Thermometer draußen 16 Grad unter Null wies.

So eigen, wenn man bedenkt, was dieses Zelt dem Samojeden bedeutet! Unter seinem schützenden Dach verbringen Familien Dezennien friedlich nebeneinander; hier erblickt er das Licht der Welt — Kindheit, Jugend, das Leben verbringt er hier; hier sieht er neue Generationen erstehen und kommen, sieht welken und vergehen die alten! Sein Glück und seine Freuden, sein Hoffen und Fürchten, sein Gram und Schmerz, seine Erinnerungen — alles, was sein Leben ihm zu bieten vermag, ist innig und unauflöslich mit seinem Zelte verknüpft, das ihn begleitet, ihm folgt, wohin das Schicksal und sein Wandertrieb ihn auch bringt.

Von dem Besitzer des Tschum vernahm ich, daß man unter seinen Landsleuten nicht wenige findet, deren Wohlstand sich nach einer noch weit höheren Kopfzahl von Renntieren beziffert: Herdenbesitzer mit dreitausend bis fünftausend Tieren sind keine Seltenheit, ja selbst achttausend Stück und noch mehr sieht man hier und da in einer Hand vereinigt. Unter den Syrjanen gibt es sogar vereinzelt solche, die bis zu fünfzehntausend Renntieren ihr eigen nennen. — Den meisten Lesern dürfte es neu sein, daß aus Archangel alljährlich bis zu vierzigtausend Renntierhinterteile zur Rauchfleischbereitung nach Hamburg verschifft werden, wie mir vom dortigen deutschen Generalkonsul berichtet wurde.

Nachdem wir uns durch heißen Tee erwärmt, ich auch vom Samojeden-Gebäck gekostet hatte, erbot sich unser Wirt, mir seine Herde zu zeigen, die tagsüber auf der „Weide“ in der Tundra war. Begierig folgte ich ihm hinaus und schlug ihm einen Platz auf meinem Schlitten vor, den er jedoch lächelnd verweigerte, da er die Tiere „eintreiben lassen“ würde. Zugleich ließ er weit geöffneten Mundes mit Stentorstimme ein gellendes gedehntes „Ah, aah“ mehrfach hintereinander erschallen. Im selben Momente erhob sich rings ein unbändiges, leidenschaftliches Hundegeläute: aus dem Schnee, unter Schlitten und Kisten hervor, aus allen Zelten wurde es rege, und fünfzig, sechzig — was weiß ich wieviel! — von den spitzohrigen wolfsähnlichen kleinen zottigen Hunden stürzten sich in heißestem Jagdeifer mit einer nicht zu beschreibenden Verve und wild-freudigen Passion hervor und hinaus — heulend, bellend, durcheinander kläffend, in schallendstem Unisono, wie ich es nie noch heißer und kochender bei dem entzückendsten „A la vue“ in den Wäldern von Rambouillet oder Chantilly von einer hundertköpfigen, geschlossen jagenden Hirschmeute vernommen —, unaufhaltsam hinaus in die Tundra! — Die Jagd entschwindet, das Geläute verhallt, die Stille umgibt mich wieder... wie in einem Traume kam ich mir vor! — „Treten Sie ein, Herr,“ sagte der Samojede, „es wird jetzt eine Zeit dauern, und es ist kalt.“

Ich folgte der Einladung und setzte mich wieder in die Felle zwischen die aufmerksam beflissenen Frauen ums Feuer. Eine Viertelstunde später wurden wir gerufen. — Das erste, was ich beim Hinaustreten unterschied, waren vereinzelte Hundestimmen aus der Tundra, in die andre einzufallen schienen. In eigentümlichem Rauschen schwillt es an, und bald erkennt mein Ohr das vereinte helle Jagen sämtlicher Hunde, eigenartig gedämpft und begleitet von einem seltsamen Brausen, das in stetig zunehmendem Crescendo näher und immer näher dringt. In kurzem eröffnete sich mir ein Anblick, den ich im Leben nicht vergessen werde! Auf die Entfernung eines doppelten Büchsenschusses gewahre ich mit einemmal ein hellgraues Renntier, in rapidester Flucht, von mehreren andern gefolgt, sich meinem Standpunkte nähern. Nicht länger als eine Sekunde kann jedoch mein Auge bei der Gruppe verweilen, denn unmittelbar dahinter folgt, drängend aneinander gehäuft, einer kompakten Masse vergleichbar, ein gleichzeitiger Schub von mehreren hundert neuen Tieren mit reißender Schnelligkeit dahergerollt, gerast! Ich sehe einen Wald von

Sumskoi-Port am Weißen Meer

Geweihen, allein mein Blick wird wieder abgelenkt, denn jetzt folgt Bild auf Bild, eine Gruppe nach der andern — ein beständiger Wechsel, ununterbrochen aneinander gereiht, eine Mannigfaltigkeit, die man gesehen haben muß, um davon eine Vorstellung zu gewinnen! Hier in wilder Flucht eine schier endlose Kolonne, mit einzelnen, doppelten, drei- und vierfachen Gliedern; sie wird zerrissen durch einen dicht zusammengerudelten Trupp von fünfzig oder hundert Tieren, der sich irgendwoher schräge seitwärts dazwischen schiebt — die Queue löst sich auf und bildet einen geschlossenen Knäuel, aus dem sich neue Gruppen isolieren: hier eine Kuh mit einem dunkelbraunen Spießhirsch dicht zur Seite, von einer Zahl geringerer Tiere umgeben, da ein altkapitaler schneeweißer Haupthirsch, das gewaltige Schaufelgeweih zurückgeworfen und in stolzen Lançaden hinfliehend, mit bewunderns-würdiger Kraft bei jedem Sprunge mehrere Meter Boden deckend, zugleich mit einer Leichtigkeit und Grazie, die einen ahnen läßt, zu welchen Sätzen er im „Ernstfalle" befähigt wäre. Immer neue Gruppen und ganze Züge treten in die Erscheinung — „Immer mehr, wer kann sie zählen!" ... Auf eine Raumesbreite von vielleicht 150 Schritten verteilen sich all diese Haufen und Reihen. Der Boden scheint unter den Tausenden von Hufen zu dröhnen, die Luft zu zittern von den zahllosen Schallwellen dieses nicht enden wollenden Trubels und Getöses, in dem das vielstimmige Geläute der Hunde das unausgesetzt vernehmbare Leitmotiv bildet! —

Die vordersten Rudel näherten sich bereits dem freien Platze zwischen den Zelten, als ich erst die Zeit fand, meine Aufmerksamkeit wieder jenen klugen und treuen Helfern zuzuwenden. Jetzt erst wurde ich gewahr, daß sie es sind, die dem Zuge dieser wilden Jagd die Direktion geben, ihm den Raum seiner Bahn bemessen und ihn darein zwängen — sie allein, in voller, freiester Selbständigkeit, mit nicht abzuleugnendem Zielbewußtsein und imponierender Ueberlegenheit. Ich bin sicher, daß die Gesamtzahl der Hunde kaum ein Hundert übersteigen konnte, eher wohl weniger betrug; und nun begleiteten sie, in zwei Kolonnen rangiert — gewissermaßen ein bewegtes Spalier bildend — den ganzen Zug. Die wechselnden Abstände zwischen den einzelnen Hunden mochten etwa 20 bis 40 Schritte betragen, und wunderbar war es zu beobachten, mit welch unausgesetztem Eifer und ganzer Hingabe jeder einzelne unter ihnen wachte, daß auch keines der ungefügigen, halbwilden Tiere aus dem Spaliere hinausbrechen könne. Xmal gewahrte ich deutlich die Versuche eines oder des andern mutwillig-ungebärdigen Hirsches, durch die lückenhafte Kette der gestrengen Wächter hinaus in die Tundra zu entweichen — doch jeder von ihnen mußte im nächsten Augenblicke das Gebiß des betreffenden Phylax in seiner äußeren Seite, an Flanken oder Läufen spüren und stürzte sich drängend zurück in die Reihen, worauf Phylax wieder mit hellem Halse seinen Paß fortsetzte, scharfen Auges spähend, ob's keinem neuen Unfuge zu steuern gäbe. Hochinteressant ist es,



Zughunde vor dem Schlitten (Sommer in Nowaja Semlja)



Russischer Händler, im Renntierschlitten reisend

den physiognomischen Ausdruck des Hundes dabei zu verfolgen; wir können förmlich in den Mienen des Tieres lesen und verstehen in ihrem wechselnden Spiele deutlich die jeweiligen Vorgänge in seiner Psyche: Argwohn und Befriedigung, Wachsamkeit oder ruhige Zuversicht — das alles spiegelt sich in Blick und Gebärde, im Ohrenspiel, in Haltung und jeder Bewegung. Das Renntier erscheint dem Hunde wie eine Art Untergebener, er behandelt es als solchen und fühlt sich ihm gegenüber mit seinem Herrn solidarisch. Besonders augenfällig tritt das bei alten Hunden zutage, die von dem Renntiere im Tschum überhaupt kaum Notiz nehmen; ein förmliches „De haut en bas" drückt dann mitunter ihr Verhalten aus, das die denkbar komischste Wirkung übt!

Als der äußerste Nachtrab der Herde nahte, gelang es doch schließlich einem Hirsch, in entschlossener Kapriole das Freie zu gewinnen, und nun war es ein interessantes Bild, auf welche Weise der kecke Deserteur wieder in die Reihen gebracht wurde. Der Hund ihm zunächst im Spalier schien für einen Moment sich nach rechts ihm nachwerfen zu wollen; Jagdeifer, Passion verrieten die zuckende Bewegung, und sein Gesichtsausdruck, auch sein Laut nahm einen leidenschaftlicheren, heulenden Ton an. Doch, wie gesagt, bloß für einen Moment! Denn gleichzeitig wandte er den Kopf rückwärts, wo die beiden nachfolgenden Hunde das Hinausbrechen des Flüchtlings mit gleicher Aufmerksamkeit verfolgt hatten. In diesem Augenblicke stürzte sich der dritte der Rüden mit wütendem Gekläff hinaus in die Tundra — nicht etwa in gerader Linie auf den Hirsch zu, sondern ihn im Halbkreis umschlagend, indes die beiden zunächst Beteiligten mit wunderbarer Mäßigung, der kein unbefangener Beobachter Bewußtsein und Ueberlegung absprechen kann, ruhig ihren Strich weiter verfolgten. Es war ganz klar: bei dem geringen Spatium zwischen ihnen und dem Hirsch hätte die Verfolgung des letzteren durch einen von ihnen denselben naturgemäß nur noch weiter in die Tundra vertrieben. So indes gelang es dem entfernteren Hunde leicht, in weitem Bogen dem Renntier die Außenseite abzugewinnen und es zur Herde zurückzutreiben.

Ein reizvolles Idyll bot die im Tschum auf dem weiten freien Platze zwischen all den Zelten, Schlitten und Vorratskisten sich zu malerischen Gruppen verteilende gewaltige Herde. Es ist dem Leser bekannt, daß unter den europäischen Zerviden beim Renntier auch die Kuh ein Geweih trägt; zwar begannen — es war im „Hornung!" — die Tiere bereits abzuwerfen, doch erst vereinzelt, und es war ein förmlicher Wald von Stangen und Enden, der einen umgab. Ringsum und zwischen der Herde wohl ein paar hundert der kleinen häßlichen Mongolen — jeglichen Alters und Geschlechts, alle in denselben bunt ausgestatteten Fellkleidern. Die Hunde schienen sich um nichts mehr zu kümmern; indolent verkrochen sie sich unter Schlitten und Truhen oder kugelten sich stillzufrieden auf dem offenen Platze im Schnee zum Schlafe zusammen. Ein vorwitziger junger Spießhirsch nahte sachte einem schlafenden Köter von hinten, beängte ihn eine Zeitlang und applizierte ihm dann plötzlich einen federnden Tritt mit dem Vorderlaufe; a tempo war der Hund hoch und vollführte mit eingekniffener Rute und allen sonstigen äußeren Symptomen jähesten Schreckens einen Sprung nach vorne. Sich wendend, gewahrt er den Spießer — ein abermaliger Sprung und gleichzeitiger Biß in den Windfang des Naseweis war das Werk eines Augenblicks. Das Renn flüchtet, und der Hund rollt sich nach mehrfacher Umdrehung um seine Querachse auf dem warmen Flecke wieder im Schnee zusammen. Eine Kuh in

meiner Nähe begann plötzlich mit ihrem Vorderlaufe energische, scharfe Stöße gegen den Boden zu führen — fünf, sechs stoßende Tritte; alsdann beugt sie den Kopf, das Geäse verschwindet für Sekunden in dem erzeugten Loche und kommt eifrig kauend wieder zum Vorschein. Das ist die Art des winterlichen Weidens. Die halbe Tundra mag mit einem geschlossenen Teppiche der nährstoffreichen Renntierflechte, Cladonia rangiferina, bedeckt sein, aus der in bösen Wintern, wo die Kommunikation aufhört, die nordisch-mongolischen Völkerschaften Sibiriens sogar zum eignen Bedarfe eine Art „Brot" herstellen. Für das Renn die liebste und zuträglichste Nahrung, ohne deren Vorhandensein die unermeßliche Sumpfwüste des Nordens keinem menschlichen Wesen Herberge und Wohnstatt zu bieten vermöchte.

Im Zelte, das wir vor unserm Aufbruch nochmals betraten, erkundigte ich mich des angelegentlichsten nach den Hunden, ihrer Zucht und Dressur. Zu meinem Staunen hörte ich, daß von solcher hier überhaupt nicht die Rede ist: „Die Jungen lernen es von den Alten" — oder: „Oh, die lernen es von selbst" — waren die Antworten, die mir aus jedes Munde zuteil wurden. Doch gab es unter den Hunden Familien und ganze Stämme, die sich vor den andern durch weit höhere Befähigung auszeichneten, und wird bei der Züchtung hierin stets eine gewisse Selektion beobachtet. Zwei entzückende Exemplare, beide schneeweiß, sechs Wochen alt, erstand ich von ihren Besitzerinnen für je 20 Kopeken — man sieht, das Geld ist teuer in der Tundra. — Es war ein Rüde und eine Hündin, und ein Jahrzehnt habe ich zu meinem Vergnügen daheim von ihnen gezüchtet. Die Hündin war bei weitem die intelligenteste Repräsentantin der Gattung, die ich je im Leben gesehen: von jenem menschenähnlichen Verstande, die jedes Wort, jeden Wink erfaßte und in oft wunderbarer Weise befolgte, die ich an sie richtete. Als ich einst ein Paar junge Bären heimbrachte, wollte sie partout Ammendienste an ihnen versehen — leider zu einer Zeit, da sie über keinen Tropfen Nahrung verfügte! Es ist mir leid, daß es mich über den Rahmen meiner Schilderung hinausführen würde, wollte ich an dieser Stelle einige Episoden von meinen Samojedenhunden hereinflechten, die — ebenso anziehend wie erstaunlich — ein eignes Kapitel wert wären.

Noch weiter gegen Norden, in Sibirien, Nowaja Semlja, Kolgujaw, wo das Renntier keine Nahrung findet, vertritt der Hund seine Stelle als Zugtier. Zwei Pferde werden in ihrer Zugleistung durch vier Renntiere oder dreizehn Hunde ersetzt. Ich gebe dem Leser zwei Bilder, die ihm die angeschirrten Hunde vor dem Schlitten im kurzen Sommer Nowaja Semljas, respektive eine Gruppe solcher, unter denen sich drei jung gefangene Eisbären befinden, vor Augen führen.

Bald nach vier Uhr bestiegen wir unsern Schlitten zur Rückfahrt. Es begann die Abenddämmerung in langsamer Allmählichkeit sich über die Tundra zu breiten, ein leichter Schneefall stellte sich, wie Maslow vorher verkündet, ein. Ich war ganz in die wunderbaren Eindrücke versunken, die heute in so ausgiebigem Maße an mich herangetreten waren. Eine halbe Stunde hatten unsre trefflichen Renne in förderndem raumgreifenden Aktionen getrabt, als Maslow plötzlich das Leitseil scharf anzog und mir gedämpften Tones, nach links deutend, sagte:

„Rassomacha, barin!" — ein Vielfraß, Herr!

Nach meinem Gewehr greifend und den Büchsenlauf spannend, drehte ich den Oberkörper in die Richtung: auf 90 Schritt wechselte das interessante Raubwild in voller Flucht durch die Tundra. Eine ungeschickte Bewegung Maslows mit seinem Leitstabe störte mich beim raschen Abkommen, die Dämmerung war auch tiefer geworden, und hierzu gesellte sich der dichte Flockenwirbel. „Nicht geschossen ist auch gefehlt," lehrt uns Väterweisheit, zudem bleibt Raubzeug eben immer Raubzeug, worauf keine einzige Distanz unweidmännisch wäre! So krümmte ich in St. Hubertus' Namen den Finger — der Schuß hallte über die endlose Fläche. Der Heilige indes meinte es offenbar mit dem Vielfraß freundlicher als heute mit mir, denn weder vermochte ich bei dem entschwindenden Tiere das geringste Zeichen wahrzunehmen, noch gelang es — trotz des elektrischen Taschenscheinwerfers und liebevollster Nachsuche — am Anschusse oder auf der weiteren Fährte Schußhaar oder einen Tropfen Schweiß zu entdecken.

Wenig über zwei Stunden später schimmerten uns aus tiefer Dunkelheit der freundliche Lichterglanz Ssëmshas entgegen.

•

So mancher Leser steht den Freuden und Leiden einer russischen Postreise im Winter nicht fremd gegenüber: er hat gekostet, was es bedeutet, bei 20 Grad Frost im Interesse raschen Vomfleckkommens Tag und Nacht im Schlitten zu verbringen; kennt nur zu wohl jenes leichte erste Frösteln, das sich nach zwei bis drei Stunden Fahrt durch die scharfe Luft einstellt und in unheimlicher Allmählichkeit tiefer und immer tiefer dringt. Dann kommt zum Glück die Station — man tritt in die Stube, und in fünfzehn Minuten ist die frische Troika vor den Schlitten geschirrt. Doch bei dem vorschriftsmäßigen Temperaturminimum von 14 Grad Reaumur im Gastzimmer reichen die fünfzehn Minuten kaum aus, um das letzte Frösteln aus dem durchkühlten Körper zu verscheuchen, geschweige den Organismus mit dem erforderlichen Ueberfluß an frischer Wärme für die Weiterfahrt zu versehen. Bloß oberflächlich erwärmt, im Innersten, ob man's auch selbst nicht immer gleich am Anfange verspürt, nach wie vor leicht fröstelnd, besteigt man aufs neue unternehmungsmutig den Schlitten. Eine Stunde später klappern die Zähne — und in halb erstarrtem Zustande endlich, froh des erretteten Lebens, trifft man dann auf der nächsten Station ein, um sich hier bei heißem Tee und zwei Stunden Zeitverlust für die kommende Etappe widerstandsfähig zu gestalten.

Wie anders war dies alles in jenen Regionen nördlich vom sechzigsten Parallelkreis und wenige Grad ostwärts vom Petersburger Meridian! In den bäuerlichen Wohnräumen allenthalben eine Hitze, wie man sie nirgendwo sonst findet: Temperaturen von 25, von 26 Grad Reaumur habe ich wiederholentlich gemessen. — Beim Eintreten als erstes den weiten Pelz, das enganliegende kurze Pelzjackett und die gestrickte Jagdweste herunter!

Filzstiefel und Ueberstrümpfe von den Füßen gezogen und in bloßen Hemdärmeln und gewöhnlicher Fußbekleidung auf die frischen Pferde gewartet. Nach fünf Minuten befindet man sich in Transpiration und fühlt sich beim Besteigen des Fahrzeugs im Heu und den Pelzdecken jeder Kälte gewachsen: ein förmliches „Reservemagazin" an Wärme führt man in sich mit, das für ein paar Stunden vorhält und sich nur auf besonders weiten Zwischenstrecken verbraucht, um sogleich wieder erneut zu werden.

So fühlte ich auch jetzt mich nur wohl und zufriedengestellt, als meines Wirtes Maslow gastliche Stube im russischen Reichsinnern — ansprechen dürfen und gegen welche ich einen unüberwindlichen Widerwillen hege:

„— — Ach! die Wanzen
Sind des Menschen schlimmste Feinde!

Schlimmer als der Zorn von tausend
Elefanten ist die Feindschaft
Einer einz'gen kleinen Wanze,
Die auf deinem Lager kriecht.

Mußt dich ruhig beißen lassen;
Das ist schlimm! Noch schlimmer ist es,
Wenn du sie zerdrückst: der Mißduft
Quält dich dann die ganze Nacht.



Eine reiche Samojedenfamilie

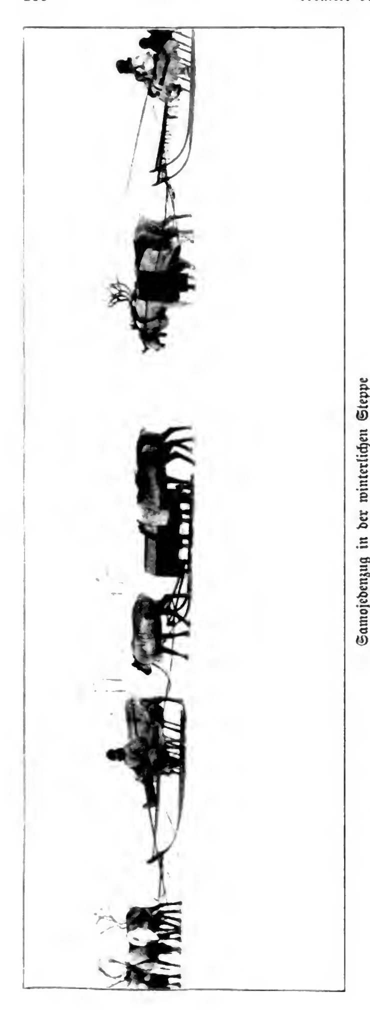
mit ihren 22 Wärmegraden mich aufgenommen hatte. Ein schmackhaft bereitetes Abendbrot erwartete mich: Rühreier, ein gebratenes Birkhuhn, das ich tags zuvor vom Schlitten aus geschossen, und vorzügliche saure Milch bildeten seine Bestandteile. — Ein einziger Gedanke war es, der meine Gemütsstimmung beeinträchtigte und mich — auch nach beendetem Mahle, als ich bereits beim Tee saß — nicht zum Genusse eines reinen, ungetrübten Seelenfriedens gelangen ließ. Es war die Sorge, die Furcht vor der bevorstehenden unvermeidlichen Berührung mit dem Vertreter einer Spezies, die wir als den treuesten Einwohner, das populärste Haustier — nicht allein der Pyrenäendörfer Atta-Trolls, sondern ebenso der bäuerlichen und kleinbürgerlichen „Isba"*)

*) Isba (s weich, letzte Silbe zu betonen, I gedehnt) bei den niederen Ständen die typische Bezeichnung für die Wohnstube, auch Wohnhaus, Hütte.

Ja, das Schrecklichste auf Erden
Ist der Kampf mit Ungeziefer,
Dem Gestank als Waffe dient —
Das Duell mit einer Wanze!"

Noch hatte ich meinen Tee vor mir, die Wanduhr schlug eben acht, als Maslow mit der Meldung eintrat, daß mein Lager bereitet sei. In zarter Rücksicht auf die Idiosynkrasie seines geheimnisvollen Gastes beteuerte er aufs eindringlichste, daß ich „ganz ruhig" (er drückte sich stets aus: selig — „pokoino" anstatt „spokoino") zu Bette gehen und todsicher sein könne, von keinem ungeladenen Nachtbesuche behelligt zu werden: eingedenk meiner Abneigung gegen die kleinen Tiere habe er selbst die Vorkehrungen getroffen, ich solle mich nur persönlich überzeugen.

Ich fühlte mich müde und folgte ihm durchs Vorderhaus die Stiege hinauf in das freundlichsaubere Fremdenzimmer. Durchaus eigenartig und


Samojedenzug in der winterlichen Steppe

ebenso sinnvoll war die Methode, die der erfinderische Geist meines vielerfahrenen Wirtes ersonnen hatte. Nicht auf der Bettstatt, sondern auf bloßer Diele inmitten des Gemaches war das Lager gerichtet: ein sauberer Heusack, soeben in der Scheune gefüllt, mit blendendem Linnen gedeckt und darunter mein schottisches Plaid gebreitet; das Ganze von einem Kranze frischen Heus umgeben, das etwa fußhoch lose auf die Diele gehäuft war. Maslow versicherte mir, daß durch dieses schützende Gehege weder eine Wanze noch ein „Prussak“ (so werden von unsern Ostnachbarn nämlich die „Schwaben“ genannt; eine Uebersetzung des ursprünglichen etymologischen Begriffes dürfte bei der nahen Verwandtschaft nicht erforderlich sein) zu dringen vermöchte, empfahl mich im übrigen dem Schutze des Himmels und wünschte mir eine friedliche Nacht.

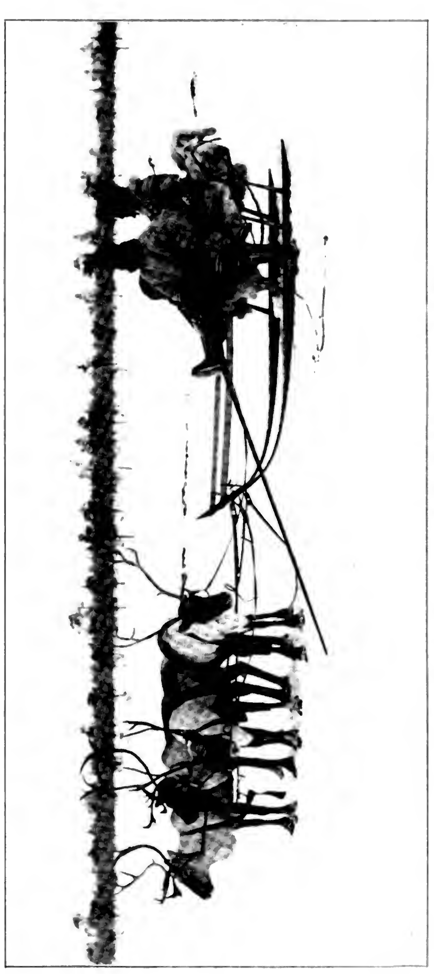
Punkt vier Uhr war es, als ich aus siebeneinhalbstündigem erquicklichsten Schlafe durch die Berührung meiner Schulter geweckt wurde. So tief war derselbe gewesen und ebenso behutsam wohl auch alle Maßnahmen meines trefflichen Wirtes, daß ich nichts von allem vernommen hatte: im Ofen prasselten die mächtigen Scheite, auf dem gedeckten Tische am Fenster sang die Teemaschine ihr Lied, und neben meinem Lager stand die flache Holzwanne mit dem Eiswasser für meine Körpertoilette bereit — alles haargenau, wie ich es abends zuvor angeordnet. Das Thermometer zeigte eine Zimmerwärme von 24 Grad. Ich ließ mich von meinem Wirte übergießen und war zwanzig Minuten später fix und fertig am Teetisch.

Nachdem Maslow mein Bett entfernt, fragte er, ob der Bezirksgeistliche, der abends spät aus der Tundra eingetroffen und, um mich nicht zu stören, die Nacht in der Wohnstube auf einem Lehnstuhl geschlummert, sich mir vorstellen dürfe. — Es war eine sympathische Erscheinung von sieben- bis achtundzwanzig Jahren, mit rötlichblondem Barte und ebensolchem Haupthaar, das sich in langen Locken über seine Schultern ringelte; über den regelmäßigen Gesichtszügen eine Milde und Güte, die an die Auffassung des Christuskopfes in der älteren italienischen Schule mahnten. Güte und Milde schienen in der Tat die hervorstechendsten Seiten im Wesen des jungen Popen zu sein, der mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung vor dem fremden Altersgenossen in der Tür stehen blieb. Ich trat ihm sofort mit einem freundlichen Vorwurf entgegen, weshalb er mich denn nicht ohne weiteres habe wecken lassen und das leere Bett des Fremdenzimmers in Besitz genommen, während ich ihn an den Tisch geleitete und beim Wirt ein zweites Glas und Besteck beorderte. Von eigenartigem Interesse war mir die Unterhaltung mit dem jungen Geistlichen, der noch keine andre Stadt gesehen als Mesen, nicht einmal in Archangel gewesen war. Elf Stunden hatte er auf seiner Heimkehr aus einem entlegenen Tschum im Schlitten verbracht, einem ausgesprochen bootartigen, niedrigen Fahrzeug mit niedrigem

Halbverdeck, in dem man den Oberkörper bloß halb zu erheben vermag und zu liegender Stellung genötigt ist. Nur von zwei Renntieren gezogen, hatten die beiden Insassen nicht mehr als eine deutsche Meile in der Stunde zurückgelegt, die Fütterungspause mit eingerechnet. Es war ein armer, kleiner Stamm, der ihn zu einer Kindtaufe abgeholt hatte.

Der Pope berichtete mir so manches von dem Samojedenvolke, dessen sämtliche Stämme, einschließlich der sibirischen, sich nunmehr bloß auf eine Anzahl von „höchstens zwanzigtausend" Seelen bezifferten. Selbst nennen sie sich Hasawa, das heißt Menschen; „Samojede" (scharfes S) ist der ihnen in Urzeiten von den Russen beigelegte Name, der so viel wie „Kannibalen" (eigentlich: „Selbstesser") bedeutet. Die Kaninschen Samojeden sind ausnahmslos Christen, und über drei Dezennien liegt es zurück, seit hier das letzte Götzenbild gefunden ward. Anders jenseits des Ural, wo sich unter dem Volke bei äußerlichem Bekenntnis zum Christentum noch vielfach verborgener Götzendienst antreffen läßt. Das Volk ist längst auf dem Aussterbeetat angelangt, seit geraumem weisen die periodischen Zählungen einen steten Rückgang nach; unter den Ursachen spielt der Branntwein eine Hauptrolle. In dem östlichen Petschoragebiet scheint die Konkurrenz der stammverwandten, jedoch intelligenteren und kulturfähigeren Syrjanen einen ungünstigen Einfluß zu üben; sie hat die Samojeden weiter an die unwirtsamsten Küstengegenden gedrängt.

Ich bot meinem Gast nach dem Imbiß einen Grog an, den er zum erstenmal im Leben kostete. Das Getränk, das ich aufs kräftigste bereitet ihm vorgesetzt — Tee und Kognak in gleicher Proportion —, mundete ihm trefflich. In sichtlich angeregter Stimmung erzählte er mir die mannigfachsten Einzelheiten aus dem Leben der Renntierhirten, deren Sprache er in unbehindertem



Samojeden auf ihrem Renntierschlitten im Gouvernement Archangel

Ausdrucke beherrschte und mit deren Sitten und Gewohnheiten er vollkommen vertraut schien. Besonders fesselten mich die Mitteilungen über die wunderbare Sinnesschärfe, die dem Samojeden die Orientierung in der Wildnis ermöglicht und ihn selbst bei den denkbar ungünstigsten Verhältnissen nicht im Stiche läßt. Ohne Kompaß weiß er zu jeder Tages- und Nachtzeit die Richtungen der Windrose in kurzer Zeit unfehlbar zu bestimmen. Ist die Nacht bewölkt und der Polarstern, den jeder Samojede kennt, nicht zu erblicken, so wird, als äußerstes Mittel, die Tundra selbst befragt! ... Der Schnee wird entfernt und beim Scheine einer Oellaterne das Moos am Boden, die Renntierflechte, einer minutiösen Prüfung unterzogen: nach Norden und nach Osten zu ist die faserige Bekleidung des Hauptstammes wie der Seitenzweige eine dichtere, reichere und üppigere, während sie nach West und Süd spärlicher, dürftiger und lichter beschaffen ist.

Etwas in seiner Art Rührendes lag darin, als der junge Pope, der nach und nach seine Schüchternheit zu einem Teile ablegte, bei Beendigung seines zweiten Glases Grog die Etikette der Kognakflasche zu studieren begann und nach mühsamer Dechiffrierung der Worte „Fine Champagne“ sich an mich mit der treuherzig-naiven Frage wandte, ob dieses „wohl also Champagner“ wäre. Er hatte das ungewohnte Gebräu etwas hastig genossen, seine Wangen strahlten in intensivster Purpurglut, die Augen verrieten mehrfach die eintretende Schwere und begannen einen verglasten Ausdruck anzunehmen. Obwohl er nicht mehr scharf zu unterscheiden schien, belehrte ich ihn freundlich über den Irrtum.

Inzwischen trat Maslow ein und meldete mit musterhafter Pünktlichkeit, daß mein Schlitten zum Ausfluge nach Mgla, dem nächsten Küstenort am Weißen Meere, vorgefahren sei. Ich sah nach meiner Uhr — es fehlte noch eine Minute an fünf. Darauf erhob ich mich.

„Nicht wahr, Batjuschka,“ (Väterchen, erste Silbe betont) „Sie werden mir nicht versagen, Ihnen noch ein Gläschen Tee mit süßer Sahne“ — ich wies auf die Kognakflasche — „einzuschenken?“

„Ergebenste Danksagung, Euer Erlaucht, wird es aber nicht zu viel sein?“ entgegnete der Pope mit säuselnder Stimme und verschwommenen Blicken, die indes auffällig in die Richtung der Flasche abirrten.

„Nach Ihrer weiten Schlittenreise kann Ihnen meiner Meinung nach eine durchgreifende Erwärmung bloß von Nutzen sein, und wenn Sie jetzt ohnehin die unterbrochene Nachtruhe wieder aufnehmen wollen, wird Ihnen ein milder Schlaftrunk gewiß auch nur zustatten kommen.“

„Ich habe schon zwei Glas getrunken,“ versetzte der Geistliche mit einem blöden Lächeln, indes seine blinzelnden Aeuglein beständig nach der Flasche schielten.

„Ich hoffe doch, daß Sie an meinem Tische nicht zählen werden, ehrwürdiger Vater; im übrigen brauchte ein Laie Sie doch wohl am allerwenigsten daran zu mahnen, daß Gott die Dreiheit liebt.*) Behalten Sie also ruhig Ihren Platz, ich gieße Ihnen noch ein Glas ein und lasse die Flasche auf alle Fälle zurück; vielleicht daß Sie später zu noch einem Gläschen Appetit fühlen, dann ohne Umstände! Sie wissen ja nun Bescheid. Mich werden Sie entschuldigen, da ich aufbrechen muß, um nicht in gar zu später Stunde zurückzukehren.“

Mit einem Lächeln seligster Befriedigung ergriff der Pope meine ihm gebotene Rechte, schüttelte sie unter emphatischen Danksagungen, murmelte verworrenes Zeug von Hochherzigkeit, von Champagner, von Huld und Herablassung, während ich mich kleidete und die Stube verließ.

Fünf Renntiere befanden sich heute vor dem Schlitten. Maslow hatte zurzeit in Ssemscha bloß elf eingefahrene Tiere. Da eines von diesen infolge einer längeren Fahrt am Tage vor meinem Eintreffen noch angegriffen war, wollte Maslow nur vier vorspannen. In der Meinung, daß das bloß ein leerer Vorwand sei und vom Wunsche rascheren Vorwärtskommens erfüllt, bestand ich indessen gegen seinen ausdrücklichen Rat auf allen fünf. Schon nach anderthalb Stunden begann das flotte Tempo unsrer Fahrt merklich nachzulassen. Der Leitstab (chorei) trat in verschärften Gebrauch, das „Ksss“ aus Maslows Munde schallte in immer kürzeren Pausen; nichtsdestoweniger ward die Gangart zusehends schleppender. Ich glaube nicht, daß wir viel mehr als acht oder neun Werst in der Stunde zurücklegten; es war ganz augenfällig, daß der Hirsch zur äußersten Rechten seine frischen Gefährten zurückhielt. Maslow versicherte, daß das Renntier, das zum leichten Fahren (dem schwersten Dienst: „It is the pace that kills!“) verwendet wird, nach jeder größeren Tour zwei volle Ruhetage haben müsse, um zu Höchstleistungen fähig zu sein.

Von hohem Interesse war es mir, als es hell geworden, beim Passieren einer Gruppe Weiden oder Weißerlen mich durch eignen Augenschein von einer Tatsache zu überzeugen, die von Jägern und Ornithologen (wenn ich mich nicht täusche, auch in Brehms Tierleben) bestritten wird. In einer Entfernung von zwanzig Schritt von der Baumgruppe rief Maslow plötzlich aus: „Kuropatki!“ — Feldhühner — im Norden schlechthin die Bezeichnung für das Moorschneehuhn, das „weiße Feldhuhn“ des Russen, im Gegensatze zu dem „grauen“, unserm mitteleuropäischen Feld- oder Rebhuhn. Während ich noch meine Augen rings im Schnee suchen ließ, strich plötzlich eine aus mehreren Völkern zusammengesetzte Schar von über dreißig Hühnern aus den Zweigen und Aesten der Bäume, wo ich sie niemals vermutet hätte, schwirrend und lärmend ab. Trotz der Nähe von fünfzehn Schritten vermochte ich keinen Schuß anzubringen, da mein Gewehr erst zur Hälfte aus der Decke befreit war; doch fühlte ich mich reich belohnt durch die Entdeckung, daß das Huhn im Gegensatz zur allgemeinen Behauptung

*) Bog Troizy ljubit, „Gott liebt die Dreiheit“ (Dreieinigkeit, das Pfingstfest), russisches Sprichwort, insbesondere eine von den Redensarten, mit denen man in Rußland den zurückhaltenden Gast zu nochmaligem Zulangen von Speise und Trank ermuntert: das zweite Glas, um das Gleichgewicht des doppelseitig-symmetrisch gebauten Körpers herzustellen — „um nicht ins Hinken zu geraten,“ kurzweg: „auf den andern Fuß“; das vierte, weil „ohne vier Ecken kein Haus gebaut wird“ und so weiter. Bis zur Zwölfzahl dehnt sich die Reihe.

also doch auf Bäumen auffußt — und nicht bloß flüchtig vereinzelt, sondern in ganzen Völkern.

Kaum eine Stunde später — seit geraumem umgab uns wieder das erhabene Schweigen der Tundra und ihre unendliche, gleichförmige Fläche — wurde ich von Maslow auf dasselbe Wild aufmerksam gemacht.

„Ja, aber wo denn?!"

„Hier, Herr, zur Rechten! Vierzig Schritt von uns, an Ihrer Seite."

„Ich kann nichts sehen! Binden Sie mich los und halten Sie dann die Hirsche an!"

Ich war vielleicht fünfzehn Schritte gegangen, aufs Korn und drückte. Drei Schneehühner blieben auf dem Fleck, das Volk wurde hoch; ein Schuß aus dem linken Lauf, und ein viertes Huhn — noch in der Luft tot — fiel kopfüber in den Schnee, während ein fünftes, fluglahm getroffen, drei Schritte weiter zu Boden stürzte. Das Volk ließ sich kaum sechzig Meter weiter nieder. Ich winkte Maslow, der die fünf Hühner aufnahm, und folgte, frische Patronen in meinen Drilling schiebend. Dreißig Schritt vor mir ging es auf: abermals coup double, und mit drei neuen Hühnern kam ich zum Schlitten.

„Haben Sie gesehen, wo die Feldhühner sich niederließen?"



Vor dem Samojedenzelt: Renntier- und Zughunde; darunter drei junge Bären

als ich es plötzlich im Schnee vor mir wimmeln sehe! Das blendende Weiß der Schneefläche, kaum merklich von einer bläulichen Schattierung angehaucht — und auf diesem Weiß ein ebenso blendendes Weiß andrer Art: ganz leicht, kaum merklich ins Gelbliche schimmernd und in emsiger Bewegung begriffen — ein hastiges Durcheinander, ein Hin und Her! — Sind's hundert, sind es zwei- oder dreihundert? — Ich weiß es nicht! Ich unterscheide in klarster Schärfe die Hühner, vor mir herlaufend, nicht weiter als fünfundzwanzig Meter entfernt. Ich folge, sie trippeln geschäftig durcheinander; die Entfernung nimmt weder ab noch zu, das Volk will aber nicht aufgehen! Mir blieb nichts andres übrig: ich legte an, nahm ein Huhn

„Genau!"

„So fahren Sie Schritt in allmählicher Spirale heran und halten Sie, sobald sie aufgehen."

Zweimal noch wiederholten wir das Manöver, und noch sieben Hühner legten wir zu den andern, ehe wir die Fahrt fortsetzten. Eine halbe Stunde mochte alles gewährt haben — eine halbe Stunde Unfrieden, Verfolgung, Rufe, Lärm und todbringendes Flintenfeuer! Dann senkte sich wieder die Totenstille auf die Gegend herab, das feierliche große Schweigen des Nordens umhüllte uns wieder.

Maslow erzählte mir von dem Wildreichtum im äußersten Nordost der Halbinsel am Kaninvorgebirge, wo er so manches Mal zur Zeit des Hochsommers tagelang und länger vor Anker

gelegen. Wo man nur den Fuß an Land setzt und eine Wanderung ins Innere unternimmt — gleichviel in welcher Richtung —, treibt jeder Schritt beständig Scharen, Schwärme von weißen Hühnern auf. Ohne Hund vermöchte ein Jäger an den langen Juli- und Augusttagen dort Hunderte, und ist er von einem geschickten Flintenlader begleitet, noch weit mehr Hühner zur Strecke zu bringen: „Und wer kein gewandter Flugschütze ist, lernt's dort in einem Tage!“ Von Ssumskoi Port, einem kleinen Hafenplatze im Südwesten des Weißen Meeres, belehrte er mich, fände man sommers beständig Gelegenheit nach dem „Kanin-Noß“ — der „Nase von Kanin“, wie das Vorgebirge im Russischen heißt. Ssumskoi sei von Petersburg leicht zu erreichen: newaaufwärts bis Petrosawodsk am Onegasee auf bequemen Dampfern, und alsdann bloß 190 Werst mit der Post auf dem Tarantas.

Den Lesern dürfte es nicht allgemein bekannt sein, daß das nordische Moorschneehuhn (Lagopus albus) sich artlich von dem „Grouse“ Schottlands, Lagopus scoticus, nicht unterscheidet, sondern daß beide Typen lediglich als Varietäten derselben Spezies anzusprechen sind. Das schottische Moorhuhn variiert nicht, sondern behält das runde Jahr über sein rotbraunes Federkleid: der weiße Wintermantel seines nordischen Verwandten würde es in der schneearmen Dezemberlandschaft seiner Heimat den Nachstellungen seiner Feinde nur gar zu sehr exponieren. Beim russischen Morasthuhn beginnt die Metamorphose ungefähr zu demselben Zeitpunkte, wenn die jungen Birkhähne zu „verfärben“ anfangen — also in der zweiten Hälfte des August; zwei Monate später ist es bereits schneeweiß.

Bald versank Maslow wieder in sein melancholisch brütendes Schweigen, und auch ich gab mich ganz dem Eindrucke der wunderbar wirkenden Umgebung hin. Wahrlich, die Tundra vermag es einem anzutun! Seltsamer Zustand: man fährt und fährt, beständig aber bleibt man im Zentrum ein und desselben Kreises — mathematisch abgezirkelt! — eines Kreises von immensem Radius. Kein Treiben, kein Fluchtversuch, keine Anstrengung nutzt, wie angewurzelt bleibt man auf diesem einen Punkte haften! Hat die Konstanz der Gegenwart begonnen in diesem Lande? Herrscht hier die Ewigkeit, oder ist alles nur ein Gaukelspiel der Phantasie — Halluzination? . . .

Wohl eine Stunde hatte nichts die weihevolle Stille unterbrochen; wie ein endloses Leichentuch, jegliches Leben unter sich begrabend, dehnte sich die Schneefläche ins Unabsehbare. Da gewahre ich ein hohes Kreuz in einiger Entfernung vor uns, und noch ein zweites, und alsbald eine ganze Anzahl. Hohe, mächtige Holzkreuze, die einen weiß, andre mit dunkler Farbe gestrichen, unmittelbar aus der glatten Fläche in die Lüfte ragend.

„Was ist das, Maslow, die Kreuze?“

„Mgla.“

Ich vermag nicht zu sagen, wie seltsam, wie eigentümlich mich das Wort in diesem Augenblicke berührte. Wohl fuhr ich nach Mgla, doch hatte mein Auge noch nichts von einem Dorfe, einer Niederlassung, einem Gebäude erblickt; und das Wort „mgla“ bedeutet im Russischen: Finsternis, und zwar eine dumpfe, eine äußerste Finsternis! — nicht das gewöhnliche Dunkel, das mit einem ganz andern Ausdrucke bezeichnet wird. Nach einer Pause fügte Maslow hinzu: „Kládbischtsche“ — der Friedhof.



Seefischer aus Mgla am Weißen Meer

Bei angespanntem Ausblick unterschied ich nun ein paar hundert Meter weiter zur Linken eine niedere Hütte, die sich in der Ferne kaum über das Niveau der Schneefläche zu erheben schien. Auch ließ sich am selben Horizont eine nicht unbeträchtliche Hügelreihe erkennen, mit dem weißgrauen Himmel fast verschwimmend, deren äußere Formation dem aufmerksamen Blicke alsbald die Stranddüne verriet.

Das also ist Mgla, der äußerste Ort noch in der gemäßigten, der erste schon in der kalten Zone gelegen! Diese niedrige, kleine Hütte wird vom Polarkreise durchschnitten!

In schrägem Winkel vor dem ersten Kreuze nach links abbiegend, fuhren wir in wenigen Minuten ins Gehöft, in dem noch ein zweites Haus zutage trat, zur Hälfte menschliche Wohnstätte, zur Hälfte Stallung. In dem niedrigen, indes geräumigen und hellen Wohnzimmer versammelte sich bald nachdem ich mein Frühstück beendigt, eine Zahl von vielleicht zehn Männern, begierig, den fremden Gast aus „Pitenburg“ (die stereotype Korruption des Residenznamens in den nördlichen Gouvernements) kennen zu lernen.

Mein dreiläufiges Gewehr erregte allgemeine Bewunderung, und mit größter Aufmerksamkeit horchten die Leute auf, als Maslow mitteilte, daß „der Herr auch im Fluge zu schießen verstehe“, und darauf als Augenzeuge die Vorgänge unsrer Gelegenheitsjagd schilderte. Von Interesse waren mir die Berichte der Bauern über den Schneehuhnfang in der Tundra: es mögen zwischen 30000 und 35000 Paar Hühner sein, die in den Polargebieten des Gouvernements allwinterlich in Schlingen gefangen und auf den Petersburger Wildmarkt geworfen werden.

Die Hauptbeschäftigung der Familien, die den Platz bewohnen, ist der Fischfang. Ein Mann von etwa vierzig Jahren erzählte mir, wie er zur Winterzeit zwischen Mgla und Noß, der letzten Küstenansiedlung im Westen Kanins, in Begleitung eines Gefährten auf großem Ruderboot bei einem Schneegestöber auf dem Fischfang das Ufer aus dem Gesichte verloren. Neun Tage irrten die Unglücklichen ohne Nahrung, ohne Feuer im Eismeere umher, bis sie das Land gewahrten und erreichten; zwölf Werst (drei Stunden) hatten sie zu Fuße zu gehen, um endlich Mgla zu erreichen, wo man sie längst für verloren gehalten.

Während unsrer Unterhaltung öffnete sich die Tür, und ein herzerfreuender Anblick bot sich mir: ein Greis trat ein, gewiß achtzig Jahre alt: die mächtige Gestalt war vorgebeugt, auch ging er an zwei Stöcken; doch ermangelte sein Gang trotz einer gewissen Behutsamkeit der Bewegungen durchaus nicht jeder Kraft und Frische. Ein wallender Bart von reinstem Silber reichte ihm tief über die Brust herab; die Wangen in seinem männlich schönen Antlitz waren leicht gerötet. Das Schönste von allem aber waren die großen, runden hellblauen Augen, die in wunderbarer Klarheit, dabei mit einer Ruhe und dem Ausdrucke reinster Seelengüte über die Anwesenden glitten, auch mich für einen Moment streiften. Er ging nach einem Platze mir gegenüber,*) wo ihm sofort von ein paar jüngeren Männern ehrerbietig Raum gegeben wurde. Das einzige, was mir befremdend auffiel, war, daß er kein Wort des Grußes an mich richtete. Kaum hatte er sich niedergelassen, als mit klangvoller Stimme seine Frage ertönte: „Ist der Gast hier?“

Im gleichen Augenblicke flüsterte Maslow mir die Worte zu: „Er ist blind!“

Nie würde ich das von diesem klaren Auge, in dem sich Iris und Pupille in schärfster Demarkation von einander abhoben, für möglich gehalten haben. Sofort trat ich, während bereits auch aus seinem Munde die Begrüßung erfolgte, auf ihn zu und bot ihm die Hand.

Eine lange Reihe von Fragen mußte ich beantworten, die ausnahmslos eine hohe geistige Regsamkeit und ausgezeichnetes Gedächtnis verrieten. Danach begann der Alte zu reden; er sprach wie ein Buch und neigte, wie man es so häufig beim russischen Bauern findet, zu Betrachtungen und Reflexionen. Erinnerlich ist mir seine Eröffnung, daß er demjenigen „Volke“ (wie er sich ausdrückte) angehöre, aus dem der Heiland seinen machtvollsten Apostel erwählt — er sei Fischer, und seine Voreltern und Enkelkinder wären dasselbe. Keine so präzise Antwort, wie ich es gerne gesehen

*) Das Wohnzimmer im russischen Bauernhause hat stets eine feste Bank, die galerieartig den Wänden entlang läuft.



Mitternachtssonne über dem Eismeer

hätte, erfuhr meine Erkundigung nach seinem Alter.

„Es ist das letzte Jahrzehnt bis zum Hundert; in dem Kirchenbuche zu Mesen steht es ganz genau vermerkt. Die heilige Taufe habe ich noch im vorigen Jahrhundert empfangen, ehe noch vielleicht deine Großeltern auf Erden waren; denn sie sagen, du seiest noch jung, Herr; ich höre das auch an deiner Stimme und Sprechweise." Er war der einzige in der Gesellschaft, der mich, bei all der ausgesuchtesten Höflichkeit und Achtungsbezeigung, unentwegt mit dem „Du" anredete. Dreimal im Leben war er nach dem im höchsten Ansehen stehenden Ssolowezki-Kloster auf der gleichnamigen Inselgruppe im Weißen Meere gepilgert, zweimal in jüngeren Jahren in Archangel gewesen, sonst aber nie über Mesen hinausgekommen. Das Gebäude, das unsre Gesellschaft vereinigte, hatte er vor vierzig Jahren gebaut; geboren war er im „andern Hause".

Wohl gegen eine Stunde mochte unsre Unterhaltung gedauert haben, als der Alte fragte, ob ich schon „das Heiligenbild" gesehen. Und danach erklärte er mir, daß vor zweihundert Jahren hier, vor Mgla, ein unbekanntes Schiff gestrandet wäre — „Zar Peter herrschte dazumal, der Große". Die Schiffer hätten bis auf den letzten Mann in den Wellen ihr Grab gefunden. Sein Aeltervater aber entdeckte im Wrack ein silbernes Heiligenbild von bedeutendem Werte, das bisher den Platz in der Stubenecke, wo der Ahn es pietätvoll aufgehangen, nicht verlassen habe; für keine Minute noch seit jenem Tage sei das ewige Lämpchen davor verlöscht. Nachdem ich das etwa 20 bis 25 Zentimeter im Geviert messende Bild, das äußerlich kein weiteres Interesse darbot, im andern Hause in Augenschein genommen und zur Verabschiedung wieder eintrat, erzählte der Alte, daß der Vorsteher der Mesener Kathedrale ihm 200 Rubel für das Heiligenbildnis geboten und diesen Bot jederzeit aufrechthalte.

„Wir aber denken nicht, es herzugeben; das ist uns keine Versuchung! Durch zweihundert Jahre hat dieses Bild uns bewahrt, uns Glück gebracht: unter seinem Schutze ist mein Großvater geboren, bin ich geboren, unter dem geheiligten Scheine seiner Ampel haben meine Urenkel das Licht dieser Welt erblickt — unter seinem Segen leben und gedeihen wir alle. Geben wir es fort — ich sage es dir, Herr: das Glück aus Mgla wird entweichen."

Ich schüttelte dem ehrwürdigen Patriarchen die Hand und bestärkte ihn in seiner idealistischen Regung. Alles begleitete mich heraus, als ich den Schlitten bestieg. Die Renntiere zogen an, und fort ging es in die Tundra. Vor uns ragten schweigend die Kreuze in die Frostluft, mir aber klang es noch immer in den Ohren: „Das Glück von Mgla wird entweichen!", das „Glück" von Mgla! Sollte es am Ende wirklich überall sein wie hier und das Glück nur in unsern Idolen liegen?...

Ich bat Maslow, nach rechts an die Dünen zu wenden, weil ich begierig war, meinen ersten Blick auf das Polarmeer zu werfen. Am Fuße derselben angelangt, verließ ich den Schlitten und stieg hinan. Unvergeßlicher Anblick: in majestätischer Ruhe dehnte es sich zu meinen Füßen bis in unabsehbare Fernen. Keine Spur von Brandung; ein Eisstreifen, wohl an 20 Meter breit, umsäumte es in beiden Uferrichtungen. Durch die blendende Schneedecke auf diesem und zahllose winzige Schaumwellchen auf dem Wasserspiegel schien die tiefdunkle Färbung des letzteren noch gehoben zu werden. In weiterer Ferne türmten sich mächtige Packeislagerungen bergehoch in die Lüfte, die ich im ersten Augenblick für zwei Eilande genommen. Ich ging an den Strand hinab und wohl eine halbe Werst und mehr dem gefrorenen Uferstreifen entlang; den Zahn eines jungen Walrosses fand ich auf dem Eise und löste ihn nicht ohne Schwierigkeiten als Andenken an die Stunde. Sodann begab ich mich wieder die hohe Düne hinan, wo mich der Kontrast des jenseitigen Bildes ganz wundersam berührte — dasselbe schier, bloß in schneeiger Weiße, tot und unbewegt.

Ein äußerst malerisches Bild bot sich uns bald, als wir auf dem Heimwege uns wieder in der Tundra sahen. Ein leises Glöckchen wird vernehmlich, und sobald ich meinen Kopf aus dem Pelzkragen hebe, gewahre ich vor uns, herannahend, einen wandernden Samojedentschum! Zwei weiße Renntiere vor dem Schlitten, der die Tete führt — beide mit bunten Flicken und allerhand Zierat phantastisch herausgeputzt, eines von ihnen mit Halsband und kleinem Glöckchen. Auf dem Schlitten ein junges Samojedenweib von japanischem Typus, in weißem Ssawik mit Glasperlenschnur und zwei kleinen Kindern — eine Samojedenschönheit, und auch für den Europäer relativ nicht übel anzuschauen. Ihr Gatte hatte den Leitstab auf das Fahrzeug getan und schritt zur Seite im Schnee, der in der Tundra niemals eine größere Tiefe erreicht. Und nun folgt Schlitten auf Schlitten, mehr als vierzig an der Zahl — alles im Gänsemarsch. Der größte Teil der letzten beherbergte das Gepäck, die Vorratstruhen, die Zelte, Feuerungsmaterial; zur Linken des Zuges die Herde, 700 Köpfe stark und von vielleicht 40 oder 50 Hunden musterhaft im Verband erhalten. Es war ein Maslow befreundeter Stamm, der schon nach dem Konuschin-Vorgebirge unterwegs war, wo alljährlich am 1. März der große Robbenschlag anhebt. Noch eine Woche war's Zeit bis dahin, doch bei der Saumsal der Wanderung (bloß 25 Werst am Tage) und den 150 Werst der Entfernung war es just an der Zeit.

Maslow bediente sich der Gelegenheit, spannte unser ermüdetes fünftes Tier am Schlitten einfach ab, worauf der Herdenbesitzer es durch zwei Hunde in den großen Trupp treiben ließ. In der nächsten Woche, als wir am Konuschin-Noß uns alle wieder vereinigten, leistete es uns auf der Rückfahrt die besten Dienste. Der Wandertschum setzte sich wieder in seine langsame Bewegung; ich ließ Maslow noch so lange halten, bis der letzte Schlitten des Zuges und der letzte Hund vorüber waren. Mit gespannten Blicken folgte ich dem lieblich-malerischen Bilde, wie es sich in langgedehnter Reihe über die uferlose Schneefläche entfernte. Noch tönte dann und wann ein vereinzelter Hundelaut ans Ohr, und dann nahm uns wieder die tiefe Stille in sich auf.



Gottfried Kellers Tanzlegendchen. Nach einem Gemälde von Julius Exter





Das Tanzlegendchen

Von

Gottfried Keller*)

(Zu dem Gemälde von Julius Exter)

> Du Jungfrau Israel, du sollst noch fröhlich pauken, und herausgehen an den Tanz. — Alsdann werden die Jungfrauen fröhlich am Reigen sein, dazu die junge Mannschaft, und die Alten miteinander.
>
> Jeremia 31. 4, 13.

Nach der Aufzeichnung des heiligen Gregorius war Musa die Tänzerin unter den Heiligen. Guter Leute Kind, war sie ein anmutvolles Jungfräulein, welches der Mutter Gottes fleißig diente, nur von einer Leidenschaft bewegt, nämlich von einer unbezwinglichen Tanzlust, dermaßen, daß, wenn das Kind nicht betete, es unfehlbar tanzte. Und zwar auf jegliche Weise. Musa tanzte mit ihren Gespielinnen, mit Kindern, mit den Jünglingen und auch allein; sie tanzte in ihrem Kämmerchen, im Saale, in den Gärten und auf den Wiesen, und selbst wenn sie zum Altar ging, so war es mehr ein liebliches Tanzen als ein Gehen, und auf den glatten Marmorplatten vor der Kirchentüre versäumte sie nie, schnell ein Tänzchen zu probieren.

Ja, eines Tages, als sie sich allein in der Kirche befand, konnte sie sich nicht enthalten, vor dem Altar einige Figuren auszuführen und gewissermaßen der Jungfrau Maria ein niedliches Gebet vorzutanzen. Sie vergaß sich dabei so sehr, daß sie bloß zu träumen wähnte, als sie sah, wie ein ältlicher, aber schöner Herr ihr entgegentanzte und ihre Figuren so gewandt ergänzte, daß beide zusammen den kunstgerechtesten Tanz begingen. Der Herr trug ein purpurnes Königskleid, eine goldene Krone auf dem Kopf und einen glänzend schwarzen gelockten Bart, welcher vom Silberreif der Jahre wie von einem fernen Sternenschein überhaucht war. Dazu ertönte eine Musik vom Chore her, weil ein halbes Dutzend kleiner Engel auf der Brüstung desselben stand oder saß, die dicken runden Beinchen darüber hinunterhängen ließ und die verschiedenen Instrumente handhabte oder blies. Dabei waren die Knirpse ganz gemütlich und praktisch und ließen sich die Notenhefte von ebensoviel steinernen Engelsbildern halten, welche sich als Zierat auf dem Chorgeländer fanden; nur der Kleinste, ein pausbäckiger Pfeifenbläser, machte eine Ausnahme, indem er die Beine übereinanderschlug und das Notenblatt mit den rosigen Zehen zu halten wußte. Auch war der am eifrigsten: die übrigen baumelten mit den Füßen, dehnten, bald dieser, bald jener, knisternd die Schwungfedern aus, daß die Farben derselben schimmerten wie Taubenhälse, und neckten einander während des Spieles.

Ueber alles dies sich zu wundern, fand Musa nicht Zeit, bis der Tanz beendigt war, der ziemlich lang dauerte; denn der lustige Herr schien sich dabei so wohl zu gefallen als die Jungfrau, welche im Himmel herumzuspringen meinte. Allein als die Musik aufhörte und Musa hochaufatmend dastand, fing sie erst an, sich ordentlich zu fürchten, und sah erstaunt auf den Alten, der weder keuchte noch warm hatte und nun zu reden begann. Er gab sich als David, den königlichen Ahnherrn der Jungfrau Maria, zu erkennen und als deren Abgesandten. Und er fragte sie, ob sie wohl Lust hätte, die ewige Seligkeit in einem unaufhörlichen Freudentanze zu verbringen, einem Tanze, gegen welchen der soeben beendigte ein trübseliges Schleichen zu nennen sei.

Worauf sie sogleich erwiderte, sie wüßte sich nichts Besseres zu wünschen! Worauf der selige König David wiederum sagte: So habe sie nichts andres zu tun, als während ihrer irdischen Lebenstage aller Lust und allem Tanze zu entsagen und sich lediglich der Buße und den geistlichen Uebungen zu weihen, und zwar ohne Wanken und ohne allen Rückfall.

Diese Bedingung machte das Jungfräulein stutzig und sie sagte: Also gänzlich müßte sie auf das Tanzen verzichten? Und sie zweifelte, ob denn auch im Himmel wirklich getanzt würde? Denn alles habe seine Zeit; dieser Erdboden schiene ihr gut und zweckdienlich, um darauf zu tanzen, folglich würde der Himmel wohl andre Eigenschaften haben, ansonst ja der Tod ein überflüssiges Ding wäre.

Allein David setzte ihr auseinander, wie sehr sie in dieser Beziehung im Irrtum sei, und bewies ihr durch viele Bibelstellen sowie durch sein eignes Beispiel, daß das Tanzen allerdings eine geheiligte Beschäftigung für Selige sei. Jetzt aber erfordere es einen raschen Entschluß, ja oder nein, ob sie durch zeitliche Entsagung zur ewigen Freude eingehen wolle oder nicht; wolle sie nicht, so gehe er weiter; denn man habe im Himmel noch einige Tänzerinnen vonnöten.

*) Das Tanzlegendchen steht in dem siebenten Buche der Gesammelten Werke Gottfried Kellers, die im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin, erschienen sind.

Musa stand noch immer zweifelhaft und unschlüssig und spielte ängstlich mit den Fingerspitzen am Munde; es schien ihr zu hart, von Stund' an nicht mehr zu tanzen um eines unbekannten Lohnes willen.

Da winkte David, und plötzlich spielte die Musik einige Takte einer so unerhört glückseligen, überirdischen Tanzweise, daß dem Mädchen die Seele im Leibe hüpfte und alle Glieder zuckten; aber sie vermochte nicht eines zum Tanze zu regen, und sie merkte, daß ihr Leib viel zu schwer und starr sei für diese Weise. Voll Sehnsucht schlug sie ihre Hand in diejenige des Königs und gelobte das, was er begehrte.

Auf einmal war er nicht mehr zu sehen, und die musizierenden Engel rauschten, flatterten und drängten sich durch ein offenes Kirchenfenster davon, nachdem sie in mutwilliger Kinderweise ihre zusammengerollten Notenblätter den geduldigen Steinengeln um die Backen geschlagen hatten, daß es klatschte.

Aber Musa ging andächtigen Schrittes nach Hause, jene himmlische Melodie im Ohr tragend, und ließ sich ein grobes Gewand anfertigen, legte alle Zierkleidung ab und zog jenes an. Zugleich baute sie sich im Hintergrunde des Gartens ihrer Eltern, wo ein dichter Schatten von Bäumen lagerte, eine Zelle, machte ein Bettchen von Moos darin und lebte dort von nun an abgeschieden von ihren Hausgenossen als eine Büßerin und Heilige. Alle Zeit brachte sie im Gebete zu, und öfter schlug sie sich mit einer Geißel; aber ihre härteste Bußübung bestand darin, die Glieder still und steif zu halten; sobald nur ein Ton erklang, das Zwitschern eines Vogels oder das Rauschen der Blätter in der Luft, so zuckten ihre Füße und meinten, sie müßten tanzen.

Als dies unwillkürliche Zucken sich nicht verlieren wollte, welches sie zuweilen, ehe sie sich dessen versah, zu einem kleinen Sprung verleitete, ließ sie sich die feinen Füßchen mit einer leichten Kette zusammenschmieden. Ihre Verwandten und Freunde wunderten sich über die Verwandlung Tag und Nacht, freuten sich über den Besitz einer solchen Heiligen und hüteten die Einsiedelei unter den Bäumen wie einen Augapfel. Viele kamen, Rat und Fürbitte zu holen. Vorzüglich brachte man junge Mädchen zu ihr, welche etwas unbeholfen auf den Füßen waren, da man merkte, daß alle, welche sie berührt, alsobald leichten und anmutvollen Ganges wurden.

So brachte sie drei Jahre in ihrer Klause zu; aber gegen das Ende des dritten Jahres war Musa fast so dünn und durchsichtig wie ein Sommerwölkchen geworden. Sie lag beständig auf ihrem Bettchen von Moos und schaute voll Sehnsucht in den Himmel, und sie glaubte schon die goldenen Sohlen der Seligen durch das Blau hindurch tanzen und schleifen zu sehen.

An einem rauhen Herbsttage endlich hieß es, die Heilige liege im Sterben. Sie hatte sich das dunkle Bußkleid ausziehen und mit blendend weißen Hochzeitsgewändern bekleiden lassen. So lag sie mit gefalteten Händen und erwartete lächelnd die Todesstunde. Der ganze Garten war mit andächtigen Menschen angefüllt, die Lüfte rauschten und die Blätter der Bäume sanken von allen Seiten hernieder. Aber unversehens wandelte sich das Wehen des Windes in Musik, in allen Baumkronen schien dieselbe zu spielen, und als die Leute emporsahen, siehe, da waren alle Zweige mit jungem Grün bekleidet, die Myrten und Granaten blühten und dufteten, der Boden bedeckte sich mit Blumen, und ein rosenfarbiger Schein lagerte sich auf die weiße zarte Gestalt der Sterbenden.

In diesem Augenblicke gab sie ihren Geist auf, die Kette an ihren Füßen sprang mit einem hellen Klange entzwei, der Himmel tat sich auf weit in der Runde, voll unendlichen Glanzes, und jedermann konnte hineinsehen. Da sah man vieltausend schöne Jungfern und junge Herren im höchsten Schein, tanzend im unabsehbaren Reigen. Ein herrlicher König fuhr auf einer Wolke, auf deren Rand eine kleine Extramusik von sechs Engelchen stand, ein wenig gegen die Erde und empfing die Gestalt der seligen Musa vor den Augen aller Anwesenden, die den Garten füllten. Man sah noch, wie sie in den offenen Himmel sprang und augenblicklich tanzend sich in den tönenden und leuchtenden Reihen verlor.

Im Himmel war eben hoher Festtag; an Festtagen aber war es, was zwar vom heiligen Gregor von Nyssa bestritten, von demjenigen von Nazianz aber aufrechtgehalten wird, Sitte, die neun Musen, die sonst in der Hölle saßen, einzuladen und in den Himmel zu lassen, daß sie da Aushilfe leisteten. Sie bekamen gute Zehrung, mußten aber nach verrichteter Sache wieder an den andern Ort gehen.

Als nun die Tänze und Gesänge und alle Zeremonien zu Ende und die himmlischen Heerscharen sich zu Tische setzten, da wurde Musa an den Tisch gebracht, an welchem die neun Musen bedient wurden. Sie saßen fast verschüchtert zusammengedrängt und blickten mit den feurigen schwarzen oder tiefblauen Augen um sich. Die emsige Martha aus dem Evangelium sorgte in eigner Person für sie, hatte ihre schönste Küchenschürze umgebunden und einen zierlichen kleinen Rußfleck an dem weißen Kinn und nötigte den Musen alles Gute freundlich auf. Aber erst als Musa und auch die heilige Cäcilia und noch andre kunsterfahrene Frauen herbeikamen und die scheuen Pierinnen heiter begrüßten und sich zu ihnen gesellten, da tauten sie auf, wurden zutraulich, und es entfaltete sich ein anmutig-fröhliches Dasein in dem Frauenkreise. Musa saß neben Terpsichore und Cäcilia zwischen Polyhymnien und Euterpen, und alle hielten sich bei den Händen. Nun kamen auch die kleinen Musikbübchen und schmeichelten den schönen Frauen, um von den glänzenden Früchten zu bekommen, die auf dem ambrosischen Tische strahlten. König David selbst kam und brachte einen goldenen Becher, aus dem alle tranken, daß holde Freude sie erwärmte; er ging wohlgefällig um den Tisch herum, nicht ohne der lieblichen Erato einen Augenblick das Kinn zu streicheln im Vorbeigehen. Als es dergestalt hoch herging an dem Musentisch, erschien sogar unsre liebe Frau in all ihrer Schönheit und Güte, setzte sich auf ein Stündchen zu den Musen und küßte die hehre Urania unter ihrem Sternenkranze zärtlich auf den Mund, als sie ihr beim Abschiede zu-

flüsterte, sie werde nicht ruhen, bis die Musen für immer im Paradiese bleiben könnten.

Es ist freilich nicht so gekommen. Um sich für die erwiesene Güte und Freundlichkeit dankbar zu erweisen und ihren guten Willen zu zeigen, ratschlagten die Musen untereinander und übten in einem abgelegenen Winkel der Unterwelt einen Lobgesang ein, dem sie die Form der im Himmel üblichen feierlichen Choräle zu geben suchten. Sie teilten sich in zwei Hälften von je vier Stimmen, über welche Urania eine Art Oberstimme führte, und brachte so eine merkwürdige Vokalmusik zuwege.

Als nun der nächste Festtag im Himmel gefeiert wurde und die Musen wieder ihren Dienst taten, nahmen sie einen für ihr Vorhaben günstig scheinenden Augenblick wahr, stellten sich zusammen auf und begannen sänftlich ihren Gesang, der bald gar mächtig anschwellte. Aber in diesen Räumen klang er so düster, ja fast trotzig und rauh, und dabei so sehnsuchtsschwer und klagend, daß erst eine erschrockene Stille waltete, dann aber alles Volk von Erdenleid und Heimweh ergriffen wurde und in ein allgemeines Weinen ausbrach.

Ein unendliches Seufzen rauschte durch die Himmel; bestürzt eilten alle Aeltesten und Propheten herbei, indessen die Musen in ihrer guten Meinung immer lauter und melancholischer sangen und das ganze Paradies mit allen Erzvätern, Aeltesten und Propheten, alles, was je auf grüner Wiese gegangen oder gelegen, außer Fassung geriet. Endlich aber kam die allerhöchste Trinität selber heran, um zum Rechten zu sehen und die eifrigen Musen mit einem lang hinrollenden Donnerschlage zum Schweigen zu bringen.

Da kehrten Ruhe und Gleichmut in den Himmel zurück; aber die armen neun Schwestern mußten ihn verlassen und durften ihn seither nicht wieder betreten.

Aphorismen

Von

Otto Weiß

Diese und jene Behauptung ist falsch, albern und lächerlich — und zwar so lange, bis sie von einer Autorität ausgesprochen wird.

•

Sie glauben wohl, in den meisten Theatern mache den Spielplan — der Direktor oder der Regisseur? Keine Idee! Der Kassier macht ihn.

•

Größere Gesellschaften bieten im allgemeinen so wenig geistige Anregung — daß viele sich dort wohl fühlen.

•

Merkwürdig, was für frische Leute es unter den Amtsmüden gibt!

•

Gewissen Tatsachen gegenüber wollen die Leute so lange mit ihrem Urteil zurückhalten, bis — die Leute darüber urteilen.

•

Für Anekdoten hat dieser und jener solch gutes Gedächtnis, daß er sich — für witzig hält.

•

So arm wie ältere Leute können jüngere nicht sein.

•

Wie drollig das ist: wenn eine Frau ihrem Mann einreden will, daß er sie lieb hat!

•

Hoffentlich glaubt man mir's, wenn ich versichere: „In der Welt gibt's viel mehr Leute, die solid sind, als solche, die es sein wollen."

Mancher Gebrauchsanweisung fehlt etwas: — eine Gebrauchsanweisung.

•

Wenn eine Frau ebenso alt ist wie ihr Mann, dann ist sie älter als er.

•

Solang er lebt, ist die Lage manches Menschen — „bedenklicher als je".

•

Willst du jemand bei einer dritten Person sehr unbeliebt machen? ... Stelle ihn ihr wiederholt als Muster auf.

•

Jemand sagte: „Ich möchte nur wissen, warum die Menschen so oft über den Neid andrer, nie über ihren eignen klagen?"

•

Darin leistet dieser und jener Gelehrte Hervorragendes: Er erklärt das, was man nur halb versteht, in einer Weise, daß man's gar nicht versteht.

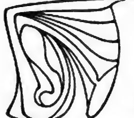
•

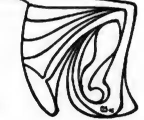
Mancher Künstler fühlt es, daß nur wenig in ihm steckt: also macht er sich eine Physiognomie zurecht, die ihm Bedeutung verleiht.

•

„Viele Freunde zu haben," so sagte jemand, „das stell' ich mir so schön, so herrlich vor, daß ich nun fest entschlossen bin, nächstens einen Haupttreffer zu machen!"







Die Parlamente der Großmächte

I

Das englische Haus der Gemeinen

Von

Karl von Dahlen

(Hierzu dreizehn Abbildungen nach Federzeichnungen von Ralph Cleaver)

Bei einem Rundgange durch die Parlamente der Großmächte muß man füglich in dem vieltürmigen Westminsterpalast am Ufer der Themse zunächst Einkehr halten. Das englische Parlament ist oft die Mutter aller Parlamente genannt worden, und in der Tat hat der Wille zur Macht, die Idee



Der Speaker (J. M. Lowther) in seiner Amtstracht

der Selbstverwaltung und Selbstregierung von hier aus in der modernen Zeit alle Völker und Länder erobert. Aber war die englische Verfassung auch das Vorbild für die Konstitutionen der Großmächte sowohl wie mancher Duodezstaaten auf der bunten Karte des Heiligen Römischen Reiches, das englische Parlament steht heute noch als etwas Unnachahmbares, aus der ununterbrochenen Entwicklung von Jahrhunderten hervorgegangenes staatsrechtliches Instrument unerreicht da, ein ragendes Denkmal der politischen Befähigung der angelsächsischen Rasse. Seine Geschäftsordnung ist ein krauses Gewirr altertümlicher Formeln und neuer Gedanken, noch schmückt das Haupt des Speakers die ehrwürdige Perücke, und manchen alten Zopf hat man mit dem in England traditionellen Konservativismus über die Zeit hinaus pietätvoll bewahrt, das parlamentarische Leben aber durchpulst frische Lebenskraft, noch heute finden wir die Besten der Nation in den Hallen von Westminster, und das älteste Parlament ist zugleich das jugendfrischeste.

Bekanntlich kennt England nicht das Volksrecht, das auf dem Kontinent vielfach als die eigentliche Grundlage des modernen Parlamentarismus angesehen wird, das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht. In England ist das Wahlrecht an gewisse vermögensrechtliche Qualifikationen geknüpft. Es dürfen zum Beispiel nur Leute wählen, die ein Haus ihr eigen nennen (freeholders) oder wenigstens ein solches besitzen (leaseholders) — die englischen von den kontinentalen sehr verschiedenen Grundrechtsverhältnisse spielen hier mit hinein —, ferner Mieter eines Hauses, für das die darauf ruhende Armensteuer entrichtet ist, auch Mieter möblierter Wohnungen, wenn sie einen Preis von gewisser Höhe für ihre Wohnung ausgeben. Desgleichen sind Eigentümer und Pächter von Land, das einen bestimmten Ertrag liefert, wahlberechtigt. Das Wahlrecht ist, wie fast alle staatlichen Einrichtungen Englands, sehr kompliziert und undurchsichtig, es genügt hier zu konstatieren, daß England von dem Ideal des allgemeinen gleichen Wahlrechts noch ziemlich weit entfernt ist, obwohl es in letzter Zeit, der Entwicklung nachgebend, die Grenzen der Wahlberechtigung beträchtlich weiter hinausgeschoben hat. Die Legislaturperiode läuft sieben Jahre. Die Zahl der Abgeordneten beträgt 670.

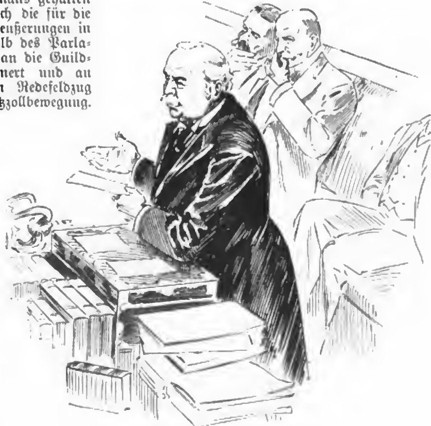
Schon ein Blick in den Sitzungssaal läßt dem Besucher den Unterschied des englischen von den kontinentalen Parlamenten deutlich vor Augen treten. Ein abgesonderter Tisch der Regierung fehlt ebenso wie eine Rednertribüne. Im Haus der Gemeinen spricht jeder vom Platz aus; daß völlig frei ge-



Kriegsminister Haldane

sprochen wird, ist bei der alten Tradition parlamentarischer Beredsamkeit in England selbstverständlich. Da der Sitzungssaal außerdem so klein ist, daß er kaum die Hälfte der Abgeordneten zu fassen vermag — bei wichtigen Sitzungen bleibt ein Teil der Galerien den Mitgliedern reserviert —, so ist die Rhetorik des englischen Unterhauses im ganzen einfacher, schlichter, natürlicher als die andrer Parlamente. Es bedarf eben keines großen stimmlichen Aufwandes, um sich verständlich zu machen. Und wenn auch in Westminster manche Rede zum Fenster hinaus gehalten wird, so werden im allgemeinen doch die für die große Masse berechneten politischen Aeußerungen in öffentlichen Versammlungen außerhalb des Parlaments abgegeben. Es sei hier nur an die Guildhallrede des Premierministers erinnert und an den großen außerparlamentarischen Redefeldzug Chamberlains zugunsten der Schutzzollbewegung.

Vom Thronsitz des Speakers ausgehend, teilt ein breiter Gang den Parlamentssaal in eine linke und eine rechte Hälfte. Diese Zweiteilung ist die Ursache so mancher Ausdrücke der parlamentarischen Sprache geworden, obwohl bei den meistens halbrunden Sitzungssälen der kontinentalen Volksversammlungen ihr Ursprung nicht immer ganz klar ist. Rechts vom Speaker sitzt die regierende Partei, links die Opposition, die „Ins“ und die „Outs“, wie sie auch wohl in der vulgären Sprache genannt werden. Die erste Bank zur Rechten ist den Ministern reserviert nach dem Gewohnheitsrecht des Parlaments. Das Kabinett genießt aber keinerlei Vorrechte im Hause selbst, tatsächlich ist es ja auch nur ein Ausschuß der Mehrheit, der mit der Führung der Geschäfte betraut ist, formellrechtlich zwar ein Ausschuß des Privy Council des Königs. Obwohl nun das Kabinett in der letzten Zeit der parlamentarischen Entwicklung die gesamte Exekutive an sich gezogen und namentlich die legislatorische Tätigkeit des Parlaments fast ausschließlich auf der Initiative des Kabinetts beruht, so stehen doch alle Abgeordneten im Parlament sich völlig gleichberechtigt gegenüber, eine Regierung, die als solche im Parlament auftritt, existiert in England nicht. Der Ministerbank gegenüber nehmen die Führer der Opposition Platz, meistens die Minister des abgetretenen Kabinetts. Zwischen beiden Parteien steht hemmend und trennend der Tisch des Hauses, „a substantial piece of furniture“, wie ihn Disraeli gelegentlich genannt hat. Auf ihm liegt als Zeichen der Würde des Parlaments das große goldene Zepter. Im übrigen ist er von Gesetzsammlungen, Blaubüchern und so weiter bedeckt. Neben dem breiten Längsgang, dem „Floor of the House“, trennt noch ein schmälerer Quergang die Bänke der Abgeordneten. Auch dieser Gang hat seine Bedeutung. Denn auf der ersten Bank, „below the gangway“, pflegen sowohl rechts wie links diejenigen Mitglieder Platz zu nehmen, die eine größere Unabhängigkeit gegenüber der Regierung oder der offiziellen Parteileitung beanspruchen. Hier saß zum Beispiel die berühmte „vierte Partei“ unter ihrem Führer Lord Randolph Churchill. Auch die Leiter der irischen Partei haben hier ihre Sitze, die Partei als solche sitzt übrigens immer auf der Linken, ganz gleichgültig, ob sie, wie augenblicklich, der Regierung näher steht oder der Opposition. Rechtlichen Anspruch auf einen bestimmten Platz im Hause hat kein Mitglied. Die Mitglieder



Der Premierminister hält eine Rede

belegen ihre Plätze mit Karten oder durch Auflegen ihrer Hüte, wobei aber nur die tatsächliche Kopfbedeckung, kein zweiter mitgebrachter Hut respektiert wird. Da sich in diesem Falle das betreffende Mitglied aus dem Parlamentsgebäude nicht entfernen kann, bleibt ihm der Platz auch für den ganzen Sitzungstag reserviert. Das Unterhaus hält an vier Tagen in der Woche Doppelsitzungen ab, nämlich am Montag, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag. Die erste Sitzung beginnt um zwei Uhr nachmittags, die zweite um neun Uhr abends. Um ein Uhr morgens hört jede Tätigkeit des Parlaments von selber auf. Am Freitag findet nur eine Sitzung statt, die mittags um zwölf Uhr beginnt.

Noch immer stehen sich im englischen politischen Leben die beiden großen Parteien gegenüber, die man früher Tories und Whigs nannte, die heute Konservative und Liberale heißen. Zu den ersteren gehören die Unionisten, die sich anläßlich der Home-Rule-Frage von den Liberalen trennten und unter Chamberlains Führung in das konservative Lager übergingen. An die Liberalen gliedern sich die Radikalen und die Labour Party an. Abseits steht die irische Nationalistenpartei. Man sieht unschwer, daß die Zweiteilung heute schon nicht mehr so streng durchzuführen ist wie früher. Und die Zukunft muß zeigen, ob nicht die mächtig aufstrebende Arbeiterpartei, deren Sozialismus nicht das doktrinäre Gesicht der deutschen Sozialdemokratie zeigt, schließlich die ganze altehrwürdige historische Tradition über den Haufen wirft. Es spricht aber deutlich für die politische Reife des englischen Volkes, daß es verstanden hat, das gesamte politische Leben dieser Zweiteilung der Parteien anzupassen und zu rechter Zeit Standpunkte und last not least auch Schlagworte zu finden für den Kampf der Parteien zum Wohle des Ganzen.


Mr. James Arthur Balfour, im Unterhaus sprechend

Noch heute ist die parlamentarische Tätigkeit in England ein recht kostspieliges Vergnügen. Das Gesetz hat zwar die Ausgaben zu Wahlzwecken sehr beschränkt, aber unter 20000 Mark dürfte wohl kein Kandidat auskommen, wenn er sich einen Platz im Unterhause erobern will. Dieser Umstand und ferner die Tatsache, daß in England, wo die Gegensätze zwischen arm und reich die denkbar schroffsten sind, doch keine Animosität der unteren Klassen gegen die oberen Zehntausend herrscht, so daß bis jetzt auch noch der Arbeiter lieber seine Sache durch einen Abgeordneten aus den besseren Ständen vertreten läßt, lassen die Hoffnung berechtigt erscheinen, daß für die nächste Zeit eine durchgreifende Aenderung der Physiognomie des Unterhauses nicht bevorsteht. Trotz dem Eindringen der Iren und der Arbeiter macht das Unterhaus auch heute noch, dem ganzen Charakter der englischen Verfassung entsprechend, einen aristokratischen Eindruck, und es ist gewiß


Ein „ehrenwertes“ Mitglied macht einen Witz



Der Minister des Auswärtigen Sir Edward Grey

kein Zufall, daß vielfach die jungen Söhne der im Oberhause sitzenden Lords oder sonst zweitgeborene Mitglieder der adligen Familien zu den besten Rednern und geschicktesten Taktikern im Unterhause gehören. Abgesehen von der etwas tumultuarischen Sprechweise der Iren, ist auch der Ton der Debatten in Westminster sachlicher und vornehmer als in den meisten kontinentalen Parlamenten. Auch der Gegner wird mit Achtung behandelt und die Minorität entsprechend geschützt. Eine parlamentarische Usance mag als charakteristisch für die Stellung der beiden Parteien zueinander Erwähnung finden: das Pairing, die „Abpaarung" der Abgeordneten von der Linken und der Rechten. Da das Schicksal des Kabinetts häufig von einer Zufallsmajorität bei irgendeiner unwesentlichen Debatte abhängt, so ist es Pflicht der Selbsterhaltung, daß das Verhältnis der Abgeordneten von beiden Seiten des Hauses — die Ziffer der Beschlußfähigkeit ist sehr niedrig — ein konstantes bleibt. Verläßt daher ein Mitglied der Linken das Haus, so erfordert es der parlamentarische Anstand, daß ebenfalls ein Mitglied der Rechten sich entfernt, so daß das Fortgehen keinerlei praktische Folgen haben kann. Die Parteivorstände, die sogenannten „Whips", Parlamentarier von fundamentaler Sach- und Personenkenntnis, regeln diesen inneren Dienst der Parteien.

Eine eigentliche Rednerliste existiert im Unterhause nicht; jeder, dem es gelungen ist, to catch the Speaker's eye, erhält das Wort. Es wird aber gewöhnlich zwischen beiden Parteien gewechselt. Seine Rede selbst richtet sich aber nur an den Speaker, eine direkte Anrede an das Haus würde als ein grober Verstoß gegen die parlamentarische Ordnung empfunden werden. Noch heute tagt das Haus rechtlich unter Ausschluß der Oeffentlichkeit, obwohl natürlich jeder Parlamentarier auf das innigste wünscht, daß seine Rede möglichst ausführlich am nächsten Morgen in allen Zeitungen steht. Es steht auch jedem Abgeordneten frei, durch die einfache Aeußerung, er entdecke im Hause Fremde, den Speaker zur Räumung der Galerien aufzufordern. Ein offizielles Stenographenbureau kennt das Unterhaus ebenfalls nicht. Es war lange der privaten Unternehmung vorbehalten, die Sitzungsberichte der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen. Später beteiligte sich das Parlament selber durch Zuschüsse daran. So wurden aus den „Hansard debates", wie die Sitzungsberichte nach dem Unternehmer ursprünglich hießen, die „Parliamentary debates". Die Aufzeichnung besorgen die Stenographen der „Times". Uebrigens werden nur die wichtigen Reden im Wortlaut wiedergegeben. Der Parlamentarier zweiter Ordnung wird nur in der dritten Person genannt und die Fülle seiner Worte auf ein lesbares Maß reduziert. Vom Redner korrigierte Reden sind kenntlich gemacht. Die Immunität der Abgeordneten erstreckt sich aber



Mr. John Redmond, Führer der Iren
(Gehrock und Blume im Knopfloch deuten darauf hin, daß er eine Rede halten will)

nur auf das gesprochene Wort, denn wie gesagt, noch heute ist jede Publikation ein strafbarer Bruch der Privilegien des Hohen Hauses.

Der Speaker hat eine beinahe unumschränkte Vollmacht. Er genießt ein fürstliches Einkommen, hat eine fürstliche Wohnung im Parlamentsgebäude selbst; wenn er im Hause erscheint, erheben sich die Abgeordneten von ihren Sitzen und verneigen sich, während er sich selbst wiederum in Ehrfurcht vor dem ihm verliehenen Amt vor seinem Stuhle dreimal verbeugt. Kein Vizepräsident steht ihm zur Seite, die ganze Geschäftsleitung läuft in seiner Hand zusammen. Da die ominöse Glocke des Präsidenten im englischen Unterhause unbekannt ist, so lenkt er mit seiner Stimme das Haus. Wenn er den Namen eines Abgeordneten nennt, so bedeutet das einen Ordnungsruf, und wer dem Gebote des Speakers nicht Folge leistet, den kann er aus dem Saale verbannen und unter Zustimmung des Hauses sogar in Haft nehmen lassen. Es ist nicht der kleinste politische Ruhm des englischen Volkes,




Der Staatssekretär für Irland Bryce (zwei vergleichende Physiognomiestudien)

daß in kritischen Tagen immer bedeutende Leute von tadellosem Charakter den Stuhl innehatten.

Zum Beispiel, wie sehr das englische Haus an den alten Gebräuchen hängt, sei es mir gestattet, hier einmal kurz den Verlauf der Konstituierung eines neu einberufenen Parlaments zu skizzieren. Zur festgesetzten Stunde versammeln sich die Lords und die Gemeinen. Das Unterhaus hat noch keinen Präsidenten — das Zepter ruht daher nicht auf dem Tische des Hauses, sondern unter demselben —, kann aber erst zur Wahl schreiten, sobald die Krone ihre Einwilligung dazu gegeben hat. Nach einigen Minuten der Wartezeit erscheint der Bote des Oberhauses, the Gentleman Usher o the Black Rod, gewöhnlich kurz Black Rod genannt, meistens ein verdienter General, der ebenfalls ein fürstliches Gehalt bezieht, und entbietet die Gemeinen, an der Barre des Oberhauses zu erscheinen. Dort eröffnet ihnen der Souverän oder in seiner Vertretung der Lordkanzler, daß es der Wille der Krone sei, sie möchten sich wiederum an ihre Plätze begeben und eine geeignete Persönlichkeit zum Speaker wählen. Die Wahl geht nun folgendermaßen vor sich: Der erste Beamte (Clerk) des Hauses erhebt sich und deutet, wohlgemerkt, ohne auch nur das leiseste Wort zu sprechen, mit dem Finger auf einen Abgeordneten, der nach dem Willen der Majorität den Antrag in betreff der Persönlichkeit des Speakers zu stellen hat. Auf die gleiche Weise erhält ein andrer Abgeordneter zur Unterstützung des Antrags das Wort. Die Wahl selbst geht meistens ohne weitere Abstimmung vor sich. Nachdem der neugewählte Speaker eine kurze Dankesrede gehalten hat, wird er von den beiden Abgeordneten, die seine Wahl in die Wege geleitet, feierlich zum Stuhle geführt. Das Zepter wird auf den Tisch gelegt, auf beiden Seiten des Hauses halten die leitenden Persönlichkeiten Glückwunschreden, worauf sich das Haus vertagt. Am andern Tage geht der zweite Akt vor sich: der Speaker muß bestätigt werden. Wiederum macht sich Black Rod auf den Weg. Aber ihm voraus gellt es von allen Seiten: „Black



Die Frontbank der Opposition; Balfour ganz allein





Lord Crewes Aktenkasten

Rod! Black Rod!“ und wenn er an die Tür des Unterhauses kommt, findet er sie fest verschlossen. Gab es doch einmal eine Zeit, wo bewaffnete Soldaten in das Heiligtum des Parlaments eindrangen. Dreimal klopft nun Black Rod mit seinem schwarzen Stäbchen an die Tür, durch ein kleines Schiebefenster hindurch versichert man sich, daß er tatsächlich keine bösen Absichten zum Sturze der Verfassung hege. Dann öffnet sich die Pforte, und Black Rod wird feierlich zum Stuhl des Speakers geleitet, wo er seine Botschaft ausrichtet. Der Speaker begibt sich darauf, von den Abgeordneten gefolgt, an die Barre des Oberhauses, wo ihm in zeremonieller, altertümlicher Rede und Gegenrede die Bestätigung in seinem Amte zuteil wird. Nachdem die Gemeinen in ihren Sitzungssaal zurückgekehrt sind, legen sie den Eid auf die Verfassung ab, und dann werden schließlich die Gründe, die zur Einberufung des Parlaments geführt haben, im Oberhaus durch die Thronrede bekanntgegeben. Damit ist das Parlament legal konstituiert. Es beginnt seine Tätigkeit mit der Beratung der Adresse zur Antwort auf die Thronrede an die Krone, der Adreßdebatte, in der über die schwebenden Fragen der großen Politik im allgemeinen diskutiert wird.

Es erübrigt nun noch, einen Blick auf die führenden Männer des gegenwärtigen Parlaments zu werfen, von denen die Bilder einige den Lesern vorführen. Man hat das Kabinett, das nach dem glänzenden Wahlsieg der Liberalen das Steuerruder des Staates ergriff, ein Ministerium von Schriftstellern genannt, und tatsächlich haben mit wenigen Ausnahmen beinahe alle irgendein Buch veröffentlicht. Der Premierminister ist allerdings mehr praktischer Politiker. Er stammt aus einer sehr reichen schottischen Familie und sitzt bereits seit 1868 im Parlament. Mehrere Male hat er verschiedene Portefeuilles in liberalen Kabinetten innegehabt. Er ist kein Staatsmann von überragender Größe, kein Redner von hinreißender Genialität; aber entschieden mit praktischem politischen Blick begabt, hat er sich als gewandter Parteitaktiker schließlich den ersten Platz mit zäher Beharrlichkeit erobert. Da er bereits siebzig Jahre zählt, dürfte er wohl bald in den stilleren Frieden des Oberhauses übersiedeln. Der stärkste politische Kopf ist unstreitig der Finanzminister Asquith, bislang einer der ersten Londoner Anwälte. Neben ihm ragt der Staatssekretär für Indien, John Morley, hervor, der bekannte historische Schrift-



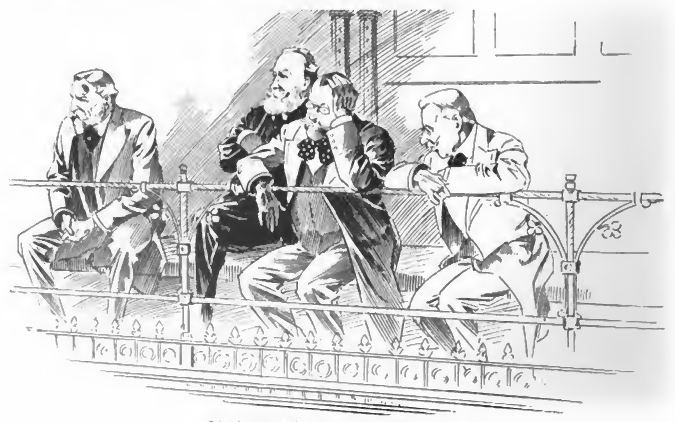
Der Premierminister und Leiter des Hauses, Sir Henry Campbell-Bannermann; ihm gegenübersitzend Balfour, der Führer der Opposition, zwischen beiden der Tisch des Hauses

steller, dem wir namentlich ein monumentales Werk über Gladstone verdanken. Der Staatssekretär für Irland, Bryce, hat das beste Werk über die Vereinigten Staaten von Nordamerika und ihre Verfassung geschrieben, er hat lange in Deutschland studiert und spricht fließend Deutsch. Das Gleiche gilt von dem jovialen Kriegsminister Haldane, der Schopenhauers Philosophie in England eingeführt hat. John Burns, das sozialistische Mitglied des Kabinetts, ist oft mit der Feder für seine Ideen eingetreten. Er ist der erste Arbeiter, der in einem englischen Kabinett sitzt, und zwar vertritt er den Wahlkreis Battersea (Südwest-London). Auch im Aeußern scheidet er sich ziemlich scharf von seinen Kollegen. Während im allgemeinen der lange Rock, Zylinder und Lackstiefel als die einem Parlamentarier und zumal einem Minister allein angemessene Tracht gilt, erscheint er in seinem kurzen grauen Jäckchen mit einem runden Hut, bei feierlichen Gelegenheiten aber wirft er sich unbeschadet seiner sozialistischen Ideale in den gestickten Ministerfrack, steckt sogar einen Degen an seine Seite und geht zu Hofe. Daher ist er auch den waschechten sozialistischen Doktrinären diesseits des Kanals ein Dorn im Auge; er selbst aber sagt sich: je mehr Macht ich in meiner Hand vereinige, desto mehr kann ich für meine Ideen wirken. Vielleicht sind wir auch in Deutschland von dem Augenblicke nicht mehr allzu fern, da diese Anschauung auch in den Köpfen der deutschen Sozialisten Platz greift. Einer der interessantesten Köpfe des Ministeriums ist ferner der Unterstaatssekretär der Kolonien, Winston Churchill, der zweiunddreißigjährige Sohn des bekannten Lord Randolph Churchill. Obwohl er als Unterstaatssekretär nicht im engeren Sinne zum Kabinett gehört, steht er doch, da der eigentliche Staatssekretär der Kolonien im Oberhause sitzt, in den Vorderreihen des parlamentarischen Treffens. Er ist einer der schlagfertigsten Debatter des Hauses und spricht mit der ganzen Frische und Unverfrorenheit seiner zweiunddreißig Jahre. Er begann seine Laufbahn als Kavallerieoffizier, zog dann als Zeitungskorrespondent in den südafrikanischen Krieg, wo er durch sein kühnes Entweichen aus Ladysmith die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog. Gleich darauf öffneten sich ihm die Pforten von Westminster. Dagegen hat der Minister des Auswärtigen, Edward Grey, bisher in der Literatur nur mit einem Buche über den Angelsport debütiert. Es scheint übrigens, daß der Premierminister gerade mit seiner Wahl einen guten Griff getan hat.

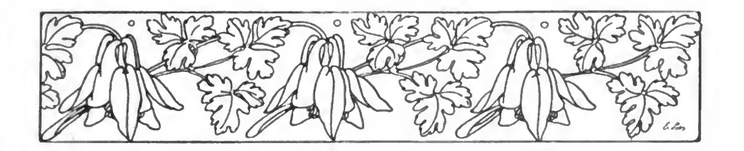


Der Sergeant-at-Arms nimmt das Zepter fort; das Haus tritt in eine Komiteesitzung ein

Bislang war die auswärtige Politik gewöhnlich die schwache Seite eines liberalen Kabinetts, man kann der jetzigen Regierung aber nicht nachsagen, daß sie in der Behandlung äußerer Fragen ungeschickt operiert hätte. Allerdings hat sie in der Person des Königs einen sehr gewandten Mitarbeiter auf diesem Felde.



Die Tribüne für auswärtige Diplomaten



Wie gut es den Frauen geht

Von

Dr. Käthe Schirmacher

Den Frauen geht es ja so gut," pflegt man mir oftmals zu entgegnen, wenn sich Erörterungen über die Frauenfrage entspinnen. „Alle schweren Arbeiten, alle Lasten nimmt man ihnen ab, der beste Platz, die Muße, das Vergnügen sind für sie, und während der Mann sich draußen abplagt, um Geld zu verdienen, amüsiert und belustigt sich die Frau."

Nun, es ist doch nur ein kleiner Bruchteil der Frauen, der so auf Rosen gebettet ist. Die überwiegend große Mehrzahl fühlt von ihrer Frauenstellung nur die Dornen, und die sind zahlreich.

Sprechen wir von der „Frau" im allgemeinen, so haben wir die törichte Gewohnheit, nur an die Frau der Völker europäischer Kultur zu denken. Wir übersehen ganz das Schicksal der Frauen im Orient, bei den Negern, Malaien, allen primitiven Völkern. Die existieren doch auch und sind sogar den Frauen der europäischen Kulturvölker an Zahl stark überlegen, bilden vielleicht das doppelte Kontingent, soweit sich das schätzen läßt, denn genaue Volkszählungen sind in Dahomey und Kamtschatka noch nicht Sitte.

Den Frauen der Naturvölker nun liegt alle grobe, schwere Arbeit ob. Der Indianer „läßt die Frau ziemlich alles arbeiten". Den Orientalinnen der unteren Stände geht es ganz ebenso. Nicht nur die Rothaut hat in der „Squaw" das geduldige Lasttier entdeckt. Der Inder, Chinese, Japaner, Perser, Anamite, der Araber und Neger sind zu dem gleichen Schlusse gelangt: die „schwächere" Frau ist zur schwereren Arbeit fähig. Während sie schanzt, schleppt und schuftet, liegt der Gebieter auf der Bärenhaut oder geht auf Jagd. Arbeitet er einmal, so arbeitet er das „Feinere" oder doch das „höher Bezahlte".

In China sind Frauen Bootsführer und Lastträger, in Aegypten habe ich die Frau mit Pferd oder Kuh gemeinsam vor den Pflug spannen und unterschiedslos mit der Peitsche bearbeiten sehen. Bei den Tscherkessen bestellen die Frauen das Feld, ja es gibt auch Gegenden Deutschlands, im Badischen zum Beispiel, wo die Landwirtschaft, das Düngen, Pflügen und Säen von den Frauen besorgt wird, weil der Mann in die Fabrik geht.

Diese schwer arbeitenden Frauen bilden in allen Ländern nichteuropäischer Kultur die weitaus größte Zahl. Ihnen steht eine Klasse reicher und verwöhnter Haremsfrauen gegenüber, die hinter goldenem Käfig Zuckerbrot erhält. Wen aber will man glauben machen, daß diese Haremsfrauen glücklich sind? Es dringt freilich aus diesen Kerkern nicht viel Kunde in die Welt, so viel jedoch wissen wir, daß kein europäisches Kulturland eine solche Solidarität aller Frauen dem Manne gegenüber kennt, wie zum Beispiel die Türkei. Statt Liebe zwischen den Geschlechtern zu säen, sät das Haremsystem nur Haß. Durch die europäischen Aerztinnen haben wir erfahren, wie vielen körperlichen Leiden die Bewohnerinnen der Harems ausgesetzt sind, wie Fettleibigkeit, Nikotinvergiftungen, Ueberreizung durch Kaffee, wie schwere seelische Depressionen und Psychosen bei ihnen häufig sind. Man braucht gar nicht an die Stummen des Serails und ihr gezücktes Schwert zu denken, gar nicht an die liebenswürdige Sitte, angeblich ungetreue Frauen im Sack in den Bosporus zu schütten, um nach dem „Glück" der Haremsfrauen kein Verlangen zu tragen.

Erfreulich sind solche Scherze aber doch nicht. Kaum besser geht es indischen Witwen, die so herzlos sind, sich weder verbrennen noch zu ewiger Trauer verdammen lassen zu wollen. Man sucht sie auf jede Art aus dem Leben zu treiben; die energischsten beginnen sich unter den Schutz der einheimischen Anwälte weiblichen Geschlechts und der europäischen Aerztinnen zu stellen.

Vor kurzem haben auf Java noch Witwenverbrennungen stattgefunden, und die holländische Regierung hat drei Kriegsschiffe entsandt, um diesem barbarischen Unfug zu steuern.

Wohin man blickt, bei allen primitiven Völkern und bei allen orientalischen Völkern, die Mehrzahl der Frauen lebt in schwerster Plackerei, und die verwöhnte Minderheit zahlt für ihr Nichtstun mit Aufgabe jeder Freiheit und Persönlichkeit.

Lasttier und Spielzeug, aber ein Spielzeug, das zerschlagen und vernichtet wird, so stellt sich das Leben der Frauen nichtweißer Rasse dar. Darf man dann noch sagen: „Den Frauen geht es ja so gut?" Ich zweifle. Den schlagendsten Beweis dafür, daß der Frauen Schicksal nicht beneidens-, sondern meist beklagenswert ist, finde ich darin, daß noch nie ein Mann gewünscht, Frau zu sein, während der umgekehrte Wunsch sehr häufig. Ich kenne zwar einen kleinen Jungen, der, als er in einem abgelegten Seidenkleid seiner Mama die Rolle der

Prinzessin gespielt, bedauernd sagte: „Warum kann ich nicht weiter ein kleines Mädchen sein, ich rausche so wundervoll“ — aber diese Begeisterung für den Seidenrock hätte sich bald abgerauscht und wäre von dem heranwachsenden Jüngling nicht mehr geteilt worden.

Daß die Existenz der Mehrzahl der Frauen weißer Rasse etwas andres als Mühe, Arbeit und Plackerei, kann niemand bestreiten. Von zwölf Millionen deutscher Hausfrauen haben elf keine Dienstboten, und die, welche über Hilfskräfte verfügen, legen in vielen Fällen doch auch mit Hand an. Von denen aber, die ihr Brot außerhalb des Hauses verdienen, wie viele üben einen doppelten Beruf: hier Hausfrau und Mutter, dort Fabrikarbeiterin!

Wie viele verrichten auch, gleich der Squaw der Rothaut, die schwersten und ermüdendsten Arbeiten: in Oesterreich und Bayern tragen sie Steine und Mörtel auf die Gerüste. In Belgien arbeiten sie noch unter Tag in den Bergwerken, in Italien stehen sie über die Knöchel im Wasser und Schlamm der Reisfelder, in Frankreich tragen sie schwere zuckerbeladene Platten, bestellen das Feld, laden Rüben ab und erhalten dafür nur die Hälfte des Männerlohnes. In der Bretagne liegt ihnen allein der Ackerbau ob, ja sie begleiten die Männer auf den Fischfang, rudern und steuern ein Boot, arbeiten in der Sardinenzeit 14, ja 16 Stunden hintereinander unter zugigen Schuppen im Geruch, Blut und Fett der ausgenommenen Fische. In den böhmischen Kohlenbezirken, wo der Mann neun Zehntel seines Lohnes vertrinkt, müssen sie von dem dürftigen Rest und den Hungergroschen ihres Frauenlohnes „die Familie“ erhalten, und ihr Feiertag ist, „wenn er sie einmal nicht schlägt“.

Die elendesten Löhne auf der ganzen Welt sind bei gewerblichen Arbeiten die Frauenlöhne. Die undankbarsten, schmutzigsten Arbeiten machen Frauen, die meiste „ungelernte“ Arbeit fällt auf sie. Fast alle „gelernte“, qualifizierte und daher höher, ja hoch bezahlte Arbeit übt in allen Kulturländern und auf allen Gebieten — der Mann. Ohne Uebertreibung darf ich nach langjähriger Erfahrung sagen: bei den primitiven Völkern ist die Frau der alleinige Arbeiter, bei den kultivierten ist sie der untergeordnete Arbeiter.

Nun, wenn es den Frauen vielleicht nicht überall sehr gut geht, sagen meine Gegner, so sind sie in den Kulturländern doch wenigstens „beschützt“. Diesen Schutz der Gesetze müssen sie sich eben etwas kosten lassen. Die Frau ist durch die Gesetze geschützt? Drolliger Schutz. Das geschriebene Recht ist ja nur die Fortsetzung des ungeschriebenen, aber so deutlich ausgeprägten Faustrechts, das aus der Frau, wir haben es gesehen, ein Lasttier oder eine Puppe machte. Und da sollte sich in den Gesetzbüchern nicht der gleiche Geist der Unterdrückung finden? Das wäre wunderbar.

Ein französischer Autor hat das auch zugestanden: „Je connais assez la nature humaine,“ sagt er, „pour savoir que l'homme, guidé par l'égoïsme et disposant de la force, n'a jamais hésité à sacrifier les intérêts de la femme aux siens, et qu'il s'est dit son protecteur pour mieux l'asservir.“ (Ich kenne die menschliche Natur genugsam, um zu wissen, daß der Mann, vom Egoismus geleitet und im Besitze der Macht, niemals gezögert hat, die Interessen der Frau den seinen zu opfern, daß er sich ihren Beschützer nannte, um sie besser zu knechten.)

In sämtlichen Gesetzbüchern der Welt ist die Person der Frau, ja ihr Leben in des Ehegatten Hand gegeben. Der Code Napoleon erklärt sogar, der an der Ehebrecherin verübte Mord sei „excusable“. In sämtlichen Gesetzbüchern der Welt war ursprünglich das Vermögen der Frau ohne Kontrolle in die Hand des Mannes gelegt. In keinem Gesetzbuch der Welt hatte die Frau ein Recht über ihre Kinder. Jedes Vergehen der Frau gegen die eheliche Treue ward furchtbar geahndet. Man hat die barbarischsten Strafen gegen die Ehebrecherin angewendet, der untreue Mann aber fand Gnade vor dem Gesetzgeber, der ja selbst ein Mann war.

In allen Ländern zensitären Stimmrechts ist der Frau und Steuerzahlerin gegenüber auch der Grundsatz der Volksvertretung verletzt worden: no taxation without representation, keine Besteuerung ohne Vertretung. In Ländern allgemeinen Stimmrechts aber (Australien und vier Staaten der Union ausgenommen) hat man den Frauen ihr Bürgerrecht verweigert, wagt es jedoch, von „allgemeinem Wahlrecht“ zu sprechen.

Wo bleibt da, frage ich, der „Schutz“ der Frau? Muß man nicht unterschreiben, was Viktor Hugo gesagt: „L'homme a fait verser tous les droits de son côté, tous les devoirs du côté de la femme?“ (Der Mann hat auf seine Seite alle Rechte, auf die Seite der Frau alle Pflichten gelegt.)

Selbst die Partei, deren Programm die Gleichberechtigung der Geschlechter enthält, die sozialistische, hat mehrfach die politischen Männerinteressen über die der Frauen gestellt: um das allgemeine Männerstimmrecht zu erhalten, hat man in Schweden und in Belgien das Frauenstimmrecht geopfert. Und in England hat das liberale Ministerium Campbell-Bannerman einer Deputation Stimmrechtlerinnen die Türe vor der Nase zugemacht.

In Amerika aber war das Geschlechtsvorurteil so stark, daß man nach dem Sklavenbefreiungskrieg wohl den schwarzen Männern, nicht aber den weißen Frauen das Stimmrecht gab.

Ist es bei solchen Zuständen verwunderlich, daß sich ein internationaler Verband für Frauenstimmrecht 1904 in Berlin gebildet, und daß die kürzlich versammelten Rechtsschutzstellen Deutschlands und Oesterreichs folgende Forderungen aufgestellt:

Beseitigung des ehemännlichen Entscheidungsrechts in allen gemeinschaftlichen ehelichen Angelegenheiten.

Gütertrennung als eheliches Güterrecht.

Die Mutter teilt mit dem Vater die elterliche Gewalt.

Bei Meinungsverschiedenheiten entscheidet auf Antrag das Vormundschaftsgericht.

Langsam entwickelt sich so die Persönlichkeit der Frau in der Ehe, dem Privatrecht und öffentlichen Recht. Der Mannesvormundschaft stellt sie den Frauenselbstschutz entgegen. Das neue System verdient jedenfalls probiert zu werden, hat das andre doch seit Beginn der Gesellschaft geherrscht.

Der Einsame

Von

A. K. T. Tielo

Noch immer wohnt er in dem grauen Hause,
Vom Garten eingehegt. Es stampft im Stalle
Der alte Schimmel noch, und schnuppernd trottet
Wie sonst der braune Bary durch die Büsche,
Aufblaffend grimmig, wenn der Gartenpforte
Rostige Klingel schreit. Doch niemand kommt
Als nur die Wartefrau — ein Handwerksmann — ein
Bauer.

Denn bei ihm wohnt im großen grauen Hause
Die Einsamkeit.
Er aber sieht sie nicht.
Er sieht's nicht, wie vor seinen Fensterhöhlen
Das Unkraut wuchert: alle Rosenstöcke
Erstickt ein dumpfer Efeu, alle Bänke,
Darauf Eidechsen sich feinzüngelnd sonnen,
Vermorschen unbewacht und strecken müde
Sich schräg ins Moos, und über ihrem Bette
Schwankt turmhoch um zerspellte Eichenwipfel
Kreischend ein Krähenschwarm . . .

Ihn kümmert's nicht
Wie früher fährt er mit dem frischen Frühjahr,
Von Bary froh umsprungen, in die Wiesen,
Dort gräbt er, erntet, zankt er mit den Knechten,
Feilscht er mit Pächtern selbst am lieben Sonntag,
Und heimwärts zieht ihn erst der alte Schimmel
Spätabends. Und die Werktagsruhe mundet
Ihm wie gewürzter Wein, weltfern dem Wandel
Der Jahre und dem Hauch der Einsamkeit.

Und doch, im Winter schleichen seine Tage.
Die Wiesen schlummern. Und daheim die Wände
Mit ihren Bildern hinter Glas und Rahmen,
Bestaubt, vergilbt, geborsten, halb vergessen,
Umschwirrt ein Zwielichtstrahl. Da ist's, als wollten
Die Wände heimlich sprechen, als erwarmten
Verschollene Gesichter, als eratme
Das Einst beseligt — nein! Die Toten ruhen! —

Nur tiefer beugt er seinen kahlen Schädel
Auf breite Bücher, manchmal hastig klimpernd
Mit Goldgeld, und kaum einmal horcht er feiernd
Zur Gartentreppe hin. Nein! Niemand kommt
Als nur die Wartefrau — ein Handwerksmann — ein
Bauer.
Das kommt — und geht . . .

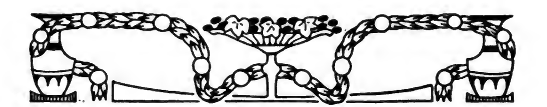
Und wieder hockt er rechnend
Und erst um Mitternacht lischt angstvoll zögernd
Sein Lämpchen aus. Dann wälzt er sich im Lager
Keuchend umher. Die Zimmerwände wispern.
Aufpocht sein Herz — sein Herz bedrängen Träume!
Und einmal, um die Weihnachtszeit, geschieht's:

Jäh horcht er auf aus unruhvollem Schlafe.
Die Klingel hallt. Der Hund schlägt an. Ein Dieb? —
Und umgehängt den vielgeflickten Mantel,
Schlurft er zur Gartentür. Er öffnet:
Blendend
Lugt weit und breit die Schneenacht. Und der Garten
Wiegt, vom umwölkten Vollmond übergeistert,
Die Krähennester seiner kühlen Kronen,
Der schwarzen, ausgestorbnen Eichenkronen,
Wie ein Gewirr von Urweltspinnennetzen
In bleicher Luft. Es schweigt die ganze Welt . . .

Und doch! Jetzt knurrt der Hund. Die Gartenpforte
Knarrt leise. Und er traut nicht seinen Augen:
Die Mutter kommt! Als ob sie lebte, lächelt
Ihr frommer Mund. Und an der Hand geleitet

Sie einen kleinen Buben. O, den kennt er! Wahrlich,
Er selber ist's, im Kinderrock! Und lautlos
Sieht beide er längs blassen Büschen schweben
Und suchen, suchen ... Und es flimmern plötzlich
Schneeglöckchen überall. Ach, schon zerfließen
Die wallenden Gestalten ...
Wieder knarrt
Die Gartenpforte: sieh, die blonde Schwester,
Die frühverblichne, rosig blühend, gaukelt
Herbei im Sommerhut. Und blitzbehende
Stürmt hinter ihr ein Bursch mit Pfeil und Bogen —
Bei Gott, so sprang er selber übern Rasen,
Heimkehrend aus der Schule. Ja, er ist's!
Gleich Apfelblüten blinkt die ganze Runde,
Und schon verweht in silberweißem Dufte
Das junge Paar ...
Und nochmals knirscht die Pforte!
Es leuchten wie jasminverschneit die Zäune!
Und sie, sie kommt! Die Längstverlorne kommt,
Die er um Geld und Gut und grüne Wiesen
Verscherzte. Und, o Glück, an ihrer Seite
Sieht er sich selber gehn, von Jugend prangend.
Er schlingt entzückt den Arm um ihren Nacken,
Er trinkt den Zauber ihrer dunkeln Haare,
Und seine Sehnsucht schüttet Liebesworte
Heiß in ihr Ohr. O, könnte er sie halten
Jetzt und für immer und mit ihr verscheuchen
Aus seinem kalten, großen, grauen Hause
Die Einsamkeit! — Vergebens! — Schon verschwimmen
Im Gartengrund mit Mondesdämmerungen
Die schönen Schatten ...
Und es starrt die Pforte
Stumm wie zuvor. Und nur im Stalle wiehert's
Kurz einmal auf. Nichts, nichts als Spuk und Blendwerk
Und Nacht und Träume! Ja, die Toten ruhen,
Und er, er lebt. Er lebt noch immer! —

Fröstelnd
Schließt er die Tür. Und stöhnend wie im Fieber
Preßt er die Stirn ins Kissen. Ihn durchschauert's,
Als wiegte noch hart über seinem Haupte
Der Garten, wild vom Vollmond übergeistert,
Die Krähennester seiner kühlen Kronen,
Der schwarzen, ausgestorbnen Eichenkronen,
In bleicher Luft, und in die Luft empor
Wüchse ein Riesenweib in Trauerschleiern,
Des Hauses Hüterin, verglasten Blickes:
Die Einsamkeit! —



Aphorismen

Von

Paul Garin

Der muß schon sehr viel sein, der in der Gesellschaft darauf verzichten kann, etwas zu sein.

*

Rede nicht; die Leute wollen nichts von dir wissen, sie wollen etwas von dir haben.

*

Es gibt nur ein wirkliches Kapital: Ertragene Leiden und genossene Freuden.

*

Absicht, Aussicht, Umsicht, Rücksicht, Nachsicht sind ebensoviele Dinge, welche die Hauptsache verhindern — Einsicht.

Das ist das Zeichen des wahren Gutes, daß es keine Neider schafft.

*

Es gibt Leute, die sogleich etwas denken, wenn sie etwas sehen, und solche, die sogleich etwas sehen, sobald sie etwas denken. Die einen sind die Philosophen, die andern die Künstler.

*

Auch die beste Tat birgt einen Tropfen Gift, auch die schlechteste eine Spur von Segen.

*

Es gibt Sklaven aller Art, sogar der — Freiheit.



Die Patronesse

Novellette

von

Emma Haushofer-Merk

„Die Prinzessin ist eben vorgefahren!"

Die Nachricht wirkte wie elektrisierend auf die Damen, die als „Patronessen" des Basars sich gewissermaßen als Festgeberinnen betrachten durften, denen nun durch den Besuch der hohen Frau eine große Ehrung widerfuhr.

Alle blickten gespannt auf den Saaleingang, an dem die Gräfin Drontheim, an der Spitze des engeren Komitees, die Königliche Hoheit empfangen sollte; alle lächelten zerstreut über die bürgerlichen Kundinnen hinweg, die sich eben vor den Verkaufsbuden befanden; alle fühlten, daß der Höhepunkt der Veranstaltung gekommen war, der sie für alle Mühe und Opfer durch eine huldreiche Ansprache belohnen sollte.

Am aufgeregtesten war die kleine Frau Kommerzienrat Menns, die mit ihrer hübschen Tochter Süßigkeiten verkaufte, die selbst köstliche Törtchen und duftende Kuchen gebacken, die feinsten Brötchen geliefert und aus dem Weinkeller ihres Gatten ein paar Dutzend Flaschen Sekt gestiftet hatte.

Es war der Traum ihres Lebens, einmal der Prinzessin vorgestellt, einer Ansprache aus so erlauchtem Munde gewürdigt zu werden.

Heiße Flecke brannten auf ihren Wangen, ihre Augen flackerten unruhig; sie spielte nervös mit ihrem feinen Spitzentaschentuche, zupfte dann noch rasch die Schleifen an ihrer Taille zurecht, auf denen große Brillanten blitzten, strich über die Falten ihres schweren Seidengewandes.

„Sieh mal rasch her, Aennie. So ist es doch recht?" flüsterte sie aufgeregt und probierte hinter dem Orangenbäumchen, das die Bude schmückte, schnell nochmals das Hofkompliment, wobei sie sich so tief zur Erde beugte, daß es den Anschein hatte, als wollte die kleine Frau ganz in dem grauen Atlas ihrer Schlepprobe versinken.

„Gewiß, Mama! Sehr schön!" sagte Aennie lächelnd. Ihre strahlenden jungen Augen waren auch zerstreut, aber sie hefteten sich nicht auf den Saaleingang, sondern suchten in der dunkeln Insel, welche die schwarzen Röcke der Herren zwischen den hellen Damenerscheinungen bildeten, nach einem fröhlichen jungen Gesicht, das immerfort zu der Konditorei herüberschaute. Telegraphie ohne Draht! Ohne daß die Mama es ahnte, tauschten über die schwirrende, bewegte Menge hinweg zwei junge, verliebte Menschenkinder ihre sehnsüchtigen Grüße aus.

Ein allgemeines Verbeugen, Schleppenrauschen, Knicksen zeigte an, daß der hohe Gast den Saal betreten hatte.

Nun litt es Frau Kommerzienrat Menns nicht mehr im Hintergrunde. Wie eine glitzernde graue Motte, die dem Lichte zustrebt, zog es sie der hohen vornehmen Erscheinung nach, die nun langsam, freundlich nach allen Seiten grüßend, auf die Verkaufsbuden zutrat, während ein Kranz von Patronessen gleich einem lichtbestrahlten Halbmond der fürstlichen Sonne folgte.

Aber ach, wie sich Frau Menns auch in die Nähe drängte, wie ehrfürchtig sie auch immer wieder ihr Hofbuckelchen machte, der ersehnte Blick blieb nicht auf ihr haften.

Die Prinzessin wendete sich mit liebenswürdigen Worten an die Damen, die sie kannte, die ihr bei ähnlichen Gelegenheiten schon vorgestellt worden, und so mußte Frau Menns mit eifersüchtigem Neid zusehen, wie Frau Kommerzienrat Wagner, „die gewiß nicht mehr war als sie", die Ehre zuteil wurde, der Königlichen Hoheit ein Glas Sekt zu überreichen.

Wenn die Prinzessin gewußt hätte, daß sie mit einem Worte eine Glückliche machen konnte, so würde sie in ihrer Gutherzigkeit gewiß nicht gezögert haben, sich die kleine Frau vorstellen zu lassen. Aber der sehnsüchtige Blick, das flehende Verlangen auf dem vor Erregung glühenden Gesicht entgingen ihr.

Dagegen sah ein andrer, der junge Maler Steinhofer, der Frau Menns — noch mehr deren Tochter — aufmerksam beobachtete, daß die Mama vollständig im Bann des feierlichen Augenblicks war und ihre sonst so streng behütete Aennie aus den Augen ließ.

Um so freudiger eilte er auf die Konditorei zu. Die Augensprache war zwar recht hübsch, aber er hatte doch längst den heißen Wunsch nach der holden Nähe.

„Ganz allein, gnädiges Fräulein? Das ist ja herrlich!" flüsterte er mit einem leidenschaftlichen Blick und einem innigen Händedruck.

„Mama steht in der Nähe der Prinzessin!" berichtete sie, warm zu ihm aufsehend.

„O, ich weiß. Ich habe den Moment erhascht. Ihre Mama ist mir ja leider nicht sehr gewogen," fügte er mit einem Seufzer hinzu. „Auf dem letzten Ball nach dem unvergeßlichen Walzer mit Ihnen mußten Sie so rasch fort, und ich hätte Ihnen noch so viel, so unendlich viel zu sagen gehabt."

Sie blickte während seines zärtlichen Flüsterns verwirrt auf die Schokoladeplätzchen und Biskuitschnitten herab, die vor ihr standen.

„Ach Gott! Mama hat nun mal den Ehrgeiz, ich sollte Baronin oder gar Gräfin werden!“ lachte sie dann übermütig.

„Ein solcher Titel muß auch etwas ungemein Verlockendes haben! Dagegen kann ein bescheidener Maler freilich nicht aufkommen!“ murmelte er bitter.

„Meinen Sie? O, ich hätte nicht die geringste Lust, mich in eine Gesellschaft einzudrängen, in der ich doch nur eine Geduldete wäre!“

„Also Ihr Ehrgeiz fliegt nicht über die bürgerlichen Kreise hinaus, Fräulein Aennie?“ fragte er bewegt, bittend.

Ihre Blicke tauchten wieder ineinander.

„Kann man denn überhaupt wählen, was man für seine Zukunft will und wünscht?“ erwiderte sie leise. „Das läßt sich doch nicht so einfach bestimmen und berechnen wie etwa die Richtung einer Reise. Wenn die Liebe kommt, dann ist es wie ein Wunder, und dann muß man ihr eben folgen, wohin sie uns führen mag.“

Er hatte wohl Grund, aus diesen Worten ein liebes Bekenntnis herauszuhören. Schon bei dem letzten Walzer, den sie zusammen getanzt, hatte er ihr eine leidenschaftliche Frage in das Ohr geraunt.

Nun zog er mit mühsam beherrschtem Jubel die feine Mädchenhand an seine Lippen.

„Nicht wahr, Aennie, das Wunder ist geschehen, die Liebe ist gekommen für uns beide. Nun wollen wir uns von ihr führen lassen, wohin sie will.“

Ihre Augen nickten ein „Ja“; aber sie schaute sich doch ängstlich um, ob sie wirklich unter all den Menschen unbeachtet und ungestört in die süßeste Vertraulichkeit hineingeraten war, und seufzte nur besorgt:

„Ach, ich! Ich habe ja keinen freien Willen mehr! Ich will, was Sie wollen! Aber die Mama! O, die Mama! Papa läßt sich sehr von ihr beherrschen. Wenn sie ihre Einwilligung versagt, dann gibt es schwere, schwere Kämpfe!“

Er hielt heimlich hinter dem Orangenbäumchen ihre Hand in der seinen, und sie schaute spähend hinaus, ob die gefürchtete kleine Frau nicht heranrauschte, um ihnen das erhaschte Glück dieser Stunde zu stören.

Aber Frau Menns folgte noch immer der magnetischen Anziehungskraft, versank in einen tiefen Knicks, so oft sie in den Augenwinkel der Hoheit geriet, und blieb unbeachtet.

„O, wenn die Prinzessin nur meine Mama ansprechen würde! Darauf hatte sie sich doch so gefreut. Sie wäre doch wegen ihrer Verwandten in der Provinz so selig, wenn sie ihnen das schreiben könnte! Ich glaube, das würde ihre Stimmung unendlich heben.“

„Sie meinen wirklich, daß sich auf die Wirkung eines solchen Moments bauen ließe! Dann — ja dann soll eine große Keckheit helfen! Gib mir noch einmal deine Hand, Aennie! Auf dich darf ich mich ja verlassen, nicht wahr, wie es auch ausgehen mag! Du hast doch Mut für unser Glück! — So! Nun stelle ich mich einmal der Prinzessin in den Weg! Paß auf!“

„Aber um Gottes willen, was tun Sie! Was wollen Sie?“ rief Aennie erschrocken. Aber er warf ihr nur noch einen zärtlichen Blick zu und schritt dann durch den Saal auf die Kunstbude zu, vor der die Prinzessin im Kreise verschiedener Herren und Damen stand und sich die ausgestellten Bildchen besah.

Eben schlich Frau Menns betrübt, enttäuscht, hoffnungslos in ihre Konditorei zurück. Auch die Konfitüren hatte die Prinzessin von einer andern Patronesse entgegengenommen. Ihren Sekt, ihren Kuchen! Sie aber war unerwähnt geblieben, vergessen.

Sie stand dann mit einer sauern Miene, die ihre Tochter sehr beunruhigte, neben ihren Süßigkeiten und spähte voll Gram und Neid auf die Bevorzugten, die sich in der Nähe der hohen Frau halten durften.

Aber was war das? Der Maler, dieser junge Mensch, der so häufig mit ihrer Tochter tanzte, dem sie stets eine sehr kühle Miene gezeigt, bekam einen fürstlichen Händedruck, ein ungemein freundliches Lächeln des erlauchten Mundes. Wie zu einem lieben Bekannten wendete sich die Prinzessin an ihn und behielt ihn an ihrer Seite.

Steinhofer wuchs in den Augen der Kommerzienrätin plötzlich empor zu einer imponierenden Persönlichkeit.

Die Prinzessin hatte in der Tat, als Steinhofer sich vor ihr verbeugte, mit besonderem Wohlwollen bemerkt: „Ah, da ist ja unser junger Künstler, mein vortrefflicher Lehrer! Sie kommen wie gerufen, Herr Steinhofer! Sie sollen mir Ihr Urteil über die beiden Skizzen sagen, die ich eben ausgewählt habe!“

„Die kleine Landschaft ist entzückend, der Kinderkopf famos in der Behandlung.“

„Nicht wahr, nicht wahr!“ sagte die Prinzessin geschmeichelt. „O, ich habe viel bei Ihnen gelernt. Wenn auch meine eignen Arbeiten nur dilettantenhaft blieben, so habe ich doch sehen gelernt.“

„Königliche Hoheit sind ungemein gütig. Ich stehe Königlicher Hoheit mit meinem bescheidenen Können immer zu Diensten,“ stammelte der junge Maler mit mühsam verborgener Erregung.

Als ob sie fühlte, daß er noch etwas auf dem Herzen habe, fragte die Prinzessin:

„Ich habe Sie erst so spät hier bemerkt. Sie sind wohl auch bei dem Basar beschäftigt, müssen den Damen helfen.“

„Verzeihung, Königliche Hoheit, wenn ich mich nicht zum Empfang einfand. Ich war in der Tat beschäftigt, aber nicht für den Basar — für mein eignes Glück. Während Königliche Hoheit eintraten, war ich dort in der Konditorei in ein sehr ernstes Gespräch vertieft. Ich habe mich nämlich eben verlobt.“

„Ah, da waren Sie natürlich sehr ernstlich engagiert,“ lächelte die Prinzessin. „Meinen Glückwunsch, Herr Steinhofer. Wer ist Ihre Braut?“

„Innigen Dank, Königliche Hoheit! Meine Braut ist Fräulein Aennie Menns. Ihre Mutter ist eine der Patronessen des Basars, die sich im Interesse des wohltätigen Zwecks sehr um die Veranstaltung bemüht. Ich glaube, die Dame hat noch nicht die hohe Ehre gehabt, Königlicher Hoheit vorgestellt zu werden.“

„O, das läßt sich ja nachholen. Ich möchte gern Ihre Braut sehen.“



Dienstwechsel. Nach einem Gemälde von Josef Jungwirth

Frau Menns fing an zu zittern vor Aufregung und Spannung. Was bedeutete das?

Die Prinzessin kam mit ihrer Hofdame in Begleitung des jungen Malers durch den ganzen Saal herübergeschritten, durch die Reihen der ehrfurchtsvoll zurückweichenden Menschen. Es war unverkennbar: sie steuerten auf die Konditorei zu.

Aller Augen waren auf sie gerichtet. Eine solche Auszeichnung! Eine so sinnverwirrende Wendung.

Steinhofer stellte die Dame vor.

„Ich wollte die erste sein, die Ihnen zu der Verlobung Ihrer Tochter mit Herrn Steinhofer Glück wünscht!" sagte die Prinzessin zu der verblüfften Frau, die, demütig in die Knie sinkend, nur mit emporgedrehten Augen, in selig-süßem Flötentone stammelte:

„Welche Ehre! Welch große Ehre, Königliche Hoheit!"

Die Prinzessin lächelte, fein und unmerklich, wie Prinzessinnen zu lächeln verstehen. Die Hofdame verbarg ihr Gesicht in ihrem Blumenstrauß. Um so wohlwollender ruhte der Blick der hohen Frau auf Aennies errötendem, lieblichem jungen Gesicht.

„Nehmen Sie diese Rosen, mein Fräulein! Möchten sie Ihnen ein gutes Omen sein," sagte sie, die duftenden Blumen, die sie in der Hand trug, dem jungen Mädchen überreichend.

Sie sprach dann noch ein paar freundliche Worte über den Basar zu der Kommerzienrätin, die nur immer wieder knickste und flötete:

„O, welche Ehre! Meine Bemühungen sind ja überreich belohnt! — Die große Ehre!"

Frau Menns schwamm nach der großen Auszeichnung, in der sie geschwelgt, wie im Oel des Entzückens.

„O Kinder! Warum habt ihr mich denn so überrumpeln lassen? Ich wußte ja gar nichts. Ich war so verwirrt. Aber die Prinzessin ist ja so unbeschreiblich liebenswürdig gewesen! Sie scheinen ja sehr in Gnade zu stehen, lieber Steinhofer!"

„Kinder!" hatte sie gesagt, und „lieber Steinhofer!"

In diesem Plural allein lag ja schon die Erfüllung aller ihrer Wünsche, und der Maler in seinem Jubel zerdrückte hinter dem Rosenstrauß der Prinzessin fast die feine Mädchenhand.



Waldidylle. Nach einem Gemälde von Ernst Liebermann



Schwimmdock in gesenktem Zustande, um das Schiff aufzunehmen

Das moderne Dock

Von

Graf E. Reventlow

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Ein alter Segelschiffskapitän bemerkte, daß der Kupferbeschlag seines Schiffs unter Wasser der Ausbesserung bedurfte. Er befand sich aber fern von jeder Gelegenheit, das Schiff trocken zu legen, und da gab ihm die Not einen genialen Gedanken ein. Er nahm das Wrack eines großen alten Schiffes, entfernte dessen Decks, kurz alles, was die Schiffswände einschlossen. In diesem hohlen Raum ließ er einen wasserdichten Gang anfertigen und Pumpvorrichtungen außen an ihm anbringen. Dann schnitt er die ganze Hinterwand des Schiffsrumpfs, das „Heck", so weit weg, daß die Oeffnung etwas breiter war als sein eignes Schiff. Nun ließ er den erwähnten Gang voll Wasser laufen, so daß der hohle Schiffsrumpf sich tiefer senkte und teilweise voll Wasser lief. Dann ging der Kapitän mit seinem Schiff durch die hinten gemachte Oeffnung hinein, band sein Schiff drinnen fest und ließ nunmehr jenen wasserdichten Gang auspumpen, so daß der hohle Rumpf sich aus dem Wasser hob und das Schiff darin trocken lag. Dies ist die Geschichte des ersten Schwimmdocks.

Heute ist die Wichtigkeit der Dockfrage ganz außerordentlich gewachsen. Die Schiffe sind viel größer geworden, sie sind nicht mehr aus Holz, sondern aus Eisen und Stahl; eine Grundberührung, die man bei einem Holzschiff kaum beachtete, verursacht dem modernen Stahlschiff schwere Beschädigungen, ferner frißt das Seewasser am Rumpfmaterial, die deckende Grundfarbe nutzt sich ab, und endlich gibt es eine ganze Anzahl von Ventilen und andern Oeffnungen, die Verbindung oder Abschluß zwischen dem Innenraum des Schiffs mit dem äußeren Wasser herstellen. Hier ist Revision in regelmäßigen Zwischenräumen geboten. Was speziell den erstgenannten Punkt anlangt, so wird er in der Laienwelt merkwürdig wenig beachtet: trotz der ungeheuern Fortschritte der Schiffbautechnik ist jede auch scheinbar leichteste Grundberührung und jeder Zusammenstoß von neuen eisernen Schiffen ein gefährliches und leicht verhängnisvolles Ereignis. Wie oft ist es vorgekommen, daß ein großer Ozeandampfer im Nebel von irgendeinem kleinen Schiff gerammt wurde und schon nach wenigen Minuten sank. Ein derartiger Fall war auf den alten, sonst so unvollkommenen Holzschiffen ganz ausgeschlossen. Sicher hat man heutzutage höchst vollkommene Einrichtungen für Reparatur auch der schlimmsten Verletzungen, aber um sie anwenden zu können, muß das Schiff eben im Hafen sein, beziehungsweise so viel Schwimmkraft haben, um in Sicherheit gebracht zu werden. Für die Kriegsflotte ist das Vorhandensein zahlreicher und genügend großer Docks eine Existenzfrage, hauptsächlich im Kriege selbst, wenn irgendwelche Beschädigungen durch Torpedos oder Minen oder auch unter Wasser einschlagende Granaten verursacht worden sind. Je schneller das Schiff dann ins Dock kommt, je mehr Docks vorhanden sind, in desto höherem Grade wird die Kriegsbereitschaft der Flotte gewährleistet.

Aus den Ereignissen des russisch-japanischen Krieges dürfte noch bekannt sein, in wie hohem Maße die Geschwindigkeit eines eisernen Schiffes beeinträchtigt wird, wenn es lange keine Gelegenheit gehabt hat, ins Dock zu gehen. Die Schiffe des Admirals Roschdjestwensky hatten beinahe ein Sechstel ihrer Geschwindigkeit verloren, denn es setzen sich Muscheln und Seepflanzen aller Art an dem Schiffsboden und den unterliegenden Seitenflächen an, und damit vergrößert sich der Wasserwiderstand beim Fahren gleich sehr stark.

Wir unterscheiden zwei Hauptkategorien von Docks, nämlich das festgemauerte Trockendock und das Schwimmdock. Um das erstgenannte vorweg zu nehmen, so ist es ein unentbehrlicher Bestandteil jeder großen Kriegswerft. Gemeinhin endet die Dockgrube entweder in eines der Werftbassins oder in einen an der Werft vorbeifließenden Fluß oder Meeresarm. Der Form nach ist das feste Trockendock eine längliche Aushöhlung etwa von der Form eines Brotes, sie muß so tief sein, daß ihre Sohle entsprechend dem Schiffstiefgang unter dem Wasserspiegel liegt. Das eine Ende ist nach der Wasserseite zu offen und wird durch eine Schleusentür oder einen Ponton geschlossen; die Innenräume sind ausgemauert und ebenso die Sohle. Der Bau eines solchen großen Docks erfordert viele Jahre und ist ganz außerordentlich kostspielig. Die Schwierigkeiten bestehen hauptsächlich darin, daß das Dock eben ganz dicht am Wasser liegt, daß seine Tiefe unter den Wasserspiegel hinuntergehen muß und trotzdem keinerlei Grundwasser von unten oder von der Seite hineintreten darf, auch die Fundamentierungen von absoluter Festigkeit sein müssen und sich auch im Lauf der Zeit die Linien nicht im geringsten verändern dürfen; eine auch nur geringe Senkung oder Richtungsveränderung einer Dockwand könnte das ganze Dock unbrauchbar machen. Ein interessanter Dockbau wurde vor einigen Jahren im Kieler Hafen vorgenommen. Da baute man aus Gründen des Raummangels mit Hilfe von Caissons und sehr schwieriger Unterwasserarbeiten das neue Trockendock so, daß es mit seinem einen Ende weit in den Hafen hineinragt. Um die Seitenwände zu konstruieren, mußte ein Teil des Mauerwerks aus dem Wasser herausgebaut werden, kurz der Hauptteil des Docks wurde wie ein hohler emporragender Bau mitten ins Wasser hineingesetzt. Der Erbauer eines solchen Werks hat eine sehr schwierige und umfassende Geistesarbeit zu leisten und eine Unmenge Punkte zu beachten, in den Kreis seiner Berechnungen hineinzuziehen, bei denen nur ein geringer Fehler die Unbrauchbarkeit des fertigen Werkes bedingen würde. Ich darf als den Lesern bekannt voraussetzen, daß die Größe der modernen Schiffe beständig wächst und speziell die der Kriegsschiffe in den allerletzten Jahren derart zunimmt, daß beinahe alle Marinen sich in einer gewissen Verlegenheit hinsichtlich ihrer Dockanlagen befinden. Es erscheint uns allerdings heute recht kurzsichtig, daß man früher die Docks mit so geringem Ueberschuß an Raumgehalt über die jederzeit vorhandenen Kriegsschiffe baute. Sparsamkeits- und Raum-



Konstruktion des Bodens bei einem Schwimmdock

rücksichten bildeten wohl durchweg die Ursachen, außerdem ist ja der Mensch kurzsichtig und um so mehr, wenn er etwas nicht wünscht, mag dessen Eintritt auch mit zwingender Notwendigkeit in der Entwicklungsrichtung liegen. Wir bauen jetzt Schlachtschiffe zu 18000 Tonnen und hätten augenblicklich nur ein einziges zu deren Aufnahme fähiges Dock. In einigen Jahren freilich, sobald die ersten jener Schiffe fertig sind, werden wir mehr davon besitzen und im Notfall wird man auch eine der — jetzt viel zu engen — Doppelschleusen des Kaiser-Wilhelm-Kanals benutzen, wodurch allerdings natürlich der Durchgangsverkehr reichten Nutzen stehen würde. Natürlich sind auch Ausnahmefälle vorhanden, wie zum Beispiel in Wilhelmshaven, wo sich seit einer Reihe von Jahren eine neue Hafeneinfahrt und mehrere große Trockendocks im Bau befinden. Dort war der Platz vorhanden und der Ausführung stellten sich keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegen. Hinzu kam eben da die geradezu zwingende Notwendigkeit, gerade feste gemauerte Trockendocks zu besitzen; warum, soll gleich erörtert werden. Der zweite, schon anfangs angedeutete Nachteil des festen Docks ist seine Unbeweglichkeit: das havarierte oder dockungsbedürftige Schiff muß nach dem Dockhafen hinfahren



Ausgepumptes Schwimmdock, das Schiff hebend

erheblich behindert würde, und gerade im Kriege wäre das unter Umständen sehr nachteilig.

Außer den erwähnten Nachteilen außerordentlicher Kostspieligkeit und langer Bauzeit hat das gegrabene feste Trockendock noch die weiteren, daß die Möglichkeit seiner Ausführung im hohen Grade von den Oertlichkeiten abhängig ist. Es muß in eine verhältnismäßig freie Wasserfläche münden, denn ein riesiges, langes und tiefgehendes Schiff braucht Platz, um sich vor dem Dockeingang zu bewegen und in ihn herein- oder aus ihm hinauszugehen. Da es sich um Hunderte von Metern handelt, so ist diese Frage oft sehr schwierig und eine Hafenerweiterung in diesem Sinne nur in sehr wenigen Fällen möglich, auch natürlich von einer Kostspieligkeit, wie sie doch kaum im Verhältnis zu dem erоder sich hinschleppen lassen, und an dieser Notwendigkeit oder vielmehr der Unmöglichkeit, deren Forderung zu erfüllen, ist schon manches Schiff zugrunde gegangen.

Wir haben vorher gesehen, auf welche Weise das erste Schwimmdock entstand, und auf jener einfachen Idee des englischen Kapitäns beruht auch das moderne Schwimmdock, dessen technische Ausführung im einzelnen erhebliche Variationen aufweist, dessen Mechanismus und Betrieb natürlich alle Errungenschaften heutiger Technik zugute gekommen sind. Noch heute besteht das Prinzip, das Schwimmdock zur Aufnahme des zu dockenden Schiffs so tief ins Wasser zu senken, daß der Boden des inneren Dockhohlraums unter dem Kiel des schwimmenden Schiffs liegt. Dann fährt das



Depositing-Dock: Handelsdampfer im Dock, daneben der Rost



Depositing-Dock: Handelsdampfer auf dem Rost; das Dock zur Aufnahme eines andern Schiffes bereit

Schiff in ein enges Tor hinein wie bei einer Schleuse, und sowie es in der richtigen Lage sich zwischen den Dockwänden befindet, beginnt die Hebearbeit. Diese besteht, wie wir vorher schon andeuteten, im Auspumpen des vorher eingelassenen Wassers. Der Leser ersieht auf den verschiedenen Abbildungen deutlich die Konstruktion der Dockwände und teilweise auch des Dockbodens. Beide sind hohl, aus Eisen oder Stahl, die inneren und äußeren Wände stehen weit voneinander ab, die nötige Festigkeit wird durch innere Verstrebungen und Schottwände erreicht. Für die stets unter Wasser liegenden Teile des Docks haben die Schottwände noch den Zweck, ein etwaiges Leck in seiner Wirkung auf eine kleine Abteilung zu beschränken. Bei der Unbehilflichkeit dieser großen schwimmenden Docks, die auf Geschlepptwerden angewiesen sind, kommt leicht eine kleine Kollision, möglicherweise auch Grundberührung vor, und ebensoleicht ist dann ein Leck die Folge. Das Hauptquantum der Schwimmkraft des Docks sitzt in dem unteren Teil, dessen obere Fläche wir als inneren Dockboden sehen. Dieser ganze Teil ist ein gewaltiger Ponton, und der Auftrieb wird um so größer, je mehr wasserleeren Raum man im Innern des Docks herstellen kann. Allerdings, und das ist wichtig, muß bei der Konstruktion auch auf die Stabilität Rücksicht genommen werden. Man denke sich zum Beispiel den Fall, daß ein leeres Schwimmdock ausgepumpt an der Oberfläche schwimmt, so wäre es bei schlecht berechneter Schwerpunktslage beziehungsweise Stabilität möglich, daß es durch starken Wind oder Seegang umgeworfen würde.

An Mechanismen bedarf das Schwimmdock vor allem die zum Pumpen, und die Pumpeinrichtungen befinden sich in und an den Seitenwänden. Bei ihrem Funktionieren kommt es auf größtmögliche Geschwindigkeit an. Das ist ja eben der Vorteil des Schwimmdocks gegenüber dem festen Dock. Letzteres muß vor Eintritt des Schiffs voll Wasser gelassen werden; dann geht das Schiff hinein, wird oft mit großer Mühe in die richtige Lage auf den Stapelklötzen des Dockbodens placiert. Ist das geschehen, so wird der Dockponton, das heißt der Abschluß des Docks nach außen zu, mittels Maschinen eingesetzt, und nunmehr setzen sich die Dockpumpen in Bewegung, um den Hohlraum zu entleeren. Soll später das Schiff ausdocken, so muß das Dock wieder voll Wasser gepumpt und dann der Ponton herausgenommen werden. Das sind alle sehr langwierige Manipulationen, und wie gesagt liegt eben darin der große Vorteil des Schwimmdocks, daß alles viel schneller geht. Das Vollpumpen des festen Docks wird beim Schwimmdock ersetzt durch ein einfaches Senken mittels einlaufenden Wassers, was wenig Zeit in Anspruch nimmt. Für das Heben ist die Leistungsfähigkeit der Pumpen maßgebend. Von den bisher fertigen modernen Schwimmdocks können deren größere Vertreter zum Beispiel ein Schiff von 10000 Tonnen innerhalb anderthalb Stunden so weit heben, daß es hoch und trocken auf dem Dockboden steht. Bei kleineren Schiffen geht es natürlich viel schneller und nimmt eine Viertelstunde bis zwanzig Minuten in Anspruch. Gerade neuerdings versucht man die Hebegeschwindigkeit noch zu steigern, wenn das Dock für gewisse Spezialzwecke dienen soll. So haben zum Beispiel die Engländer ein Schwimmdock eigens für Unterseeboote gebaut. Ein weiterer Vorzug des Schwimmdocks sei hier gleich erwähnt. Der liegt nämlich darin, daß das zu dockende Schiff außerhalb desselben einmal mehr Raum hat, um sich so zu drehen, also zu manövrieren, damit es glatt in das enge Dock einlaufen kann; ist aber ausnahmsweise der Platz nicht vorhanden, so kann man das Dock so drehen, daß das Schiff leicht einlaufen kann. Nach dem alten Sprichwort: Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, so kommt der Prophet zum Berge.



Panzerschiff und Unterseeboot in einem gemauerten Dock

Wie die Abbildungen zeigen, gibt es nun eine Anzahl prinzipiell ver-



Seitenansicht eines Schwimmdocks mit eingefahrenem Panzerschiff


Ein Schwimmdock wird von Schleppdampfern nach seinem Bestimmungsort bugsiert

schiedener Schwimmdockkonstruktionen. Die gewöhnlichste Form ist das vorn und hinten offene, an den Seiten durch zwei hohe Wände begrenzte Dock. In Häfen und kleinen Gewässern, wo es an Platz fehlt, bedient man sich auch solcher Schwimmdocks, von denen die eine Seitenwand abgeschnitten ist, und auch hier hat man wieder zwei Arten. Einmal das sogenannte Off-shore-Dock, wie es auf dem nebenstehenden Bilde dargestellt ist. Dieser Dockhälfte wird das nötige Gleichgewicht gegeben durch den rechts davon sichtbaren und es stützenden Bau. Wäre der nicht vorhanden, so ist klar, daß das Gewicht des Schiffs, nachdem es das Dock belastet, dies in eine schiefe Lage bringen und heruntergleiten würde. Der stützende Bau wirkt also in derselben Weise wie etwa ein Gegengewicht. Die Platzersparnis solcher Docks besteht darin, daß das zu dockende Schiff von der Seite mit Tauen hereingeholt werden kann, also nicht in der Längsrichtung; letzteres würde immerhin einen Hafenplatz bedingen, wo die Docklänge und ungefähr die doppelte Schiffslänge zur Verfügung wäre, während hier nur ein wenig Querraum notwendig ist, natürlich bedingt aber diese Methode eine absolut ruhige Wasserfläche, und der Vorteil der Beweglichkeit des Schwimmdocks kommt dabei nicht in Betracht. Auf ähnlichem Prinzip beruht das sogenannte Depositing-Dock; das dient nur als Transportmittel für das gehobene Schiff. Sobald es gehoben ist, schleppt man das Dock an den sogenannten Rost heran und auf dem wird das zu dockende Schiff abgesetzt. Das Dock bedarf dazu einer besonderen Konstruktion. Sein Boden ist keine fortlaufende Fläche, sondern besteht, wie wir sehen, aus einer Reihe einzelner Pontons, die einen ganz bestimmten Abstand voneinander haben. Ihre Gesamttragkraft ist natürlich den Anforderungen entsprechend berechnet. Nun haben wir auf der andern Seite den sogenannten Rost oder, wie die Engländer sagen, Gridiron, dessen Tragkraft ebenfalls der Schiffsgröße natürlich entsprechen muß. Der Abstand seiner einzelnen Roststäbe, um sich so auszudrücken, entspricht nun genau der Breite der einzelnen Dockpontons. Soll also das im Dock stehende Schiff auf den Rost gesetzt werden, so schleppt man das Dock an letzteren heran, schiebt es in ihn hinein, so daß immer zwischen zwei Dockpontons ein Roststab liegt. Ist die Lage genau richtig, so wird das Dock durch Wassereinpumpen gesenkt und dann kommt das Schiff ganz von selbst und sanft auf die Roststäbe zu stehen. Das Dock wird nunmehr fortgeschleppt und ist bereit, sofort ein andres Schiff aufzunehmen. Man kann also auf diese Weise mit einem einzigen Dock am selben Tage eine ganze Menge Dockungen vornehmen; natürlich muß der Rost genügende Größe und Tragfähigkeit besitzen.

Ob dem Schwimmdock, wie manche meinen, überhaupt die Zukunft gehört, ist gleichwohl zweifelhaft Zunächst kommt die Kostenfrage in Betracht; wir sahen schon vorher, daß der Bau eines Schwimmdocks an und für sich lange nicht so teuer ist wie der eines gegrabenen und gemauerten Trockendocks. Es kann aber auch das Umgekehrte der Fall sein, zum Beispiel wenn im Hafen nicht genug Raum mit genügender Wassertiefe vorhanden ist, um ein großes Schwimmdock dort zu placieren und tief

genug zu senken; dann müßte man eben diesen Raum durch Erweiterung und Vertiefung schaffen und könnte vielleicht trotzdem nicht die Vorteile der Beweglichkeit des Schwimmdocks ausnutzen. So liegen die Verhältnisse gerade in verschiedenen deutschen Häfen; dann zieht man vor, den Dockraum ins Land einzuschneiden. Trotzdem glaube ich, daß man mit der Zeit mehr und mehr zum Schwimmdock gelangen wird, denn die Vorteile sind zu große und speziell im Kriege, wo bisweilen alles davon abhängt, ein Schiff schnell zu docken. Dazu kommt das vorerwähnte Wachsen der Schiffe; diesem kann man mit einem Schwimmdock leicht Rechnung tragen. Große Schwimmdocks bestehen nämlich aus mehreren, durchweg aus drei voneinander unabhängigen Teilen. Diese kann man vergrößern oder einen neuen Teil ansetzen, wenn wachsende Länge des Schiffes es nötig macht; natürlich müssen die übrigen Dimensionen, Breite und Tiefe, schon vorher auf Zuwachs berechnet sein. Diese Teilung hat außerdem noch große Vorteile. Zunächst ist sie insofern ökonomisch, als man nur diejenige Tragkraft zu verwenden braucht, die das gerade zu dockende Schiff verlangt. Je nach seiner Größe wird man einen, zwei oder drei Abschnitte benutzen; außerdem bedarf auch das Dock von Zeit zu Zeit der Dockung und, wie schon angedeutet, kommen leicht Beschädigungen vor unter Wasser. Ist nun eine solche eines Abschnittes vorhanden, so dockt man ihn, falls es der mittlere ist — dieser ist nämlich am größten — in den beiden andern; ist es einer dieser, so dockt man ihn in dem mittleren. In Deutschland sind bis jetzt wenig größere Schwimmdocks vorhanden, dagegen eine bedeutende Anzahl kleinerer. Das größte vorhandene gehört der Firma Blohm & Voß in Hamburg und kann schon jetzt unsre größten Schlachtschiffe aufnehmen. Dieselbe Firma hat jetzt ein neues im Bau, das mit einer Tragkraft von 35000 Tonnen das größte der Welt sein wird. Ein recht großes Schwimmdock befindet sich im Hafen von Tsingtau des deutschen Pachtgebietes Kiautschou. Es besitzt eine Tragkraft von ungefähr 13000 Tonnen.



Off-shore-Dock: der Seitenbau dient zur Erhaltung des Gleichgewichts



Gustav Falke
(Aufnahme aus der jüngsten Zeit)

Gustav Falke

Von

Rob. Walter-Freyr (Großborstel)

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen vom Atelier Schaul und andern)

„Ich halte zitternd meine Schalen
Und fang die feinen Silberstrahlen
Verborgener Quellen selig auf."
G. Falke, „Zwischen zwei Nächten"

Ich kam aus einem sicheren Beruf und hatte alle Brücken, die mich mit meinem bisherigen Leben verbanden, hinter mir abgebrochen, als ich Gustav Falke zum erstenmal gegenüberstand. Nichts besaß ich, kein Geld, keine Verbindungen — nur in der Seele die Idee zu einem Drama, das die Welt beglücken würde, wie ich damals meinte, und wenige Blätter von dem Manuskript dieses Dramas in der Tasche. Ich durfte es dem Dichter vorlesen, und sein Zuspruch hat mir Mut gemacht und meine Kraft und Ausdauer gestählt. Heute verbindet mich eine herzliche Freundschaft mit dem Dichter, die sich von Tag zu Tag tiefer färbt und sich immer wundersamer gestaltet.

Das habe ich für diejenigen vorausgeschickt, denen manches in meiner heutigen Ausführung neu erscheinen möchte. Zugegeben, ich werde nicht so sachlich sein können, als wenn mir die Person des Dichters völlig fremd wäre. Doch soll eine solche Sachlichkeit Zweck eines populären Aufsatzes sein? Ich denke nicht. Man mag über die sogenannte Freundeskritik im letzten Grund denken wie man will, das eine wird niemand abstreiten können, sie ist aufrichtiger, interessanter, von größerer Unmittelbarkeit zu ihrem Objekt und damit wahrer. Dazu kommt bei Gustav Falke, daß sein persönliches Wesen eine solche Fülle Eigenart und Feinheiten bietet, wie es selten bei einem andern Dichter der Fall ist. Und gerade dies stark Persönliche an ihm zieht die letzten Schleier von den Reizen seiner Dichtungen.

Gustav Falke schien anfangs gar nicht ein Bevorzugter zu sein. Seine Jugendzeit — nicht seine Jugend — ging vorüber, ohne daß sich sein starkes Talent offenbarte. Erst im Mannesalter entstanden seine ersten Verse. Er wurde am 11. Januar 1853 in Lübeck geboren. Sein Vater, der ein älterer Bruder des bekannten Kunst- und Kulturhistorikers Jakob von Falke war, starb sehr früh; auch drei Schwestern und ein älterer Bruder des Dichters. Seine erste Schulbildung empfing er gemeinsam mit seinen Brüdern auf der Kandidatenschule, die dann ihre Schüler ans Katharineum abgab. Von der Zeit nach der Schule plaudert der Dichter in einem reizenden Essay: „Ich verließ das Katharineum aus der Obertertia des Realgymnasiums mit der Reife für die Selekta. Mein Wunsch, zu studieren, Philosophie, schöne Wissenschaften oder wenigstens Musik, die ich immer eifriger betrieben hätte, war früh auf den Widerstand meines Stiefvaters ge-

stoßen, der Kosten wegen. Er schlug mir vor, Buchhändler zu werden, da könnte ich meiner Neigung zu den Büchern Genüge tun. So kam ich, wie so viele Tausende junger Leute, zu einem ‚Beruf‘. Ich nahm ein paar griechische Privatstunden, weil ein alter Buchhändler, um Rat gefragt, das für unerläßlich hielt. Und so wohl ausgerüstet mit etwas Latein und Griechisch, kam ich nach Hamburg in die Lehre. Ich war sieben Jahre lang beim Buchhandel und habe in der Zeit mein bißchen Latein und Griechisch vergessen. Ich war als Gehilfe in Lübeck, Essen, Hildburghausen und Stuttgart... Ein Ruf meiner Mutter, die inzwischen nach Hamburg übergesiedelt war und nach mancherlei Schicksalsschlägen ihren Sohn als Stütze neben sich wünschte, bewog mich, wieder heimzukehren. Eine Stellung im Buchhandel wollte sich sogleich nicht finden, und ich tat den kühnen Schritt und sattelte um. Ich gab Klavierstunden, die Stunde anfangs zu fünfzig Pfennigen, und studierte nebenbei fleißig selbst Musik; ganz aus der Uebung war ich nie gekommen, und es glückte mir. Leichtsinnig tat ich diesen Schritt nicht, es war die Not dahinter. Jetzt aber bin ich jener Not dankbar. War es auch mühselig, es war doch ein Kunstleben und ein Beruf eigner Wahl. Und hier in Hamburg, das ich seitdem nicht wieder verlassen habe, hier, vielleicht geweckt durch die Musik, erwachte der Dichter.“ Sein erstes Gedichtbuch „Mynheer der Tod“ erschien im Jahre 1892. Es sei mir vergönnt, an dieser Stelle Falkes lyrisches Schaffen im ganzen wiederzugeben. Nach diesem ersten Gedichtbuche erschienen noch fünf weitere Sammlungen, „Tanz und Andacht“ 1893, „Zwischen zwei Nächten“ 1894, „Neue Fahrt“ 1897, „Mit dem Leben“ 1899, „Hohe Sommertage“ 1902.*)

Bisher hat man Falkes künstlerisches Schaffen, soviel ich weiß, so einseitig wie möglich aufgefaßt und beurteilt. Seine lyrische Tiefe und Eigenart erkannte man wohl an, dahingegen blieb er als Erzähler, Satiriker und Balladiker und — wenn ich sagen darf — als Dramatiker fast unbekannt. Als ich das einst in einem Gespräch mit dem Dichter andeutete, meinte er in seiner feinen, humorvollen Weise: „Ja ja, ich bin mir selbst im Wege.“ Weil er den Beweis erbrachte, daß er ein großer Lyriker ist, erwartete man von ihm eben nichts andres als Lyrik, wollte man von ihm endlich auch nichts andres mehr. Und als Lyriker wieder kennen ihn die meisten nur als den Schöpfer gewiß schöner Haus-, Herd- und Kindergedichte.



Gustav Falkes Villa in Großborstel

Horchen wir einmal hinein in seine Welt.

Ueber alles steht des Dichters Frömmigkeit. Man erschrecke nicht und denke nicht an einen Gerok oder Sturm. Die herzensheitere Frömmigkeit des gereiften Weltmenschen ist in seinen Worten und Träumen und sie durchzieht seine Verse wie eine schimmernde Edelsteinkette. Als er die Melodie fand:

„Ob mit Tanz wir oder Beten
Hin vor unsre Gottheit treten,
Gestern Schelme, heut Propheten,
Immer fromm sind wir Poeten“

stand er hoch über den Sehnsuchtsgedanken seiner Dichterbrüder. Mit dieser Herzensfrömmigkeit Hand in Hand, nicht loszulösen von ihr, geht seine Innigkeit und Kindlichkeit, die nicht nur in den Stoffen, sondern vor allen Dingen in den Formen seiner Dichtungen hervortritt. Sie ist ganz Unterstrom, tiefes, klingendes Gefühl, unfaßbar, unbegreiflich. Goethes Wort: „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn,“ dürfte ich zur Erklärung heranziehen. Man lese Gedichte wie „Die feinen Ohren“, „Schweigen“, „Späte Rosen“, „Märchen“, „Das Gartenfest“, „In tiefer Scham“ (ich greife nur so hinein in den Reichtum) für sich, laut, lasse sie auf sich wirken und fühle ihren verborgenen Klang. Das sind keine Ausnahmen, keine in zufällig glücklichen Stunden gereifte Empfindungen. Wenn man erst des Dichters eigenste



Gustav Falke (um 1890)

*) Sämtlich erschienen im Verlag Alfr. Janßen, Hamburg.

heimliche Welt kennt, wird sie einen so umstricken, daß man nicht wieder von ihr scheiden kann. Seine Innigkeit entfaltet aber ihre Schwingen erst vollends beim wiegenden Tanztakt seiner seltenen Grazie.

„Sieben süße Geigen stimmen an.
Sieben kleine Engel spielen sie.
Sitzen all in einem Mandelbaum.
Geigen wie aus einem Himmelstraum
Eine süße, süße Melodie."

Eine einsame Kahnpartie

Ich sage *seltene* Grazie. Wir finden sie wirklich selten im lieben deutschen Vaterland, und wenn wir sie finden, dürfen wir mit Bestimmtheit annehmen, daß man sie irgend woher entlehnt hat, aus Frankreich gewöhnlich. Falkes Grazie ist — wenn ich das sagen darf — ganz nordischer Natur, grunddeutsch. Das Licht der seidenen Vorfrühlingswolken schimmert in ihr und die leuchtenden Farben der Frühlingsblüten. Sie ist nichts Anerzogenes oder Gewolltes, sondern wahre Natürlichkeit und bewegtes Ausströmen eines individuellen Blutschäumens. Das junge Füßchenklingen der blonden Kinder des Nordens zittert durch diese gläsersein tönenden Rhythmen und ein silbernes Glockenklingen, das wer weiß woher kommt, aus dem Meere vielleicht, in dem die versunkenen Städte sind — oder von den fernen Inseln. Und wenn sich in diesen Tanz der stampfende Takttritt des lachenden Humors mischt, dann wirbelt er uns mit im Kreise, und wir müssen mitjubeln und gläubig sein. Gläubig sein, darauf kommt es an, wenn wir zu einem Dichter gehen. Falkes Humor besitzt alle Nuancen, vom befreienden Auflachen bis zum leisen, innerlichen Lächeln des überlegenen Wohlbehagens hinab. Aus nichts etwas machen: dahinter verbirgt sich der Schalk. Aus einem reitenden Bauernlümmel wird ihm ein blutgieriger, trotziger Weltbesieger auf einem gold- und edelsteinbeladenen Gaule. „Es kommt auf eine Handvoll Pracht nicht an." Er holt im Traum ein Mückenei vom Mond herab oder kegelt wohl gar den Mond hinein ins Land, kegelt Scheune, Kirche und Küster in den See — und sich selbst dazu. Und wenn er sein säuberlich unten auf dem Grunde liegt, sticht ihn der Gedanke: wie werden die sich wundern, die da hoch über dir in den Schiffen fahren, wenn sie dich sehen! „Närrische Träume." Jawohl, aber es ist eine kindliche Gesundheit in diesem Humor. Und bittend findet er für seinen Uebermut ein dankbar-fröhliches Vergeben. „Sind weiter nichts wert, so tolle Sachen, als ein Gedicht daraus zu machen." Als „Nachtwandler" tollt er durch die stillen Gassen und schlemmt und praßt in den Kneipen. Seinen Kindern buchstabiert er kichernde plattdeutsche Reime. Selbst der harte, unbarmherzige Tod geht nicht leer aus. Er ist der listig Betrogene und spielt sich selbst zu Schimpf und Schand die „zierliche Geige". Aus diesem Humor heraus und aus dem Bewußtsein tatbereiter Kraft erwächst des Dichters Stolz und Trotz. Von den heißen Kämpfen seiner harten Jahre hat seine Dichtung die stählerne Kraft erhalten, die sich zu wildem „Haß" steigern kann:

„Ich wollt', ich wär' der Henker, du Hund!
Und hätte dich auf dem Block.
Und deine geöffneten Adern spien
Auf meinen roten Rock ..."



Auf dem Spaziergang

Die tiefste Wesenseigenart des Dichters offenbart aber sein erhabenes und bezauberndes Naturgefühl. In der Aeußerung dieses Gefühls wird er immer einer unsrer bedeutendsten Dichter bleiben. Nicht aus der Naturschilderung heraus erwachsen ihm seine poetischen Reize und Stimmungen. Bei ihm ist die Natur mehr Selbstzweck, als es bisher bei einem andern der Fall war — etliche Gedichte Goethes vielleicht ausgenommen. Er ist — man begreife das Wort im modernen Sinne — Pantheist. Die Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Natur sind in seinen Gedichten unmittelbar, sie gehen ineinander über. Der Raum verbietet mir leider, darüber mehr zu sagen. Betrachten wir jetzt das epische und dramatische Schaffen Falkes.

Im voraus will ich noch einiges über Falkes Balladen sagen. Wir haben wenige in Buchform veröffentlichte, doch — ich darf es wohl schon verraten — in aller Kürze wird der Dichter ein Buch, das hauptsächlich Balladen enthält, herausgeben. Sicher gab Liliencron dem Dichter Veranlassung, sich in der Kunstform der Ballade zu versuchen. Doch dürfen wir nicht von einer Nachahmung Liliencrons reden, kaum von einer Anlehnung an dessen Kunst. Welch echter Falke gleich seine erste Ballade „Der Rittmeister“ ist, mag man in seiner Sammlung „Mijnheer der Tod“ nachlesen. Als seine besten andern mögen noch zu nennen sein „Die Schnitterin“, „Das Opferkind“, „Thies und Ose“.

Gustav Falkes erste Romane „Landen und Stranden“ und „Aus dem Durchschnitt“ (Straße in Hamburg) wurzeln noch im Naturalismus und blieben ohne größere Bedeutung. Man fühlt, das ganze Stoffgebiet oder das „Gesamtmilieu“ dieser Stücke ist dem Verfasser fremd, nur seine einzelnen Teile, Bilder, Situationen vermag er originell und künstlerisch zu gestalten, da treten eben wieder des Dichters feine, sichere Instinkte in Tätigkeit. Entschieden bedeutsamer und vollendet ist sein Roman „Der Mann im Nebel“. Er schildert die letzten Lebensjahre eines Menschen, dessen seelische Veranlagung den sogenannten „Charakter“ entbehrt und haltlos zwischen Natur, Weib und Kunst hin und her irrt. Dieser Randers ist ein Aesthet — und ein Schwärmer, der das Hartknochig-Derbe des Bauern und die Edelrasse des Aristokraten liebt. Er verläßt das Weib, das



Im Garten

er zu lieben vermeint — und bewohnt in den Dünen, einsam und abgeschlossen von den Menschen, ein Blockhaus, bis er ein andres Weib findet, eine Schauspielerin. Sie tanzt und singt für ihn — hoch oben in den Dünen, und er ist in Augenblicken glücklich. Er stellt Blumen auf ihr Zimmer und führt Tagebuch — bis ihn der große Zwiespalt wieder übermannt. Da irrt er hinaus in die Watten und geht nicht wieder zurück zu den Menschen. — Dieser Roman ist ein seltenes Buch, ich möchte es jedem empfehlen. Von seinen andern Büchern seien noch erwähnt das reizvolle „Aus Muckimacks Reich“, Märchen und Satiren (Schmuck von Dasio), die Gedichte zu Otto Speckters Vogel- und Katzenbuch, das nach dem alten Märchenstoff in Hexametern geschriebene humoristische Epos „Der gestiefelte Kater“ und die kürzlich erschienenen plattdeutschen Kindergedichte „En Handvull Appeln“. Ferner erschienen noch im Verlag A. Janßen, Hamburg, eine kurze Schrift über Timm Kröger und zwei billige Auswahlsammlungen Falkescher Gedichte und im Verlag Schuster & Löffler ein Heftchen über Eichendorff. Das Märchen Maleen aus „Muckimacks Reich“ gestaltete der Dichter um zu der Märchenkomödie „Putzi“. Sie zeigt weniger den großen Dramatiker als wieder den liebenswürdigen Poeten Falke.

Heute steht der Dichter auf der Höhe seines Ruhms, nachdem man ihm seine Kämpfe und Siege redlich schwer gemacht hat. Jahrelang ging er für einen Nachahmer Liliencrons durch. Darüber ist heute kein Wort mehr zu verlieren. Er spricht selbst darüber in dem schon oben erwähnten Essay: „Ich hätte hier wohl Lust, mich etwas weiter und breiter über mein Verhältnis zu Liliencron auszusprechen, aber ich will das der Kritik überlassen, die ja auch allmählich zu der Einsicht gekommen ist, daß ich das ‚Gelernte‘ gut verdaut und in eigen Fleisch und Blut umgewandelt habe. Neuerdings nennen mich einige Kritiker mit Konrad Ferdinand Meyer zusammen, andre in einem Atem mit ‚Richard Dehmel und ähnlichen Symbolisten‘. Da muß ich denn wohl betrübt jeden Anspruch, ein Originalgenie zu sein, fahren lassen. Aber unsre Originalgenies, was sind auch sie anders als Produkte? Shakespeare hatte seine Vorgänger. Vor Liliencron waren Goethe, Byron und Storm, und Gustav Frenssen hatte siebenundzwanzig Gevatter, wie ein weiser Kritikus neulich feststellte. Oder waren es zweiundsiebzig? Jens Peter Jacobsen war darunter und Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf und Anzengruber — na ja, alles, was eben vor Frenssen auch schon mal eine Kuh beschrieben hatte oder einen Dreschflegel. O, wenn diese neunmal weisen Kenner doch immer das helle Gelächter der Könner zu hören bekämen!“

Draußen vor den Toren Hamburgs, in dem reizenden Dörfchen Großborstel, bewohnt der Dichter mit seiner Familie eine kleine Villa, und ein Kreis treuer Freunde gehört zu ihm. Des Dichters Herzlichkeit und seine immer neue Jugend klingt durch alle Tage und wacht in diesem Kreise.

Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, ihm immer mehr Freunde zu werben. Wenn mir das auch durch diesen kurzen Aufsatz gelingen würde, so wäre er nicht vergeblich geschrieben.



Gustav Falke im Kreise der Seinen

Literatur

Berlin-Bagdad. Das deutsche Weltreich im Zeitalter der Luftschiffahrt 1910—1931. Von **Rudolf Martin**. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.— (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Das lebhafte Aufsehen, das R. Martins Buch „Die Zukunft Rußlands“ erregt hat, ist noch in aller Erinnerung. Der Verlauf der Dinge in dem großen Nachbarreich scheint den Voraussagen des scharfsichtigen Nationalökonomen immer mehr recht zu geben; und so darf denn von vornherein ein neues Werk desselben Verfassers, das gleichfalls einen Blick in die Zukunft öffnen will, auf ein außerordentliches Interesse in weitesten Kreisen rechnen. Diesmal ist es die Zukunft Deutschlands, mit der sich Martin beschäftigt, aber nicht in Form einer volkswirtschaftlichen Abhandlung, sondern eines weltgeschichtlichen Zukunftsromans, der von der kühnen Phantasie und dem weitumfassenden Blick des Verfassers ein glänzendes Zeugnis ablegt. Die Voraussetzungen für die Gestaltung der Dinge, wie er sie hier schildert, sind ganz verschiedener Natur: einerseits der Zerfall Rußlands in eine ganze Reihe selbständiger Republiken, anderseits die Vervollkommnung des lenkbaren Luftschiffs und der Flugmaschinen zu völlig zuverlässigen, jeder Aufgabe in Krieg und Frieden gewachsenen Transportmitteln. Deutschland hat zur rechten Zeit noch die hohe Bedeutung und Entwicklungsfähigkeit des lenkbaren Luftschiffes erkannt und sich eine Luftschiffflotte geschaffen, die seinen Armeen die unbedingte Hegemonie in den alten Weltteilen sichert. Diese Ueberlegenheit benutzt es, um einen gewaltigen Staatenbund zu gründen, in dessen Schutz alle ihm angehörigen Völker — von Berlin bis Bagdad, von Petersburg bis Marokko — zu einer bis dahin ungeahnten Höhe friedlich kulturellen Gedeihens sich erheben. — Ein kurzer Auszug könnte die Fülle kühner politischer Konjekturen, farbenprächtiger Milieuschilderungen aus dem Weltreich der Zukunft nicht einmal andeuten; so seien wenigstens ein paar Kapitelüberschriften genannt, die den reichen und überraschenden Inhalt des Buches ahnen lassen: Der Feind, 5000 Meter hoch, nach Berlin — Bombardement der Stadt Berlin durch die Suwarowschen Luftschiffe — Deutsche Luftschiffer arretieren eine russische Armee — Das deutsche Weltreich von Berlin bis Bagdad — Eine Luftfahrt von Berlin bis Basra — Des Sultans Harem in der Luft — Der Deutsche Kaiser in Bagdad — Vom Staat bezahlte Streiks — 2 Millionen russischer Soldaten durch die Luft nach Indien. — Aber ausdrücklich muß betont werden, daß die tiefste Bedeutung dieses Martinschen Buches nicht in den phantasievollen Zukunftsbildern allein liegt, sondern in der Mahnung, die, in diesen verborgen, sich an das deutsche Volk und die Lenker seiner Geschicke richtet: mit unausgesetzter Wachsamkeit und frischem Unternehmungsgeist sich alle neuen Möglichkeiten in Technik und Kultur zunutze zu machen; und mit weitausblickendem Geist energisch und unerschrocken die großen Aufgaben der Weltpolitik, die sich einem Sechzigmillionenvolk unentrinnbar aufdrängen, zu erfassen und im Dienste echter Menschheitskultur zu lösen.

— Als ein erfreulicher Beweis für die wachsende Wertschätzung, die **Ricarda Huch**, das reichste Talent und die feinste Künstlerin unter den deutschen Dichterinnen der Gegenwart, bei den Freunden echter Poesie findet, ist das Erscheinen der dritten Auflage ihres Romans „**Vita somnium breve**“ (Leipzig, Insel-Verlag) zu verzeichnen. Das Buch, das in seinem Stoff eine nahe Verwandtschaft mit ihrem bekannten ersten Roman „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren“ zeigt, in seinem Grundgedanken, Ton und Stil aber lebhaft an Goethes „Wilhelm Meister“ anklingt, wie ja überhaupt in dem ganzen Schaffen der Dichterin unverkennbar ein goethescher Zug zutage tritt, zeichnet sich unter ihren Prosadichtungen durch einen überwältigenden Reichtum inneren Lebens, zugleich aber durch eine besondere Einfachheit und Klarheit der Grundlinien aus und ist das realste Werk der Dichterin, die hier weniger als in ihren andern Romanen den Boden der Wirklichkeit verläßt und augenscheinlich zum großen Teil Selbsterlebtes schildert. An Schönheit und Plastik der Darstellung, an Pracht der Diktion wird der Roman von keinem ihrer andern Werke übertroffen. Wer die Dichterin noch nicht kennt und sich nicht von vornherein durch das starke romantische Element in ihrer Poesie zu ihr hingezogen fühlt, dem darf man wohl den Rat geben, zuerst zu dem Roman „Vita somnium breve“ zu greifen; er wird sich durch ihn am leichtesten in die künstlerische Sonderart Ricarda Huchs einlesen und einleben.

— Das bekannte **Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei** von **Max Hesdörffer** (Berlin, P. Parey), ist kürzlich in dritter, vollständig neu bearbeiteter, ansehnlich erweiterter und mit einer beträchtlich vermehrten Zahl von Abbildungen ausgestatteter Auflage erschienen. Der Blumenfreund wird an dem Text des Buches in seiner neuen Gestalt kaum etwas zu vermissen haben; die Auskunft, die es über die Zucht und Pflege der Zimmerpflanzen, und zwar nicht bloß der beliebtesten und verbreitetsten, mit Einschluß der für das Zimmeraquarium geeigneten Wasserpflanzen, in systematisch fortschreitender Darstellung gibt, ist zuverlässig und, soweit dies im Rahmen eines Handbuches möglich ist, erschöpfend, alles Wesentliche und Wichtige ist gebührend berücksichtigt und in klarer, auch für den Laien leicht verständlicher Form behandelt. Die Abbildungen sind im allgemeinen instruktiv, dagegen werden Blumenfreunde von feinem künstlerischen Empfinden, deren Zahl in unsrer Zeit zweifellos immer mehr wächst, vom ästhetischen Gesichtspunkt aus vieles daran auszusetzen haben; nicht nur sind die Holzschnitte zum großen Teil völlig veraltet, sondern es befinden sich auch unter den neu hinzugekommenen Autotypien manche, die nach wenig gelungenen Naturaufnahmen hergestellt sind oder die Originale schlecht wiedergeben, ebenso kann der Einband nicht geschmackvoll genannt werden. Vielleicht wird das Buch auch in dieser Richtung mit der nächsten Auflage den Anforderungen der Gegenwart entsprechend vervollkommnet werden.

— Als „**Katalog der Gemälde mit 1137 Abbildungen**“ ist bei der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München der zweite, Schlußband (Preis gebunden 60 Mark) der monumentalen Publikation erschienen, die, herausgegeben vom Vorstand der Jahrhundert-Ausstellung, der „**Ausstellung deutscher Kunst aus der Zeit von 1775 bis 1875 in der Königlichen Nationalgalerie Berlin 1906**“ gewidmet ward. Nimmt man den ersten, als Auswahl für weitere Kreise erschienenen Band dazu, so hat man mit wenigen Ausnahmen alle damals ausgestellten, jetzt wieder in alle Winde zerstreuten Bilder abbildlich beieinander und so ein Material, wie es für die geschichtliche Erkenntnis der deutschen Kunst des abgelaufenen Jahrhunderts in solcher Fülle noch nicht publiziert ward. In seiner äußeren Erscheinung besticht der in der Art der Reproduktionen etwas einfacher gehaltene Band gleich dem ersten, und er kann so auch dem verwöhnten Kunstfreund ein Bilderwerk sein, das er jederzeit mit Vergnügen betrachten wird. Mit Respekt, wenn er sich vergegenwärtigt, welche gewaltige Arbeit der Band in sich birgt. Ein gut Teil des Lobes und uneingeschränkte Bewunderung wird bei Würdigung des wissenschaftlichen Charakters der vorliegenden Publikation dann auch der Leistung zufallen, die Julius Meier-Gräfe in den farbenanalytischen Beschreibungen der einzelnen Bilder mit einer wunderbaren Sprachgewandtheit und einem fabelhaften Ausdrucksvermögen geliefert hat.

— Die neue, fünfte Auflage von **Brockhaus' kleinem Konversations-Lexikon** (Leipzig, F. A. Brockhaus), deren ersten Band wir im vorigen Jahrgang an dieser Stelle besprochen haben, ist kürzlich durch das Erscheinen des zweiten Bandes vollständig geworden und eignet sich mit ihrem erstaunlich reichen und vielseitigen Inhalt — die beiden Bände enthalten nicht weniger als 80000 Artikel und Stichwörter nebst 2000 Textabbildungen, 128 Bildertafeln, 441 Karten und 61 Textbeilagen —, bei ihrem verhältnismäßig geringen Preis (24 Mark) in hervorragendem Maße für die deutsche Hausbibliothek, die ein zuverlässiges und auf der Höhe der Zeit stehendes allgemeines Nachschlagewerk nicht entbehren kann, doch von der Anschaffung des siebzehnbändigen „Großen Brockhaus“ Abstand nehmen muß. Man darf dem Werk rückhaltloses Lob spenden; der gegebene, nach Möglichkeit knapp gehaltene Raum ist in rationellster Weise und mit bewundernswertem Geschick ausgenutzt, um das denkbar größte Maß von Information zu bieten, und für die Sorgfalt, mit der das riesige Material bearbeitet ist, wird man bei fortgesetztem Gebrauch immer wieder neue Belege erhalten. Der „Kleine Brockhaus“ ist in seiner speziellen Art gegenwärtig zweifellos das beste Handbuch.



Das hessische Großherzogspaar mit dem kleinen Erbgroßherzog
Nach einer photographischen Aufnahme von Paul Winter in Darmstadt



Die Grubenkatastrophe im Saarrevier

Ein schweres Bergunglück, das ein furchtbares Seitenstück zu der vorjährigen Riesenkatastrophe von Courrières bildet, hat am Morgen des 28. Januar in der Kohlengrube Reden bei St. Johann an der Saar durch Explosion schlagender Wetter stattgefunden. Die Explosion ereignete sich auf der fünften Tiefbausohle des Fettkohlenschachtes gegen 7½ Uhr, kurz nachdem die Grubenmannschaft in Stärke von fast 500 Mann eingefahren war; sie tötete eine große Anzahl der Bergleute und verschüttete die Strecke, so daß den Ueberlebenden der Rückweg versperrt war. Einem Teil von ihnen gelang es, sich in eine benachbarte Grube zu retten, mehr als 160 Mann kamen in der düstern Tiefe um. Da bald nach der Explosion ein Grubenbrand ausbrach, so waren auch die Rettungs- und Bergungsarbeiten im höchsten Grade erschwert, wurden aber trotzdem mit der größten Hingebung und Selbstverleugnung betrieben. An der Beerdigung der unglücklichen Opfer und der Trauerfeier nahm eine ungeheure Menschenmenge teil. Als Vertreter des Kaisers, der zur Linderung der Not der ihrer Ernährer beraubten Familien 20000 Mark gespendet hatte, war Prinz Friedrich Leopold von Preußen erschienen.

Adolf Harnack



Phot. Berliner Ill.-Gesellschaft

Prof. D. Adolf Harnack

Einer der hervorragendsten und bekanntesten Theologen Deutschlands, Professor Adolf Harnack in Berlin, ist kürzlich mehrfach in der Presse als designierter Nachfolger des jetzigen preußischen Kultusministers von Studt, dessen Rücktritt wohl in nicht allzu ferner Zeit erfolgen wird, genannt worden, und bei der außerordentlichen Bedeutung, welche die Ernennung eines Theologen zum Kultusminister, zumal eines freigeistigen, wie Harnack es ist, haben würde, hat das Gerücht, obwohl der Gelehrte selbst es bald entschieden als grundlos bezeichnet hat, vielfältige Erörterungen hervorgerufen. Adolf Harnack gehört einer aus den russischen Ostseeprovinzen stammenden Gelehrtenfamilie an; er wurde in Dorpat als Sohn des dortigen Theologieprofessors Theodosius Harnack, der sich als theologischer Forscher und Schriftsteller einen Namen gemacht hat und von 1853 bis 1866 an der Universität Erlangen wirkte, am 7. Mai 1851 geboren. Er studierte von 1869 bis 1872 in seiner Geburtsstadt, habilitierte sich 1874 in Leipzig als Dozent



Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft

Die Beerdigung der Opfer der Grubenkatastrophe in Reden

der Kirchengeschichte, wurde dort 1876 zum außerordentlichen Professor ernannt und drei Jahre darauf als ordentlicher Professor nach Gießen berufen. Von dort siedelte er in gleicher Eigenschaft 1886 nach Marburg über und wurde 1888 trotz Widerstrebens des altpreußischen Oberkirchenrates nach Berlin berufen. 1890 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften, in deren Auftrag er die Geschichte der Akademie schrieb (drei Bände, 1900). Harnack gehört zu den anregendsten und fruchtbarsten Kirchenhistorikern der Gegenwart; sein Standpunkt ist der historisch-kritische. Sein spezielles Forschungsgebiet ist die ältere Kirchengeschichte. Sein Zwillingsbruder Axel Harnack (gestorben 1888) war ein hervorragender Mathematiker, sein jüngerer Bruder Otto ist Professor der Literatur und Geschichte in Stuttgart.

Der neue Schah von Persien

Der Nachfolger des verstorbenen Schahs, der jetzt vierunddreißig Jahre alte Muhamed Ali Mirza, der bisher den Titel „Waliahd", mutmaßlicher Thronfolger, führte, ist der sechste Souverän aus der seit 1794 bestehenden schiitischen Dynastie Kadschar. Er ist der älteste Sohn Musaffer-ed-din Mirzas, doch ist seine Mutter keine Prinzessin. Musaffer-ed-din Mirza hatte gleich nach seiner Thronbesteigung die Thronfolge geändert und seinen zweiten Sohn Melik-Mansura-Mirza, den Sohn der Prinzessin Zade-Chanuna, zur Verzichtleistung genötigt. Es gab viele Intrigen am persischen Hofe wegen der Regelung der Thronfolge, aber der Schah blieb unerschütterlich, bis sein zweiter Sohn den Ferman unterschrieb, der den ersten Sohn zum Thronfolger machte. Der neue Schah ist seit 1897 von England und Rußland als thronfolgeberechtigt anerkannt. Wie es heißt, zeichnet er sich durch besondere militärische Befähigung aus. Es wird angenommen, daß der neue Schah trotz seiner nationalistischen Neigungen die von seinem Vater angebahnten Reformen eher fördern als hindern werde.



Muhamed Ali Mirza, der neue Schah von Persien

Prinz und Prinzessin Eitel Friedrich

Prinz Eitel Friedrich von Preußen gilt nicht nur als der Liebling seines Vaters, sondern auch als ein besonders befähigter und charaktervoller junger Mann; trotzdem gibt er als zweitgeborener Prinz vorläufig der Oeffentlichkeit im ganzen wenig Gelegenheit, sich mit ihm zu beschäftigen. Er führt mit seiner Gemahlin ein verhältnismäßig zurückgezogenes Leben und geht als echter Hohenzoller ganz in den Pflichten des militärischen Dienstes auf. Das junge Paar hat bisher seinen Wohnsitz zumeist in Potsdam gehabt, vorzugsweise in der im Park von Sanssouci gelegenen Villa Liegnitz, vorübergehend auch in der Villa Jugenheim an der Unterhavel, die der Kaiser vor etwa zehn Jahren angekauft hat und die zuletzt die Herzogin von Albany mit ihrer Tochter Prinzessin Alice und ihrem Sohn, dem jetzigen Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, bewohnt hatte. Während der Wintersaison hat der Prinz mit seiner Gemahlin einige Zeit in dem im nördlichen Teil des Berliner Tiergartens an der Spree gelegenen Schloß Bellevue residiert, von dem aus die Prinzessin an ihrem Hochzeitstage ihren Einzug in die Reichshauptstadt hielt. Prinz Eitel Friedrich ist gegenwärtig Hauptmann und Chef der Leibkompagnie im ersten Garderegiment zu Fuß; voraussichtlich wird er, dem Herkommen entsprechend, in nicht allzu ferner Zeit in ein Kavallerieregiment versetzt werden, um auch hier den Dienst eingehend kennen zu lernen.

Professor Korn in Paris

Der neue Triumph, den die deutsche Wissenschaft durch das von dem Münchner Professor Korn erfundene System der Fernphotographie errungen, hat nirgends so viel Aufsehen erregt wie in Frankreich. Gleich nachdem es dem Gelehrten, der vier Jahre an seiner bedeutsamen Erfindung



Phot. Selle & Kuntze, Potsdam

Prinz Eitel Friedrich von Preußen mit seiner Gemahlin im Schlitten



Phot. B. Gribayedoff

Der Münchner Professor Dr. Korn (X) führt im Saal der Zeitschrift „L'Illustration" den Parisern seine Erfindung der Fernphotographie vor

gearbeitet hat, gelungen war, sie so zu vervollkommnen, daß er imstande war, Bilder auf eine Entfernung von 1800 Kilometern innerhalb weniger Minuten mit allen Details wiederzugeben, schloß die französische Zeitschrift „L'Illustration" mit dem Erfinder einen zunächst auf drei Jahre lautenden Monopolvertrag ab, inhaltlich dessen sie die Einführung der Erfindung in Frankreich übernahm und die Berechtigung erhielt, in allen Ländern Geberapparate aufzustellen, welche die entsprechenden, für die Veröffentlichung in der „Illustration" vorgesehenen Photographien zum Empfängerapparat nach Paris zu senden haben. Am 1. Februar hielt dann Professor Korn im Gebäude der „Illustration" vor der Elite der Pariser Gesellschaft einen mit Demonstrationen verbundenen Vortrag über seine Erfindung, der einen glänzenden Erfolg für den deutschen Gelehrten bedeutete. Es wurden auf der Telephonleitung Lyon – Paris die Porträte Kaiser Wilhelms, des Prinzregenten Luitpold, des Präsidenten Fallières und des Königs Eduard von England vor dem Auditorium projiziert, und die gewonnenen Bilder riefen große Bewunderung hervor. Mit anhaltendem Applaus, zu dem die anwesenden Gelehrten das Zeichen gaben, wurde jener Teil der Entwicklungsgeschichte der Kornschen Erfindung aufgenommen, in dem der neuesten, ausschlaggebenden Verbesserung Erwähnung geschah, sowie die Schlußperspektive, in der Professor Korn bemerkte, daß es nicht mehr unerreichbar erscheint, daß noch in diesem Jahrhundert das Körpersehen auf Distanz ermöglicht wird. Professor Korn kündigte für den Sommer des gegenwärtigen Jahres die Errichtung von vier Stationen, Berlin, München, Paris und London, an.

Das Schillertheater in Charlottenburg

Ein Volkstheater großen und echt modernen Stils hat Groß-Berlin in dem kürzlich eröffneten Schillertheater in Charlottenburg erhalten. Das neue Bühnenhaus, die dritte Pflegestätte der dramatischen Kunst, welche die einst mit bescheidenen Mitteln gegründete Schillertheatergesellschaft im Bannkreis der Reichshauptstadt hat erstehen lassen, ist eine Schöpfung der Münchner Architektenfirma Heilmann & Littmann, die aus dem Wettbewerb um den Auftrag als Siegerin hervorgegangen war. Die bemerkenswerteste Eigentümlichkeit des neuen Theaters besteht in der amphitheatralischen Aus-



Phot. Zander & Labisch, Berlin

Das neue Schillertheater in Charlottenburg. Erbaut von Heilmann & Littmann, München

gestaltung des Zuschauerraumes, für die das Bayreuther Festspielhaus und das Münchner Prinzregententheater erprobte Vorbilder gegeben haben. Im Innern wie in seinem Aeußern trägt das in einem modernisierten Barockstil gehaltene Haus den Charakter einer fast schmucklosen, aber höchst künstlerischen und geschmackvollen Gediegenheit. Es gliedert sich in einen Vorderbau, der das Vestibül mit dem Kassenflur und einen Wandelgang mit Garderobenablagen und Erfrischungsräumen enthält, einen Mittelbau, in dem sich der Zuschauerraum befindet, und einen Hinterbau, den die Bühne ausfüllt. Der geräumige Vorgarten des Theaters wird von einem Restaurationsgebäude flankiert, das außer den Restaurationsräumen einen großen Festsaal und einen zweiten Saal enthält, in dem in Zukunft die bisher im Rathaus abgehaltenen Volksunterhaltungsabende stattfinden sollen. Der Zuschauerraum enthält 1450 Sitzplätze, von deren jedem aus man die Bühne völlig überblicken kann. Das neue Theater, dessen Eröffnung mit einer Aufführung der „Räuber" gefeiert wurde, erfreut sich eines überaus regen Besuchs und zählte am Tage der Eröffnung schon 8000 Abonnenten. Der Besitz einer Aktie des Theaters gewährt Anspruch auf zweimal je zwei Billette im Monat.



Alfred Freihofer †

Alfred Freihofer †

Der deutsche Journalismus hat durch den am 3. Februar zu Stuttgart erfolgten Tod Alfred Freihofers, des zweiten Redakteurs am „Württembergischen Staatsanzeiger", einen empfindlichen und tief beklagenswerten Verlust erlitten. Freihofer, der im Jahre 1856 als Sohn eines evangelischen Geistlichen geboren war, brachte für die journalistische Laufbahn, die er als Zweiundzwanzigjähriger betrat, eine glänzende Begabung, solide Bildung, reiches Wissen und eine große Belesenheit mit und entwickelte sich sehr bald zu einem der hervorragendsten Publizisten Württembergs. Er war für alle Aufgaben, die im journalistischen Leben vorkommen, in gleich vollkommener Weise befähigt, für die Besprechung und Kritik auf den Gebieten der Literatur, der Kunst und des Theaters so gut wie für die Bearbeitung politischen Stoffes, doch pflegte er am meisten die Kunstkritik und hat auf diesem Gebiete Vorzügliches geleistet. Er war einer der ersten unter den Tagesschriftstellern, welche die Kunstkritik aus der Niederung einer Feuilletonplauderei emporhoben. Ein schweres Herzleiden machte dem Leben des ebenso feingebildeten wie charaktervollen Mannes allzu früh ein Ende.

William Whiteley †

Der Großkaufmann und Warenhausbesitzer William Whiteley, der kürzlich mitten unter seinen Angestellten von einem jungen Mann ermordet worden ist, war einer der populärsten Männer von London, ja von ganz England. Er war im Jahre 1851 als zwanzigjähriger junger Mann nach London gekommen und hatte sich durch eisernen Fleiß im Laufe von zwölf Jahren die Mittel zur Begründung eines eignen Geschäftes erworben. Schon Ende der sechziger Jahre richtete er einen kühnen und damals für unsinnig geltenden Plan verwirklichend, das erste große Warenhaus ein, das sich glänzend rentierte und von ihm allmählich immer mehr vergrößert wurde. Gegenwärtig ist es das größte Detailhaus des Westends; es bedeckt mit allen zugehörigen Baulichkeiten einen Flächenraum von 600 Ar, zählt 6000 Angestellte und wirft einen jährlichen Reingewinn von 2 Millionen Mark ab. Whiteley, der trotz seines Reichtums in seinen Lebensgewohnheiten sehr einfach und anspruchslos geblieben war, hat den größten Teil seines Vermögens, eine Million Pfund Sterling, testamentarisch für den Bau von Häusern für unbemittelte alte Leute bestimmt und noch weitere großartige Stiftungen zu Wohltätigkeitszwecken gemacht.



William Whiteley †

Vom Wintersportfest in Oberhof

Der bekannte thüringische Kurort Oberhof entwickelt sich in neuerer Zeit immer mehr zur Hochburg des deutschen Wintersports und nimmt als solche neben dem Engadin, wo sich alljährlich in den Wintermonaten eine internationale Ge-



Phot. Berliner Jll.-Gesellschaft

Vom Wintersportfest in Oberhof: Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha und Gemahlin im Hörnerschlitten

meinde von Sportfreunden zusammenfindet, bereits eine sehr angesehene Stellung ein. Auch dieses Jahr veranstaltete dort der Thüringer Wintersportverband in den ersten Tagen des Februar ein Wintersportfest, das, noch mehr als im vorigen Jahre vom Wetter begünstigt, einen glänzenden Verlauf nahm. Auf dem Programm standen wieder Wettkämpfe im Skilaufen, Rodeln und in dem in Deutschland noch jungen Sport des Bobsleighfahrens, der in Oberhof besonders kultiviert wird. Die Ouvertüre der dreitägigen Feste bildete das große Rennsteigrennen vom Inselberg nach Oberhof über 33 Kilometer. Es beteiligten sich daran fünf deutsche Läufer, während fünf Norweger infolge ungünstiger Schneeverhältnisse den Inselberg nicht erreichten und auf den Start verzichten mußten. Sieger blieb der Thüringer Läufer Köhler, der die Strecke trotz großer Terrainschwierigkeiten in $5^1/_2$ Stunden zurücklegte. Am zweiten Tage fanden die Vorläufe um die Meisterschaft von Thüringen im Schlittenfahren und Bobsleighrennen um den Goldpokal des Kronprinzen statt. Am dritten Tage folgten dann die Entscheidungen. Die Skimeisterschaft von Thüringen gewann der Norweger Thune, während die Bobsleighmeisterschaft von Deutschland und der Kronprinzenpokal unter neun Konkurrenten an den Bob „Deutscher Michel“ fiel. Den Festen wohnten wie im vorigen Jahre auch der Herzog und die Herzogin von Sachsen-Koburg-Gotha bei.

Wilhelm Amandus Beer †



Wilhelm Amandus Beer †

Frankfurt hat einen seiner besten Künstler verloren. Mitten aus noch immer voller Schaffenskraft und Schaffenslust heraus ist Professor W. A. Beer, der bekannte Genremaler, plötzlich durch einen Herzschlag dahingerafft worden, just als er zu seinen Schülern in die Meisterklasse des Städelschen Kunstinstituts, der er seit vielen Jahren vorstand, eilen wollte. Beer war geborener Frankfurter; er war Schüler vom alten Steinle, der ihn der damaligen Richtung gemäß zuerst für die Historienmalerei vorbereitete. Das war vor etwa fünfzig Jahren, zu einer Zeit, da noch Düsseldorf ausschlaggebend für den Geschmack in der deutschen Malerei war. Bald aber steckte sich der begabte Schüler des alten Meisters sein eignes Ziel. Durch Reisen nach Oberbayern und Tirol angeregt, wagte er den Griff ins volle Menschenleben, und jene reizenden, in der Art Meissoniers entworfenen kleinen Genrebildchen entstanden, die durch die Feinheit der Ausführung, durch die leuchtende, aber nie aufdringliche Farbwirkung das Auge entzückten und Freude an dem ebenso lebensfroh als lebenswahr Wiedergegebenen beim Beschauer erweckten. Sein Bestes aber gab uns Beer nach langen Studienreisen durch Rußland. Szenen aus dem bewegten Kleinleben des russischen Volkes schildert er in köstlichen Bildern; kaum jemals hat vor ihm ein andrer Maler sich so innig in die Volksseele der ärmeren russischen Bevölkerung hineingelebt und im Bilde uns Kenntnis davon gegeben wie Beer. Dabei war er auch hier in der Ausführung von minutiöser Feinheit. Die Bilder aus Rußland trugen ihm übrigens den Namen „Russen-Beer“ ein. Als Mensch hatte Beer keinen Feind. Auf einem kleinen beweglichen Körper saß ein prächtiger Künstlerkopf mit unendlich klugen, guten Augen. Aus diesen Augen, die bei aller Klugheit etwas von der reinen Seele eines Kindes hatten, leuchtete der Drang nach dem wirklich Wahren, Schönen, Guten. Und daher kam es auch, daß alle jene Phasen von Neid, Ueberhebung und Intrige, die fast in jedem Künstlerleben eine Rolle spielen, dem Verstorbenen erspart geblieben sind. A. H.

Maurice Barrès

Der französische Romanschriftsteller Maurice Barrès, der im vorigen Jahre als Nachfolger des Lyrikers José Maria de Hérédia zum Mitglied der Académie Française gewählt



Phot. V. Gribayédoff

Die Aufnahme von Maurice Barrès (×) in die französische Akademie

und kürzlich in der üblichen Weise feierlich aufgenommen worden ist, hat die vielbegehrte Würde eines „Unsterblichen" in verhältnismäßig jungen Jahren erlangt. Er ist im Jahre 1862 in Charmes-sur-Moselle geboren, studierte in Paris Jurisprudenz und gründete 1884 ein kleines literarisches Wochenblatt „Les Tâches d'encre", dessen Inhalt fast ausschließlich seiner eignen Feder entstammte. Nachdem er durch einige in den folgenden Jahren entstandene novellistische und dramatische Arbeiten seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt gemacht hatte, erzielte er mit seinem Roman „Les Déracinés" (Die Entwurzelten), in dem er die Aufsaugung der geistigen Kräfte Frankreichs durch die Hauptstadt bekämpfte und eine interessante historische Darstellung des Boulangismus und des Panamaskandals gab, einen durchschlagenden Erfolg und gilt seitdem als einer der begabtesten Romandichter des modernen Frankreich. In den innerpolitischen Kämpfen Frankreichs stand er auf seiten der Nationalisten, die ihn jedenfalls zu ihren geistig bedeutendsten Parteigängern zählen können.



Ansicht der durch ein Erdbeben zerstörten Stadt Kingston auf Jamaika

Das Erdbeben auf Jamaika

Wieder ist eine blühende amerikanische Stadt, Kingston, die Hauptstadt der Insel Jamaika, den unheimlichen Naturgewalten zum Opfer gefallen, die im vorigen Jahre San Francisco und Valparaiso zum größten Teile zerstört haben, und wieder ist es das Feuer gewesen, das sich mit den aufrührerischen Mächten im Schoß der Erde verbündete, um die Katastrophe zu einer vernichtenden zu machen. Das Erdbeben begann mit jäher Gewalt und Wucht. Die Erdstöße dauerten 36 Sekunden; die Stadt schwankte wie ein Schiff auf bewegtem Meer. Gebäude stürzten ein, und Staubwolken hüllten die Stadt in Halbdunkel; die Einwohner flüchteten schreiend, zum Teil mit blutenden Wunden bedeckt, aus den Häusern. Als die Staubwolken sich verzogen, stiegen schwarze Rauchwolken auf: in den Hafenanlagen war Feuer ausgebrochen und verbreitete sich mit Schnelligkeit über die Trümmer der Warenschuppen. Da die Straßen durch die Trümmer gesperrt waren und eine außerordentliche Verwirrung herrschte, war die Feuerwehr in ihrer Tätigkeit lahmgelegt. Infolgedessen machte die Feuersbrunst an der Wasserfront der Stadt große Fortschritte, bevor ein wirksames Eingreifen möglich war. In kurzer Zeit brannte das ganze Geschäftsviertel, und zahlreiche Menschen fanden den Tod in den Flammen. Die Tausende von Obdachlosen und die Hunderte von Verwundeten boten einen erschütternden Anblick dar. Das Erdbeben wurde in ganz Jamaika verspürt, richtete aber nur in einem Umkreise von zwölf Meilen Schaden an. Die Zahl der Opfer beträgt über tausend, der Sachschaden wird auf 30 Millionen Dollar geschätzt. Die Insel Jamaika hat schon viele schwere Elementarkatastrophen durchzumachen gehabt. Die alte Hauptstadt Port Royal wurde 1692 von einem großen Erdbeben zerstört, dem 3000 Menschenleben zum Opfer fielen. Die Stadt erholte sich wieder, wurde aber im Jahre 1703 durch eine Feuersbrunst vernichtet, und die Einwohner flüchteten nach Kingston, wo ihnen für ihre verlorenen Häuser als Entschädigung freier Baugrund bewilligt wurde. Kingston selbst wurde 1780 zu einem großen Teil durch Feuer zerstört. Sechzig Jahre später traf die Stadt dasselbe Schicksal. Noch schlimmer war der Brand, der im Jahre 1862 die Warenlager und Werften zerstörte. Schließlich legte ein Feuer im Jahre 1882 600 Häuser in Asche und machte 6000 Leute obdachlos. Kingston hatte vor der Katastrophe gegen 50 000 Einwohner; an hervorragenden öffentlichen Gebäuden besaß es eine große englische Kirche, den Regierungspalast, das Gerichtsgebäude, ein Hospital und ein Theater. Die Privathäuser waren meist einstöckig, ein Umstand, der jedenfalls bei der Katastrophe sehr günstig ins Gewicht fiel. In Kingston konzentriert sich fast der ganze auswärtige Handel Jamaikas; Dampferverbindung besteht mit Southampton, Liverpool, New York, Colon und New Orleans.



Der bekannte Vorkämpfer für die Friedensbewegung William T. Stead auf einer Agitationsreise in Rom

William T. Stead

William Stead, der bekannte englische Publizist und Förderer der Friedensbewegung, der im vorigen Jahre den Besuch der deutschen Redakteure in London inszenierte, war kürzlich einige Zeit in Berlin, und die deutschen Journalisten, die an der England-

fahrt teilgenommen haben, benutzten diese Gelegenheit, um ihrem damaligen Führer ihren Dank abzustatten. Als äußeres Zeichen desselben überreichte ihm der Ausschuß der Beteiligten eine Nachbildung des Schaperschen Goethestandbildes in Bronze. Der echte, ehrliche Idealismus des „Königs der Journalisten", wie Stead genannt worden ist, wird durch nichts besser beleuchtet als durch die Tatsache, daß er sich einst durch sein mannhaftes Eintreten für die Buren eine Erbschaft in der nicht alltäglichen Höhe von 400 Millionen verscherzt hat, die ihm Cecil Rhodes, ehemals sein begeisterter Anhänger und Freund, zur Ausführung seiner Ideen zugesagt und bereits testamentarisch vermacht hatte. Rhodes war über die Angriffe, die Stead nach dem Ausbruch des Burenkrieges gegen dessen Anstifter Chamberlain und auch gegen Rhodes selbst richtete, so erbittert, daß er das Testament zerriß. Als aber Rhodes starb, erhob in ganz England nur einer die Stimme zu seiner Verteidigung, und dieser eine war Stead. Die jetzige Reise Steads durch Europa gilt den Vorbereitungen zu der nächsten Haager Friedenskonferenz.

Adolf Schmitthenner †

Ein feinsinniger, von allen Kennern hoch eingeschätzter Schriftsteller, der evangelische Stadtpfarrer Adolf Schmitthenner in Heidelberg, den auch die Leser unsrer Zeitschrift als Erzähler zu würdigen Gelegenheit gehabt haben, ist am 22. Januar, erst 52 Jahre alt, nach kurzem Leiden gestorben. Sein dichterisches Lebenswerk umfaßt nur zwei Romane („Psyche", 1891, und „Leonie", 1899) und zwei Novellenbändchen (1896 und 1901), zu denen außer einigen weiteren bisher nur in Zeitschriften veröffentlichten Novellen noch eine Anzahl lyrischer Dichtungen aus seinem Nachlaß kommen werden, aber dieses wenige, was die konzentrierte, aus der Tiefe schöpfende Gestaltungskraft des trefflichen Heidelberger Poeten geschaffen hat, hat die deutsche Literatur um größere und echtere Werte bereichert als die Produktivität so mancher Modegrößen unsrer Tage. Wenige Moderne haben die Seele der deutschen Kleinstadt miterlebt wie er, sind mit gleicher Liebe eingedrungen in vergangene Zeiten oder haben mit solcher Innigkeit und Tiefe das deutsche Märchen wieder erwecken können. Form und Inhalt, Wort und Gedanke verbinden sich in ihnen oft zu wahrhaft klassischer Einheit.



Phot. Oskar Lang, Heidelberg

Adolf Schmitthenner †

Von der Reise des Präsidenten Roosevelt

Präsident Roosevelt hat mit einem alten staatlichen Brauch seines Landes gebrochen, indem er Mitte November eine Reise zum Isthmus von Panama unternahm, um die dortigen Kanalbauten zu besichtigen, für die er ein großes Interesse hat. Die Tradition, daß die Präsidenten der nordamerikanischen Union während ihrer Amtszeit es sich versagten, das Gebiet der Vereinigten Staaten zu verlassen, war bisher strikte festgehalten worden, nur Präsident Cleveland hatte einmal auf einer Seefahrt die Grenze der amerikanischen Gewässer um einige Meilen überschritten, wobei jedoch zu beachten ist, daß er sich nach der allgemein gültigen staatsrechtlichen Auffassung auch an Bord eines amerikanischen Schiffes noch auf amerikanischem Boden befand. Präsiden Roosevelt machte die Reise in Begleitung seiner Gemahlin auf dem nordamerikanischen Schlachtschiff „Louisiana". Er begnügte sich nicht damit, am Isthmus von Panama entlang zu fahren, sondern ging wiederholt ans Land und bewies bei jeder sich bietenden Gelegenheit sein eingehendes Interesse und nicht minder sein technisches Verständnis für die großartigen Arbeiten an dem Durchstich der Landenge. Im „Culebra-Cut", wo die Arbeiten besondere Schwierigkeiten machen, ließ der Präsident, der ja bekanntlich allen Dingen auf den Kern zu gehen pflegt und sich in allen Dingen durch eigne Praxis ein Bild von der Situation zu machen liebt, es sich nicht nehmen, die dort



Phot. White & Comp.

Präsident Roosevelt bei seinem Besuche der Landenge von Panama

arbeitenden großen Schaufelmaschinen selbst in Bewegung zu setzen. In Panama, wo dem Präsidenten als dem „mejor amigo“ des Staates gleichfalls ein glänzender Empfang bereitet wurde, erwiderte er die Begrüßungsrede des Präsidenten Amador auf dem Marktplatz vor versammeltem Volk.

Minister von Hartel †

In Wien ist am 14. Januar der ehemalige österreichische Unterrichtsminister Geh.-Rat Dr. Wilhelm von Hartel gestorben, einer der wenigen Vertreter der klassischen Philologie unsrer Zeit, an die der Ruf ergangen ist, im Ministerium eines großen Reiches die Leitung eines der Hauptverwaltungsressorts zu übernehmen. Hartel war am 28. Mai 1839 zu Hof in Mähren geboren, studierte in Wien klassische Philologie und wurde im Jahre 1872 zum ordentlichen Professor ernannt. 1874 übernahm er die Redaktion der Zeitschrift für österreichische Gymnasien und wurde Mitglied der Direktion des philologischen Seminars. 1879 gründete er mit Schenkl die philologische Zeitschrift „Wiener Studien“, 1882 wurde er durch Verleihung des Ordens der Eisernen Krone in den Adelsstand erhoben, 1890 zum Direktor der k. k. Hofbibliothek und zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses, 1896 zum Sektionschef im Ministerium für Kultus und Unterricht ernannt. Von 1900 bis 1905 war er dann im Ministerium Körber Unterrichts- und Kultusminister.



Phot. Ch. Scolik

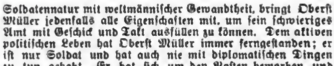
Der frühere österreichische Unterrichtsminister Geh.-Rat Dr. W. von Hartel †

Der marokkanische Polizeiinspektor

Der schweizerische Bundesrat hat sich am 26. Januar offiziell bereit erklärt, den Posten eines Generalpolizeiinspektors in Marokko, der nach dem Abkommen von Algeciras einem Militär aus einem neutralen Staat übertragen werden soll, mit einem schweizerischen Offizier zu besetzen, und hat als solchen den Artillerieobersten Armin Müller in Aussicht genommen. Oberst Müller, ein Vetter des gegenwärtigen Bundespräsidenten, ist 1855 in Schwarzenburg bei Bern geboren. Nachdem er die Kurse der Landwirtschaftlichen Schule Rütti durchgemacht hatte und zum Polytechnikum übergegangen war, wurde er 1874 Artillerieleutnant, 1876 trat er in das Instruktionskorps der Artillerie, dem er heute noch als Instruktor 1. Klasse angehört. 1885 zum Stabsoffizier befördert, erhielt er 1899 die Ernennung zum Obersten der Artillerie und führte 1904 das Korpsartillerieregiment Nr. 8. Eine vornehme, ruhige

Phot. A. Krenn

Der schweizerische Oberst Armin Müller, der künftige Generalinspektor der marokkanischen Polizei



Soldatennatur mit weltmännischer Gewandtheit, bringt Oberst Müller jedenfalls alle Eigenschaften mit, um sein schwieriges Amt mit Geschick und Takt ausfüllen zu können. Dem aktiven politischen Leben hat Oberst Müller immer ferngestanden; er ist nur Soldat und hat auch nie mit diplomatischen Dingen zu tun gehabt. Er hat sich um den Posten beworben und hofft, mit den Schwierigkeiten der ihm natürlich ganz fremden Aufgabe bei gutem Willen fertig zu werden. Land und Leute von Marokko sind ihm unbekannt; er war einmal in Aegypten. Er will den Posten antreten, sobald die nötigen Formalitäten erfüllt sind, und erst im Herbst seine Familie nachkommen lassen.



Der Königsberger Tiergarten

Am Pregelstrande hat man vor nicht langer Zeit eine Erinnerungsfeier begangen, die im wahren Sinne des Wortes populär genannt werden konnte: der Königsberger Tiergarten feierte sein zehnjähriges Stiftungsfest. Die große Teilnahme, die alt und jung, arm und reich für dieses Fest an den Tag

(Fortsetzung siehe auf Seite 298)



Landschaftsbild aus dem Königsberger Tiergarten



legten, bewies jedem, wie sehr den Königsbergern ihr schöner Tiergarten „ans Herz gewachsen“ ist. Als vor nunmehr zehn Jahren auf dem recht öden Terrain, das eben zu einer Gewerbeausstellung Verwendung gefunden hatte, die feierliche Einweihung des neuen Etablissements vollzogen wurde, sprach der damalige Vorsitzende des Tiergartenvereins, der namhafte Königsberger Zoologe Professor Dr. Braun, in seiner Eröffnungsrede die Hoffnung aus, der Tiergarten werde der Königsberger Bevölkerung bald so unentbehrlich geworden sein, daß sie sich erstaunt fragen würde, wie sie so lange ohne ihn ausgekommen wäre. Diese Hoffnung war nicht trügerisch. Seither haben ungezählte Besucher seine herrlichen gärtnerischen Anlagen, seine vortrefflichen Einrichtungen und den höchst bemerkenswerten Tierbestand bewundert. Dem Flächenraum nach (14½ Hektar) gehört der Königsberger Tiergarten, dessen Hauptbegründer der derzeitige Direktor, Kommissionsrat H. Claaß, ist, zu den größten Instituten seiner Art; an Tieren weist er weit über 600 Arten auf, unter denen die prächtigen Bisons (Auerochsen), die Renntiere, Löwen und Tiger (selten schöne Exemplare) und der herrliche Bestand des Rehparkes besonders hervorgehoben seien. Sehr wesentliche Erfolge haben die züchterischen Bestrebungen des Königsberger Tiergartens gezeitigt, was besonders bemerkenswert erscheint, wenn man die großen Schwierigkeiten in Betracht zieht, mit denen die Durchbringung verschiedener Arten durch den ostpreußischen Winter verbunden ist. Was wechselreiche Partien anlangt, braucht der Königsberger Tiergarten sicher mit keinem der andern einen Vergleich zu scheuen. Jedem Besucher wird der Abstieg in die von einem Gewässer durchbrauste Schlucht, über die eine kühn geschwungene Brücke führt, die unter

dunkelm Baumtor verlaufende Hauptallee, das Panorama vom Aussichtsturm und vieles andre ehrlich imponieren. Man wird es auch nicht als Verrat an der zoologischen Sache auffassen dürfen, wenn die Besucher auch der Musik der beiden Orchester lauschen, auf der 400 Meter langen Zementfahrbahn üben, Lawn-Tennis spielen oder sich auf den Turn- und Kinderspielplätzen tummeln. In erster Linie aber muß der Königsberger Tiergarten als ein hochbedeutungsvoller Lehrfaktor für den gesamten deutschen Osten betrachtet werden, und seine bisherige Entwicklung rechtfertigt die Annahme, daß er sich immer mehr in seine hohe Mission hineinwachsen werde.

J. N. W.





Aus dem Unterrichtswesen

Wie man uns schreibt, ist das unter Leitung des Herrn Dr. Belleman stehende „Hochalpine Reformgymnasium Engiadina" in Zuoz (Graubünden) in nennenswerter Weise von der Großherzoglich Badischen Regierung ausgezeichnet worden. Das badische Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts hat auf Grund eines Erlasses aus Großherzoglichem Geheimen Kabinett vom 31. vorigen Monats den Oberschulrat von Baden ermächtigt, Lehrer des höheren öffentlichen Schuldienstes, die an genannter Lehranstalt eine Unterrichtstätigkeit auszuüben gedenken, zu beurlauben und ihnen in Aussicht zu stellen, daß sie bei ihrem Wiedereintritt in den badischen Schuldienst eine wesentliche Zurücksetzung hinter ihren gleichaltrigen Amtsgenossen nicht erfahren sollen, das heißt also, daß ihnen die Zeit der in der „Engiadina" ausgeübten Lehrtätigkeit bei Beförderung im badischen Schuldienst wie auch bei Berechtigung zur Pensionierung ganz oder teilweise angerechnet werden soll. Auch hinsichtlich der Ablegung von Prüfungen im Großherzogtum Baden haben reichsdeutsche Zöglinge der Anstalt nunmehr eine gewisse Gleichstellung mit denjenigen Schülern erhalten, die an den höheren Schulen des Großherzogtums vorbereitet worden sind.

Aus Industrie und Gewerbe

Es wäre direkt töricht, wollte man mit Somatose allein jemand ernähren. Der Hauptwert der Somatose liegt in ihrer appetitanregenden Wirkung, die um so höher zu schätzen ist, als ja die meisten Leiden, wie Bleichsucht, Blutarmut, Tuberkulose, Magen- und Nervenleiden, mit Appetitlosigkeit verbunden sind. Man mache einen Versuch mit der neuen Flüssigen Somatose herb oder süß, je nach Geschmacksrichtung.

Zu Ostern bringt die neue Heilsbotschaft des Frühlings in die Welt, und wie eine Heilsbotschaft hört es sich an, was Tausende von Aerzten in den letzten Jahren von der Tuberkulose verkündeten: daß sie besonders in den Anfangsstadien sehr wohl heilbar sei und daß man nur die nötige Vorsicht üben müsse, um ihr nicht rettungslos zu verfallen. Zu diesem günstigen Resultate aber ist man vielfach durch die Anwendung des „Sirolin Roche" gelangt, das seit Jahren bekannt und ein unentbehrliches Mittel im Arzneischatze geworden ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.


UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Weinprobe
Nach einem Gemälde von Eduard Grützner

Eine von zu vielen

Roman

von

Liesbet Dill

I

„Memento vivere!"

„Nun sag einmal, Kind, was willst du jetzt anfangen?" Tante Milchen hatte sich mir gegenübergesetzt und ergriff meine beiden Hände. Sie blickte mich mit ihren grauen Augen forschend und bekümmert an. Es war niemand in dem kleinen Wohnzimmer als wir beide. — Nebenan hatte die Versteigerung begonnen. Das Wohnzimmer war ausgeräumt. Eine Reihe von Stühlen stand an der leeren Wand entlang aufgereiht, die grünen Plüschsessel waren schon verhangen, die Bilder lagen aufeinander gestapelt in der Ecke an der Türe, die Türen und Schubfächer des Mahagonibüfetts standen weit auf. Sie waren leer, leer wie das ausgeräumte Zimmer — leer, wie alles mir nun erschien. Vorgestern Mutters Begräbnis, gestern schon war der Taxator und der Hauswirt mit neuen Mietern gekommen, denn in sechs Tagen ist der erste April. Wir hatten nicht einmal eine ruhige Stunde zusammen gehabt, Marie und ich, obwohl Herberts Frau gekommen war, um zu helfen, und Frau Major Lange, die wir ‚Tante Milchen' nennen, überall mit zugegriffen hatte. Es war doch zu viel gewesen, die aufeinander folgenden Erschütterungen der letzten Tage. Das Ordnen des Nachlasses mußte rasch geschehen. So rasch als möglich, denn die Oberstenwitwenpension wird uns bis zum ersten April ausbezahlt — dann nichts mehr.

Die neuen Mieter wollen am ersten April einziehen. Marie muß ihre neue Stellung am Ersten antreten. Gräfin Keyserling schrieb zwar teilnahmsvoll und sandte einen pompösen Kranz aus weißen Rosen, aber sie entläßt ihre Erzieherin am Ersten, sie kann Marie keinen Tag entbehren. Ida hat zu Hause drei kleine Kinder und muß morgen nach Köln zurückreisen.

Noch sechs Tage habe ich also ein Dach über mir, ein Bett, einen Platz — dann aber? Was dann? Die Frage Tantes hatte ich mir in diesen verzweifelten letzten Tagen, als es mit Mutter so unverhofft schnell zu Ende ging, oft genug vorgelegt, aber nie stand sie mit solch eiserner Grausamkeit vor mir wie jetzt, als Tante Milchen mir gegenübersaß und darauf wartete, daß ich ihr einen Zukunftsplan entwickelte. „Ich werde mir eine Stellung suchen müssen," sagte ich endlich, und ihre grauen Augen nickten mir zu.

„Das wirst du müssen, Anne. Denn von dem, was versteigert wird, muß die Hausmiete bezahlt werden und die ausstehenden Rechnungen; ich habe alles zusammengelegt und mit Marie verglichen. Der Erlös wird gerade genügen, die Schulden zu bezahlen. Es sind ja bloß laufende und notwendige Sachen, aber die Pension hört am Ersten auf — und Vermögen ist keins mehr da. Ach ja, so ein Kommißvermögen — früher war's ja noch nicht einmal so viel wie heute —, das bröckelt rasch zusammen im Lauf der Jahre. Wenn ich fünf Kinder gehabt hätte wie deine arme liebe Mutter, ständen wir heute auch nicht besser da wie ihr. Und dabei, was war deine Mutter fleißig und praktisch! Wie wir als junge Leutnantsfrauen in Mainz anfingen, habe ich immer von ihr gelernt. Sie war eine bewundernswerte Frau, und als eines nach dem andern von ihren drei ersten Kindern starb, hat sie ihr Leid getragen wie eine Königin, die nicht in ihr Inneres blicken läßt, weil sie noch andre Pflichten hat! Aber um auf dich zu kommen, Anne: denkst du denn in sechs Tagen eine Stellung zu finden?"

„Ich hoffe doch. — Ich weiß es nicht — aber das sollte doch möglich sein. Ich mache ja keine Ansprüche, ich will ja gerne arbeiten. Gesellschafterinnen werden doch überall gesucht. Es gibt doch Vermietbureaus, und man kann es gleich in ein paar Zeitungen einsetzen lassen —" Es wurde mir seltsam trocken im Halse.

„Ja, aber liebes Kind!" rief Tante. „Vermietbureaus und das Annoncieren kostet doch Geld — und das Warten kostet Geld — und du willst doch vielleicht nicht ohne einen Pfennig Geld in der Tasche eine Stellung antreten, von der du gar nicht weißt, ob sie dir gefällt und — ob du den Leuten gefällst! Liebes Kind, das hättest du dir früher überlegen sollen! In sechs Tagen ist der Erste — wohin willst du denn, wenn du nichts gefunden hast?"

Tante Milchen hat recht. Wir haben eine große Familie, die in ganz Deutschland verstreut ist, aber von der war kein einziges Glied hier herauf nach Königsberg gekommen außer Ida, der Frau unsers Vetters. Sie hatten alle sehr teilnahmvoll geschrieben, und jeder hatte seinen Kranz geschickt, aber mit keinem Wort hatte einer von ihnen nach uns beiden Töchtern gefragt. Sie haben alle mit sich selbst zu tun. Wo keine Wohlhabenheit ist, sind Sorgen um die Existenz, die Ostens sind alle nicht reich, und Mama ist eine Cousine Papas gewesen. —

Tante Milchen hat ein Fremdenzimmer, als es sich aber darum handelte, ob sie Ida logieren könne, hat sie es abgelehnt. So bereitwillig zu jeder Hilfe sie ist, ihre Kreise darf man ihr nicht stören. Ihr kleiner Haushalt ist geregelt wie ein Uhrwerk, ein Gast würde aber den regelmäßigen Gang dieses Werkes stören. So haben wir Ida — so gut es ging — bei uns beherbergt.

„Ich habe mit Marie über diese Frage gesprochen," sagte Tante, als ich nach Worten suchte. „Und sie war eigentlich nicht dagegen. Sieh mal, Anne — ich habe jetzt wieder einen Mädchenwechsel vor, meine Köchin geht zum Ersten, und trotz aller Mühe habe ich keinen Ersatz finden können. Sie sagt, es sei zuviel Arbeit bei uns. Ich bitte dich, du kennst doch Onkel, wie anspruchslos er ist und wie einfach wir leben! Dazu haben wir doch den tüchtigen Burschen! Also was will denn so eine Person noch?"

Ich fand es schon etwas seltsam, daß Tante von ihrem Lieblingsthema auch in dieser ernsten Stunde begann, da mir alles andre näher lag, als mich jetzt in die Lage einer wohlhabenden Majorsfrau zu versetzen, die ihre Mägde so lange mit ihrer unerträglichen Kleinlichkeit verfolgt, bis diese sie verlassen — als Tante plötzlich die Hand auf meine Schulter legte und mit veränderter Stimme sagte:

„Wolltest du nicht zu mir kommen, Anne?"

Ich hätte alles andre erwartet als dies! Erschreckt blickte ich sie an — unfähig, eine Antwort zu finden — verwirrt — überlegend — nach einer Ausrede suchend — aber sie fuhr rasch und liebevoll fort: „Nicht als Mädchen, natürlich, sondern als meine Stütze! Ich habe doch den tüchtigen Burschen, der alle grobe Arbeit macht, bei Tisch serviert und bedient, du brauchst nur den Haushalt zu führen!

„Dreißig Mark hab' ich zuletzt geben müssen, ich gebe dir natürlich vierunddreißig. Ich habe schon mit Onkel darüber gesprochen, es ist ihm sehr recht. Wir haben dich gern, ich habe deiner Mutter gegenüber auch eine gewisse Pflicht, für dich zu sorgen, und besser für deine Zukunft sorgen, als dich zu mir ins Haus nehmen, kann ich nicht! Ueberlege es dir!"

Es war ein erlösender Zufall, daß Marie jetzt hereinkam und unsre Unterredung unterbrach. Sie hatte alles geordnet und gezählt und wollte mit Tante die letzten Rechnungen vergleichen. Es schellte draußen, ein verspäteter Kranz wurde abgegeben.

„Von Tante Klothilde, die jetzt in Rom ist," sagte Marie, legte den Kranz auf den Tisch und las den beigefügten kleinen Brief halblaut durch.

Tante Milchen wurde einen Augenblick abgelenkt. Sie stand auf, um den Kranz zu betrachten und den Brief zu lesen. Nebenan klangen die Rufe des Taxators: „Vierzehn silberne Kaffeelöffel mit Monogramm und Krone. Zwölf silberne Gabeln, zehn Messer! — Vierundzwanzig zum ersten. Vier—und—zwanzig zum zweiten! Vier—und—zwan—zig zum dritten Mal!" Ein Stimmengemurmel, Stuhlrücken — Frauenstimmen. Dann läutete die große Schelle wieder und es entstand Stille.

„Du überlegst es dir noch einmal, Kind!" hatte Tante gesagt. War hier noch zu überlegen? Es war ja die einzige Hilfe aus der Not! Und doch lehnte sich alles in mir auf! Tante Milchen, die eifrige, hilfsbereite, gutherzige und klug berechnende Frau hatte diesen Plan nicht aus bloßem Mitleid gesponnen. Seit ihrem ersten Ehejahr hatte sie kein Mädchen länger als ein paar Monate im Haus gehabt. Wir wußten nur, daß die Schuld an diesen Mädchen lag, die andre Partei hatten wir ja nie gehört. Aber die Tatsache gab zu denken! Tante gab stets einen doppelten Lohn, obwohl sie sonst sparsam war, und wenn unsre Aufwärterin, die wir seit Vaters Tod haben, einmal bei Major Langes aushelfen sollte, war sie stets „krank" geworden. Seit wir hier in Königsberg wieder durch Zufall in dasselbe Regiment gekommen waren, in dem Vater als Oberst stand, verging ja kein Tag, an dem wir nicht von Tante Milchen hörten, und zu dem alljährlichen Hausball des Landrats waren wir noch mit Langes hingegangen. Mutter hatte sich dazu — kaum recht erholt von einem Influenzaanfall — von Langes überreden lassen und war mitgegangen, obwohl ihr bereits nicht gut war. Es war ein stürmisch kalter Märztag gewesen, wir gingen zu Fuß, der Wind peitschte uns die Schirme zur Seite und trieb Mutters Kopfschal über eine Gartenmauer weg, so daß wir ihn nicht mehr fanden. Auf dem Rückweg bot uns Guido v. Planitz seinen Krümperwagen an, und auf dieser kalten Fahrt in der Nacht hat sich Mutter den Tod geholt. An demselben Abend noch hatte sie hohes Fieber, und der Stabsarzt, den Guido noch rief, stellte schwere Lungenentzündung fest. Nach zehn Tagen haben wir sie begraben. Sie hat nicht einmal mehr von meinem heimlichen Glück gehört, ich habe oft in den Nächten vor ihr gelegen und gehofft, noch einmal mit ihr von mir und Guido sprechen zu können, aber Mutter verstand mich nicht mehr. Sie sprach oft leise mit mir und

glaubte, ich sei Vater. Von ihren drei toten Kindern sprach sie — aber sie kannte mich nicht mehr. Und war sie klar bei Bewußtsein, so lag sie matt in ihren Kissen und war nur müde von den Schmerzen und dem Fieber. Sie hat nicht gewußt, daß sie sterben mußte, denn sie sagte immer: „Schreibe nichts an Marie — lasse sie nicht kommen, sie soll sich nicht um mich ängstigen.“ Dann ist sie Sonntag morgens in meinen Armen ruhig eingeschlafen. Das Herz stand plötzlich still. —

Das wäre also das Ende von unsern friedlichen schönen Jahren: ich im Hause von Tante Milchen!! Von mir und Guido wissen nur Ida und Marie, denen ich gestern zum erstenmal davon gesprochen habe. An Veröffentlichung können wir nicht denken, wir sind beide ohne Vermögen. Selbst Tante Milchen ist nicht auf den Gedanken gekommen, daß der fünfundzwanzigjährige Kavallerieleutnant — Guido ist so alt wie ich und stammt aus einer alten vermögenslosen Militärfamilie — eine Neigung zu mir fassen könnte. Es war gut, daß die Menschen nicht errieten, was mich dieses letzte Jahr so still gemacht hatte. Der Bruder seines Vaters hat eine reiche Hamburger Konsulstochter geheiratet. Diese kinderlose Witwe, deren einziger Neffe Guido ist, lebt in Wiesbaden, ist siebzig Jahre alt und schwer leidend. Nach ihrem Tod wird Guido ihr Erbe sein. Das kann jeden Tag eintreten, kann sich auch noch Jahre hinausziehen. Jedenfalls dürfen wir solange nicht mit unsrer Verlobung in die Oeffentlichkeit treten. Wäre ich nun bei Tante, so müßte ich mich ihr anvertrauen, und der Gedanke, von ihr in ihrer gründlichen Weise befragt zu werden, ist mir unerträglich; ich könnte Guido nicht mehr sehen, denn — einmal in ihrem Hause, wäre ich darin gefangen und in das Uhrwerk eingereiht. Und dann die Stellung — als Köchin? — Was ist eine „Stütze“ denn sonst? —

Deshalb also hatte Marie schon gestern von Tante Milchens „großer Verlegenheit“ gesprochen, aus der man ihr — wie sie uns beigestanden habe — helfen müsse! Ich hatte während des Packens und Ausräumens nicht darauf geachtet.

Es muß noch einen Ausweg geben! Was wird Guido dazu sagen? Wir haben uns in diesen Tagen nur flüchtig gesprochen, es war alles so traurig gewesen. An meine Zukunft hatten wir beide nicht denken können. —

„Ein Rückenkissen! Gesticktes Wappen! Hier!! Sie können es sich ja ansehen! Erstes Gebot drei Mark fünfzig!“ — „Vier Mark!“ rief eine Frau.

„Vier Mark zum ersten — zum zweiten! Bietet keiner mehr? Vier Mark zum dritten und letzten Mal! — Ein silbernes Rauchservice mit Inschrift —“

Während ich auf die Rufe horchend saß, die eins nach dem andern der verbrauchten, liebgewordenen Stücke ausboten, wurde Tante Milchen in die Küche gerufen. Marie saß und rechnete, zählte und schrieb. In diesem Augenblick trat Ida ein mit einer Schürze voll Silber und rotgeweinten Augen. Sie schloß die Türe nach dem Nebenzimmer ab und legte das Silber auf den Tisch. „Ich konnte nicht anders,“ sagte sie. „Aber zu sehen, wie das Silber mit unserm Wappen und Namen in fremde Hände übergeht, war mir unmöglich. Herbert wird auch so denken. Eine Metzgersfrau hat es mir noch in die Höhe getrieben. Das Wappenkissen hat nebenan die Büglerin genommen. Ich hätte es gerne mitgenommen, aber — ein Krösus bin ich leider nicht — sonst — —“ sie ergriff meine Hand. „Tränen? Ach, Anne, ich möchte euch so gerne helfen! Was ist denn mit dir?“

„Tante Milchen hat Anne den Vorschlag gemacht, —“ sagte Marie weiterschreibend, „bei ihr als Stütze —“

„Ich weiß. Ich weiß. Sie sagte es mir gleich, als ich herkam — aber ich wollte an die Frage nicht rühren — solange Anne sich noch nicht gefaßt hatte, um zu entscheiden.“

„Ich fürchte, es wird hohe Zeit dazu, Ida. Es sind noch sechs Tage.“

„Nun, und du wärest wohl für den Plan?“

Marie legte die Feder hin und sah besorgt zu mir herüber. „Es ist vielleicht kein beneidenswertes Los, Stütze bei Tante Milchen zu sein, aber was bleibt Anne übrig? Sie hat in sechs Tagen kein Heim, und — sie hat nichts weiter gelernt. Ich an ihrer Stelle griffe zu —“

Eine lange Pause entstand.

„Nein, Marie,“ sagte Ida und legte ihre Hand auf die meine. „So Kopf über Hals soll sie sich nicht entscheiden. Wir wollen sie einmal zuerst ruhig werden lassen! Sie geht vorläufig mit mir nach Hause! Wir haben zwar selbst nicht viel, aber Arbeit gibt es auch bei mir, und solange ich es kann, sorge ich für sie. Wenn sie sich erholt hat, können wir ihr eine Stelle als Gesellschafterin suchen — oder als Hausdame. Das laß mich nur machen. Der Gedanke ist mir vorhin gekommen. Ich werde Herbert schreiben, daß er uns übermorgen abend beide erwartet. Und nun wollen wir hinübergehen, die Versteigerung ist zu Ende.“

*

Ich bin am andern Tag mit Ida abgereist. Marie versprach, für das, was noch getan werden muß, zu sorgen; sie gab mir den kleinen Rest, der uns geblieben war, mit auf den Weg.

„Ich habe festen Boden unter mir,“ sagte sie. „Um mich sorge dich nie! Ich finde immer eine Stelle, und vor meiner neuen habe ich keine Angst. Wer es zehn Jahre lang bei der Schwester der Gräfin Keyserling ausgehalten hat, braucht nicht vor neuen Häusern Furcht zu haben. Ich ringe

mich schon durch. Aber du, Kleine, wirst es schwer haben! Aus dem warmen Nest in die weite Welt! Köln liegt so weit — so fern von dem Osten. Wer weiß, wann uns das Leben noch einmal zusammenführt. Sei mutig, Anne! Mutig, wie unsre Mutter es war!"

Ich konnte nicht sprechen, nur hielt ich ihre Hand fest, um noch ein Stück Heimat zu haben — Aber die Minuten verrannen rasch — der Zug setzte sich in Bewegung — und wir fuhren aus der Bahnhofshalle heraus aus der Stadt.

In Allenstein kam Guido zu uns. Er erwartete uns auf dem Bahnhof mit ein paar Rosen, einem kleinen Paket mit allerlei guten Sachen und gab mir noch einen Brief, den ich lesen solle, wenn ich morgen abend in meinem neuen Heim schlafen ginge.

Es war ein schweres Abschiednehmen; Tante Milchen war gekränkt. Sie war nicht mit auf den Bahnhof gekommen. „Aber mach dir darum keine Sorgen," tröstete Ida. „Sie wird schon wieder gut. Die Hauptsache ist, daß du dich bei uns erholst, denn du bist so blaß und mager geworden — Herbert wird dich kaum erkennen!"

So fuhren wir aus dem fernen Osten in das alte Rheinland. Es war die Aussicht, wieder zurück in die Heimat zu kommen, die mir den Abschied erleichterte. In meinem Herzen bin ich Rheinländerin geblieben, alle Jugenderinnerungen knüpfen sich an das reiche sonnige Land. Meine ersten Jahre habe ich ja dort gelebt, in Mainz, Deutz, Wesel und wie sie alle hießen die Garnisonen, in denen Vater stand, und ich habe lange gebraucht, bis ich mich dann im Osten zurechtfand. Eigentlich habe ich mich nie ganz damit ausgesöhnt, so weit „hinter Berlin", wie es bei uns am Rhein immer hieß, leben zu müssen. Nun ist mir, als täte sich vor mir wieder ein verschlossener Garten auf! —

*

Köln a. Rh.

Die ersten schweren Wochen liegen nun hinter mir. Ich fühle, daß meine alte Kraft wiederkommt. Ich kann wieder arbeiten. So haben wir nun die Anzeige in der „Kölnischen Zeitung" erlassen:

„Eine Offizierstochter (Waise), welche einen Haushalt selbständig zu führen versteht, kinderlieb und bescheiden ist, sucht Stelle als Hausdame oder Gesellschafterin. Offerten bittet man u. s. w."

Es steht gedruckt — ich las es heute und warte nun mit Ida und Herbert gespannt auf den Erfolg.

„Wenn ich in der Lage wäre, mir eine Hausdame zu halten," sagt Ida, „so bliebst du bei mir. Ich brauchte schon Hilfe, aber eine Hauptmannsfrau mit drei Kindern muß sich eben so durchschlagen." Ich weiß, sie behielten mich gern — und ich bliebe gern. Aber Ida erwartet ihr viertes Kind. Sie braucht das kleine Schlafzimmer, und wenn sie noch eine Hilfe nehmen muß, ist es ein Dienstmädchen — aber keine Dame. — Auch Guido hat sich für mich bemüht, aber ohne Erfolg.

„Ich habe an meine Tante in Wiesbaden geschrieben. Sie hat nur eine einfache Pflegerin bei sich und sie klagte mir neulich, daß die ihr nicht vorlesen könne. Ich schlug dich, als Tochter eines mir bekannten Obersten aus Königsberg, vor. Damit hätte sie doch jemand zur Gesellschaft und um zu repräsentieren, wenn sie Gäste hat. Aber ich bekam zur Antwort, sie brauche keine Gesellschafterin, sondern eine geprüfte Krankenschwester. Sie habe sich an das Rote Kreuz gewandt und würde dieser Tage eine ‚Rote-Kreuz-Schwester' zu sich nehmen, eine Gräfin von der Leyen, die Tochter einer Jugendfreundin. Das wäre also nichts! Alte Damen haben Schrullen. Sie will keine zwei Personen um sich haben, obwohl sie sich das gut leisten könnte. Aber solche Eigenheiten muß man stillschweigend hinnehmen und weiter hoffen." So schrieb er.

*

Heute das erste Angebot. Ein Berginspektor auf der Königlichen Grube Mittelsbach im Saargebiet, dessen Frau gestorben ist, sucht zur Erziehung seiner beiden Kinder eine Dame. Er kann ein Gehalt von fünfunddreißig Mark aussetzen. Die Stellung sei selbständig. — Die Art, wie er schreibt, ist mir sympathisch. Zu Kindern ginge ich am liebsten. Aber — „Abwarten!" sagt Herbert, „du wirst doch erst mal zusehen, was die andern bieten, was ist denn das für ein Hungerlohn! Davon kannst du dir keinen Heller zurücklegen. Es kommen schon noch mehr. Paß auf, wir werden eine Briefüberschwemmung erleben!"

*

Jeden Tag bringt der Briefträger Stöße von Briefen, die auf die Annonce eingegangen sind. Ida und ich bringen die Nachmittage damit zu, uns diese angebotenen Stellungen auszumalen, zu wählen und zu prüfen . . .

Es sind achtzig Angebote gekommen. Ich bin ganz verwirrt! — Ida freut sich wie ein Kind über unsern Erfolg.

„Holla — langsam —" sagt Herbert und schiebt einen Stoß Briefe beiseite. „Diese fallen einmal zunächst weg. Wieso? Na, weil sie alle zu wenig Gehalt anbieten. Die einen ein ‚Taschengeld', die andern zwanzig Mark! Das sind Angebote für Dienstmädchen! Dreißig — fünfunddreißig — achtunddreißig geben nicht mehr, also legen wir sie zur Seite. Nun kommen die alleinstehenden Herren, die Witwer ohne Kinder, die fallen von selbst weg —"

„Aber Herbert!" rief Ida enttäuscht.

„Liebes Kind — Anne kann nicht zu einem Junggesellen gehen. Ganz ausgeschlossen. Es sind acht einzelne Herren. Also weg mit ihnen!" Er legt wieder acht Briefe zu den übrigen.

„Jetzt kommen die einzelnen Damen in nähere Erwägung. Solche haben meistens einen Papagei und einen Mops oder beides. Die Stellungen sind von Launen abhängig, und Launen verändern sich. Ich rate dir von alten alleinstehenden Witwen oder Jungfrauen entschieden ab. Paßt du auch gar nicht hin — Oder willst du?"

„Nein, ich möchte zu Kindern."

„Die alten Damen bieten übrigens auch alles mögliche an: ruhiges Leben, gute Behandlung (na, die ändert sich dann später), aber als gutes Gehalt fünfundzwanzig Mark höchstens. Das geht nicht," fuhr Herbert fort. „Du mußt sehen, daß du so viel bekommst, daß du dir etwas ersparen kannst."

„Das muß ich auch, Herbert."

„Also schieben wir die alten Damen zur Seite. Nun fällt einer weg, der als Photograph eine Empfangsdame sucht. Da weiß man auch nicht, was damit gemeint ist. Ich habe gegen Photographen von vornherein etwas — zweitens die Gutsbesitzerin, die genaue Kenntnis der Milchwirtschaft verlangt — drittens die Damen, welche perfektes Schneidern verlangen. Hast du nicht gelernt! Es bleiben also, wie ihr seht, noch sechs Angebote, auf die wir uns jetzt näher einlassen können."

Herbert sieht uns an und breitet die Briefe vor sich aus. Er tut das so gerne.

„Es ist eine Lotterie, Anne, wir wollen dir das große Los ziehen!"

Nun sitzen wir, lesen und beraten. Wieder fällt ein Angebot weg, in dem es heißt, daß die Gesuchte nicht unter fünfunddreißig Jahren sein darf. Dann noch eins. Stellung erst vom ersten August frei. So lange kann ich nicht warten.

Auf die vier übrigen will ich nun antworten. Am sympathischsten ist mir der Brief des Berginspektors, der seine Frau verloren hat und für seine Kinder eine Dame zur Führung des Haushaltes sucht. Leider bietet er — vielleicht ist er nicht in guten Verhältnissen — bloß fünfunddreißig Mark. Die drei andern bieten vierzig und eine Dame sogar fünfzig Mark monatlich. Wir sind gespannt, was nun erfolgt. Selbst die Kinder fragen, sie finden es höchst belustigend, daß ich so viele Briefe bekomme.

*

Ein Absagebrief. Die Oberförsterin hat in diesen Tagen als Stütze eine Verwandte genommen, die bei ihr die Stelle antreten wird. Schade, die Stelle wäre mir nach dem Berginspektor am liebsten gewesen, da vier Kinder dort sind. Ich habe Kinder so schrecklich gern. Nun korrespondiere ich mit der Majorin, welche fünfzig Mark geben will; sie hat so viele Fragen gestellt, daß es mir ganz angst wird. Herbert macht ein bedenkliches Gesicht. „Was will die alles! Perfekt schneidern sollst du, flicken, Kindern bei den Schularbeiten helfen, Dienstboten beaufsichtigen (nette Aufgabe), auch kochen können, im Fall die Köchin plötzlich krank wird (das scheint mir 'ne praktische Dame zu sein!), dem ältesten Jungen Klavierunterricht erteilen? Nee, weißt du, die ist mir zu gerissen!"

„Aber Herbert, fünfzig Mark!"

„Ach was, das wird nichts. Die Stelle hat sicher Haken. Augenblicklich unbesetzt! Sofort eintreten! Na siehst du! Das ist so eine wie die Major Lange, die jedes Jahr ihre fünfzehn Köchinnen hatte. Nee, die sieht mir mal nicht gut aus! Der schreibst du ab."

Mir ist es selbst unheimlich geworden. Die Stelle ist mir unsympathisch. Aber immerhin, mir ist es angst geworden, wie wenig von den vielen Angaben für mich in Betracht kommen! Eben läuft ein Brief ein von dem Berginspektor. Er möchte meine Zusage haben, die Stelle ist *sofort* zu besetzen, da das andre Fräulein in drei Tagen weggeht.

„Wart erst mal ab, was die mit den fünfundvierzig Mark schreibt," meint Herbert. „Zehn Mark mehr im Monat kannst du brauchen!"

Das ist ja wahr, aber ich wünschte fast, die Dame schriebe nicht mehr.

*

Nun ist mein Schicksal entschieden. Ich sitze im Eisenbahnwagen, um nach Grube Mittelsbach im Saartal zu fahren. Gott sei Dank! Ich gehe gern in dieses Haus, der Abschied wurde mir nicht einmal so schwer, nun da ich Arbeit vor mir sehe. Und doch muß ich immer wieder denken: Was wäre aus mir geworden, wenn dieses Angebot nicht gekommen wäre? Denn die letzte Dame hat überhaupt nicht mehr geantwortet.

*

Ich habe den Rhein hinter mir und das Nahetal. Nun ist es Abend. Ich fahre durch das Saargebiet, an Eisenwerken vorüber, ich sehe die Hochöfen glühen, Schornsteine rauchen, hochragende rußgeschwärzte Schlote, Hüttenarbeiter, Bergleute, hie und da größere Ortschaften, von schwarzem Rauch eingehüllt. Die Gegend wird schwarz, man fühlt den Ruß, den Schwalm und Kohlendunst . . . durch das Fenster dringt er herein. Es ist dunkel geworden, aber rastlos geht die Arbeit in den Hütten, den Fabriken und den Bergwerken weiter; Lichter blinken auf in den Tälern, die der Zug durchbraust, feurig glühen die eisernen Oefen, aus ihren hohen Schornsteinen steigen Funken und wirbelnde Glut zum Nachthimmel empor, Opfer, die der Arbeit gebracht werden! Es ist neun Uhr geworden, ich muß

da sein! Der Zug der Kleinbahn, die mich die letzte Strecke fährt, biegt in ein friedliches grünes Wiesental ein, dessen Rand Buchenwald umsäumt. Weißer Nebel steigt aus den Wiesen herauf, ein breiter Bach plätschert zwischen Wiesen, Heuduft dringt mir entgegen, Waldluft, und so fahre ich dem Waldrand entlang durch den stillen Sommerabend meiner neuen Heimat entgegen. Wie mir das Herz klopft!

Nun ein gedehnter Pfiff — am Weg im Wald eine überdachte hölzerne Bank, ein Bahnwärterhaus, ein Landauer hält abseits an der Straße — in der Ferne ragt der Schacht der Grube Mittelsbach. Auf dem kleinen Bahnsteig steht ein schlanker blonder Hüne mit einer älteren Dame, die suchend den Zug entlang schauen...

Herr Guichard und seine Schwiegermutter. Ich bin da!

II

Das Haus des Berginspektors liegt mitten im Walde, mit vier Häusern zusammen. Parterrebacksteinbauten, die alle dasselbe Aussehen haben, die, neugebaut zu Dienstwohnungen für höhere Bergwerksbeamte, schmuck in ihren kleinen Gärten liegen. Der Hauseingang auf der Giebelseite, der Flur mit Mettlacher Plättchen belegt, die Räume groß und hoch. Man hat mir das Giebelzimmer eingerichtet, einen schönen, geräumigen Raum mit der Aussicht über den Weg, der vom Dorf herauf durch den Wald nach dem fünf Minuten weiter gelegenen Schacht VIII führt.

Herr Guichard schläft unten. Die kleine vierjährige „Maus" bei mir, Großmama ist im Salon einquartiert. Der Kleinste schläft bei der Amme in dem Raum neben der Küche.

„Maus" saß in ihrem kleinen Bett und erwartete „das neue Fräulein". Sie zitterte am ganzen Körper, als ich von der Großmama hereingeführt wurde, und konnte kaum sprechen, so bebten die kleinen Kinnbacken. Die Zeremonie schien großen Eindruck auf das Kind zu machen. Solange die Großmama mich in die Hausordnung einweihte, sah sie hinter ihrem weißen Gitter hervor und klammerte die Händchen fest um die eisernen Stäbe. Die blonden Haare fielen ihr über die Stirn, und das magere blasse Gesichtchen mit den großen ernsten Blauaugen schaute mich unverwandt an. Es dauerte eine Weile, bis die ordnungsliebende und sicher sehr praktische Dame mir das Notwendigste gezeigt hatte und sich dann empfahl, weil das Abendessen anzurichten sei.

„Ich muß mich um alles kümmern. Die Mägde sind hier eine wie die andre, wenn man nicht hinter ihnen her ist wie der Teufel hinter der armen Seel." Damit ließ sie mich mit Maus allein, und ich ging an das Bettchen, klappte das Gitter herab, so daß ich das Kind sehen konnte, und kniete neben ihm auf den Teppich.

„Du heißt Maus, nicht wahr? Gib mir mal deine Hand."

Das Kind nickte. Zögernd kam die kleine Hand hinter dem Gitter hervor.

„Und du?"

„Ich heiße Anne!"

„Ich hab' 'ne Tante, wo auch Anne heißt. Aber die ist nicht nett."

„Aber, Maus, alle Tanten sind nett."

Maus schien ihre Erfahrungen gemacht zu haben. Sie schüttelte energisch den Kopf. „Alle nicht," sagte sie. „Das a n d r e Fräulein war auch eine Tante."

Ich schwieg und strich über ihr weiches Haar.

„Hast du den Paul schon gesehen?"

„Nein, Maus, er schlief schon. Das ist gewiß ein Langschläfer?"

„O ne! Der brüllt ja die ganze Nacht! Papa kann's oft nicht aushalten mit ihm. Letzte Woche war er krank, da hat er nichts essen wollen und immer geschreit. Da hat ihn Papa die ganze Nacht herumgetragen. Hast du seine Amme schon gesehen?"

„Nein, Maus. Das tu' ich morgen. Dann darfst du mir das alles zeigen."

„Wenn Großmama es erlaubt," sagte Maus.

„Die wird es schon."

„Meinste? Sie ist aber streng. Ich darf nicht machen, was ich will, seit Tante Emma fort ist. Bei der hab' ich gemacht, was ich gewollt hab'."

„Wer ist denn Tante Emma?"

„Das ist niemand mehr. Das war mal das e i n e Fräulein."

„Ist das dasselbe wie das a n d r e Fräulein?"

„O ne!" Maus mußte lachen. „Tante Emma war zuletzt bei uns. Zuerst hatten wir das a n d r e Fräulein. Aber das war gar nicht nett."

„Nun habt ihr mich, kleine Maus. Willst du mich denn ein bißchen lieb haben?"

„Ja — vielleicht," sagte Maus verlegen, und sie drehte ihre längste Locke über den Zeigefinger.

*

Der Kleine wurde gerade gewickelt von der Amme, als Frau Meinhard und ich in das Zimmer traten. Die dicke hübsche blonde Person drehte sich kaum nach uns um und beantwortete das nachdrückliche „Guten Morgen, Kathrin" mit gleichmütigem „Morje". Ohne mich anzusehen, hantierte sie mit dem Kleinen, als ob niemand im Zimmer wäre als sie und Paul. Es war ein helles, großes Zimmer neben der Küche, worin sie haust, und es war alles blitzblank und geordnet. Das Bettchen Pauls hatte blendend frische Kissen und Decken und war von rosaseidenem Vorhang verhangen. Der Kleine wurde gerollt, gewickelt, und Kathrin unterhielt sich mit ihm in ihrer Weise.

„Rechtsum kehrt!" sagte sie. „Was haschte dann zu lache? Was gibt's dann widder? Hunger

haschte? Das glaab' ich! De ganze Dag nix wie faulenze un nachts brülle! Du Naachtswächter!"

Sie nahm Platz auf dem Schemel am Fenster und legte Paul auf ihren Schoß. Er ist ein behaglicher dicker Junge von prachtvoller Farbe. Seine Fäustchen ballt er fest zusammen und blinzelt vergnügt in die Sonne. Es war ein hübsches Bild, die blonde Amme am Fenster mit dem Jungen an ihrer Brust. Das goldige Sonnenlicht fiel über ihr blondes üppiges Haar, und herabgeneigt zu dem Kind woben die Strahlen einen flimmernden Schein um ihr Profil und ihre reizenden kleinen Ohren.

Ich bemerkte es Frau Meinhard, als wir draußen durch den Garten gingen.

„Hübsch? Ja! Die Bergmannsmädel, die Ammen werden, sind meistens hübsch."

„Und das Zimmer so ordentlich gehalten. Die polnischen Ammen sind anders."

„Das wäre auch noch schöner," sagte Frau Meinhard. „Sonst tut sie ja nichts den ganzen Tag. Sie wird doch das eine Zimmer sauber halten. Eine freche Person ist's, die weiß, daß man sie braucht. Seit Eva tot ist, haben wir vier Stück gehabt. Sie ist die fünfte und die letzte, das habe ich mir vorgenommen. Sehen Sie nur, daß Sie sich mit ihr halten. Der Bub ist erst zu Kräften gekommen, seit sie hier ist."

Ich habe dann ferner die Köchin gesehen, eine verdrießliche magere Vierzigjährige, die mir Frau Meinhard vorstellte.

„Da ist unser neues Fräulein," sagte sie, und das dürre Mädchen reichte mir ihre Rechte, wobei sie mich von oben bis unten besah.

„Ich hoffe, Sie kommen auch mit der gut aus," sagte Frau Meinhard nachher. „Ich habe sie vor acht Tagen erst hierher gebracht. Sie ist früher bei mir gewesen. Um den doppelten Lohn habe ich sie aber wieder genommen und sie jetzt hierhin gebracht, weil sie ehrlich und ordentlich ist. Die jungen laufen alle des Abends hier weg. Wenn es ihr nur nicht zu einsam hier oben ist," sagte sie besorgt. „Ja, in einer Industriegegend, wo jeder, der arbeiten will, übergenug zu tun findet, ist Leutenot, und seit die Fabriken Arbeiterinnen aufnehmen, können wir Hausfrauen sehen, wie wir mit den schlechten Resten wirtschaften. Ich versichere Ihnen, die Galle läuft einem über, wenn man sieht, wie das Volk verwöhnt wird und daß man keinen Dank davon hat. Die früher als Mägde gingen, werden jetzt Ladenmädchen oder Fabrikarbeiterinnen; um die paar, die noch als Mägde zu gehen geneigt sind, reißt man sich! Wenn sie kommen, können sie nicht eine Arbeit anfassen! Und sind kleine Kinder im Haus, so machen sie doppelt hohe Lohnansprüche. Ich weiß nicht, wie das noch werden soll!"

Ich erfahre nun auch, daß Frau Meinhard hergekommen ist, um das „eine" Fräulein zu entlassen. Den Grund hat man mir nicht mitgeteilt. Es sprechen aber die Spuren, die wir täglich auffinden, für die Dame. Der ganze Haushalt ist, solange sie hier war, verkommen. Die kostbaren Möbel vermottet, die Teppiche verstaubt, die schönen Farben von der Sonne verschossen. Wir entdecken weggesteckte Körbe voll Bügelwäsche, voll zerrissener Hemdchen, die Kinder haben keine Wäsche mehr. Im Garten liegt zerstoßenes Porzellan. Es fehlt Silber. Das Büfett war nie abgeschlossen. Die letzte Köchin hatte Frau Meinhard mit dem Fräulein weggejagt. Ich kann das Entsetzen der Mutter begreifen.

„Ach, der ganze schöne Haushalt, wie sieht er nun aus. Eva war so schönheitsliebend, sie hatte alles nur gut bekommen, aber sie hielt es auch so. Jetzt graust es mich, wenn ich in das Haus komme, das diese ‚Fräulein' in Händen gehabt haben. Die letzte war eine Geheimratstochter! Man sollte es nicht für möglich halten!"

Arme kleine Maus! Was für Gestalten sind in diesem letzten Jahr an dir vorübergezogen, die du alle „Tante" nennen mußtest. Ja, ich sehe, ich habe genug Arbeit gefunden, und leicht wird es nicht sein. Die Leute sind hier anders als im Osten. Sie sind leichtlebiger, selbstbewußter, keck und wenig respektvoll gegen ihre Brotgeber. Es mag sein, weil sie mehr Geld, mehr Arbeit haben und ein Heim —! Die Mädchen können so arm sein, wie sie wollen, es findet sich doch ein Bergmann für sie. Und sind sie verheiratet, so sind sie versorgt. Ein Bergmann hat guten Verdienst; die Bergmannsfrauen haben ein bequemes Leben, die Pension in Aussicht, und wer besonders fleißig ist, geht ins Dorf arbeiten.

Wenn wir durch das große Dorf fahren, sehen wir sie in den Türen sitzen, ihre kleinen Häuser sind sauber gehalten, die Fenster mit Fuchsien geschmückt. An den warmen Herbstnachmittagen sitzen die Bergleute, die Nachtschicht gehabt haben, in roten Samtpantoffeln, nur mit Hemd und Hose bekleidet, mit der Zeitung vor ihren Haustüren auf der kleinen Bank oder auf den sauber gewaschenen Treppen. Der stete Kampf mit dem Ruß hat die Frauen putzfreudig gemacht, und sie putzen ihre Zimmer und Fenster mit sichtlicher Schaffenslust. Die Luft ist trotz des Kohlenstaubes kräftig und gut. Ich fühle, wie mir die Waldluft wohltut. Die Wälder dehnen sich hier meilenweit aus, von schönen breiten Fahrwegen und schmäleren rotgekiesten Bergmannspfaden durchzogen. Wie schlimm hatte ich mir das Kohlenrevier gedacht, und wie schön lebt es sich hier! —

*

Die Großmutter ist abgereist. Ich bin mit Maus und Paul allein. Ich kann wohl sagen „allein", denn Herr Guichard, den ich nur des Mittags und des Abends zu den Mahlzeiten sehe, ist nicht zu rechnen. Er ist zufrieden, wenn er

keine Klagen hört, mit denen ihn seine Schwiegermutter reichlich bedacht hat.

„Ich muß mir den Aerger vom Halse reden," sagte sie zu mir. „Dann ist es gut." Aber Herr Guichard ist einer von denen, denen Aerger nachgeht. Und ich fühle — es frißt andres an ihm. Er kann nicht vergessen — trotz seiner reizenden Kinder. Daher will ich ihn nicht wissen lassen, daß ich mit großen Schwierigkeiten hier kämpfe, ich werde mir alleine zu helfen wissen.

Eine dankbare Aufgabe ist es nicht, das dritte „Fräulein" zu sein, in einen verwahrlosten Haushalt hineinzugeraten und die Arbeit mit schlechten Dienstboten zu bewältigen. Die Amme? Ich sah am ersten Tag schon ein, daß sie nicht gewillt ist, mir auch nur einen Gefallen zu tun. Sie kümmert sich um Paul. Das ist aber auch alles. Mag es sonst gehen, wie es will. Der Köchin ist es zu langweilig hier oben. Sie klagt es mir jeden Tag lang und breit.

„Ach, du liewer Gott, wann ich das gewißt hätt! De ganze Dag sieht m'r ja nix wie die paar Bergleit, wann se in die Grub gehn! Un abends is es so still, daß m'r sich fercht."

„Aber Sie haben doch Gesellschaft im Haus. Das Kathrin —"

„Ja — das! Das laaft jede Abend, wann's mit dem Kind fertig is, enaus! Was han ich dann an dem?"

„Aber sie hat doch keinen Hausschlüssel?"

„Nadierlich. Das war doch 's erscht, was sich das hat mache lasse!"

„Aber, ich habe gemeint, ihr Schatz wäre bei den Soldaten!"

„Der een? Jo — der is jetzt in die Ziehung kumm. Awer der anner schafft in der Grub! Jo, was denke Sie sich dann! So e jung Mädche sorgt sich gut vor. Wenn der een jetzt in die Ziehung muß, hat's de annere widder."

„Ja, mein Gott, und wenn sie dann wieder unglücklich wird?"

„Na jo. Dann geht's als widder als Amm! E schöner Lewe, wie das hat, kann man sich jo gar nit denke!"

Es spricht das neidvolle alte Mädchen aus Dortels Aeußerungen, aber mir machen sie Angst.

Ich versuche ihr vorzustellen, daß sie hier den doppelten Lohn bekommt. Aber an dem Punkt sind diese Leute unverwundbar.

„Gott, das bißche meh oder weniger, das machts aach nit," sagt Dortel. „Da han ich liewer wenig und bin in der Stadt, wo m'r a emol Musik hört un Soldate sieht un Minsche, so viel m'r will. Un Sundags geht m'r mit seine Bekannte in die scheene Gartewirtschafte oder ins Apollotheater."

Ich versprach ihr, sie dürfe alle vierzehn Tage in die Stadt fahren. Aber selbst das zieht nicht mehr.

„Das is jo alles gutt gement! Aber bis ich mit'm Esse fertig bin, wenn einem kei Minsch helft, is es vier Uhr, un bis ich mich dann ahngedahn han un de weite Weg bis zum Bahnhof gemacht han, is es ja bald Naacht. Un wenn ich dann in die Stadt kumm, sin se schun längscht all furt."

Die Mägde aus dem bergrätlichen Haus nebenan sind ihr zu gewöhnlich.

„O Jesses! Wann ich die schon nur am Kichefinschter siehn, han ich genung. Das is kei Umgang für unsereens."

Also Dortel wird gehen. Sie will noch so lange bleiben, bis ich eine andre gefunden habe, dann wird sie in die Stadt gehen, und — sie hat schon eine Stelle.

Herr Guichard ist so still, kaum daß man ihn hört. Er spielt mit Maus und lacht auch zuweilen über ihre drolligen Einfälle, aber ihr Lachen schneidet ihm durch das Herz. Oft schiebt er Maus beiseite und geht hinaus. Dann steht das Kind und sieht mich mit großen Augen an.

„Was hat Papa?"

Ich habe mich vergebens nach einem Bild der jungen Frau umgesehen. Es ist keins vorhanden. Er hat sie alle weggeschlossen. Maus sagt wohl zuweilen: „Ich möcht' so gern, mein Mütterchen käme wieder." Sie hat auch schon des Abends in ihrem Bett geweint, wenn ich ihr sagen mußte, daß Mütterchen im Himmel ist bei den Engeln.

„Ach, die Engel sind doch nur fremde Kinder, die sie nicht kennt. Weshalb ist sie nicht bei uns geblieben?"

Aber Kinder vergessen leicht. Die Augenblicke, in denen ihr der Verlust fühlbar wird, sind nur selten.

Die kleine Maus ist ein ernstes Kind. Sie denkt nach, und es genügt ihr nicht, mit Worten abgespeist zu werden. Sie hat ein gutes Gedächtnis, und sie setzt mich oft genug in Verlegenheit mit ihren Fragen.

Am besten kommt man weg, wenn man ihr Antworten gibt, wie man sie einem Erwachsenen geben würde. Aber oft komme ich trotzdem nicht mit.

„Wie kommen denn die Pferde in die Grube hinein, Tante?"

„Sind denn auch Pferde in der Grube?"

„Das weißt du nicht? Die holen doch die Kohlen in Wagen herauf. Ich seh' sie oft aus den Stollen heraufkommen. Aber wie sie in die Grube 'reinkommen, möcht' ich wissen."

„Ja, Maus, das wird dein Papa wissen. Der weiß das alles."

Papa weiß alles, das steht fest bei Maus. „Aber weshalb sagt er denn so oft: ‚Kind, das weiß ich nicht'?"

Und Maus heftet ihre Augen so lange auf mich, bis ich mir wieder herausgeholfen habe. „Mein Bruder ist noch dumm," sagt sie. Sie betrachtet ihn, wie man eine kleine Maschine

besieht, befühlt seine Händchen, seine Augen und — was Paul besonders unangenehm ist — sein Zähnchen. Er hat vor einigen Tagen einen kleinen zackigen Zahn bekommen. Kathrin brachte ihn stolz herein, als wir bei Tisch saßen — so stolz, als sei dieser Zahn ihr allein zuzuschreiben. Sie präsentierte Paul, und — Herr Guichard griff in die Tasche — ich sah, daß Kathrin zehn Mark bekam.

*

Die junge Frau Bergrat kommt öfters zu mir herüber, seit wir uns im Garten durch Maus' Vermittlung kennen gelernt haben. Es ist eine zwanzigjährige Frau, eine Kommerzienratstochter aus Krefeld. Sie ist ebenfalls fremd hergekommen, und wir tauschen unsre Erfahrungen und die häuslichen Erlebnisse untereinander aus. Sie erwartet ihr erstes Kindchen und sieht dabei selbst noch aus wie ein Schulmädchen in ihren Hängekleidern. Ihre Laube stößt an unsre, und wenn ich mittags mit Maus am Kaffeetisch sitze, kann ich das junge Paar in der Laube sehen und sprechen hören. Bergrat Wende gehört zu denen, die das Glück hatten, sehr alte Vordermänner anzutreffen; als diese vor einigen Jahren starben, gab es einen raschen Schub, und so sind die Bergräte des hiesigen Reviers meist sehr junge Herren. Herr Guichard hat weniger Glück gehabt. Er ist als Bergassessor aus dem Ruhrgebiet hierhingekommen und hat die jungen Bergräte vorgefunden. Ob ihn sein Unglück allein so menschenscheu gemacht hat? Ich sehe ihn allein zur Grube gehen — allein kommt er zurück. Des Abends sitzt er in seinem einsamen Zimmer. Aus dem Bergrat nebenan, der zudem noch einem befreundeten Korps angehört, macht er sich nichts. Aber er sagte zu mir, ich möchte ungehindert dort verkehren, so viel ich wolle. Er ist ein guter, vornehmer Mensch, mit dem man gerne zusammen ist. — In dem Hause rechts von uns wohnt ein Obersteiger. Uns schräg gegenüber liegt das Maschinenhaus der Grube. Wir wohnen an der Ecke. Wenn Maus und ich unsern Abendspaziergang machen, gehen wir den breiten Waldweg entlang bis an die Stelle, wo der Wald aufhört und sich der Weg zwischen Aeckern weiter nach dem Dorf herunterzieht. Von der Abendsonne beschienen, liegt das große Bergmannsdorf vor uns, weit gestreckt, die Dächer blinken zu uns herauf, und auf den vergoldeten Hähnen der beiden spitzen Kirchtürme glänzt die Sonne. In der Ferne zieht sich der herbstliche Wald und umsäumt die Hügel des Tales.

*

Stürmische Tage. Dortel ist gegangen. Das neue Mädchen, eine Schwester der bergrätlichen Köchin, erweist sich als unlustig zu jeder Arbeit. Kathrin war die Nacht ausgeblieben, Paul hatte jämmerlich nach ihr geschrien. Dadurch war Herr Guichard geweckt worden, und er hatte in seinem Zorn Kathrin gekündigt, als sie im Morgengrauen über die Türe trat. Wortlos hatte Kathrin die Kündigung entgegengenommen.

„Ich kriehn schon e Platz," hörte ich sie sagen. „For mich is mir kei Angscht. Auch ohne Zeugnis kriehn ich e Stell!" Ich habe mich sofort ins Dorf begeben zu meinen Bekannten, um nach Mädchen zu fragen. Ich habe dort einige Bekannte, die Frau des Spezereihändlers und die Eierfrau am Markt. Maus hat Halsschmerzen. Kathrin hat am selben Tag das Haus verlassen müssen. Herr Guichard weiß nicht, daß ich dafür Feuer anmache, koche und Zimmer aufwasche! Ich habe selbst die Kohlen aus dem Keller heraufgetragen. Und nachts trage ich den jammernden Paul in meinen Armen hin und her. Er schlägt nach der Flasche. Ich vermisse Kathrin schwer — noch mehr fehlt mir Dortel. Das neue Mädchen, das einzige, was weit und breit zu haben war, kann nichts als Kaffee kochen. Den allerdings ausgezeichnet, es ist das einzige, was diese Bergmannsmädel können. Ich komme nicht einmal mehr dazu, an Marie meine flüchtigen Briefe zu schreiben. An Frau Meinhard muß ich jede Woche berichten, wie es hier geht. Die Zeit verfliegt mir hier. Ich bin im Herbst gekommen, nun ist es Winter, und es beginnt schon zu schneien. Drüben im Bergratshaus ist ein kleiner Junge angekommen. Ich bin bei der großen prächtigen Taufe geladen gewesen und habe die hiesige Gesellschaft, die höheren Bergbeamten der umliegenden Bergwerke, einige Großindustrielle aus der Umgegend, die Besitzer der Eisenwerke, der Glashütten, kennen gelernt. Die Damen treffe ich oft bei Frau Bergrat. Sie sind meist aus dieser Gegend oder Rheinländerinnen. Ich mag diese Menschen gern, — wenn es nur leichter wäre, mit den unteren Klassen auszukommen. Die Männer gefallen mir besser. Sie gehen mit respektvollem Gruße an uns vorüber und haben einen militärischen Gang. Ihren festen Tritt, wenn sie des Abends mit ihren Lampen zur Nachtschicht gehen und in der Morgenfrühe zurückkommen, bin ich nun so gewohnt, daß ich weiß, wieviel Uhr es dann ist. Es ist abends das letzte, was ich höre, und ich wache des Morgens durch ihre Schritte auf. Seit ich Paul nun ganz alleine aufziehe, habe ich so viel zu tun, daß ich keine Zeit mehr habe, in dies Buch zu schreiben. Ich habe ja die Kinder — ich habe Guido und seine zuversichtlichen Briefe — ich brauche keinen andern Freund.

*

„Es ist Ihnen wohl auch zu einsam bei mir?" sagte Herr Guichard plötzlich. Ich saß am Fenster und nähte. Draußen regnete es. Ich fuhr auf — denn meine Gedanken waren gewandert, und ich hatte vergessen, daß Herr Guichard noch im Zimmer saß. Sonst geht er nach Tisch sofort in sein Arbeitszimmer hinüber. Diesmal war er mit

seiner Zeitung hiergeblieben und saß am andern Fenster.

„Wie meinen Sie das?"

„O — ich dachte —. Verdenken könnte ich es Ihnen nicht. Es ist einsam hier oben."

„Aber ich bin so gern hier. Wie kommen Sie darauf?"

„Von den Leuten verläßt mich einer nach dem andern. Sie sind nicht gern in einem stillen Haus, wie meins geworden ist."

Ich schwieg. Etwas in seiner Stimme tut mir immer weh.

„Ich habe so wenig Geschick dazu, Menschen zu mir zu ziehen. Früher tat es meine Frau. Da war alles im Haus so fröhlich wie — bei andern," fuhr er fort und stützte den Kopf in die Hand und blickte in den Regen hinaus. „Wenn es Ihnen einsam ist, so sagen Sie es mir, dann lasse ich den Wagen kommen, und Sie fahren mit Maus zur Stadt. Dort gibt es Menschen — und Läden und Theater — Konzerte jetzt im Winter."

Es war der Grundgedanke, der ihm diesen Vorschlag eingab, der mich so seltsam berührte. Sie gingen alle von ihm fort und ließen ihn allein. Das hatte er schon einmal gesagt. Nun, da ein Mädchen nach dem andern wegging — das letzte Mädchen war schon wieder gegangen, und die Neue hatte heute gekündigt, weil sie „Heimweh" habe — glaubte er, mich halten zu müssen. Die Angst stand ihm in seinem verbitterten, blassen Gesichte geschrieben. Er stand ja so hilflos mit den Kindern da — er fürchtete sich, mich zu verlieren. — Ich las die Angst aus seinem gedrückten Wesen. Herr Guichard ist ein Mensch, der mit dem Leben abgeschlossen hat. Für ihn gibt es noch die Pflicht, die Kinder aufzuziehen, und die Arbeit. Sonst nichts. Ich habe versucht, ihn zu einem Konzert um seine Begleitung zu bitten. Ich packte ihn an bei seiner Ritterlichkeit — und er gab nach. Am Nachmittag vor dem Konzert kam er zu mir und bat mich, ihm nicht böse zu sein, er müsse heute nacht in das Bergwerk. Es sei ein Unglück passiert. — Er habe mit Herrn Bergassessor König gesprochen, der sei gern bereit, an seiner Stelle das Billett zu nehmen. Ich konnte nicht anders und sagte ihm offen heraus, daß ich ihm nicht glaubte. Er hörte zu und sah zum Fenster hinaus. Endlich sagte er:

„Sie haben recht. Aber es ist mir nicht möglich, Musik zu hören. Ich habe früher in meinem Hause so oft singen hören. Sie hatte eine gute Stimme — und wenn ich denke — ich soll in einem Konzert plötzlich wieder ein Lied hören, das sie — einst gesungen hat, — ich kann es nicht."

Das sagte er ruhig, aber mit einer Entschiedenheit, daß ich schwieg. Frau Bergrat hat schon ihre Versuche gemacht — sie hat ihn zu sich gebeten zum Abendessen im kleinen Kreise, dann offiziell als seine Vorgesetzte, sie hat ihn ernsthaft befohlen. Aber er ist nicht hingegangen.

In ihrem Hause hat früher ein ihm befreundeter Bergrat gewohnt, und er ist oft in den Räumen gewesen, vielleicht erinnern ihn die Zimmer daran, daß er einmal mit seiner Frau vergnügt darin gewesen ist. Er soll ein gewandter Gesellschafter gewesen sein und ein guter Karnevalist. Jetzt ist nichts mehr davon geblieben.

„Passen Sie bloß auf, daß er nicht melancholisch wird," sagt Frau Bergrat zu mir. Und offen, wie sie ist, hat sie mir gestanden, daß sie anfangs wenig Vertrauen zu mir gehabt hätte.

„Ich habe einen wahren Abscheu vor sogenannten Fräuleins," sagte sie. „Wir haben zu Hause — meine Mutter starb früh — immer Fräuleins gehabt, und mich haben sie erzogen. Gebildete, ungebildete, unangenehme, liebe, untüchtige, die nichts verstanden, nichts leisteten und uns alles aus Bequemlichkeit durchließen — und grobe, berechnende, hinterlistige, die gut zu ihrem Vorteil wirtschafteten. Mein Vater hat sich mit diesen Damen durchhelfen müssen, und meine Jugend haben sie verbittert. Ich habe einen wahren Haß auf sie! Hier fand ich nur den Beweis, daß es noch immer so ist wie früher: Sobald man ernstlich auf weibliche Hilfe angewiesen ist — läßt sie einen im Stich. Mit denselben Exemplaren hat sich zuerst der arme Herr Guichard behelfen müssen! Ich habe nicht mehr an dem Hause vorbeigehen können, so taten mir die unschuldigen Kinder leid. Als Sie kamen, sagte ich zu meinem Mann: ‚Jetzt probiert er's mit den Adligen! Der arme Mann!'"

Guichard ist einmal sehr beliebt gewesen, man fragt mich überall mit Teilnahme nach ihm, und die Kinder werden, wohin ich mit ihnen komme, warm und liebevoll aufgenommen. Ich habe viele gute Bekannte hier gefunden. Nebenan im Garten ist ein Tennisplatz angelegt worden, da wird im Sommer gespielt, ich habe ein Mittwochkränzchen mit einigen Damen der Bergbeamten, wir lesen die neue Literatur. Herr Guichard hat mir zu meinem Geburtstag die Freude bereitet, daß er mir zwei Abonnements schenkte. Eines zu den acht Konzerten in der Stadt und eins zu einem Lesezirkel. „Damit ich mich nicht einsam fühlen sollte." Er umgibt mich mit stillen Aufmerksamkeiten, die rührend sind. Aber er nimmt nicht teil an meinen kleinen Freuden. Den Sonntag gestalte ich immer etwas festtäglicher als die übrigen Tage. Morgens steht auf dem Kaffeetisch der Napfkuchen, auf den sich die Kinder schon die ganze Woche freuen — und ein paar Blumen aus dem Garten. Dann fahren wir ins Dorf zur Kirche. Frau Bergrat, Maus und ich. Nachmittags sitze ich dann in meinem Giebelzimmer oder im Garten und schreibe, lese und feiere ein paar Stunden Sonntag. Ich lasse meinen sonst recht beanspruchten

Gedanken freien Lauf und lasse sie schweifen und wandern . . . Des Abends bin ich bei Bergrats, die sich jeden Sonntag ein paar Gäste zum Abendtee bitten. Auf diese Sonntage freue ich mich — wie die Kinder auf den Napfkuchen. — Aber wenn ich dann abends aus fröhlicher Gesellschaft in das stille Haus komme, wo hinter den Läden in Einsamkeit und Verlassenheit Herr Guichard sitzt, überfällt mich jedesmal eine Angst — ich weiß nicht, woher und wie — aber ich fürchte — Man soll so etwas nicht niederschreiben, und wie ich die Gedanken zurückdränge, so will ich sie auch nicht zu Papier bringen. Ich gehe dann rasch hinauf in mein Zimmer und gehe an die Bettchen, wo Maus und Paul ruhig atmend schlafen; der Mond scheint in das Zimmer. Ich sitze dann noch eine Weile am Fenster, schaue in die Nacht hinaus, höre, wie sich die Bäume unter dem Nachtwind neigen, und sehe die mondbeschienene helle Straße entlang. Dann denke ich an den Tag, an dem ich mich stolz vor allen als Guidos Braut bekennen darf und an dem ich hier hinausziehe — aus dem stillen Haus. Und meine Sehnsucht wird plötzlich stiller. Mein Herz krampft sich zusammen bei dem zweischneidigen Gedanken an den Abschied von hier. — Wir warten und hoffen ja darauf!

Wenn die Kinder nicht wären, die Arbeit und die vielen kleinen Sorgen — ich käme um vor — ich kann nicht Heimweh sagen — ich habe kein Heim mehr — aber Sehnsucht nach einem einzigen, der unter dieser Trennung leidet — er schreibt es in jedem Brief.

*

Bin ich wirklich schon vier Jahre in diesem Hause? Es ist wieder Spätsommer. Heute vor vier Jahren kam ich her. Es hat sich manches geändert hier. Paul ist ein kleiner, bald fünfjähriger strammer Bengel geworden, der im Garten turnt und mir viel zu tun gibt mit seinen zerrissenen Strümpfen und zerrissenen Hosen und allerhand sonstigen Unglücken, und Maus geht schon zur Schule. Sie ist ein kleines Fräulein geworden, das seinen Zopf trägt und morgens mit dem kleinen Schulranzen und den Obersteigerskindern zur Schule in das Dorf geht, beinahe eine Stunde. Bei schlechtem Wetter fährt der Grubenwagen sie hin. Ich habe endlich Ordnung in dem Haushalt geschaffen. Seit ich weiß, daß die Verhältnisse hier nicht günstig sind (Herr Guichard lebt nur von seinem Gehalt), bemühe ich mich, zu sparen. Ich habe das zweite Mädchen abgeschafft, und es ist mein besonderer Stolz, daß wir auch den Garten allein in Ordnung halten. Maus und Paul haben jeder sein kleines Eckchen, wo sie pflanzen dürfen, was sie wollen — und jeder hat sein Gärtchen. Das meine liegt an der Mauer, von wo aus man den Weg überblicken kann, den der Briefträger heraufkommt. Wenn seine rote Mütze auftaucht, laufen ihm die Kinder entgegen, und jedes will mir zuerst den Brief bringen. Oft tun sie mir leid. Wer weiß, ob das, was in den Briefen steht, nicht jeden Tag mich von ihnen losreißen kann? Arme, ahnungslose kleine Menschen, die strahlend gelaufen kommen, um mir die Nachrichten von Guido zu bringen! Aber wir sind noch heute so weit wie damals, als wir uns das Wort gaben. Guido ist Oberleutnant geworden. Frau von Planitz lebt immer noch in Wiesbaden. Guido schickt sehr genaue Berichte ihrer langsam fortschreitenden Krankheit. Wir haben uns auch heimlich gesehen. Einmal im Winter. Kein Mensch ahnt, daß die verschleierte Dame, die bei einbrechender Dämmerung am Bahnhof auf den Herrn wartete, der mit dem Zuge vom Rhein gekommen, ich war. Wir haben uns dann öfters gesehen. Wie man erfinderisch wird und verwegen und doch klug! Wir sind zusammen auf einsamen Wegen gegangen und haben uns dann nach schwerem Abschied auseinander gerissen. — In den bangen langen Zwischenzeiten müssen die Briefe aushelfen. — Ich habe aber noch eine andre schwere Sorge: Herr Guichard! Er ist auf meinen Rat — und es war nötig — im Sommer weggewesen und hat vier Wochen in einem Sanatorium verbracht. Ich hatte das Haus zu seinem Empfang so schön gemacht, die Kinder hatte ich zur Bahn geschickt im Wagen — und er kam — still, wie er gegangen war, heim. Mir schien er älter geworden. Ich sah, daß sein Haar an den Schläfen ergraut ist. Ein vierzigjähriger Mann! Von diesem Tage an sind ernste Gedanken über mich gekommen. Der Arzt im Dorfe meint, solche Kuren in Kaltwasserheilanstalten griffen die Menschen stark an. Man müsse ihnen Zeit zur Erholung lassen. Aber ich sehe jetzt — nachdem er lange zurück ist —, daß es nicht besser geworden ist. Seine Augen haben einen Blick, der mir sagt: von außen ist da nichts zu heilen. Es muß von innen heraus kommen, und niemand — kein Mensch kann ihm helfen. — Nur eine, aber die ist nicht mehr unter uns. —

Ich habe gehört, daß solche Menschen ein Schrecken, ein plötzlicher Nervenchok aufrütteln kann — und ich habe etwas getan, das ich nun bereue! Ich habe ihm von meiner Verlobung gesprochen. Wir saßen nach Tisch zusammen, die Kinder spielten im Garten. Da — ich hatte es Tag um Tag versucht — aber hinausgeschoben — weil er mir leid tat —, da sagte ich ihm: „Ich habe Ihnen etwas mitzuteilen —" Bei diesen Worten sah er mich an — und wurde erdfahl. Er sah aus wie jemand, der einen Schlag aushalten will, ohne zu zucken. Ich zögerte — es auszusprechen. „Ich bin verlobt!" sagte ich endlich. Er war doch zusammengefahren, dann machte er eine Anstrengung, ein freundliches Wort zu finden.

„Ich habe es mir immer schon gedacht," sagte er nach schwerer Pause. Er nickte vor sich hin, und seine abgemagerten Hände ballten sich zusammen. „Ich dachte es mir. Und nun wird es kommen, wie es vorher war. Sie werden aus dem Hause gehen —"

„Noch nicht, Herr Guichard. — Noch lange nicht," rief ich, und Tränen stiegen mir in die Augen. Ich erzählte ihm von Guido. Er saß, ohne mich anzublicken. Bisweilen nickte er zu meinen Worten. „Aber das können Sie sich doch nicht alles gedacht haben?" sagte ich, als er immer noch schweigend dasaß. „Sie konnten doch nicht wissen, daß ich verlobt sei?"

„Ich weiß nur, daß ich kein Glück habe," sagte er und stand auf. — „Nun wird es werden wie vorher! Sie sagen, es kann lange dauern? Nein. Das wird bald kommen. Es kann jeden Tag sein. Eine alte Frau kann lange leben bleiben, meinen Sie? Sie wird sterben! Dann gehen Sie fort. Und die Kinder sind wieder allein — in dem toten Haus bei dem stillen Vater. — Die Kinder, die Sie so lieb haben —" Wie furchtbar schnitten die Worte in meine Seele. Unvergeßlich. — Wie ich es bereue! Bereue.

Ich habe noch einmal davon angefangen. „Nie gehe ich von Ihnen fort, ohne daß ich die Kinder in guten Händen weiß. Ich bleibe, bis Sie einen Ersatz für mich gefunden haben."

„Ersatz?" sagt er und lächelt traurig. „Ich habe geglaubt, Sie seien es! Die Kinder haben vergessen, daß sie keine Mutter haben! Nun gehen Sie fort und lassen sie allein!"

Ich habe ihn dann beschworen, nicht an dem Gedanken hängen zu bleiben und niemand davon zu sprechen.

„Das verspreche ich Ihnen —" sagte er. — „Nun weiß ich, daß Sie bald nicht mehr hier sein werden und daß es dann wieder so anfängt wie vorher, ehe Sie kamen. Ich bin einer von denen, denen es nicht gegeben ist, zu vergessen!"

*

Das ist es: Er will vergessen! Er verbirgt ihr Bild vor sich selber, er spricht nie von ihr, er nennt ihren Namen nicht vor seinen Kindern — und erfüllt das alte Wort: „Jemand vergessen wollen heißt an ihn denken."

*

„Was hat denn Vater?" fragte mich Maus ganz ängstlich, „hat er geweint?"

„O Gott, nein! Weshalb meinst du denn?"

„Er sieht so aus!" sagt Maus bestimmt. „Weshalb ist er denn nie froh mit uns? Andre Papas sind immer so vergnügt."

Armes Kind, ich habe etwas gut machen wollen und habe es recht schlecht gemacht. Nun sehe ich, wie an ihm der Gedanke nagt ... Ich bin unglücklich und hilflos.

Bliebe er doch des Abends im Zimmer bei uns sitzen! Ich wollte ihm vorlesen, mit ihm plaudern. Aber still geht er des Abends hinüber auf sein Zimmer, und von da ab dringt kein Laut mehr zu mir herüber. Ich flüchte mich, wenn mich die Angst wieder packt, zu den Kindern hinauf. Vor meiner Tür liegt der schottische Schäferhund Bluff, den Herr Guichard angeschafft hat, weil ich mich des Abends fürchte. Es ist auch einsam hier oben. Aber nie ist mir dies so zu Bewußtsein gekommen wie jetzt.

In einem Brief von Frau Meinhard stehen allerlei Ratschläge. „Spielen Sie ihm einmal auf dem Klavier vor. Die Noten meiner Tochter liegen alle in ihrem Zimmer in dem Schrank. Das hat er immer so gern gehört. Oder fragen Sie ihn, ob ich einmal kommen solle. Mir sind es ja stets traurige Tage, aber den Kindern zuliebe will ich die Reise gern machen —" Aber Herr Guichard, den ich fragte, war so ehrlich entsetzt von diesem Plane, und ich habe ihn zum erstenmal nervös gesehen.

„Nur das nicht!" rief er. „Reden Sie es ihr aus! Kommen und mich aufheitern! Fürchterlich — jemand ‚heiter' stimmen wollen mit Gewalt! Sie darf nicht hierherreisen! Sie denken, daß ich undankbar bin — aber ich tauge nichts mehr für Menschen, die gesund sind."

Ich habe niemals versucht, das Klavier zu öffnen, und Frau Meinhard habe ich abgeschrieben. Seit die Leute hier wissen, daß Herr Guichard in einer Nervenheilanstalt war, hat sich die Kunde von seiner „Krankheit" rasch verbreitet. Mit den Uebertreibungen, die das Volk liebt, trägt man sich die Nachrichten zu. Jetzt will plötzlich jeder „es kommen" gesehen haben, und man spricht von gewissen untrüglichen Anzeichen, die der Krankheit vorangingen. Ich kann nicht genug tun, um die Meinung niederzuhalten. Selbst Herrn Guichard ist es aufgefallen. „Ich weiß gar nicht, was diese mitleidsvollen Fragen nach meiner Gesundheit sollen?" sagte er gestern zu mir. „Ich bin doch nicht krank! Man will wohl, ich solle mich pensionieren lassen?" Heute fing er beim Essen an: „Wenn ich genau wüßte, daß wir leben könnten — aber es ist ja kein Gedanke daran! Sie gehen ja! Nachher fängt es von vorne an und wird tausendmal schlimmer — weil es jetzt mit mir jeden Tag bergab geht. Ich fühle es — und man muß es mir schon ansehen. Vielleicht anmerken. Im Dienst —"

Nun sitzt er wieder und grübelt diesem verzweifelten Gedanken nach.

Ich habe seit einem halben Jahre mein Gehalt nicht mehr bekommen. Ich wage nicht, ihn zu erinnern. Er ist so vergeßlich. Er vergaß letzthin den Geburtstag des armen Paul. Für ihn hat er nie viel Liebe gehabt. Das ist ja das Kind, das seiner Mutter den Tod gebracht hat. Paul

lebt unbekümmert, er ist ein gutes, bescheidenes Kind, folgsam und treuherzig und sehr anhänglich. Ich habe ihn fast noch lieber wie die kluge Maus. Er ist ein echtes Kind! Die Begabtere ist sie. Es mag schwer sein, mit dem Gehalt eines Königlich Preußischen Berginspektors zu wirtschaften; mir kommt der sparsam geführte Haushalt Mamas sehr zustatten — aber Herr Guichard ist in großen Verhältnissen aufgewachsen und anspruchsvoll erzogen, dabei ist er von Natur unpraktisch veranlagt. Er kann mir oft tagelang kein Haushaltungsgeld geben. Die Leute in den Geschäften, die früher pünktlich bezahlt wurden, müssen jetzt lange warten. Das macht sie mißtrauisch, und sie sind nicht mehr ganz so respektvoll wie früher. Ich habe nun auch erfahren, daß Frau Meinhard, die in den ersten Jahren der Tochter eine große Rente gegeben hatte, ihr Vermögen bis auf einen Rest durch den Zusammenbruch einer Aktiengesellschaft verloren hat und nun von dem schmalen Rest selbst knapp lebt. Die Kinder haben keinen Menschen, der ihnen einmal eine Freude macht oder ihnen etwas schenkt. Ich selbst habe ja nicht einmal für mich genug. Oft meine ich, ich müßte sie in meine Arme nehmen und recht bitterlich mit ihnen weinen.

*

Morgen ist Herrn Guichards Geburtstag. Ich übte heute gerade mit Maus und Paul die kleinen Gedichte ein, die sie aufsagen sollen, als Herr Guichard plötzlich eintrat. Ich winkte Maus erschreckt, still zu sein — aber Paul, der seinen Vater nicht kommen hörte, sprach ruhig weiter:

„Zum frohen Feste
Das Allerbeste."

„Was tut ihr denn da?" fragte Herr Guichard, und sein Gesicht war so blaß wie der Tod.

Die Kinder standen verlegen. Ich stand auf.

„Es sollte eine Ueberraschung sein." — Aber ich stockte, denn ein Blick hatte mich getroffen, den ich — nie vergessen werde. — Dann wandte er sich — und ging. Und die Kinder bestürmten mich mit Fragen. Ich war ärgerlich, und im ersten Zorn nahm ich mir vor, den morgigen Tag so wenig festlich zu begehen wie jeden gewöhnlichen Wochentag. Die beiden letzten Male war Herr Guichard an diesem Tage jedesmal verreist. Diesmal hatte er wohl nicht an den Gedenktag gedacht — es mag Menschen geben, die ihre eignen Geburtstage vergessen. Und richtig, heute abend läßt er mir sagen, er bliebe zum Essen in der Menage. (Das ist die Gastwirtschaft des Bergwerks.) Ich sitze jetzt oben. Die Kinder schlafen. Ich schreibe noch einen Brief an Guido. Denn ich kann doch nicht schlafen. Mir ist die Stimmung zu morgen verdorben. —

*

In dieser Nacht geschah es. — Wenn ich heute, nachdem alles vorüber ist, darüber nachdenke, kommt es mir vor wie ein wüster, gräßlicher Traum, der Schluß meines fünfjährigen Aufenthalts auf Grube Mittelsbach. Ich hatte lange geschrieben und war dann hinuntergegangen mit dem Hunde, um nachzusehen, ob die Türen verschlossen waren. Das Licht brannte im Flur. Alles war still. Es war noch nie vorgekommen, daß Herr Guichard so lange ausgeblieben war, aber ich dachte, ihn hielten vielleicht die Herren in der Menage zurück, die Samstags dort ihren geselligen Abend hatten. Ich wußte von Frau Bergrat, wie spät es dann immer wurde. Und je später er nach Hause kam, desto besser, ihn erwartete ja niemand — er konnte in sein leeres Haus kommen zu jeder Zeit.

Mit einer Bitterkeit dachte ich es, daß er alles, was ich tat, um ihm sein Haus heimisch und warm zu machen, übersah, weil seine Augen über uns hinwegblickten. Es war nicht recht von einem Vater, seine Kinder zu vergessen, denn halb vergessen sind sie für ihn. Ich verschloß die Türen, ging wieder nach oben und ließ das Licht brennen. Ich war heute schon zur Stadt gefahren, um kleine Ueberraschungen mit Maus für den Vater zu kaufen, die wir ihm auf seinem Schreibtisch aufbauen wollten. Morgen sollte es doch ein wenig feierlich werden, ich hatte Kuchen gebacken, den Kindern ihre weißen Anzüge geplättet, und es war viel zu tun gewesen. Ich schlief ein, als ich mich kaum zu Bett gelegt hatte. —

Mitten in der Nacht wurde ich wach. Maus weinte in ihrem Bette. Die Lampe war am Erlöschen, der Tag graute schon.

„Was fehlt dir, Maus?"

„Ich hab' geträumt, Anne. Ich hab' so Angst."

„Ach was, leg dich hin und schlafe."

„Ich möchte gern zu dir."

„Nein, Maus, du mußt morgen früh aufstehen, damit wir Vater überraschen." Aber Maus setzte sich auf und ließ sich nicht beruhigen. „Was hast du denn geträumt?"

„Ich weiß nicht mehr —" sagte sie halb verschlafen und weinerlich. — „Aber es war nicht schön."

„Ich träume auch oft nicht schön — aber deshalb wecke ich doch niemand."

„Ach, Anne, unten kratzt Bluff an der Türe . . . höre nur!"

„Leg dich hin," befahl ich, und Maus legte sich endlich hin. Ich stand nun doch auf, fühlte ihre Stirn, ihren Puls — und gab ihr Wasser zu trinken. „Es ist bloß ein Traum gewesen —" sagte ich, „dir fehlt nichts." Sie war endlich beruhigt, drehte sich nach der Wand zu und schlief ein. Ich schlafe schwer wieder ein, wenn ich einmal geweckt bin. So blieb ich wach. Es war fünf

Uhr morgens. Ein Trupp Bergleute ging am Haus vorüber. Ihr fester Tritt hallte durch die Morgenstille herauf. Dann war alles wieder ruhig. Da fiel mir das brennende Licht im Hausflur ein und ob Herr Guichard vergessen hatte, es zu löschen? Er vergaß oft in letzter Zeit dergleichen. Ich warf rasch einen Rock über und ging hinunter. Richtig! Es brannte schwelend und war auch dem Erlöschen nahe, und es war schon hell in dem Gang. Bluff, der sonst ruhig auf seiner Matte schlief, streifte unruhig durch den langen stillen Hausgang. Das war eigentlich das erste, was mir auffiel. Ich wußte nun immer noch nicht, war Herr Guichard zu Hause — oder nicht? Er ließ oft seine Lampe im Zimmer die Nacht durch brennen — so mochte er die Flurlampe auch vergessen haben. Bluff ging auf und ab — auf und ab. Ich beobachtete ihn, wie er mit gesenktem Kopfe den Türen entlang ging — gerade, als ob er jemand suchte, als ob ihm etwas nicht in Ordnung schiene. Vor der Tür von Herrn Guichards Schlafzimmer stand er still — und lauschte. Wir standen beide. Es blieb alles totenstill. In der Küche tickte die Kuckucksuhr und schlug dann rasselnd einmal halb. Halb sechs. — Ich sah den Weg entlang — aber er lag still im Morgensonnenglanze, und niemand näherte sich dem Hause. Da sagte ich leise: „Bluff, wo ist dein Herr?" Und Bluff, der reglos vor der Türe stand, stieß einen klagenden Laut aus und sprang gegen die Tür. Die Türklinke öffnete sich, und die Tür zu dem Zimmer tat sich weit auf. Ich trat näher — klopfenden Herzens. — Das Zimmer war — leer, das Bett unberührt, noch aufgedeckt vom Abend vorher. Da war mir einen Augenblick, als ob mir elend würde. Bluff stand mitten im Zimmer, ging an die Möbel, schnupperte an dem Kleiderschrank, an dem Bett — und sah mich mit seinen klugen Hundeaugen an: „Wo ist der Herr?" Ich ging durch das Wohnzimmer, durch das Herrenzimmer. Unwillkürlich suchte ich auf dem Schreibtisch zuerst — aber die Zeitungen lagen wie immer gefaltet rechts neben der Mappe. Kein Brief — nichts. Dann redete ich mir wieder ein, ich sei töricht, und ging, Bluff am Halsband haltend, hinaus. Ich stieg wieder hinauf.

„Wo warst du denn, Anne?" fragte Maus, als ich eintrat.

„Ich war die Lampe löschen."

„Hat sie Vater wieder vergessen?"

„Ja."

„Ist er sehr spät gekommen?"

„Er ist noch nicht da, Maus. Aber du mußt noch ruhen."

Maus sah mich entsetzt an. „Aber es ist ja ganz hell. Wo bleibt er denn so lange?"

„Ich weiß es nicht. Er ist mit den andern Herren in die Menage gegangen." Und das Herz schlug mir im Halse.

Ich kleidete mich fertig an. Aber als ich mein Haar kämmen wollte, entfiel mir der Kamm. Durch Maus' lautes Sprechen war auch Paul im Nebenzimmer wach geworden und rief dazwischen: „Wo ist denn Vater?" Ich beruhigte sie, daß ich jetzt nachsehen würde, und ging hinunter. Ich trat aus dem Haus, ging im Garten hin und her, ich wollte, ehe ich Fremde hereinzog, warten, bis sich bei Bergrats etwas regte. Endlich tat sich dort ein Laden auf und es schlug halb acht. Frau Bergrat kam sofort die Treppe herabgelaufen.

„Was gibt es denn?" Ich erzählte rasch.

„In der Menage? Aber davon hat mein Mann ja gar nichts gesagt!" rief sie erschreckt. „Ich will ihn sofort noch einmal fragen." —

Dann kam sie zurück, nahm meine Hand und sagte stockend: „Herr Guichard ist nicht in der Menage gewesen." — Da trat der Bergrat selbst heraus. Er sah verstört aus, als habe er einen Schrecken gehabt.

„Es ist jetzt acht Uhr, er müßte doch zu Hause sein! Aber ich gehe sofort selbst noch einmal hinunter — und frage nach. Ich telephoniere dann die Antwort herauf!"

„Ist er vielleicht — ohne Ihr Wissen — eingefahren?"

„Nein. Sein Grubenanzug hängt in dem Schrank."

Herr Bergrat machte sich auf den Weg zur Menage. Ich ging ins Haus zurück. Die Kinder waren beim Ankleiden und schon wieder ganz vergnügt. Paul sagte sein Geburtstagsgedicht auf, während er sich die Schuhe zuneftelte:

„Wünschen wir das Allerbeste
Zum Geburtstagsfeste."

Mir war die Kehle zugeschnürt vor Angst. Maus sah mir an, daß etwas nicht stimmte. — Ich konnte aber bloß sagen: „Ich weiß nichts, wir müssen warten." —

Und wir warteten. Von Minute zu Minute — Maus, Paul und ich. An der Türe saß aufrecht und reglos mit gespitzten Ohren Bluff. Auch er wartete. Auf jeden Tritt vor dem Hause, auf jedes Läuten am Gartentor, auf jeden Menschen, der vom Dorfe herauf Kunde brachte. Maus stand neben mir am Fenster.

„Die schönen Blumen," sagte der praktische kleine Paul, der auf dem Fensterbrett saß. „Wir hätten so schön den guten Kuchen essen können, und heut hätt's Eis gegeben zum Dessert, und die Blumen werden alle welk, und mein Gedicht kann ich sicher morgen nicht mehr." —

Da fingen die Kirchenglocken im Dorfe an zu läuten, ernst und feierlich. Maus sagte kein Wort, aber bei dem Läuten umfaßte sie mich noch fester. Aus dem Haus des Obersteigers sah ich

jetzt den weißhaarigen alten Herrn eilig in das bergrätliche Haus gehen. Kurz darauf kam er wieder und ging an unserm Haus vorüber, wobei er scheu heraufgrüßte. Ich öffnete das Fenster. Er winkte mit der Hand, und ich lief rasch in den Garten.

„Es ist telephonisch angefragt worden, ob Herr Guichard noch nicht zu Hause ist. Herr Bergrat will es wissen. Er wartet auf dem Bahnhof im Dorf."

„Nein — nein. Mein Gott." —

„Dann wird Herr Bergrat mit dem Neunuhrzug in die Stadt fahren und dort nachfragen. Ein Bahnbeamter soll ihn gesehen haben, gestern abend mit dem Siebenuhrzug. Also ich werde telephonieren, daß er nicht hier ist. Ich weiß selbst nicht mehr, was ich denken soll —" sagte der alte Mann. „Aber es wird doch Gott ein Unglück verhütet haben!"

*

Gott ist nicht mit Herrn Guichard gewesen. Gegen Mittag kam die Depesche. Frau Bergrat brachte sie mir.

„Im Steinbruch vor der Stadt erschossen aufgefunden." Es war schon dämmerig — die Kinder hatte Frau Bergrat mit in ihr Haus genommen, als sie ihn brachten. Vier Bergleute, die ihn im Steinbruch gefunden hatten, trugen ihn auf der Bahre ins Haus. Die Kugel war rechts in die Stirn gegangen.

*

Ich habe die folgenden Tage nur noch verworren in der Erinnerung. Ihren Eindruck verwinde ich nie mehr. Die feierliche Beerdigung, das versteinte Gesicht der Großmutter, der Jammer der Kinder, als sie ihren Vater forttragen sahen, die vielen Menschen, die erschüttert das Haus betraten, der lange, nicht enden wollende Zug der Bergleute, die Spalier standen die Straße hinab bis zum Dorfkirchhof. — Ueber mich gingen die Tage hinweg wie ein Sturm. Nun heißt es für mich „Abschied nehmen". Es war mit der Großmutter noch Tante Anna gekommen, eine Bergrätin aus Metz, die Maus zu sich nehmen wird, denn die Großmutter hat nur eine schmale Lebensrente zu verzehren, sie kann Paul gerade zur Not erziehen. Arme kleine Maus! Sie weinte in ihrem Bettchen und rief nach ihrem Vater. Und Paul, der lustige gute Kerl, er war ganz still geworden.

„Weshalb bleiben wir nicht hier, Tante Anne? Es ist doch so schön hier. Ach unsre Schaukel und mein Garten! Wer wird den jetzt pflanzen? Weshalb geh' ich denn nicht mit Maus? Warum muß ich denn zur Großmutter?"

Er fürchtet sich vor der strengen alten Dame, die so energisch die Leitung in die Hand genommen hat und jetzt nur an neue Sorgen zu denken hat. Maus geht nicht gern zu Tante Anna. „Ich fürchte mich so," gibt sie mir immer wieder zur Antwort, wenn ich sie trösten will. Ach, ich kann fast nicht mehr trösten. Mein Herz ist wie zerrissen . . .

Und ich muß doch jetzt an mich denken, denn noch ein paar Wochen, dann ist meine Zeit hier um. Finde ich früher etwas, so kann ich jeden Tag gehen, denn man hat mich nicht mehr nötig, wie es scheint. Tante Anna zählt das Silber, die Wäsche, sie ordnet den Haushalt, sie leitet den Verkauf der Möbel. Mir gibt man noch eine Frist. Aber ich fühle, daß es eine Gnadenfrist ist. Ich muß suchen, rasch fortzukommen.

Ich möchte weinen — Tag und Nacht.

*

Guido ist von Königsberg nach Ratibor in Schlesien versetzt worden, er hat eine Stelle für mich gefunden. Eine Familie von Bruck, deren Gut Bruckwitz vor der Stadt liegt, sucht eine Hausdame. Von Kameraden hat er es gehört, die dort im Hause verkehren. Es soll eine vierzehnjährige Tochter da sein — und ich wäre in derselben Stadt wie er. Ich habe mich sofort hingewandt an die Dame und Antwort erhalten, ich könne jeden Tag eintreten. Bloß das Gehalt, vierzig Mark, ist wenig — wenig. Ich soll zurücklegen — aber bis jetzt habe ich noch alles verbraucht. Nun wieder das Trauerkleid, ein schwarzer Hut, die schwarze Tracht, die ich mir anschaffen mußte — ich konnte mich in den bunten Kleidern nicht in diesem Hause sehen. Aber auf die Anzeigen laufen nur ähnliche Angebote ein.

Bietet jemand mehr, dann werden aber auch höhere Bedingungen gestellt. Ich soll stenographieren können, oder Buchführung, Musikstunden erteilen oder Malunterricht. — Ich werde also die Stelle in Ratibor annehmen. Wäre doch der Abschied vorbei!

*

Ein Stück Abschied gestern! Tante Anna fuhr nach Metz zurück und nahm Maus mit. Als das blasse, verzweifelte Kindergesicht mir zum letztenmal aus dem Wagen zunickte — „Adieu, Tante Anne, adieu!" brach ich vor dem Fensterbrett droben zusammen.

*

Morgen fahre ich. Der kleine Paul hilft mir die Sachen zusammentragen; er ist schon so ritterlich besorgt und stolz, daß er mir helfen kann.

„Gelt, du bleibst aber nicht lange, Tante?"

„Nein, Paul. Ich komme bald wieder."

„Ich wollt', du tätst gar nicht verreisen."

„Ich wollte auch, du kleiner guter Kerl."

„Weshalb darf ich denn nicht mit dir fahren?"

„Du bist noch zu klein. Wenn du einmal in die Schule gehst."

„Ach, du könnt'st mich aber doch ein Stückchen mitnehmen." — Und ich beschwichtige ihn, suche ihn abzulenken. Das Kind hat Angst. Mit dem feinen, richtigen Instinkt der Kinder wittert es

Kälte und Einsamkeit! — Er fürchtet sich vor der Großmutter. Ich wollte immer eine Unterredung mit ihr wegen meines rückständigen Gehaltes haben. Aber, hier nehmen zu müssen, was den armen Kindern gehört? Ich fürchte mich vor ihrem gramvollen Blick! Sie hat viel zu tragen, und sie trägt es still.

*

Ich bin abgereist, ohne mit ihr zu sprechen. Ich konnte nicht. Zugeschnürt die Kehle. — Es ging auch so rasch, so hastig alles — das Zeugnis war nicht geschrieben; sie sendet es mir nach. Ich schrieb ihr noch die genauen Daten auf — und fahre nun dritter Klasse nach Ratibor. Eine weite Reise! Gut, daß Marie mir zum Geburtstag diesmal Geld schickte. Sie hat es selbst so nötig — aber ich brauchte nicht mit Frau Meinhard zu sprechen. Der kleine Paul weinte jammervoll, an meinen Hals geklammert. Ich wußte nicht mehr, was ich sagte, was ich tat — nur daß ich das Kind hergeben mußte, das ich aufgezogen hatte und fünf Jahre lang wie eine Mutter gehütet hatte. — Vorbei! — Der Wagen trug mich vom Hause fort. An der Türe hielt die Großmutter den Jungen fest. Er war heiß und rot vom Schreien — und die alte Frau winkte mir mit der Hand!

„Gehen Sie doch, daß er Sie nicht mehr sieht!"

Ich lehnte mich in den Wagen und drückte den Kopf in die Polster und weinte laut auf.

„Bleib bei mir! Bleib hier!" rief seine kleine Stimme hinter mir her.

Leb wohl — Paul — du lieber, armer Kerl! Gott behüte euch!

*

Frau Bergrat hatte mir einen Strauß Rosen gebracht und die Obersteigersfrau einen prachtvollen Nelkenstrauß, aber das kleine Tintenwischerchen, das mir Paul in den Schoß gelegt hat, sein Eigentum, sein einziges — auf das er stolz gewesen war — das ist mir mehr wert als alles. Es ist ein kleiner Porzellanmohr, der auf einem Stückchen schwarzen Filz sitzt. Sein Vater hat es ihm einmal mitgebracht, und er hat es immer gehütet wie ein kostbares Kleinod. — Und ich hätte hintreten sollen vor die alte Frau und fordern —?

III

Gegen neun Uhr abends kam ich in Ratibor an. Es war bitter kalt, ein schneidender Eiswind trieb mir entgegen, als ich aus dem warmen Wagenabteil ausstieg. Es war niemand am Bahnhof, der mich erwartete. Ein Mann wies mir den Weg nach dem Bruckschen Haus, welches zehn Minuten vom Bahnhof entfernt liegt. Als ich näher kam, sah ich alle Fenster erleuchtet und ein Walzer tönte heraus. Tanzende Schatten hinter weißen Gardinen, vorübergleitende Paare, im Erdgeschoß Lachen und Gläserklirren. Die Tür stand auf. Fast vermochte ich nicht die Schwelle zu überschreiten, ich bin zu zerrissen — zu wund — mit den Gedanken nicht bei lachenden Menschen. — Ich habe auf der langen Fahrt der Kinder denken müssen, habe ihre Stimmen gehört und ihre verzweifelten Rufe: Bleib bei uns! Ich sehe das kleine gute Kerlchen an der Haustüre, sich von den ihn festhaltenden Armen losreißend, mir nachstrebend. Aber ich mußte von ihnen gehen! Nun hier in diesen bunten, lachenden Trubel hinein.

Ein Lohndiener, der mit einem Tablett leerer Sektgläser an mir vorübereilte, sagte, die gnädige Frau sei nicht zu sprechen. Ein zweiter, der aus dem Erdgeschoß einen dampfenden Punsch heraufstrug, versprach, sie mir zu schicken, er ging — und ließ mich in dem hellen Gang stehen; der Walzer brach drinnen ab und kurz darauf wurde die Tür aufgerissen.

Eine kleine Waldnymphe stand vor mir. Ihr langes blondes Haar war mit glitzerndem grünen Schleier umwunden, der an ihr herabfloß, ihre Arme tauchten zart und weiß aus dem lichtgrünen Duft des Tarlatans hervor, sie war vierzehn Jahre, ein vollerblühtes Kind mit klugen, hellblauen, wunderschönen Augen.

„Ach nein, wie schade, Fräulein von Osten, daß Sie so spät kommen, Sie haben viel versäumt." — Sie gab mir ihre kleine Hand und drückte sie fest, mit der andern strich sie das lose gelockte Haar über der Stirn zurück. „Das Märchen ist schon zu Ende! Denken Sie, ich war die Waldnymphe; Gott, mein Strumpf rutscht mir immer. Das kommt vom Tanzen. Der Rittmeister Gebrad tanzt so stürmisch, ich bin ganz außer Atem. Ich heiße Luz! Ich bin aber so froh, daß Sie da sind. Kommen Sie mit 'rein — oder soll ich Mutter schicken? Aber jetzt ist gerade Punschpause, da muß sie sich den älteren Damen opfern. Das ist immer sehr langweilig, aber — ach, Sie sind in Trauer?" unterbrach sich die junge Dame mit einem Blick auf meine schwarze Kleidung.

„Ja, ich — habe einen Trauerfall in der Familie gehabt, in der ich war."

„Ach, wie schade! Dann dürfen Sie auch nicht tanzen? Aber es war doch kein Verwandter, nein? Na, dann geht es ja! Es tut mir immer so leid, wenn jemand Trauer hat. Das ist so 'n Pech."

„Ich gehe wohl am besten auf mein Zimmer? Deine Mama kommt dann, wenn sie Zeit hat, zu mir!"

„Ach — da ist sie ja!" rief Luz und breitete ihren Schleier aus wie der Schmetterling seine bunten Flügel.

Vor mir stand eine zweite blonde Nymphe, etwas größer, rundlicher und nicht ganz so kindlich, aber fast noch schöner wie Luz. Es war Frau von Bruck. „Wie — man hat Sie nicht abgeholt? Aber mein Gott, ich hatte doch Josepha



Ueber den Fahrdamm

Nach einem Gemälde von Franz Skarbina



damit beauftragt! Ach, ist das ein Trubel heute, alles geht drunter und drüber! Sie müssen das nicht so nehmen, liebes Fräulein von Osten — ich bin selbst ganz konfus. Luz soll Ihnen gleich Ihr Zimmer zeigen, und Sie sollen sofort etwas zu essen haben! Morgen erzählen wir uns —" Die Tür ging auf, zwei Ulanen kamen heraus, traten aber sofort wieder zurück. Drinnen setzte die Musik wieder ein. „Gute Nacht — gute Nacht — Luz, bleib nicht zu lange, du mußt beim ersten lebenden Bild wieder unten sein! Schlafen Sie morgen recht aus!" Sie nickte mir liebenswürdig zu und verschwand.

Luz freute sich, sie drückte meinen Arm und stieg mit mir die Treppe hinauf, redselig und zutraulich. „Zum erstenmal getanzt. Nein, ist das entzückend, so zu fliegen! Einer hat so mit mir gerast, daß mir der Schuh in den Saal flog. Nun hippte ich immer neben ihm her, das ging so schlecht, nicht wahr? Rechts einen Stöckelschuh und links keinen, und er hielt nicht still — da dacht' ich denn: ‚In Gottes Namen!' und schmiß den andern auch hinterher —" Luz blieb stehen, indem sie auf dem Geländer Platz nahm und sich den grünseidenen Strumpf hochzog. „Und ich hab' auf den Strümpfen getanzt — keiner hat's gesehen. Nachher hab' ich den Gebrad geschickt die Schuhe suchen. Er fand sie auch, aber hergeben wollt' er sie nicht. Weißt du, das ist 'n frecher Deiwel!"

„Du wolltest mir mein Zimmer zeigen, Luz —"

„Ach Gott, ja freilich, aber von dem Gebrad muß ich dir noch was erzählen heut abend — oder bist du sehr müde? —" Sie klinkte eine Tür auf, die am Ende des langen Ganges lag. „So, hier schlafen wir beide! Es ist zu fein, ich hab' Mutti so lang gebeten, bis sie es tat. Dir ist's doch recht?"

Liebe kleine Luz, es war mir gar nicht so recht! Ich hätte es doch vorher ausmachen sollen, mein Zimmer allein zu haben. Immer so nahe diesem kleinen Schmetterling? Ob das gut war? Und wie Luz, so sah auch das helle Zimmer aus. Liebenswürdig, mit Rokokotapete und hellgeblümten Vorhängen, freundlich und kunterbunt. Auf allen Stühlen hingen Strümpfe, Röcke, Hosen — lagen Blusen und Handschuhe in genialer Unordnung umher.

„Das sieht bei mir immer so aus, weißte, deshalb hat mir ja Mutti 'n Fräulein engagiert. Erst hatt' ich 'ne dolle Angst davor. Aber du gefällst mir! Du hast so 'n liebes Gesicht!"

Und sie küßte mich auf den Mund. „Dir könnt' ich heut abend alles sagen!"

„Hast du denn schon so viel anzuvertrauen, Luz?"

„Ich? 'ne Menge!" Sie ward plötzlich ganz ernst. „Wenn ich 'n Buch schreiben wollt' — da ging gar nicht alles 'rein, was ich in meinem Leben schon durchgemacht hab'. Letztes Jahr war ich in Ostende mit. Na, da hab' ich das Leben kennen gelernt. Ich sag' dir, Romane einfach! — Dann haben sie mich mal mit nach P'ris genommen, das war noch feiner! Soll ich dir mal zeigen, wie die in den Folies-Bergère getanzt haben?"

„Nein, das möchte ich nicht sehen, Luz."

„Ach Gott ja, du hast ja Trauer!" erinnerte sie sich. „Aber gelt, wenn du fertig bist damit, dann darf ich dir alles vormachen? Ich spiele so gut Theater. Ich gehe auch mal zur Bühne. Gebrad sagt, so 'n Gesicht und so 'n Fuß find't man nicht wieder. — Mutti hat auch bloß 36, klein, was? Wieviel hast du denn? Ach, da ist ja dein Essen. Du mußt aber auch jetzt ablegen und es dir bequem machen. Soll ich dir 'n Morgenrock von mir holen? Ach, da brauchst du dich gar nicht zu genieren. Ich leih' meine Sachen gern! Ich möcht', ich dürft' 'n Matinee tragen mit Halbärmeln und Spitzen. — Ißt du gern Nußtorte? Ach, nimm doch noch 'n Stück! Morgen ist keins mehr da. Ich versteck' mir immer etwas Torte im Kleiderschrank."

Es klingelte unten energischst und anhaltend. Dies war das Signal, daß Luz herunterkommen sollte. Sie ging sehr ungern und ließ mich allein, nachdem sie mir meinen Kleiderschrank gezeigt und mir erklärt hatte, welcher Platz am Waschtisch der meine war und daß ich ihren Toilettentisch mitbenutzen dürfte.

Während ich meinen Korb auspackte und mich hier einrichtete, stieß ich auf einige Dinge, die mir die Frage aufwarfen: Was soll Luz mit mir? Auf dem zierlichen weißen Rokokotoilettentisch Puder und Rouge, eine Nummer des „Pschütt" und ein Band Heine. Auf dem Schuhbrette stehen vierzehn Paar kleine schmale Schuhe. Eine niedliche Reihe, das einzige, das gerade in diesem Zimmer stand. Neben ihrem Bett steht eine rosenrot beschirmte Lampe. Vielleicht liest Luz im Bett Heine ... Auf der Nummer des „Pschütt" stand: Gebrad, Lange Straße 6 II.

Es kam niemand auf mein Läuten, der das Tablett wegtrug, so setzte ich es auf den Tisch im Flur. Unten tanzten sie und spielten Theater. Zuweilen sang ein Chor ein Lied ...

„Und so woll'n wir mal,
Woll'n wir mal.
Heirassassa —
Fröhlich sein, lustig sein —
Heirassassa! —"

Ich erwachte mitten in der Nacht, denn Luz stand vor mir und nieste.

„Ach Gott, ich hab' dich wohl erschreckt!" sagte sie bedauernd. — „Aber ich hab' mir 'n Schnupfen geholt. Jetzt sind sie alle weg. War das 'n fideler Abend! Au, mein Schuh ist mir unter dein Bett geflogen! Laß ihn liegen! Ich

brauch' ihn nicht mehr. — Ah — — ah! Ich hab' so Schlaf . . . Morgen brauch' ich nicht in die Schule. Mutti hat mich beurlauben lassen. Ich schlaf' mich aus. Gute Nacht, Anne — du bist so nett in deinem weißen Nachthemd. Siehst so unschuldig aus! Wie alt bist du denn? Schon dreißig! Ach, so siehst du gar nicht aus! Vorhin in Trauer — ja — aber jetzt nicht. Weiß steht dir gut . . . Ahahah! — Meinst du, ich sollt' mir das Haar noch bürsten? Ach was! Ich krieche in meine Falle."

Ich glaube, sie hat noch viel mehr gesagt, aber ich verstand sie nicht mehr, denn ich war eingeschlafen.

Im Traum hörte ich immer noch den Gesang: „Lustig sein, fröhlich sein — heirassassa!"

*

Ich war erst gegen Morgen zur Ruhe gekommen, dann hatte ich mich rasch fertig gemacht, um unten zu helfen. Aber es war noch still in dem großen Haus. In der Halle lagen grüne und rote Papierschlangen, zerstreute Konfetti, und die Türen zu den Zimmern standen weit auf. Ausgeräumte Säle, verschobene Tische, eine kleine leere Bühne, Stuhlreihen. Verschlafene Mägde fegten lässig das Parkett.

In dem Speisesaal roch es nach Zigarren und verschüttetem Wein. Ich fand keine Hausfrau, keinen Kaffeetisch und keinen Hausherrn.

Luz rieb sich gähnend die Augen, als ich wieder in das Zimmer zurückkehrte. „Ja, was wollen Sie denn schon jetzt unten? 's ist ja nicht mal zehn Uhr! Vor zehn wird bei uns überhaupt nicht gefrühstückt. Mama trinkt Schokolade im Bett, und ich krieg' den Kaffee, wenn ich nicht zur Schule muß, aufs Zimmer gebracht! Laß ihn dir doch 'raufbringen." Sie drückte, im Bett liegend, auf die Klingel neben ihrem Kopfende.

„Der Vater trinkt schon um acht seinen Tee, der muß ja nach Bruckwitz 'raus! Josepha, Josepha! Den Kaffee für uns zwei beide! Aber rasch! Die Orangenmarm'lade will ich auch! Und Rahm dazu! Hören Sie?"

Sie griff nach einem Bambustischchen, das am Fenster stand, und zog es vor ihr Bett. „Sehen Sie, so macht man sich das Leben bequem." Und sie blinzelte mir lachend zu. „'s ist Ihnen doch recht?"

Bis ich die Mutter gesprochen habe, soll mir alles recht sein. Ich kenne ja ihre Ansprüche nicht.

„Heut werd' ich photographiert. Mutti kann's sein. Jeden Tag macht sie Aufnahmen. Vater sagt, es sei Blödsinn, weil sie mich immer anders aufnimmt, manchmal mit offenem Haar wie 'ne Nixe, dann wieder als Rautendelein — und neulich in echter Empiretracht. Es war ein rosa Brokatkleid von Urgroßmutter, das stand so steif wie 'n Brett, so dicke Seide gibt's gar nicht mehr. Das Bild ist ausgestellt beim Wind! Hast du dem seine Ausstellung gesehen? Meins hängt in der Mitte. Es ist 'n Verehrer von mir! Ein ganz alter Mensch, dreißig oder so — aber er meint, er wär 'n Künstler. Dich typt Mutti sicher auch, du hast 'n edles Profil. So was Aristokrat'sches, was ich zum Beispiel nicht hab'! — Ich hätt' 'n Soubrettengesicht, sagt Gebrad. Ich werd' auch eine! Nicht schön von mir? Meinst du? Ja, siehst du, du könntest keine werden, du siehst zu fein dazu aus. Zur Soubrette muß man bloß fesch sein und Schick haben! — Na, wenn ich mal bloß die Schule hinter mir hab'! Ich möchte am liebsten Privatunterricht haben. So von einer, mit der man gut steht, da kann man fein schwänzen und es merkt's kein Mensch! Dann sagt man, man hätt' Naturkunde im Freien und geht in die Konditorei!"

„Aber Luz, dann belügt man doch seine Eltern."

„Ja, natürlich! Ist denn das schlimm? In der Schule paß' ich doch nicht auf. Ueberhaupt bin ich schon viel zu erwachsen, um in die Schule zu gehen. Langweilig ist's auch."

„Ja, willst du denn dumm bleiben, Luz?"

Sie lacht und zeigt alle ihre schönen Zähne. „Meinst du, ich wär' dumm? Nee — mein Kind. Ich bin nicht von gestern — vom Mond gefallen auch nicht! — Na, da ist ja der Kaffee. Jetzt woll'n wir's uns mal gemütlich machen. Weißt du, wir hätten lieber ein Fräulein genommen, was mich auch unterrichten kann; Mutti sagte, es wäre auch standesgemäßer, die kleinen Fürstenbergs haben eine Governeß. Aber die Ausländerinnen machen alle zuviel Ansprüche, kriegen furchtbar viel Gehalt, und das wäre uns zu teuer gekommen. Wir sind nämlich nicht so besonders dran."

Sie schob mir die Marmelade zu und den Brötchenkorb.

„Mutti hat ihr Vermögen hier auf der Bank liegen, und wir nehmen immer was davon. Papa ist sehr genau, aber Mutti kann das nicht! Ich darf Sie doch Du nennen!"

„Wenn es deiner Mutter recht ist!"

„Ach, die will schon. Der ist das ganz egal. Wenn ich nur jemand hab', der mich ein bißchen in Ordnung hält und ihr den Haushalt abnimmt. Sie schriftstellert nämlich. Das weißt du nicht?" Luz setzte sich aufrecht und suchte das blonde Haar zu bändigen, das sich ihr immer wieder über die Schultern hing. „Unter dem Pseudonym E. von Burk. Das haben wir uns so ausgedacht. Sie hat schon mal 'ne Skizze in dem Anzeiger gehabt. Jetzt ist sie an einem großen Roman. Der soll was ganz Bedeutendes werden. Papa will es gar nicht haben. Er ist schon zu alt für sie, sagen die Leute. Denk mal, Mutti ist fünfunddreißig und er ist bald sechzig. Aber weißt du, sie hatte kein Vermögen, weil Großvater Oberst in Breslau war, der auch bloß das

Kommiß hatte. Als der starb, haben wir dann das Kommiß geerbt, und davon bröckeln wir nun so ab."

Ich hätte nun eigentlich schon durch Luz gewußt, wo ich hingekommen bin, auch ohne daß ich mittags zu Frau von Bruck gerufen wurde, die mich in einem weißen Morgenrock, auf der Chaiselongue liegend, empfing. Sie hatte neben sich auf einem orientalischen Kupfertisch eine Flut von beschriebenen Blättern ausgebreitet und sah matt und blaß aus. Sie fröstelte, trotzdem die Chaiselongue neben den Kamin gerückt war. Auf Tischen und Fensterbänken standen frische und halbwelke Blumenkörbe und blühende Levkojen und Rosenstöcke umher. Der Raum war üppig, schwer und fast mit byzantinischem Luxus eingerichtet. Das Lager, ein weiches Pfühl von weißen Fellen und Persern, der Boden bedeckt von dickem rosa Smyrna. Ueberall warme, wohltuende Farben. Das Zimmer war von der Hand einer verwöhnten Dame eingerichtet, welche den größten Teil des Tages auf dem Ruhebett zu liegen gewohnt ist; er war charakteristisch, dieser Raum, aber es fiel mir im ersten Augenblick auf, daß ihm — trotzdem — etwas fehle. Nur wußte ich nicht gleich, was! An den Wänden hingen Amateuraufnahmen von Luz und schöne Frauenbilder ohne sonstigen Wert. Luz im weißen Schleiergewand als Salome — Luz im Profil, Luz in Lebensgröße, Luz auf der Erde kauernd, sie selbst mit Luz Arm in Arm in kurzen Tirolerkostümen, unter hellem Sonnenschirm im Garten. Die Aufnahme einer schmalen Hand, eines Stücks Profil — wohin man blickte: Luz — oder Frau von Bruck.

Frau von Bruck bat mich, Platz zu nehmen und fragte nach der Reise, wie ich geschlafen habe, und ob ich nicht böse sei, daß ich das Zimmer mit Luz teilen sollte.

„Wir haben so wenig Raum. Unten liegen die Gesellschaftsräume, hier oben brauchen wir jedes Zimmer. Hier nebenan schlafe ich, hier arbeite ich, gegenüber schläft mein Mann, und ich hätte Ihnen schon die Garderobe einrichten müssen, aber ich dachte, Luz' Zimmer sei behaglicher für Sie. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie also mit Luz spazieren gingen, ihr bei den Schularbeiten hülfen und ihre Garderobe etwas in Ordnung hielten, dann auch das Personal beaufsichtigten. Sie tun alle nichts; ich glaube, es fehlt ihnen die feste Hand. Mein Mann ist magenleidend, er jammert immer, das Essen sei so schlecht bei uns, dabei gebe ich so viel für den Haushalt aus. Ich weiß überhaupt nicht, wo das Geld alles hinkommt."

Sie blätterte mit ihrer zarten, schönen Hand in den beschriebenen Heften. „Nun nehmen Sie mir ein bißchen die Sorge ab und kümmern sich um den Haushalt, daß ich nicht um alles gefragt werde und nicht immer darüber nachdenken muß, was wir wieder essen sollen. Ich gebe Ihnen die Schlüssel und die Macht in Ihre Hände —"

Sie dehnte sich. „Verwalten Sie mein Haus gut, Luz hat Sie schon lieb. Das ist mir die Hauptsache. Ist sie nicht ein Märchen von einem Kinde? Sehen Sie, dies Bild" — sie griff nach einer Schachtel, die mit Photographien gefüllt war, und zog einige hervor — „bekam den ersten Preis in Frankfurt. Ich reiste damals selbst mit Luz hin."

Sie zeigte mir zehn — zwanzig — noch mehr Bilder, eins entzückender wie das andre — — Aber ein Gefühl der Furcht überschlich mich —

Arme schöne Luz!

Von deinem Wohlwollen hängt meine Stellung also hier ab. Ich schwieg, lobte die guten Aufnahmen und beschloß, erst abzuwarten und mich umzusehen.

„Es wäre mir auch lieb," fuhr Frau von Bruck fort, „wenn Sie mir etwas beim Korrigieren meiner Sachen behilflich wären. Mein Stil ist flott, aber es hapert am guten Deutsch! Nun, wir werden ja die Abendstunden frei haben. Heut und morgen sind wir nirgends eingeladen, glaub' ich. So, nun nehmen Sie die Schlüssel, sie liegen auf dem Flügel dort — oder auf dem Kamin, und sprechen Sie mit der Köchin wegen des Essens."

Sie entließ mich und begann sofort eifrig in ein Heft zu schreiben.

*

Herr von Bruck ist ein alter Herr mit einer großen Glatze und einem resignierten, gleichgültigen Gesicht. Er ist sehr höflich zu mir, sehr formell und ziemlich schweigsam. Wir sahen uns bei Tisch. Seiner Frau wie Luz gegenüber ist er schwach. Ist es nicht ein entzückendes Kind? sagen auch seine Augen, die sich an der frischen Jugend erquicken. Nach meinem Zeugnis hat auch er nicht gefragt. Frau von Bruck bedauert flüchtig, daß ich keins habe, aber sie findet, es ist Zeugnis genug, wenn man fünf Jahre auf derselben Stelle war. Ich habe trotzdem noch einmal an die Großmutter geschrieben und sie um eins gebeten, denn nicht alle Menschen werden so gutgläubig sein wie Frau von Bruck.

In dem Haushalt stoße ich täglich auf neue Entdeckungen, ein Ueberblicken ist fast nicht möglich, denn hier walten Verschwendung und Mägdeverstand. Nach und nach erst kenne ich alle Räume und sehe, wo zu helfen ist. Frau von Bruck klingelt bloß und teilt mir Wünsche mit. In diesem Hause gibt es keine Regel und keine Uhr, wir richten uns nach Luz, nach dem Beginn des Theaters, nach den Gesellschaften. Frau von Bruck ordnet von ihrem Lager aus an, was wir zu tun haben. „Jetzt können Sie sich etwas ausruhen, liebe Anne," meint sie, wenn ich ihr nach Tisch Bericht erstatte über

Gesehenes und Geschehenes. „Oder kommen Sie mal mit und helfen Sie mir bei meinem Roman! Aber erst muß ich wissen, was ich heut abend anziehen soll. Wir wollen rasch in der Garderobe Toilettenschau halten."

Nun findet sich, daß das schwarze Spitzenkleid am Saum zerrissen ist und das gelbe einen Rotweinfleck auf die Schleppe bekommen hat, das grüne gar nicht da ist, es ist wahrscheinlich noch bei Spindler, und das weiße aufgefrischt werden muß. Es ist schon drei Uhr, um sechs Uhr beginnt das Diner. Frau von Bruck verzweifelt. Josepha muß zu Spindler laufen, und ich soll zur Stadt, um Chiffon und frische Rosen zu kaufen, um das weiße herzurichten. Atemlos komme ich nach einer Stunde wieder mit dem Chiffon, auch die Rosen finden Beifall, obwohl ich sie teuer bezahlen mußte. Aber Frau von Bruck hat sich nun zu dem schwarzen entschlossen, zu diesem sind gelbe Rosen wieder zu alt. Ich setze mich hin, um den Saum der Spitzen anzuheften, und Josepha, die eben von Spindler berichtet, daß das grüne gar nicht dort ist, wird wieder geschickt, frische Nelken zu holen, lachsfarbene und feuerrote.

Frau von Bruck erinnert sich nun, daß sie das grüne ihrer Schwägerin in Kosel geliehen hat. Es stellt sich heraus, daß die Goldschuhe neue Kokarden brauchen, und ein Suchen nach den Spangen beginnt. Aber sie sind verlegt worden und nicht zu finden, und ich muß rasch die weißen abreiben. Josepha hat vergessen, die Friseuse zu bestellen, sie soll wieder zur Stadt, aber ich erbiete mich, Frau von Bruck zu frisieren, was sie dankbar annimmt. „Nein, Sie sind ein Engel! Was Sie alles können! Jetzt ist doch endlich wieder Ordnung im Hause, und man kann beruhigt fortgehen."

Sie steigt denn auch um sechs Uhr beruhigt in ihren Wagen, mit ihrem Gatten, obwohl Luz noch nicht zu Hause ist und ihre Schule seit vier Uhr aus ist. Ich verschließe die Schränke in ihren Zimmern, die aufgerissenen Schubfächer, lege die Handschuhe auf ihren Platz zurück, die Fächer, den Schmuck und rette ein goldenes Armband vom Boden. Um sieben Uhr erscheint Luz atemlos mit verwirrtem Haar.

„Ich war noch bei Fürstenbergs," sagt sie und wirft sich in einen Sessel. „Wir haben Maskerade gespielt. Ich sagte dir doch, ich wollte mit Amelie Kaffee trinken. Gott, was haben wir gelacht!" Sie weht sich mit dem Taschentuch Luft zu. „Hab' ich's vergessen zu sagen? Ach, sei nicht bös! Ich dacht', Mutti sei ja doch schon fort. Was hat sie denn angezogen? Das schwarze? Ach, steht ihr das nicht zum Küssen?"

„Und deine Schularbeiten, Luz?"

„Ach so, ja. Wir haben 'n deutschen Aufsatz: ‚Die Nacht ist keines Menschen Freund!' Das ist doch 'n verrücktes Thema. Der Direktor hat's uns gegeben. Da mußt du mir helfen. Ich weiß nix von der Nacht zu sagen." Und sie packt ihre Hefte aus. — Wir nehmen nach dem Tee Platz nebeneinander und besprechen den Aufsatz. Aber Luz ist nicht bei der Sache. Bald legt sie sich in den Stuhl zurück und balanciert den Bleistift auf dem ausgestreckten Zeigefinger, bald unterbricht sie mich mit Fragen, wie alt man sein müßte, wenn man a l l e s lesen dürfte. Alles! — Oder: Ob ich wüßte, ob es viel zu bedeuten hätte, wenn einem ein Herr jeden Morgen Fensterparade machte — zu Pferd natürlich!

Ich ermahne — und verweise sie — aber ohne Erfolg.

„Ich muß es wissen, denn es hängt zu viel davon ab," sagt sie wichtig.

„Ich denke, für ein Schulmädchen ist es am wichtigsten, daß es einen guten Aufsatz abliefert."

„Ach ja! Aber das andre ist eine Lebensfrage!"

„Für dich?"

Sie nickt ernst. „Ich kann dir doch nichts sagen — ich könnt' ja, wenn ich wollt'! Aber ich hab' mein Ehrenwort gegeben."

„Du hast noch gar kein Ehrenwort, Luz."

„Na, und ob! Grad so gut wie jeder Leutnant hab' ich eins! Wir sind mit sechzehn so weit wie die mit zwanzig, denn mit sechzehn dürfen wir Bälle mitmachen."

„Aber vorläufig gehst du noch zur Schule und bist erst vierzehn Jahre."

„Ich bin 'ne Ausnahme! Ich bin meinen Jahren voraus, sagt Mutti!"

Sagt Mutti! Daran scheitern alle meine Belehrungsversuche!

„Die Heldin in Muttis großem Roman heißt Liß. So ganz schick! Früher hießen sie immer Amalie oder Klothilde! Da waren aber auch die Romane danach —" erzählt sie mir weiter.

„Hast du schon Romane gelesen?"

„Na, und ob! Mit zehn Jahren schon! ‚Hofluft und Gänsegretel', oder wie es hieß, das alberne Zeug. Jetzt les' ich Zola. Kennst du den? Der schreibt großartig."

„Weiß deine Mama davon?"

„Natürlich! Sie sagt, wenn ich in ihre Bücher gucke: ‚Na, verstehen tust du's doch nicht!' Und dann läßt sie mich. Ich bin auch schon in einem Stück von Ibsen gewesen. Großartig. Wir saßen in einer Loge bei den Ulanen. Das war 'n fideler Abend! Nachher gingen wir alle noch ins Café, da bekam ich Melange mit 'nem Strohhalm. Das Röhrchen schenkte ich nachher dem Gebrad. Am liebsten ess' ich Kaffee-Eis! Mach doch mal, daß wir das kriegen. Am Sonntag kommt Gebrad und noch zwei Husaren aus Leob-

schütz. Dann kriegen mr's. Gelt? Die Leobschützer sind viel schicker wie die Ulanen, sagt Gebrad. Er verkehrt nicht viel in seinem Regiment."

„Luz, du sollst jetzt aufpassen und weiterschreiben."

„Ja freilich. Aber eine Erholungspause muß man doch haben. Weißt du, wie er aussieht? Lang, schmal, rassiges Profil, dünne Beine, mager. Glatze und rötlicher Schnurrbart. Häßlich, aber int'ressant!"

„Ich interessiere mich nicht für Gebrad, Luz."

„Ja — und seine Frau — verheiratet ist er auch, ist leidend. Ich weiß nicht, was ihr fehlt, Mutti sagt, das wär' noch nichts für mein unverdorbenes Gemüt. Aber 'rauskriegen tu' ich's ja schon mal!"

*

Ratibor ist eine lebhafte Kreisstadt an der Oder. Die Chausseen, die auf die Stadt zulaufen und mit schlanken Pappeln bewachsen sind, kann man stundenweit mit dem Auge verfolgen, die Ebene ist so flach, daß man vom zweiten Stock eines Hauses schon meilenweit die Eisenbahn auf die Stadt zukommen sehen kann. Sehenswürdigkeiten gibt es kaum außer der alten Pfarrkirche und der Dominikanerkirche am Ring, vor deren Türe Scharen polnischer Bauernweiber hocken. Die Straßen sind eng mit meist niedrigen Häusern und sehr zahlreichen Geschäften, die Bahnhofstraße ist breiter angelegt. Die paar neu angelegten Plätze der Stadt bieten wenig Erfreuliches, auch der Weg an der Oder ist melancholisch, der Fluß zieht langweilig seines Weges, die Buhnen ragen weit in das Wasser. Als ich ankam, war die Oder zugefroren. Auffallend ist es, wie in dieser kleinen Stadt die Kleidung der Damen mit der unsers Straßenpublikums Norddeutschlands kontrastiert. Die Dame der besten Kreise hat etwas von dem Schick der Polin und der liebenswürdigen Eleganz der Oesterreicherin. Die Gastfreundschaft ist in hohem Maße entwickelt, der Luxus und die Verschwendung sind zuweilen so groß, daß mehr als ein Besitzer der Güter, die Ratibor umgeben, sich mit seiner Gastfreundschaft schon ruiniert haben soll. So unklug das sein mag, das gastliche Entgegenkommen hat etwas Bestrickendes. Leichtlebige Leute sind oft die angenehmsten Gesellschafter. Man sucht sich hier in der Aufnahme der Gäste zu überbieten. Stadt und Natur sind ernst, die Leute suchen daher einen Ersatz in der Ausübung glänzender Geselligkeit. Der Boden ist karg, das Land arm, die Luft scharf und die Farben herbe. So trostlos die Landschaft, die Menschen sind heiter, genußsüchtig und regsam, und das Geld sitzt ihnen locker.

Auf dem gegenüberliegenden Ufer der Oder liegen schmutzige halbpolnische Dörfer, geht man über die Oderbrücke, so kommt man rechter Hand in den Schloßgarten, der das Besitztum des Herzogs von Ratibor umgibt. Von meinem Fenster aus sehe ich den niedrigen waldbedeckten Höhenzug „Die schöne Aussicht", bei klarem Wetter sogar die Spitzen der Beskiden. Luz behauptet, durch das Fernrohr den Jablunkapaß zu erkennen, die schneebedeckte Lissa-Hora jedenfalls sehe ich deutlich.

Das Gut Bruckwitz liegt eine Stunde von Ratibor entfernt auf einem Hügel. Das Herrenhaus, ein langer Parterrebau, dessen Dach wie die ringsherum gebauten Wirtschaftsgebäude mit Schindeln gedeckt ist, hat eine breite Terrasse, die nach dem verwilderten Park heraus liegt, und ist im Winter geschlossen. Hinter dem Haus ziehen sich im Halbkreis Ställe, Scheunen, kleine Arbeiterkaten hin, und weiter zurück zwischen Hof und Aeckern die große Pferdeschwemme. Weit und breit umgeben Rübenäcker den Park, die sich bis zu dem Tannenwald hinziehen. Vom Mai bis zum Herbst leben wir auf Bruckwitz, sonst in der Stadt.

*

Ich habe Guido noch kein einziges Mal gesehen. Man kann nie wissen, ob man eine Arbeit vornehmen kann, ob nicht die noch so fest gefaßten Pläne plötzlich geändert und umgestoßen werden. — Ist gestern bestimmt worden, daß heute Wäsche ausgebessert werden soll, und ich habe mich dazu in meinem Hauskleid in der Garderobe niedergelassen und mir die Arbeit eingerichtet, so kommt Frau von Bruck plötzlich auf den Gedanken, einen Besuch auf einem benachbarten Gut zu machen, zu dem ich sie begleiten soll. Ich muß Toilette machen und mitfahren über Land. Anstatt zu Mittag zu Hause zu sein, bleiben wir den Nachmittag dort, um erst gegen Abend nach Hause zu kommen . . .

„Die Arbeit lassen Sie bis morgen liegen, die hat noch Zeit," sagt sie dann, und um Luz für das lange Ausbleiben zu entschädigen, werde ich beordert, des Abends mit ihr Mühle zu spielen, wozu es Süßigkeiten, kandierte Früchte als Gewinne gibt. Am folgenden Tage wird Besuch angesagt, wir müssen den Vormittag über in der Küche Vorbereitungen treffen. Es wird gebacken und gebraten und — wenn der Besuch da ist — musiziert und — möglicherweise auch abends in das Theater gegangen. — Am dritten Tag sind Korrekturbogen zu lesen.

„Aber bitte rasch, rasch," treibt Frau von Bruck. „Ich bin zu nervös dazu, ich kann es nicht. Die Sache ist eilig und wichtiger als Ihre Flickwäsche." Oder: Die Schneiderin ist für die Woche bestellt, und ich freue mich darauf, ihr behilflich zu sein. Ich habe leider nicht nähen gelernt. Meine Toilette ist zu einfach für hiesige Begriffe, und mir fehlt das Geld, um mir das Fehlende anzuschaffen.

„Sie dürfen nicht mehr in Schwarz gehen," befiehlt Frau von Bruck, „Sie müssen sich freundlicher kleiden und müssen noch Garderobe haben!"

Mit vierzig Mark Gehalt im Monat ist es nicht so leicht, wie Frau von Bruck sich das denkt. — Ich habe mir Stoff gekauft, sie hat mir versprochen, daß ich die Vormittage bei der Schneiderin lernen darf. Aber es kommt nicht soweit. Montags sind Einkäufe zu besorgen, die mir stets allein übertragen werden. Es fehlte Futter, fehlte weiße Seide zum Nähen und andre notwendige Kleinigkeiten. Dienstags waren wir zu Masziсks zum Frühstück geladen, Mittwoch kamen Gäste zum Mittagessen, Donnerstag mußte ich mit Luz zum Zahnarzt gehen, und an den beiden letzten Tagen wurde in aller Eile, um fertig zu werden, zwischen Hinundhergeschicktwerden und Abberufenwerden etwas genäht. Natürlich an Luz' Sachen. Meine blieben liegen, und die Schneiderin ging fort, weil sie für die folgenden Wochen bei Landrats zugesagt hatte.

Ich habe immer sehr viel zu tun, jede Minute gehört andern, obwohl in Wirklichkeit nicht viel Arbeit da ist. Ich muß überall sein — überall helfen und einspringen und habe keine bestimmte ganze Arbeit. Das macht müde, ohne daß man Veranlassung dazu hätte. Die Köchin kann nicht kochen — das Stubenmädchen ist vom Lande und kann nicht servieren — Luz kann sich nicht allein frisieren, jeder ruft nach mir. Ich bin des Abends so betäubt, daß ich oft über den Gesprächen, die Luz im Bett mit Vorliebe bis in die Nacht hinein führt, einschlafe. Diese Unruhe wirkt wie Morphium. Aber das Heimweh nach den Kindern! Ich dränge alles zurück. Man hat mir nicht einmal geschrieben, wie es Maus und dem kleinen Paul geht. Ich habe dreimal mahnen müssen, bis ich mein Zeugnis erhielt, und als es kam, war es nur ein Protokoll — daß ich fünf Jahre auf einer Stelle gewesen bin. Sonst nichts. — Ob auch die Kinder so wenig Liebe erhalten wie ich Dank?! Ich träume so oft von ihnen.

*

Endlich! Ich habe Guido gestern an der Oder in der Abenddämmerung getroffen. Es war mir bis dahin unmöglich gewesen, allein auszugehen, und so hatte ich ihn heute ungeduldig und verstimmt gefunden. Es war kalt und windig auf dem Damm an der Oder, und wir konnten einander oft kaum verstehen, so pfiff der Wind uns entgegen. Wir sprachen darüber, wie wir uns sehen wollten. „Ich werde mich Frau von Bruck anvertrauen. Sie wird mich verstehen, daß ich keine Heimlichkeiten vor ihr haben will. Dann machst du ihr deinen Besuch, und wenn du in das Haus kommst, kannst du mich — wie jede andre — dort unter ihrem Schutze sprechen," sagte ich.

„Was heißt das ‚unter ihrem Schutz'? Wir brauchen keinen. Sind wir nicht alt genug, um uns selbst ‚Schutz' zu sein?"

„Ja — und nein. Jedenfalls alt genug, um zu wissen, daß dieses Sich-im-Dunkel-treffen Gefahr für uns bedeutet!"

Guido war nicht meiner Ansicht.

„Es muß Geheimnis bleiben. Weiß es noch eine Person, so sind wir nicht mehr sicher. Kein Mensch ist verschwiegen!" sagte er. „Kein Mensch! Die Menschen haben Freunde — sie haben Gatten — oder Kinder — sie vergessen, daß sie ein Geheimnis hüten sollen. — Und kommt es vor der Zeit an den Tag, so stehe ich für nichts. — Willst du offen sein, dann müssen wir alle Konsequenzen tragen. — Dann kann ich nicht hier bleiben! Im Hause Gast sein, wo du in dienender Stellung bist — das ist mir nicht möglich! Oder willst du durchaus fort von hier, nachdem es uns endlich geglückt ist, in einer Stadt zu leben? Und welches Haus duldet eine verlobte Gesellschafterin?"

„Frau von Bruck ist gutmütig, sie würde mich verstehen, wenn ich ihr vertraute!" wandte ich ein.

„Bist du ihrer so sicher, Anne? Ich nicht, ich traue ihr nicht. Sie ist eine von den ‚Halben', die sich in Maskenanzügen gefallen und die immer etwas ‚ganz Besonderes' bedeuten möchten — am liebsten das, was sie nicht sind. Sie hat nur mit sich zu tun — aber an andre denken zu müssen, wäre ihr nur unbequem. Wir sind von ihr abhängig und von andern abhängig, wir haben kein Recht, nach Gutdünken zu handeln. Es wäre mir, weiß der Teufel, lieber, wenn ich abends nach Hause käme und du ständest in der Tür und flögest mir um den Hals — und wir setzten uns an einen Tisch und hätten ein Dach über uns, als dich im Regen auf der Straße abzuwarten, wie ein Soldat des Abends seinen Schatz." — —

So sind wir denn übereingekommen, daß ich von uns schweigen werde. Unser Wiedersehen wird von dem Zufall abhängig sein; ich kann ihm schreiben, wenn ich mich freimachen kann, und er wird mich dann hier auf dem einsamen Damm erwarten. Als wir auseinander gingen — als wir zögerten — in der Furcht vor der Trennung — war mir, als habe sein Mund ein Wort geflüstert, das halb erstickt an mein Ohr drang. Ich schloß einen Augenblick die Augen — dann — hatte ich die Kraft, mich loszumachen — und zu gehen. Ich sah ihn noch lange am Damm stehen und warten, bis ich um die nächste Ecke bog. Guido! Guido! Wir hatten zuviel von Ratibor erwartet!

*

„Sie sind oft so blaß," sagte gestern Frau von Bruck zu mir, „Sie werden doch kein Heimweh haben?"

„Ich habe ja kein Heim, gnädige Frau."

„Nun ja. Man hat aber doch Stätten, an denen man hängt?"

„Ich wüßte keine mehr."

„Sie sind doch auch sonst — frei — nicht wahr? Nicht etwa heimlich verlobt?"

„Nein, gnädige Frau," sagte ich.

Sie betrachtete mich dabei scharf. Ich hatte keine Sekunde mit dieser Antwort gezögert. — Die Wahrheit war es nicht. Aber darf ich sagen, daß ich gebunden bin? Nein. Denn ich bin frei. — Ganz frei! — In unsicheren Hoffnungen sich wiegen — heißt das „gebunden" sein?

„Es ist gut so. Ich danke Ihnen. Es wäre mir auch nicht angenehm gewesen," sagte Frau von Bruck und übergab mir die Blätter des Romans zum Umschreiben.

Merkwürdig, diese Menschen! Wir sollen nicht gebunden sein, unser Leben gehört nur ihnen — nicht uns selbst! Diese Worte gehen mir nach. So liebenswürdig sie ist — es war keine Güte in ihren Worten. — Ob diese Frauen, die nicht in sich zufrieden sind, überhaupt gut sind? Luz hat etwas, das ich — trotz ihrem Egoismus — Güte nennen möchte. Sie ist lenkbar, weich und gut. — Aber sie wird es nur so lange sein, so lange sie glücklich ist. Ihre Mutter gehört zu den Frauen, denen das Leben alles mitgegeben hat, was begehrenswert ist, denen es aber eins versagt hat: den Mann zu lieben, dem sie angehören.

Ihre Ehe hat Frau von Bruck aus kühlen Vernunftgründen geschlossen. Sie hat Wünsche aufgegeben, die jedes Mädchen erträumt. Das verzeiht sie dem Leben nicht. Es hat sie gehärtet. Und ihre Worte lassen mich wissen: Der Tag, an welchem sie weiß, daß ich Guido kenne — ist mein letzter in diesem Hause. Ich kenne Frau von Bruck wie der Kammerdiener seinen Herrn, und wie es für den keine Größe mehr gibt, so ist diese Frau für mich eine fünfunddreißigjährige Luz. Sie möchte etwas sein! Einmal Messaline, dann unglückliche Frau und dann wieder glückliche Mutter. Rollen, die sie gut kleiden. Es macht ihr Freude, zu spielen — aber sie verlangt, daß man Zuschauer bleibt, daß man selbst keine Rolle zu spielen hat. Ja, Guido, heute würde ich Frau von Bruck nicht mehr „gutmütig" nennen.

„Es wäre mir nicht angenehm gewesen!" — Das höre ich immer noch, und ich habe es verstanden. Es wird schließlich darauf ankommen, ob meine Leistungen hier genügen. Was aus einer Person wird, die man bezahlt — wen kümmert das? Will ich bleiben, so muß ich schweigen.

*

Ich bin nun fast ein Jahr in diesem Haus und habe Luz liebgewonnen, um ihre Gunst braucht mir nicht mehr bange zu sein. Sie hängt an mir wie an einer, der man vertraut. Und dieses Vertrauen ist es, das auf mir lastet. Sie ist offen und gibt sich mir, wie sie ist — und sie ist gutherzig. Aber sie ist nicht mehr so offen wie früher. Zuerst sprach sie von Gebrad wie von einem Pagen, der einem die Schleppe trägt, dem man dafür die Hand zum Kuß reicht, von dem man sich Rosen schenken läßt, um sie verwelken zu lassen, und Bücher, um sie zu verschlingen, weil einen die Bücher interessieren. Sie rief mich aus Fenster, damit ich sein Pferd sehen konnte und etwas von seinem Gruß mitbekam, und kam er, so lief sie, ihm die Tür zu öffnen. Ihre Mutter sieht es lächelnd mit an, der Vater betrachtet Luz als ein Kind — und ich schweige. Ich habe mit Frau von Bruck zweimal Auseinandersetzungen gehabt, als ich es wagte, Luz zu tadeln. Sie war schroff und hochmütig geworden und hatte mir zu verstehen gegeben, daß sie die Erziehung ihrer Tochter leite und nicht ich. Das habe ich mir gemerkt. Deshalb muß ich es mit Luz allein versuchen, sie ist lenksam, wenn man sie geschickt anpackt — und — ich habe sie lieb. Ich kann nicht einschlafen, wenn ich an den Blick Gebrads denke, mit dem er ihre Gestalt umfaßt, wenn sie vor ihn tritt.

Sie ist jetzt aus der Schule heraus und bekommt nur noch englische Stunden und Klavierunterricht. Ich hatte schon lange mit ihr sprechen wollen, aber sie weiß mir geschickt auszuweichen, denn sie muß ahnen, daß diese Unterredung ernst sein wird.

Heute kam es dazu. Wir gingen vor der „Landschaft" auf und ab, um Frau von Bruck zu erwarten, die Einkäufe machen wollte und nie fertig wird, da sie stets zu spät beginnt, sich anzukleiden.

„Weshalb bist du so ernst?" fragte sie stehen bleibend und sah mich an, ein wenig trotzig und ein ganz klein wenig unsicher.

Auch ich blieb stehen, und als mein Auge ihrem Blick begegnete, bemerkte ich, daß sie sich gegen einen Angriff gewappnet hatte. Sie wußte also, was ich von ihr wollte.

„Luz — ich möchte von dir wissen, wo du gestern abend gewesen bist," sagte ich. Ohne ihre Augen zu senken, auch ohne zu erröten, hielt sie meinen Blick aus.

„Ich war da, wo ich dir gesagt hatte. Bei Fürstenbergs."

„Da warst du nicht!"

Sie warf den Kopf zurück. Diesmal ward sie langsam rot. „Ich wiederhole dir, ich war dort." Sie lachte und strich sich das lockige Haar aus der Stirn. Es war ein atemloses, verlegenes Lachen.

„Und ich wiederhole dir: Nein!"

„Du glaubst mir nicht mehr?"

„Nein, Luz. Denn es ist nicht das erstemal, daß du mich belogen hast."

Da zog sie ihren Arm aus dem meinen und schwieg. Wir gingen nebeneinander her. Ein Zug brauste heran, der graue Rauch drang bis zu uns herüber.

„Ich will dir was sagen, Anne," begann Luz sehr von oben herab nach einer Weile, „du kannst ja zu Fürstenbergs gehen und sie fragen, ob ich bei ihnen gewesen bin!"

„Ich kenne Fürstenbergs nicht genügend dazu!" Sie weiß nur zu gut, daß ich die Governeß nicht leiden mag.

„Das ist mir egal. Aber ich will nicht, daß du mir nicht glaubst." Dann sagte sie rasch, als ob ihr etwas Neues eingefallen sei: „Also abgemacht, Anne — du gehst zu Fürstenbergs, bis dahin kein Wort mehr von der Geschichte. Dort kommt auch Mama!"

Damit sahen wir Frau von Bruck aus dem Garten treten. Stehen bleibend, sich die weißen Handschuhe überstreifend, sah sie sich um. — Ihre schwarze Taftschleppe unter dem Arm, die wehende lila Straußfederboa um die Schultern, in dem schwarzen Bindebänderhut mit der blassen, weißen Rose unter dem Rand — wie schön sie war! Wie elegant! Wie jung! Und als Luz auf sie zulief: „Mutti — Mutti! Hier sind wir!" hob sie die Hand und winkte uns heran. Wie eine blasse Rose schaute ihr liebliches zartes Gesicht unter dem breitrandigen Hut hervor. Luz hing sich an ihren Arm.

„Wir wollen shopping gehen, Kinder! Zuerst wegen der neuen Pelzjacken für mich und Luz, dann wegen der Hüte, und ich habe noch Rechnungen zu bezahlen; wenn ihr wollt, gehen wir auch zum Bummel auf den Ring, das ist ja doch deine größte Wonne, Luz?"

Wir gingen der Stadt zu. Ich blieb zerstreut in den Läden, auf dem Ring, überall, wohin ich mit beiden ging. Mir lastete auf der Brust: Verantwortung! Schuld! Wie soll ich dieses Leben auffassen? Kann ich, mit beiden Augen sehend, mich blind stellen? Muß ich es?

Als wir im letzten Laden waren, lief Luz plötzlich auf die Straße.

„Lassen Sie doch!" sagte ihre Mutter. „Sie hat eine Freundin gesehen. Helfen Sie mir, ich kann die Farben so schlecht bei Lampenlicht sehen." — Ich half wählen, prüfen und quälte mich damit, wer wohl die Freundin sei. Soll sie wirklich so dreist sein, zu lügen, nach unsrer Unterredung? Ich wollte in der Tat heut abend noch zu Fürstenbergs. In der Atmosphäre von Unwahrheit mag ich nicht stecken! — Sie bestellt mich zum Beispiel, sie aus der Stunde abzuholen; komme ich an die bewußte Ecke, so ist Luz nicht da. Einmal ging ich zu ihrem Lehrer hinauf, um nachzufragen, aber der behauptete, sie sei schon vor einer halben Stunde weggegangen; komme ich heim, finde ich Luz auf ihrem Zimmer, sehr vergnügt und erstaunt, „daß wir uns immer verfehlen". Frau von Bruck würde meiner Ungeschicklichkeit die Schuld geben — oder mich unpünktlich nennen —, sie ist nur so lange gerecht, als Luz nicht in Frage kommt. Also schweige ich. Aber dieses Verfehlen ist mir beängstigend — und um den Verdacht auszusprechen, habe ich nicht genug Beweise in der Hand. Beweise? Sind erhaschte Worte und Blicke „Beweise" für eine Mutter, die nicht sehen will?

(Fortsetzung folgt)

Was war's?

Von

Karl Ernst Knodt

Was war's, das mir zur nächt'gen Stunde
Des Sinnens nach dem Sinn der Zeit
Wie eine lichtbeseelte Kunde
Zuflog vom Strand der Ewigkeit?

War's ein Verstorbnes, das ich weckte
Und dessen Liebe niemals schlief?
War's eine Zukunft, die ich schreckte
Und die nach mir mit Namen rief?

War's eines Engels goldner Schimmer,
Der meines Auges Sehnsucht traf?
War es die Muse, die noch immer
Ein Lied mir löste vor dem Schlaf?

Ich kann's nicht nennen.
Wie von Sternen
Ein glüh'nder Tropfen niederfällt,
So trat aus überird'schen Fernen
Ein Etwas ein in meine Welt.



Unser täglich Brot gib uns heute! Nach einem Gemälde von Artur Ahnert





Reliefkarte des Ueberschwemmungsgebiets

Der Kampf mit dem Koloradofluß

Von

Walter V. Woehlke

(Hierzu dreizehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Im südlichen Kalifornien, in dem Lande, wo die Sonne Königin und Wasser König ist, spielt sich zurzeit ein Kampf ab, der die Aufmerksamkeit aller Ingenieure und Geologen Amerikas auf sich gelenkt hat. Ein Gebiet, das an Größe dem Königreich Bayern gleichkommt und an Fruchtbarkeit das Delta des Nils bei weitem übertrifft, sieht seiner Vernichtung entgegen. Ein Strom von der Größe des Rheins sendet seit fast zwei Jahren sein Wasser in dieses fruchtbare Tal, das 70 Meter unter dem Meeresspiegel liegt, anstatt wie ein anständiger und zivilisierter Fluß gehorsam ins Meer zu fließen. Inmitten einer wasserlosen, furchtbaren Wüste, die durch seine Hilfe in ein grünes Paradies verwandelt war, hat dieser Strom einen See gebildet, dessen Umfang nur von den Großen Seen übertroffen wird, und tagtäglich steigt der See, dessen Wasser, falls der Kampf mit der Niederlage der Ingenieure enden sollte, in absehbarer Zeit sämtliche Gehöfte, Dörfer und Städte in dem gesamten Tal verschlingen wird. Den Fluß in sein altes Bett zurückzudrängen und das reiche Gebiet zu retten, ist die Aufgabe, an der die Ingenieure der Southern Pacific-Bahn arbeiten. Millionen sind im letzten Jahre für die Arbeit ausgegeben worden, und immer hat der Fluß die Oberhand behalten.

Die Aufgabe ist kein Kinderspiel. Der Fluß — El Rio Colorado del Norte, der Rote Fluß, der vom Norden kommt, wie ihn die Spanier nannten — ist vielleicht der wunderbarste und merk-

würdigste Strom der Welt. Auf 2500 Kilometer seiner 3400 Kilometer langen Bahn rauscht er durch tiefe Schluchten mit fast senkrechten Wänden dahin, deren Boden selten von den Sonnenstrahlen getroffen wird. Auf seinem Unterlauf geht er gewissermaßen auf Stelzen. In der grauen Urzeit wälzten seine roten Fluten unermeßliche Mengen Schlamm in das Meer, das sich bis an den Fuß der Gebirge erstreckte. Schicht auf Schicht lagerte sich dieser Schlamm im Meere ab, bis das Salzwasser in den heutigen Golf von Kalifornien zurückgedrängt war. Durch den so geschaffenen Alluvialboden geht heute der Unterlauf des Kolorado, der noch immer seinen Schlamm bei den häufigen Ueberschwemmungen auf seinen Uferbänken ablagert. In den Jahrtausenden hat er sein Bett Fuß auf Fuß über das Niveau der von ihm geschaffenen Ebene erhöht, so daß er heute in einer Rinne läuft, die an vielen Stellen den höchsten Punkt des Plateaus bildet.

Bis vor dreißig Jahren war der Oberlauf des Kolorado von seiner Quelle bis an den Punkt, wo er die ungeheuern Schluchten verläßt und in die Ebene tritt, so wenig bekannt und erforscht wie die tibetanische Hochebene. Die Apachen und die Schoschonen trieben in den verlassenen Behausungen der verschwundenen Indianerstämme, deren tief in die Felsen getriebene Wohnungen von ihrer hochentwickelten Kultur zeugen, ihr Unwesen, und dem Wasser durch die fast unergründlichen dunkeln Schluchten zu folgen, war niemand waghalsig genug. Erst im Jahre 1871 machte sich Major Powell mit acht Gefährten in drei kleinen Booten daran, das Rätsel des Schlundes zu lösen. In Kolorado ließen sie ihre Flotte in das tobende Wasser und verschwanden zwischen den hohen Felsenmauern, zwischen denen der Fluß sich seinen Weg gebahnt hat. Vier Monate später kletterten sieben der neun Erforscher in Arizona aus dem 2000 Meter tiefen Abgrund. Die beiden andern waren vom Kolorado verschlungen, und Hunger hatte den Rest gezwungen, das Unternehmen in den beiden noch übrigen Booten aufzugeben. Zwei andre Mitglieder der Expedition fielen den Indianern zum Opfer, doch die letzten fünf setzten im nächsten Jahre das Unternehmen fort und lösten das Rätsel. Ihnen folgten drei Jahre später die Vermesser einer Bahn, die dem Strom folgen sollte, doch gaben sie das Unternehmen auf, nachdem vier Mann ertrunken und zwei der vier Boote von den Stromschnellen und -fällen zerschlagen waren. Seitdem hat der Fluß ohne Störung durch Menschenhand seine Bahn verfolgt.



Stromschnelle des Kolorado

Fast unüberwindbar sind die Schwierigkeiten, die der unbändige Strom der Forschung entgegensetzt. Cañon folgt Cañon auf seinem Oberlaufe, und je weiter der Wagehals vordringt, desto höher werden die Wände, die sich fast senkrecht vom Rande des Wassers erheben. Sobald der junge Fluß die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel Wyomings verlassen hat, fängt er seine Tunnelarbeit durchs Innere der Erde an. Mit einer Geschwindigkeit, die sich an vielen Stellen bis auf 35 Kilometer die Stunde erhebt, jagt er durch die Felsenmassen, haushohe Felsblöcke vor sich herrollend. Durch roten und weißen Sandstein, durch Porphyr und durch Granit hat er 1000 Meter tiefe Risse und Spalten geschnitten wie ein stählerner Meißel, und auf dem Grunde der ungeheuern Spalten setzt er noch ungestört sein Werk fort. An den wenigen Stellen, an denen die Wände etwas vom Flußbett zurücktreten, erreicht der Kolorado eine Breite von 300 bis 400 Metern, während er in manchen Cañons, besonders in solchen, in denen er sich durch Granitwände gefressen hat, auf 10 bis 12 Meter eingeengt wird, so daß die reißende Flut mit Schnellzugsgeschwindigkeit dahinsaust. Stromschnelle folgt auf Katarakt, und Wasserfall folgt auf Stromschnelle. Auf seinem gesamten Wege durch den wunderbaren Felsentunnel tobt und brüllt der Kolorado wie ein reißendes Tier, dem er an Grausamkeit und Unbändigkeit gleichkommt.

In Arizona wendet sich sein Lauf plötzlich vom Süden nach dem Westen, und von dieser Biegung an bildet das Flußbett eines der sieben Weltwunder, den Großen Cañon des Kolorado, der eine Tiefe von über 2000 Metern erreicht und sich 500 Kilometer weit ununterbrochen durch das Plateau erstreckt. Früher setzte der Wanderer, der den Rand des Abgrundes erreichte, sein Leben aufs Spiel. Entweder verdurstete er in der wasserlosen Ebene, während ein Strom sich vor seinen Augen dem Meere zuwälzte, oder die Apachen beförderten ihn auf langen Umwegen in die glücklichen Jagdgründe. Heutzutage befindet sich ein elegantes Hotel am Rande des Cañons und eine Bahn hat ein Nebengleise von der Hauptlinie bis an das Hotel gebaut.

Der Anblick, der sich vom Rande der Schlucht bietet, ist überwältigend. Keine Feder kann den Eindruck beschreiben, den dieser titanische Schlund, diese vielfarbigen Riesenterrassen, diese unterirdischen, zerrissenen und zerklüfteten Felsenwände und -türme



Landschaftsbild vom Mittellauf des Kolorado

auf die Menschenseele machen. Soweit das Auge reicht, überall das Gewirr dieser Zacken und Zinnen, dieser senkrechten unermeßlichen Felswände unter der Oberfläche. Lichtblauer schleierartiger Dunst hüllt die weit entfernten Abgründe auf beiden Seiten, stromauf und stromab, in weiche Farben-



Der große Cañon des Koloradoflusses



Der unter dem Meeresniveau gelegene Saltonsee, der ursprünglich vom Kolorado gebildet wurde und in den er sich jetzt wieder ergießt

töne ein. Rot leuchten die oberen Sandsteinschichten, grell und blendend die weißen. In der Tiefe schimmern die Wände grün, und durch den nassen Hauch, der über dem tiefsten Abgrund lagert, schlängelt sich wie ein Faden der rotbraune reißende Kolorado. Immerwährend wechseln die Farbentöne, von Sonnenaufgang bis die letzten Strahlen über den Rand hinweg auf die Bergzüge fallen, die sich nackt und kahl mit rosafarbenen Gipfeln dunkelblau aus der Hochebene emporstrecken, so scharf und senkrecht, daß sie wie Papiermachéberge auf einer Bühne aussehen.

Gegen diesen Fluß, der das Wunder vollbrachte, der Millionen und aber Millionen von Kubikmetern des härtesten Gesteins zu Schlamm zerrieb und einen Meerbusen auffüllte, gegen diesen Riesen, dessen Unterlauf sich auf der von ihm geschaffenen Ebene mindestens fünfzigmal ein neues Bett gesucht hat, kämpfen die Ingenieure, um seinen nassen Armen ein Königreich zu entreißen. Der Kolorado selbst schuf das Gebiet, das er jetzt wieder zu verschlingen sucht. Vor Jahrtausenden mündete der Fluß in das obere Ende des Tales, das er jetzt wieder mit seinem Wasser füllt. Der kalifornische Meerbusen bedeckte das ganze Gebiet, das allmählich von dem Flußschlamm gehoben wurde. Durch einen vulkanischen Ausbruch wurde die Mündung des Kolorado weiter südlich in den Golf verschoben und der obere Teil des Meerbusens in einen auf allen Seiten von Land umgebenen Salzsee verwandelt. In der Glühhitze, die in dieser auf drei Seiten von Gebirgen umgebenen Talmulde im Sommer fast jeden Tag auf 45 Grad Celsius und höher steigt, verdampfte das Wasser, bis schließlich ein ödes, durstiges, vegetationsloses Höllental sich nach allen Richtungen erstreckte, in dessen Mitte, 100 Meter unter dem Meeresspiegel, ein ungeheures Feld reinen weißen Salzes das Ueberbleibsel des ehemaligen Ozeans bildete. In dieser Einöde regnet es nur selten; dürr, trocken, staubig, glühend, ohne Pflanzenwuchs liegt das Land, dessen einzige Bewohner Klapperschlangen, Eidechsen und Wüstenkröten sind. Den Qualen des Durstes, die durch die Phantasiegebilde der Fata Morgana verdoppelt werden, ist mancher Goldsucher zum Opfer gefallen. Merkwürdigerweise dachte keiner der Goldsucher daran, das herrenlose



Die Bruchstelle, durch die der Kolorado in das Imperial Valley strömt

Salzfeld auszubeuten, selbst nicht, als die Southern Pacific-Bahn ihr Hauptgleise zwischen San Francisco und New Orleans am Rande des Feldes entlang durch das Tal legte. Erst einem unternehmenden, scharfblickenden Yankee, G. A. Durbrow, blieb es vorbehalten, den Wert des Feldes in seinem vollen Umfange zu erkennen. Vor sieben Jahren schaffte er sich einige gewöhnliche Pflüge an, warf Furchen in dem Salzbett auf, ließ das gelockerte Salz auf Waggons laden und verkaufte es, nachdem er sich den größten und besten Teil des 2000 Quadratkilometer umfassenden Salzlagers gesichert hatte. Mit den buchstäblich in der Wüste gefundenen Profiten vergrößerte er sein



Die einstürzende Uferbank des „neuen Flusses“ auf dem Wege zum Saltonsee

Geschäft zu solchem Umfange, daß sich bald eine Niederlassung an dem Rande des Salzlagers bildete, die sich in kurzer Zeit zu einem kleinen Städtchen entwickelte. Natürlich verschluckte der Salztrust die Unternehmung, sobald die Konkurrenz zu scharf wurde.

Im Jahre 1900 machte ein andrer Yankee, L. M. Holt, die Entdeckung, daß der Schlammboden um das Salzlager so fruchtbar ist, daß er bei Berieselung kolossale Ernten liefert. Ohne Zögern bildete dieser zweite Yankee eine Gesellschaft, die durch einen Kanal den bedeutend höher als das Tal liegenden Koloradofluß anzapfte und einen kleinen Teil seiner Wassermassen 100 Kilometer weit durch die Wüste in das Tal brachte. Das fast tropische Klima und der 30 Meter tiefe Schlammboden macht aus der Mulde ein Treibhaus, das ohne Dünger jahraus jahrein Ernten liefert, die einem deutschen Bauern unmöglich erscheinen würden. Die ersten Erdbeeren im Februar, das erste Gemüse, die ersten Kartoffeln, die ersten Melonen und Weintrauben, sie alle kommen aus diesem Tal, dessen Bewohner nebenbei noch Mais, Klee, Apfelsinen, Pfirsiche, Aprikosen und andre Früchte verkaufen, während Viehzucht, Molkereien und Geflügel kleine Vermögen jährlich einbringen.

Anfangs wurde dem Kolorado genug Wasser entnommen, um 6000 Hektar berieseln zu können. Mit dem Wasser und von den großen Profiten gelockt, kamen die Ansiedler in Scharen, so daß das angebaute Land im Jahre 1905 schon auf 100000 Hektar gewachsen war, das eine Bevölkerung von 15000 Personen ernährte. Diese neuen Ansiedler mußten mehr Wasser haben; Wasser, Wasser, mehr Wasser, schallte der Chor der Farmer, und immer mehr wurde der Kanal vergrößert und mehr Seitengräben angelegt. Doch unglücklicherweise setzte sich der Schlamm des Kolorado in dem Kanaleingang fest, bis der der Mulde zueilende Strom versiegte. Ein zweiter Schnitt wurde unterhalb des ersten in dem Ufer des Stromes vorgenommen, der sich ebenfalls bald mit Schlamm füllte. Ein dritter und ein vierter Versuch wurde gemacht, doch alle vergeblich. Schließlich sah sich die Wassergesellschaft gezwungen, um den immer dringender werdenden Ansprüchen zu genügen und die Ernten vor der Vernichtung zu schützen, 50 Meter der Uferbank einzureißen und ein Viertel des Stromes durch einen neuen Kanal in das Tal zu leiten.

Der Schnitt durch die Uferbank wurde im Juni 1905 gemacht. Die Gesellschaft war in solcher Eile, das unentbehrliche Wasser auf die Felder zu bringen, daß der Bruch im Ufer nicht mit einer Betoneinfassung und Schleusentoren versehen wurde, durch die der Zufluß geregelt werden konnte. Man hoffte eben, daß diese Vorsichtsmaßregeln vor der gewöhnlichen Hochflut anfangs November fertiggestellt sein würden.

Die Rechnung war aber ohne den unberechenbaren Kolorado gemacht worden. Im August ereignete sich plötzlich an einem seiner Nebenflüsse ein Wolkenbruch, und einen Tag später kam eine 3 Meter hohe Wassermauer mit Eilzugsgeschwindigkeit den Kolorado herab. Der Bruch im Ufer kam der Hochflut wie geschaffen. Durch die Oeffnung wälzten sich die braunen Fluten, erweiterten sie auf 100, 200, 300 Meter und vertieften sie, bis plötzlich das gesamte Wasser des Kolorado statt dem Meere zu sich in die Talmulde ergoß. Mit aller Eile machten sich jetzt die Ingenieure daran, das Unheil wieder gutzumachen. Sobald die Ueberschwemmung etwas gefallen war, wurde ein Damm quer durch die Bruchstelle gebaut. Kaum



Wasserfall, mit einer Geschwindigkeit von einem Kilometer am Tag wandernd



Lauf des Flusses zum Saltonsee; die Gebäude wurden bald nach der Aufnahme fortgerissen

war die Arbeit vollendet, als eine andre Ueberschwemmung sie spielend zunichte machte. Ein zweiter Versuch hatte dasselbe Geschick und dem dritten ging es nicht besser. Wie ein böser Knabe verschlang der Strom das Werk des Menschen und stürzte sich vergnügt brausend dem Tale zu.

Salton, die Salzstadt im tiefsten Teile der Mulde, 100 Meter unter dem Meeresspiegel, fiel dem wandernden Strom zuerst zum Opfer. Die Salzwerke, die Gleise, die Maschinen und Wohnhäuser, sie alle verschwanden Zoll auf Zoll in der unerbittlichen Flut. Heute liegen sie auf dem Boden eines 25 Meter tiefen Sees, der 100 Kilometer lang und 40 Kilometer breit ist und dessen Wasser einer starken Lauge gleicht.

Eines schönen Tages wurde die Southern Pacific-Bahn unangenehm von dem neuen, immer wachsenden See überrascht. Von einem heftigen



Der fünfte Damm an der Bruchstelle des Kolorado; wurde ebenfalls bald nach der Aufnahme zerstört



Die Städtchen Calexico und Mexicali im Wasser

Westwinde gepeitscht, ergossen sich die Wellen plötzlich über die Gleise der Bahn, warfen die Telegraphenpfosten um und unterhöhlten das Bahnbett. Ungesäumt machte sich die Bahn daran, die Gleise höher zu legen. Wieder folgte der See, und wiederum wurden die Gleise höher nach den Bergen zu verlegt. Erst als die Schienen, von dem unerbittlichen Wasser gezwungen, zum drittenmal verlegt werden mußten, ging den Ingenieuren der Bahn ein Licht auf: solange der Kolorado sein Wasser in das Tal ergoß, waren die Gleise nicht sicher. Tatsächlich war die Gefahr so groß, daß der Betrieb zeitweise eingestellt werden mußte, da schließlich die Bodenbeschaffenheit des Gebirgszuges an der Seite des Tales eine neue Verlegung unmöglich machte. Ergo, der unartige Strom mußte wieder in seine alte Bahn zurückgelenkt werden. Die Vernichtung der Ansiedlungen im Tale, dessen Personen- und Frachtverkehr der Bahn eine reiche Ernte einbrachte, spielte ebenfalls bei der Entscheidung, die bankerotte Wassergesellschaft anzukaufen, eine große Rolle.

Die Southern Pacific-Bahn machte sich jetzt ernstlich an die Arbeit, dem Wasser Einhalt zu gebieten. Im Juni vorigen Jahres war der vierte Damm an der Bruchstelle vollendet. Obwohl er an Breite und Länge seine drei Vorgänger weit übertraf, teilte er ihr Schicksal. Eine besonders hohe Ueberschwemmung stellte sich unerwartet ein, erweiterte den Riß auf 1300 Meter und aß den Damm zum Frühstück.

Diesmal machte sich das Wasser ein neues Bett auf dem Wege nach dem Salzsee. Bisher war die Flut dem Bett eines Flusses gefolgt, der alle Jahrzehnte einmal vom Regen angefüllt wurde. Der launenhafte Strom war aber mit diesem Bett nicht zufrieden und schlug eine andre Bahn ein. Zehn Kilometer weit wälzte er sein Wasser an der Grenze zwischen Kalifornien und Mexiko entlang, bis er das Doppelstädtchen Calexico and Mexicali erreicht hatte. Urplötzlich fanden sich die tausend Einwohner der beiden Flecken, deren Wasserbedarf noch vor wenigen Jahren 50 Kilometer weit per Bahn herbeigeschafft wurde, auf allen Seiten von Wasser umgeben, das allerdings nicht tief war. Ihre Angst wuchs, als das Wasser ebenso plötzlich wieder verschwand. Der mehrere Kilometer weite Strom, der „Neue Fluß", wie er jetzt genannt wird, hatte eine Spalte in dem weichen Erdboden entdeckt, die ihm paßte, hatte sie erweitert und vertieft und beschlossen, sich hier ein neues Bett zu graben. In die tiefe Spalte, die kaum 100 Meter breit war, ergossen sich die mehrere Kilometer breiten Fluten und bildeten einen Wasserfall. Wenn man bedenkt, auf welche Entfernung der Niagarafall sich rückwärts durch Granit gefressen hat, kann man sich eine Vorstellung von der Arbeit dieses Falles in dem weichen Schlammboden machen, in dem kein Steinchen dem Wasser Widerstand leistete. In drei Wochen hatte sich der Neue Fluß ein 30 Kilometer langes, 23 Meter tiefes und 120 Meter weites Bett ausgehöhlt, an dessen oberem Ende der Fall ungeschwächt weitergrub. Immer näher kam der wandernde Wasserfall, dessen Getöse von dem dumpfen Krach der Seitenwände, die ohne Unterlaß in die brausenden Fluten stürzten, verstärkt wurde, den Ansiedlungen. Gehöft auf Gehöft fiel ihm zum Opfer, Haus auf Haus verschwand, der Kirchhof gab seine Toten her, der Bahnhof wurde verschlungen, die Kirche folgte, bis der Wasserfall die ganze südliche Hälfte der beiden Städtchen gefressen hatte und sich anschickte, den Rest ins Tal zu tragen. Die drohende Vernichtung wurde aber abgewandt, als Dynamit gebraucht wurde, die Wühlarbeit des Wasserfalls nach einer andern Richtung zu lenken.

Inzwischen machten sich die Ingenieure der Bahn von neuem beim Kanaleingang an die Arbeit. Die schwerste Aufgabe war, eine Grundlage für

den Damm zu finden. Ueber 30 Meter tief erstreckt sich der vom Strom abgelagerte Schlamm, und unter der Schlammschicht fängt der Sandboden des ehemaligen Meerbusens an. Jeden Augenblick konnte der Fluß, dessen erratische Ueberschwemmungen sich zu allen Jahreszeiten einstellen, plötzlich steigen und die Vorarbeiten vernichten. Doch die Ingenieure gaben den Mut nicht auf. Eine Zweigbahn wurde nach den 40 Kilometer entfernten Ausläufern der Gebirge gebaut, um die nötigen Felsen herbeizuschaffen. Dann wurden 60 Fuß lange Pfähle in drei Reihen quer durch den Kanaleingang in das Bett getrieben. Zwischen den Pfahlreihen wurden Weidenbündel versenkt, die mit einem schweren Drahtnetz verankert und mit Tonnen auf Tonnen von Gestein beschwert wurden. Auf diese Grundlage wurde der Damm gebaut, dessen Mitte die großen Schleusentore halten sollte. Oberhalb des Kanaleingangs wurde ein ähnlicher Damm über das eigentliche Flußgebiet geworfen, um das Wasser durch einen Seitenkanal auf der entgegengesetzten Seite um die Bruchstelle zu lenken. Zwölfhundert Arbeiter und Dutzende von Lokomotiven arbeiteten Tag und Nacht, um dies Werk vor der Novemberüberschwemmung zu vollenden. Am 7. Oktober stellte sich unerwartet ein kleiner Vorläufer der Hauptüberschwemmung ein. Die Wassermengen lockerten die Pfähle, hoben sie trotz Faschinen, Drahtmatten, Ketten und Felsenmengen aus dem weichen Flußbett und nach zehn Stunden schwammen die Schleusentore den Neuen Fluß hinunter. Die Arbeiterzahl wurde verdoppelt. Ganze Züge leerten ihren Felseninhalt in die Stelle, auf der die Tore gestanden hatten, um sie mit solidem Gestein aufzufüllen. Am 20. Oktober hatten die Ingenieure die Genugtuung, das erste Wasser seit fast zwei Jahren wieder dem Golf von Kalifornien zufließen zu sehen. Allerdings war dieser kleine Bach nur 2 Fuß tief, doch gab er den Streitern neuen Mut, den sie sehr nötig haben werden, sobald die Hauptflut sich einstellt. Viele Fachleute sind der Ansicht, daß der Macht des Kolorado, der den ungeheuern Grand Cañon aushöhlte, kein Menschenwerk gewachsen ist und daß das reiche Tal dem Untergang geweiht ist.

Selbst wenn es der Bahn gelingen sollte, den Strom in sein altes Bett zurückzudrängen, wird es Jahre brauchen, den bis jetzt angerichteten Schaden wieder gutzumachen. Quer durch das Tal läuft die 20 Meter tiefe Rinne, durch die der Neue Fluß braust. Auf seiner Bahn hat er die Berieselungsgräben zerstört, so daß Hunderte von Gehöften, denen das tief liegende Wasser nichts nutzen kann, vertrocknen und wieder der Wüste anheimfallen. Die Salzwerke sind vernichtet, die mit großem Kostenaufwande gebauten Landstraßen ausgewaschen, und noch immer ist der wandernde Wasserfall an der Arbeit. Dieser Fall, der sich



Eine der großen Dampfschaufeln an der Bruchstelle des Kolorado

in das alte Bett des Kolorado hineinfressen wird, falls sein Zufluß nicht abgesperrt werden kann, bildet eine große Gefahr für ein Drei-Millionen-Dollar-Reservoir, das von der Regierung der Vereinigten Staaten 30 Kilometer oberhalb des Kanaleingangs gebaut wird. Sollte er sich rückwärts das Flußbett bis an den Damm hinaufwühlen, so ist die Arbeit, die bis jetzt über eine Million gekostet hat, vergebens gewesen, und aus diesem Grund wird wahrscheinlich die Regierung den Kampf mit dem Riesen aufnehmen, sollte die Bahn in ihrer Arbeit fehlschlagen.



Indianer auf dem Kolorado, in der Nähe von Yuma

Sprichwörter des Morgenlandes

(Türkisch — arabisch — persisch)

Gesammelt von

Roda Roda

Der Weise erforscht's, und dem Bauer fällt's ein.

•

Frömmer ist ein reniger Sünder denn ein hochmütiger Seelsorger.

•

Wenn der Zobel seinen Pelz nicht hätte, würde ihn das Wiesel nicht grüßen.

•

Wer mit aller Welt gut Freund ist, ist kein guter Freund.

•

Was du mit der Hand verborgst, wirst du zu Fuße suchen müssen.

Ehe du in den Wald gehst, nenn den Bären „Lieber Oheim".

•

Wenn einer sagt, es gebe auf der Welt keine Ehrlichkeit — der hat sich selber wohl erkannt.

•

Wer Wahrheit durch die Gassen trägt, dem weichen alle Leute aus.

•

Wüßt' man um alle Nachreden, da gäb' es kein Anreden.

•

Von Almosen ist noch keine Börse leer und keine voll geworden.



Wilhelm Trübner — Cäsar am Rubikon

Wilhelm Trübner

Von

Hans Rosenhagen

(Hierzu elf Abbildungen nach Werken des Künstlers)

Bis vor wenigen Jahren war der Name Wilhelm Trübner dem großen Publikum durchaus unbekannt, obgleich sein Träger bereits durch ein Vierteljahrhundert zu den Schaffenden gehörte, obgleich der Künstler in dem engeren Kreise der Fachgenossen als ausgezeichneter Maler längst bewundert wurde. Als Grund für diese merkwürdige Tatsache läßt sich angeben, daß der Künstler mit seinen Leistungen lange Jahre außerhalb des Zeitgeschmackes stand und daß ein großer Teil seiner Kollegen ein Interesse daran hatte, die von ihm und einigen andern vortrefflichen Meistern vertretenen Kunstanschauungen nicht aufkommen zu lassen. Daher wurden Trübners Bilder von den Ausstellungen jahrelang entweder zurückgewiesen oder so schlecht darin untergebracht, daß sie recht eigentlich unbemerkt blieben. Das Sonderbare ist, daß dieser Antagonismus von Leuten ausging, die im Grunde etwas Aehnliches wollten wie Trübner, aber einen andern und, wie sich im Laufe der Zeit herausgestellt, falschen Weg eingeschlagen hatten.



Wilhelm Trübner

Um diesen Zustand zu erklären, muß vorweg gesagt werden, daß Trübner ein Schüler Wilhelm Leibls war. Wie alle Welt damals in München, stand auch Leibl mit seiner Schule zu Anfang der siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts durchweg im Banne der alten Meister. Man hatte endlich begriffen, daß es nötig war, bei ihnen in die Lehre zu gehen, um überhaupt erst wieder einmal hinter das Handwerk der Malerei zu kommen. Jeder einigermaßen intelligente Künstler ergab sich also in dieser Zeit den eifrigsten Galeriestudien. Die einen glaubten ihr Ziel am sichersten durch fleißiges Kopieren der Meisterwerke von Rubens, van Dyck, Rembrandt, Tizian, Velasquez und so weiter zu erreichen; die andern, an deren Spitze Leibl stand, fanden es richtiger, sehend und vergleichend von den alten Meistern zu lernen. Der Unterschied der Methode trat in den Produktionen der Künstler bald zutage. Die einen hatten sich beim Kopieren nicht nur ausgezeichnet mit der Technik der alten Meister vertraut gemacht, sie hatten sich auch so vollkommen mit deren Anschauungen identifiziert, daß es ihnen unmöglich war, sich wieder davon frei zu machen. Die Kunst bestand für sie schließlich in der Aufgabe, Bilder hervorzubringen, die den

Anschein erweckten, als habe sie dieser oder jener große Meister der Vergangenheit gemalt. Sie wurden um so mehr bestärkt, auf diesem Wege fortzuschreiten, als das Publikum ihnen zujubelte. Entstanden doch unter ihren Händen Bildnisse und Genreszenen, die denen der großen Klassiker der Malerei auf ein Haar glichen und daher wundervoll zu den damals von der Mode bevorzugten Renaissanceräumen und -möbeln paßten. Aus Begeisterung für das schöne, lebensfrohe Zeitalter übersah das Publikum vollkommen das unwahre Verhältnis dieser Künstler zu ihrer eignen Zeit

Wilhelm Trübner — Im Heidelberger Schloß

und zur Wirklichkeit, bemerkte es nicht, daß es seine Huldigungen an Leute verschwendete, die in jedem Sinne Epigonen waren und die Kunst an sich auch nicht um einen Schritt voranbringen konnten. Mit je größeren Ehren nun diesen klugen Nachahmern der alten Meister begegnet wurde, um so weniger Verständnis brachte man in jenen Tagen den Künstlern entgegen, die bemüht waren, mit den Mitteln der alten Meister und in deren Weise Kunst zu machen. Mit den Mitteln, das will sagen: im engen Anschluß an die Ueberlieferungen des guten Handwerks. In ihrer Weise, das heißt: in höchster Achtung vor der Natur. Mit diesen Grundsätzen gerieten Leibl und die hinter ihm in Gegensatz zu einer Zeit und zu Künstlern, denen der Schein höher stand als die Wahrheit und denen die malerische Phrase mehr galt als ein neu und selbständig erfundener malerischer Ausdruck.

Nachdem das deutsche Volk den Renaissanceschwindel und die darauf folgenden Stilfexereien überwunden hatte, war es auch reif, zu begreifen, was für einen großen, ernsthaften und selbständigen Künstler ihm die Vorsehung in Wilhelm Leibl geschenkt. Es war ein ganz natürlicher Vorgang, daß in dem Augenblick, da dieser als unübertrefflicher deutscher Meister, als Nachfolger Holbeins entdeckt wurde, auch Trübner in den Gesichtskreis der Kunstfreunde trat. Faßte man ihn zuerst nur als abhängig von Leibl auf, so kam man bei näherer Bekanntschaft mit seinem Schaffen doch bald zu der Erkenntnis, daß er die künstlerischen Anschauungen Leibls nicht nur fortgesetzt, sondern in durchaus selbständiger Weise weiterentwickelt hatte.

Es wird jetzt viel von Leibl und seiner Schule gesprochen. Man muß sich dabei nur nicht vorstellen, daß Leibl so etwas wie eine Malschule gehabt habe. Er arbeitete in München ganz allein für sich und besuchte nicht einmal die Ateliers, in denen die sogenannten Leibl-Schüler malten. Was sie von ihm gelernt, haben sie aus seinen Bildern und aus seinen Reden entnommen. Er traf mit den jungen Leuten regelmäßig in einem Kaffeehaus oder in bestimmten Wirtschaften zusammen, wo er sich mit ihnen über künstlerische Fragen unterhielt. Die Talentvolleren unter ihnen forderte er hier und da auf, eben fertig gewordene Bilder in seinem Atelier anzusehen. Waren sie dann bei ihm, so ließ er sich nicht ungern ausfragen, wie er das und das gemacht, dieses oder jenes herausgekriegt habe; gab auch bereitwillig guten Rat, wenn einer der Besucher bei irgendwelcher Schwierigkeit in seiner eignen Arbeit nicht aus und ein wußte. Im übrigen ließ er die jungen Leute machen, was sie wollten. Nur dazu ermahnte er sie, ihren eignen Augen immer mehr zu trauen als denen der größten Meister der Kunstgeschichte; beim Malen immerfort die Natur zu befragen und sich beim Anfangen eines Bildes stets darüber klar zu sein, was sie machen wollten, damit jeder Pinselstrich frei und sicher dastünde und es keine Verbesserungen und Uebermalungen gäbe. In dieser Art führte er eine ganz stattliche Reihe von Künstlern auf den Weg zur besten Kunst, leider nicht auf den des Erfolges. Denn was Leibl und seine Schüler produzierten, wurde neben den Leistungen der Maler mit den pompösen Allüren der großen Meister nicht beachtet. Leibl selbst, geärgert durch die Behandlung, die ihm die Helden der Ausstellungen zuteil werden ließen, und verstimmt über seine Wirkungslosigkeit auf das Publikum, zog sich nach einigen Jahren in die Einsamkeit eines Gebirgsdorfes zurück. Damit war das Schicksal seiner Schule und

gewissermaßen auch das der deutschen Kunst besiegelt. Als man Leibl im Jahre 1895 in Berlin als einen Künstler ersten Ranges wieder entdeckte, war er über das Alter längst hinaus, wo die Zustimmung der Kunstgenießenden Begeisterung zu größeren Taten gibt. Auch stand er in der letzten Phase seines Lebens. Und von seiner glänzenden Schule war nur noch eine ragende Erscheinung erhalten: sein Freund Wilhelm Trübner. Die andern hatten sich ohne sein Beispiel und seine Belehrungen nicht auf der einstigen Höhe halten können oder die Malerei ganz aufgegeben.

In der Tat: kein einziger von allen Schülern Leibls hatte so viel Verständnis für die außerordentlichen Eigenschaften von dessen Malerei wie Trübner. Er allein war befähigt, voll den Reiz zu empfinden, der in der Art lag, wie Leibl ein Bild anfing; mit welcher Delikatesse er in breiter und doch zarter Pinselführung eine Farbe auf die Leinwand brachte, eine andre dazusetzte und dabei beide so innig miteinander zu verschmelzen wußte, daß man den Pinselansatz kaum wahrnahm, oder wie meisterhaft er etwa einen menschlichen Kopf einfach aus einzelnen Farbenflächen modellierte. Diese Schönheit und Sicherheit des Handwerks bezauberte den zwanzigjährigen Maler, der als ein fast fertiger Künstler nach München gekommen war. Kein Wunder, daß er danach trachtete, es dem von ihm angestaunten Maler gleichzutun. Und es gelang ihm. Doch wird nur ein unerfahrenes Auge die Bilder Leibls und Trübners nicht unterscheiden können. In Wirklichkeit sind sie einander nicht ähnlich. Trübner, der jüngere von den beiden Künstlern, war die robustere, sinnlichere Natur. Er packte die Wirklichkeit weniger wählerisch, mit festeren Armen an. Ist Leibl delikat, so ist er kräftig. Bestechen dessen Schöpfungen durch vornehme, verhaltene Farbe, so ziehen die Trübners durch Glanz und Leuchtkraft der Farbe an. Genug! Es ist ganz unmöglich, die Malerei der beiden zu verwechseln, obwohl die Art des Vortrags in den Bildern des einen wie des andern von gleicher Meisterschaft ist. Die persönliche Richtung von Trübners Künstlertum spricht sich aber wohl am deutlichsten darin aus, daß er die Entwicklung Leibls nur so weit mitgemacht hat, als sie seiner eignen Begabung gemäß war. Er trennte sich in dem Augenblick von ihm, als der Meister Zielen zustrebte, die Trübner nicht reizten. Und als Landschafter ist dieser dann Wege gegangen, die ihn in ganz neue künstlerische Regionen führten.

Wenn es auch sehr bequem ist, Trübner nur immer als einen von Leibl abhängigen Maler hinzustellen, so kommt man doch auf diese Weise niemals zur Erkenntnis von der eigentlichen Bedeutung des jüngeren Malers. Ja, es lohnte sich gar nicht, auf dessen Schaffen näher einzugehen, wären seine Leistungen bloße Schulprodukte. So einfach, persönlich und stark Trübners Bilder für sich erscheinen — der Künstler ist vielen Einflüssen ausgesetzt gewesen, nicht nur dem Leibls. Ehe er mit diesem in Berührung kam, hatte er die Unterweisungen des ausgezeichneten Wiener Malers Hans Canon genossen. Figuriert dieser in den Kunstgeschichten immer nur als Eklektiker, so fehlte es ihm doch keineswegs an Ursprünglichkeit. Obgleich Trübner von Haus aus eine starke koloristische Begabung besaß, darf doch vielleicht seine warme und blühende Farbe, die jordaenshafte gesunde Erdenschwere seiner Schöpfungen auf Canon zurückgeführt werden. Auch dem jetzt erst nach seinem Tode zur Anerkennung gelangten Carl Schuch verdankt der Künstler manches. Die beiden waren Freunde und haben jahrelang zusammen gelebt und gemalt, wobei Trübner der Unterweisende und das Vorbild war. Aber einmal war Schuch ein Mensch von hoher Kultur, mit feinem Geschmack und Kunstverständnis, Eigenschaften, von denen Trübner bei den gemeinsamen Studien in den Galerien profitierte, und dann war er in Wien, also ehe er den jüngeren Freund in München kennen lernte, als Landschaftsmaler ausgebildet worden. Er war es, der Trübner darauf brachte, sich im Landschaftsmalen zu versuchen. Weniger förderlich für den Maler waren andre Freundschaften. Da gab es den als einen der besten deutschen Koloristen jetzt gefeierten Viktor Müller. Die Anerkennung, die



Wilhelm Trübner Selbstporträt (1873)

seinen gemalten Theaterszenen „Romeo und Julia", „Ophelia" u. a. von Künstlerseite gezollt wurde, verlockte Trübner in einer gewissen ratlosen Periode seines Lebens, auch dergleichen zu versuchen. Ein andermal gelangte er in einer ähnlichen Stimmung dazu, sich auf das Stoffgebiet des überaus erfolgreichen Makart zu begeben. Auch der Verkehr mit Hans Thoma ist nicht ganz ohne Wirkung auf ihn geblieben. Nur ein Einfluß wird Trübner zu Unrecht angedichtet: der Courbets.

Er teilt dieses Schicksal mit Leibl, dem auch noch immer, ohne die Spur einer Berechtigung, nachgerechnet wird, was er Courbet verdankt. Die beiden Meister kannten und schätzten einander, aber Leibl sah seinen Weg zu genau vor sich, als daß er genötigt gewesen wäre, von Courbet zu lernen. Er hat auch nie seinen Schülern von ihm gesprochen. Trübner hat Courbet nie persönlich kennen gelernt. Als er 1879 zum erstenmal und nur auf fünf Tage nach Paris kam, war er bereits ein fertiger Künstler und hatte bereits die meisten jener Bilder schon gemalt, in denen man courbethafte Züge entdecken will. Die Verwandtschaft zwischen dem deutschen und dem französischen Künstler ist unleugbar; aber sie beruht ausschließlich auf der ähnlichen Veranlagung. Trübner gleicht Courbet in dem saftigen Vortrag und in der sinnlich-schönen, tonreichen Farbe. Und darin besteht vielleicht ebenfalls eine gewisse Aehnlichkeit, daß, ganz wie bei dem Franzosen, die Kritik aus Entrüstung über die Häßlichkeit mancher seiner Modelle auch bei Trübner anfangs gar nicht dessen Malertugenden bemerkte.



Wilhelm Trübner Kreuzigung

An einem aber läßt sich heute nicht mehr zweifeln: daß keines von den in Trübners Schaffen zur Geltung gelangten Elementen imstande gewesen ist, seine persönliche Art zu verdunkeln. Selbst, wo der Künstler sich einmal in einer seiner Begabung nicht gemäßen Richtung versucht hat, ist er seinem eignen Wesen treu geblieben. Denn als echter Germane gehört er nicht zu den beweglichen Naturen. Wenn er sich auch gegen die Bewegung, welche die Malerei am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts vollführte, nicht abweisend verhalten, so hat er sie doch nur zögernd und bedächtig, jede Errungenschaft der jungen Jahre festhaltend, mitgemacht. Auf diese Weise ist er durchaus der Gefahr entgangen, in französisches Fahrwasser zu geraten.

Trübners künstlerische Bedeutung spricht sich schon in der Universalität seines Schaffens aus. Er ist nichts weniger als ein Spezialist und hat wie alle Großen der Kunstgeschichte auf jedem Gebiete der Malerei Glänzendes geleistet, sich mit gleich starkem Erfolge als Porträt-, Landschafts-, Genre- und Stillebenmaler betätigt, auch in frei erfundenen Schöpfungen manches Ausgezeichnete produziert. Seine Malweise ist ebenso charakteristisch wie seine Farbengebung. Und wenn ihm jene auch hier und da geistlos nachgeahmt worden ist — in dieser hat ihn bis jetzt niemand erreicht, nicht einmal im Aeußerlichen. Seine Farbenskala ist nicht sehr groß, aber dafür von erstaunlichem Reichtum der Nuancen. Dadurch hat er seinen Farben einen Glanz, eine Leuchtkraft gesichert, wie man sie außer bei ihm nur bei den alten deutschen Meistern findet. Kein Landschafter sonst hat ein so tiefes, tönendes Grün wie Trübner, kein neuerer Porträtmaler eine ähnliche Feinheit in der Timbrierung der Hautfarbe, und nur Velasquez, Leibl und Manet noch haben Schwarz und Grün so geschmackvoll als koloristische Werte benutzt.

Der Maler erblickte das Licht der Welt in Heidelberg am 3. Februar 1851. Er war der dritte Sohn des Juweliers und späteren Stadtrats Georg Trübner, dessen lebhafter Wunsch es war, daß sein Sprößling sich ebenfalls dem Goldschmiedshandwerk widmen möchte. Allein dem steckten ganz andre Pläne im Kopf. Schon als kleiner Bube kannte er kein größeres Vergnügen als Zeichnen, und als er die Schule verließ, stand bei ihm der Entschluß fest, daß er Maler werden müsse. Das gab einen heftigen Kampf mit den Eltern. Der Vater bestand darauf, daß der Sohn zunächst einmal die Funktionen eines Lehrlings in seinem Geschäft zu übernehmen habe. Der junge Mensch wehrte sich auf seine Weise, und eines schönen Tages endete dieser Kriegszustand damit, daß die



Wilhelm Trübner — Amazonenschlacht



Wilhelm Trübner — Am Weßlinger See

Eltern erklärten, dem Sohn seinen Willen zu lassen, wenn eine zu befragende Autorität die zum Künstlerberuf notwendige Summe von Talent in den reichlich vorhandenen Versuchen des jungen Trübners feststellen würde. Als diese Autorität galt den Eltern wie dem Jüngling Anselm Feuerbach, der alljährlich nach Heidelberg kam, um dort bei seiner Mutter den in Rom nicht erträglichen Sommer zu verleben. Der große Künstler nun riet dringend dazu, den widerspenstigen Sohn Maler werden zu lassen, und im Oktober 1867 zog der junge Trübner glückselig seiner Künstlerzukunft nach Karlsruhe entgegen, wo er in die von dem Maler Schick geleitete Zeichenklasse der Kunstschule eintrat. Nach zwei in Badens Hauptstadt verbrachten Semestern schien es dem jungen Mann praktisch, nach München überzusiedeln; denn er wollte Malen lernen. Der Unterricht, den ihm in dieser Wissenschaft Alexander Wagner erteilt hat, scheint ihm keine besondere Genugtuung gewährt zu haben; denn er ging nach Ablauf eines Jahres wieder nach Karlsruhe zurück, um sich im Oktober 1869 dem nach Stuttgart übersiedelnden Hans Canon anzuschließen, der nach seiner Empfindung der beste für ihn erreichbare Maler und Lehrer war. Canon schien ebenfalls von dem jungen Maler viel zu halten, denn er nahm ihn als Privatschüler auf und ließ ihn in seiner Familie verkehren, als sei er deren Angehöriger. Wie schnell sich die Gaben des jungen Trübner unter dieser Leitung entwickelten, bezeugt in der Karlsruher Galerie das Bild zweier alten Leute „in der Kirche", mit dem der Neunzehnjährige vor die Oeffentlichkeit trat. Im Oktober 1870 siedelte der Künstler nun für lange nach München über. Wieder trat er als Schüler in die Akademie ein. Diesmal war Wilhelm Diez sein Mallehrer. In dieser Zeit beginnt die Freundschaft mit dem aus Wien stammenden Landschafter Schuch. In Bernried, im Sommer 1871, malte Trübner unter Leitung des Freundes die ersten Landschaften. Schuch, der Leibl während dieser Sommerreise zufällig am Walchensee kennen gelernt, brachte den von ihm bewunderten Künstler eines Tages nach Bernried mit. Dort wurde also die Bekanntschaft geschlossen, die für Trübner von so großer Bedeutung werden sollte. Leibl riet dem jungen Kollegen sofort, den Besuch der Akademie aufzugeben und für sich zu arbeiten, wenn ihm daran läge, seine Eigenart zu bewahren. Von nun an beginnt der künstlerische Aufstieg Trübners. Er mietet für sich und Schuch und den vom Architektenberuf zur Malerei übergegangenen Albert Lang ein gemeinsames Atelier, wo er die Rolle des Lehrers übernimmt, und fängt an, unter Entwicklung eines unheimlichen Fleißes jene Bilder zu malen, die heute zu den Glanzstücken der großen deutschen Galerien gezählt werden.

Es lag im Charakter der Zeit, daß Trübner mit Genrebildern begann. Die bekanntesten davon sind: „Der erste Versuch" mit dem vor einem



Wilhelm Trübner — Blick in den Odenwald



Wilhelm Trübner Zimmermannsplatz

Schrank hockenden und eine Flasche entkorkenden Jungen; „Im Atelier", „Herr und Dame im Gespräch"; „Auf dem Kanapee" mit dem ein Butterbrot verzehrenden unhübschen Mädchen. Dann kamen Porträtstudien an die Reihe, zu denen ihm seine Freunde und deren Frauen, oft auch nur Berufsmodelle saßen, und die ersten Landschaften. Diese frühen Bilder Trübners sind ziemlich dunkel, aber von einer berückenden Schönheit des Tons. Der Künstler bevorzugte damals den vornehmen Akkord von Grau, Braun, Schwarz und Weiß, in dem als farbige Pointe eine dunkelrote Rose, ein mit Silberflittern bestickter weißer oder japanisch bunter Fächer oder etwas andres Geeignetes erscheint. Im Oktober 1872 trat der Maler mit seinem Freunde Schuch eine Reise nach Italien an, die des Lernens halber zunächst durch alle Galerien führte und in Rom endigte, wo beide Künstler fleißig arbeiteten. Trübners „Bacchus", das Selbstporträt „Beim römischen Wein", die Bilder eines Mohren und der „Singende Mönch" sind dort entstanden. Da Schuch nach den gleichen Modellen malte, gibt es die entsprechenden Bilder zum Teil auch von ihm. Im Mai 1873 kehrte Trübner nach München zurück und arbeitete bis zum August in Thomas Atelier, um dann nach Heidelberg zu den nunmehr mit dem Berufe des Sohnes ausgesöhnten Eltern zu gehen, die er porträtierte. Außerdem entstanden in diesem Herbst verschiedene Bilder, zu denen das Heidelberger Schloß die Motive bot, und vier Jagdstilleben. Schuch hielt sich während dieser Zeit in Brüssel auf, wohin ihm der Freund im Januar 1874 folgte. Die künstlerische Frucht des sonst mit Galeriestudien ausgefüllten Winters ist ein in kühner Verkürzung gemalter Akt „Christus im Grabe" gewesen, der in drei Fassungen existiert. Der Sommer wurde von den beiden Genossen auf der Herreninsel im Chiemsee verbracht, wo die schönen Bilder des dortigen Klosters, die sich jetzt in der Berliner und in der Münchner Galerie befinden, entstanden sind. Im Herbst des Jahres trennten sich Schuch und Trübner. Dieser, um sein Militärjahr in Karlsruhe abzudienen, jener, um sich in Paris niederzulassen. Im Oktober 1875 aber trafen beide wieder in München ein, um die gemeinsame Tätigkeit fortzusetzen. Trübner war nun ein fertiger Meister und wußte sich nichts Besseres als zunächst einmal gehörig den „Parademarsch der Malerei", die Porträtmalerei, zu üben. In dieser Zeit sind seine kostbarsten Bildnisse, das von Schuch in der Nationalgalerie, bewunderungswürdig durch die meisterhafte Anwendung des Schwarz — nur der helle Kopf und die Hände, eine dunkelgrüne Tischdecke und ein braunes Hutfutter sprechen darin als eigentlich farbige Momente —; die Dame in Grau im Osthaus-Museum in Hagen; das Bildnis des Dichters Martin Greif, das des Herrn im Pelz, das des Komponisten Gungl und viele andre entstanden. Jedes ein Meisterwerk. Auch schöne Landschaften gibt es aus jenen Jahren nach 1875.

Am Schlusse des Jahrzehnts fühlt Trübner das Bedürfnis, der Mitwelt zu zeigen, daß er auch auf dem Gebiete der freien Erfindung etwas zu leisten vermöge. Ein „Kampf der Lapithen und Kentauren", eine „Gigantenschlacht", eine „Wilde Jagd", ein „Amazonenkampf", „Dantes Hölle" und eine „Kreuzigung" entstehen. Verraten diese Bilder

in der Komposition auch mehr Verstandesarbeit als Phantasietätigkeit, so befriedigen sie doch durch die schöne großzügige Malerei und die tiefe Glut der Farben. Unter dem Einfluß gelehrter Freunde versucht sich Trübner darauf sogar in Geschichtsbildern, denen aber eine gewisse Trockenheit anhaftet, zumal der Künstler damals eine hellere Farbengebung zu erstreben begann. Hier treten schon die ersten Zeichen jener Ratlosigkeit auf, die hauptsächlich erzeugt wurde durch die dem Künstler immer stärker zum Bewußtsein kommende Wirkungslosigkeit seines Schaffens. Nach zehn verquälten Jahren erinnert sich Trübner wieder an seine Versuche in der Landschaftsmalerei. Er setzt seine Staffelei vor die sonnige grüne Natur, und was ihm im Atelier nicht gelingen wollte: das Hellmalen — hier ergibt es sich von selbst. Der Anschluß ist wieder erreicht, und nun entwickelt Trübner jene Tätigkeit, deren Früchte man aus den wichtigsten modernen Ausstellungen seit Mitte der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts kennt. Diese leuchtenden Akte im Freien, die bald „Adam und Eva", bald „Susanna im Bade", bald „Salome" heißen; diese Landschaften aus Seeon, vom Bodensee, aus dem Taunus, von der Bergstraße mit ihrem smaragdenen, von der Sonne durchleuchteten Grün und dem blauen Himmel darüber: diese großzügigen Reiterbildnisse, wo schimmernde rote, braune oder schwarze Pferdekörper in so köstliche Harmonie gebracht sind zu dem Grün eines Parkes oder Waldes; diese Porträte des Deutschen Kaisers, des Königs von Württemberg, des Großherzogs von Baden und des Großherzogs von Hessen, dieses Bildnis des Bürgermeisters von Hamburg — alles Leistungen, in denen der Künstler mit Glück versucht hat, das Repräsentative der Darstellung mit dem Geiste einer neuen Anschauung zu verbinden.



Wilhelm Trübner Reiterporträt



Es darf nicht verschwiegen werden, daß das Publikum, das sich kaum mit den bereits klassisch gewordenen Leistungen des jungen Trübners (dessen Saal in der Jahrhundertausstellung wohl jedem Besucher Ehrfurcht abgenötigt) befreundet hat, den Schöpfungen des reifen Meisters zum Teil noch verständnislos gegenübersteht. Am ehesten findet es sich noch mit den Landschaften ab, die immer so überzeugend Deutsches in der Schlichtheit der Empfindung und in des Künstlers Freude an der grünen Natur haben. Aber gar nicht zurecht kommt das Publikum mit diesen prächtigen Reiterbildnissen, in denen ganze Muskelpartien des Pferdekörpers mit einem einzigen Pinselstrich plastisch gegeben sind. Man ist entsetzt über die Brutalität dieser Malerei, die man nicht gewohnt ist. Und doch besteht kein Zweifel daran, daß die vollkommenste Meisterschaft, was sagen will: die genaueste Kenntnis der Erscheinungen und ein von keinen Schwierigkeiten mehr wissendes technisches Vermögen, dazu gehört, auf so einfache und große Weise ein Stück Wirklichkeit wiederzugeben. Es war und ist die Sehnsucht aller ehrgeizigen Künstler, mit dieser ungeheuern Bravour malen zu können. Wer sich über diese Malweise entrüstet, betrachte nur einmal die Bilder des Franz Hals aus seiner letzten Zeit, etwa die Gruppenbildnisse der Vorsteher und Vorsteherinnen des Altleuthauses im Harlemer Rathaus oder Rembrandts Familienbildnis im Braunschweiger Museum oder das Infantinbildnis des Velasquez im Frankfurter Städelschen Institut und vergewissere sich, daß diese doch gewiß anerkannten Meister in den Jahren ihrer höchsten künstlerischen Reife nicht weniger summarisch gemalt haben. Solche Bilder, wie die letzten von Trübner, wachsen freilich erst in Jahrzehnten zusammen, und eine spätere Zeit wird sie nicht nur schön finden und bewundern, sondern auch erstaunt sein, warum man ihnen bei ihrer Entstehung nicht den größten Beifall zukommen ließ. Und sicher wird sie anerkennen, daß der Künstler einer der selbständigsten und stärksten Maler des neunzehnten Jahrhunderts war.

Trübner hat auch mit der Feder für seine künstlerischen Ueberzeugungen gekämpft. Seine beiden Schriften „Das Kunstverständnis von heut" (1892) und „Die Verwirrung der Kunstbegriffe" (1898, 2. Aufl. 1900) enthalten eine Fülle ausgezeichneter Gedanken über Kunst und Künstler, über Urteilende und Genießende. Das Leitmotiv bildet die durch die besten Schöpfungen in den öffentlichen Sammlungen leicht zu rechtfertigende Behauptung, daß es allein das Künstlerische an sich ist, was einer künstlerischen Leistung dauernde Bedeutung verleiht, nicht der Gegenstand der Darstellung. Das Publikum verwechselt in seinen Vorstellungen von Kunst fast immer das Kunstschöne mit dem Naturschönen und bewertet in der Regel das Kunstwerk nach dem



Wilhelm Trübner — Schloß Amorbach im Odenwald

ihm mehr oder weniger sympathischen Gegenstande, anstatt nach dem größeren oder geringeren Aufwande von künstlerischem Vermögen seitens des Urhebers. Im Anschluß hieran enthalten die beiden Schriften sehr treffende Aeußerungen über allerlei künstlerische Angelegenheiten, Aeußerungen, denen im Interesse der Sache und des nach Belehrung in Kunstdingen verlangenden Publikums die weiteste Verbreitung zu wünschen ist. Ueber Trübners persönliche Verhältnisse wäre noch nachzutragen, daß er, nachdem ihm in dem als kunstfeindlich verschrienen Berlin im Jahre 1895 die erste Anerkennung zuteil wurde, den Staub Münchens von seinen Füßen schüttelte und nach Frankfurt am Main übersiedelte, wo sein Freund Thoma damals lebte. Er verheiratete sich dort mit einer begabten Schülerin und folgte vor wenigen Jahren einer Berufung seines Landesherrn, des Großherzogs von Baden, an die Karlsruher Kunstschule, an der er als Leiter eines Meisterateliers eine erfolgreiche Wirksamkeit ausübt und all die Ehren empfängt, die man ihm so lange vorenthalten hat. Es ist keine geringe Genugtuung für ihn, daß die vor mehr als dreißig Jahren von ihm geschaffenen Werke heut zu den besten Schöpfungen der neueren deutschen Kunst gezählt werden, während die Leistungen der meisten Künstler, die damals in Mode waren, längst vergessen sind. Man muß so jung und so trefflich angefangen haben wie Trübner, um sich noch der Erfahrung erfreuen zu können, daß auch in der Kunst schließlich doch immer nur das Gute siegreich bleibt und daß nicht die augenblicklichen, sondern die in ernsthafter Arbeit errungenen Erfolge die sind, auf denen aller echter Künstlerruhm beruht.

Aphorismen

Das Schaffen ist die Lust des Genies, das Erschaffene die des Talentes.

•

In Wahrheit beneiden wir einen Menschen nicht um ein Glück, das er hat, sondern um eins, das uns fehlt.

Durch Reden kann einer seine Charakterlosigkeit länger verbergen als durch Schweigen.

•

Wer eine Beleidigung erwidert, hat sie verdient.

Hans Reiter



Bescheidenheit
Nach einem Gemälde von Ernst Nelson

Aus Kindertagen

Eine Frühlingserinnerung

von

Adele Hindermann

Wer's dem Schneeglöckchen in den Vorgärten und den Strohhüten in den Schaufenstern noch nicht glaubt, daß es wirklich Frühling wird, der muß sich von den Spielzeugläden überzeugen lassen, in denen ganze Berge von bunten Bällen, Murmeln und Kreiseln augenfällig in die erste Reihe gerückt sind.

Alljährlich ertappe ich mich bei einem fast überraschten Gefühl angesichts dieser bunten — Frühlingsboten; ich bleibe stehen und sehe sie mir gründlich an.

Es wird mir so viel lebendig dabei: ein Kinderleben mit starkem Pulsschlag, die engen persönlichen Beziehungen zur Heimat, das Vertrautsein mit Menschen und Tieren, das wundervolle Losgehen auf eigne Faust. Ein voll gelebtes Kinderleben mit einer gesunden Mischung von Lachen und Tränen, ein Leben, bei dem die kleine Seele ganz satt wurde und kein Herzenskämmerchen leer blieb. — — — — — — — — — — — — — — —

Warum wir so glücklich waren, wir Kinder einer kleinen Stadt? Weil keine Hand uns ängstlich über die Straße führte und wohlgesittetes Gehen von uns verlangte. Mit Kopfsprung gleichsam warfen wir uns hinein in die Freiheit, daß die Wogen der Freude über uns zusammenschäumten. Und diese Kinderfreiheit war randvoll angefüllt mit Dingen, die den Großen so zwecklos, den kleinen Leuten so wichtig erscheinen!

Immer hatten wir es sehr eilig. Nicht nur, daß alle „Saisonspiele" abgearbeitet werden mußten, daß man dabei sein mußte, wenn Militärmusik durch die Straßen zog; auch alle freudigen Familienereignisse in Hunde- und Katzenkreisen galt es durch Wochenvisiten zu ehren, und von Zeit zu Zeit furchtlos in der Dämmerung durch den unheimlichen Klosterkreuzgang zu gehen — das war schlechthin Ehrensache. Gar nicht zu reden vom Veilchensuchen, vom Puppenkleidernähen und dem eignen kleinen Beet im Garten.

Tummelplatz: so ziemlich die ganze Stadt und noch ein Stückchen darüber hinaus. Da gab's so viele „komische" Häuser mit seltsamen dunkeln Winkeln, halsbrecherischen Treppchen, mit Falltüren zum Keller und Bodenräumen, die nadelspitz am Giebel zusammenliefen — just wie wir's brauchen für Versteckspiele; auch für „Räuber und Gendarm" ein geradezu vorbildlicher Schauplatz.

Für „Prickelnstehlen" — übrigens wonnevoll aufregend! — brauchten wir einen der Kasernenhöfe, die ja — leider — noch andern Zwecken dienen mußten. Als man uns dort etwa sechsmal heruntergejagt hatte, fingen wir an, das übelzunehmen, schmollten nicht nur mit dem rücksichtslosen zweiten Bataillon, was diesem sehr schmerzlich gewesen sein muß, sondern redeten uns in eine derartig militärfeindliche Stimmung hinein, daß wir uns einmal, als das ganze Regiment mit klingendem Spiel vor die Kommandantur zog — beinahe nicht angeschlossen hätten.

Viel „Charakter" hatten wir demnach nicht, das muß ich zugeben. Ich zweifle aber, ob wir uns damals den Kopf darüber zerbrochen haben; zu schnell gingen wir zur Tagesordnung über, rotteten uns an andrer Stelle zu ganzen Rudeln zusammen, von einem Tatendrang erfüllt, der oft die Frage: was nun? zu einer schwer lösbaren machte wegen der Ueberfülle der Möglichkeiten.

Ein Dutzend Stimmen schrien durcheinander, ohne einen Höllenlärm ging es bei diesem Kriegsrat nicht ab. Und noch heute bewundere ich die Duldsamkeit der Nachbarschaft, die diesen Massenausbruch einer tobenden Lebenslust ruhig über sich ergehen ließ.

Es gab wohl noch nicht so viele nervöse Leute wie jetzt. Heute sind die Großen reizbarer, die Kleinen lautloser. Alles ist gedämpfter geworden. Wann hören wir noch auf den Straßen einen Ruf aus vollen Lungen, ein klingendes Lachen und die hellen Laute froh erregter Kinderstimmen?

Unsre engen Straßen klangen davon wider, und nur wenn eine Polizeimütze auftauchte, flaute das Getöse erstaunlich schnell ab, entwirrte sich der wildbewegte Knäuel von Mädchen und Buben im Umsehen zu einigen kleinen Gruppen äußerst artiger Kinder von fast aufdringlicher Bravheit.

Das kam, weil wir der Polizei gegenüber nie ein ganz reinliches Gewissen hatten. Nicht nur wegen der Massenansammlungen und des Lärms. Auch wegen Veilchensuchens im Glacis außerhalb der Wege, wegen Schlidderbahnen auf dem Bürgersteig, wegen unbefugten Betretens der Bastion, wegen Schlittenfahrens ohne Klingel, wegen Schaukelns auf den Ketten am Kriegerdenkmal, wegen Herunterrutschens auf dem Geländer der St. Martinitreppe, wegen Anhängens an Wagen, wegen Herumkletterns am Uebungsgiebel der Feuerwehr, wegen Versteckens in den Amtsräumen des Regierungsgebäudes beim Räuberspiel und ähnlicher, Leben, Staat und Ordnung gefährdender übler Taten.

Jeder von uns hatte sein redlich Teil von diesem Register zusammengesündigt, daher das stete Unbehagen gegenüber der Staatsgewalt, die solche Ge- und Verbote vor die allernettesten Dinge zu schreiben für gut befand.

Daß sie unserseits nicht berücksichtigt werden konnten, stand ohne weiteres fest. So blieb schon nichts andres übrig, als die leisen Gewissensnöte

und die heimliche Angst vor dem Eingesperrtwerden zu den Dingen zu rechnen, die, wie etwa Schule, als unabänderlich einfach ertragen werden mußten.

Es gab noch so manches sonst, was wir keineswegs billigten, aber nicht abstellen konnten. Zum Beispiel, daß während der Kreiselzeit die Trottoirs, deren wir zu ungestörtem Spiel so dringend bedurften, für Erwachsene nicht gesperrt wurden. Ebenso waren sie uns bei „Himmel und Hölle" — von uns weniger poetisch „Hinkepott" genannt — sehr im Wege, die großen Leute. Wie manchmal verschoben sie achtlos den in die Figur geworfenen Stein, so daß nicht mehr festgestellt werden konnte, ob er diesseits oder jenseits des Kreidestrichs gelegen habe. Und so konnte es vorkommen, daß man sich ganz vergebens unter allerhand kniffligen Voraussetzungen bis zum „Himmel" durchgehinkt hatte, was durchaus nicht leicht ist — wer's nicht glaubt, probiere es!

Jedenfalls respektiere ich heute noch jeden auf das Trottoir gemalten Hinkepott; und wenn ich nicht fürchten müßte, mich vor der kleinen Generation bis auf die Knochen zu blamieren, so möchte ich's gern noch mal versuchen — man hat doch einmal wirklich Nennenswertes auf diesem Gebiete geleistet!

Aber es ist nicht geschmackvoll, vertrocknete Lorbeeren wieder grün anstreichen zu wollen, und ihre Zeit liegt so weit, weit zurück!

Menschen und Dinge verändern sich. Auch der Schauplatz meiner Kindertaten hat ein andres Gesicht bekommen, alles sieht viel weniger malerisch und erheblich praktischer aus. Ich wage zu bezweifeln, daß die Baupolizei bei Abbrüchen und Neubauten auf angemessene Gelegenheit zum Versteckspiel genügend Rücksicht genommen hat. Auch möchte ich wohl wissen, wo die Kinder von heute „fipseln" sollen, seit die Freitreppen mit ihren großen, tischhohen Steinquadern rechts und links wegrasiert sind von den Bürgersteigen.

Daß diese Steinquadern eigens für uns, und zwar zu Fipselzwecken, da waren, erschien uns selbstverständlich. Schon unsre Mütter hatten auf ihnen die Kugel oder den kleinen Ball springen lassen; ein leichte Ausbuchtung in der Mitte erzählte von der „Arbeit" ganzer Kindergenerationen.

Wer kennt heute noch das Fipselspiel? Es setzt gewissermassen Jonglierfähigkeiten voraus, denn da sind vier Holzklötzchen — wegen deren Lieferung gute Freundschaft mit irgendeiner Tischlerwerkstatt notwendig ist —, die unter sehr erschwerenden Umständen einzeln oder zusammen oder in möglichst schwieriger Reihenfolge von ihrem Platz genommen werden müssen, und zwar in dem beängstigend kurzen Zeitraum eines einmaligen Ballaufspringens. Daß sich dabei Momente von fast dramatischer, atemraubender Spannung ergeben, ist leicht ersichtlich; um aber den Ernst der Sachlage in unserm Falle ganz zu ermessen, denke man sich eine Stange Lederzucker als Preis für gute Leistungen ausgesetzt.

Wenn ich mich auf meine Erinnerung verlassen kann, so ist Lederzucker etwas Wundervolles. Weiß wie Schnee, klebrig, biegsam, ziehen kann man ihn und kneten, auch bleibt er so hübsch an den Zähnen haften. Ist das letzte Stück aufgesogen, so ist der Genuß damit noch keineswegs erschöpft, denn nun bleiben noch zehn Finger abzulecken, was überdies, wenn es Kinderfinger sind, als ein Reinigungsprozeß anzusehen ist, der das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet.

Der Lederzucker aus der Lüsterrocktasche des Herrn Provisors war es, der uns an die Freitreppe der Bärenapotheke als Musterfipselplatz immer wieder fesselte, trotzdem diesem ein Uebelstand anhaftete: die bedenkliche Nähe der Kanalöffnung in der „Gosse", die schon so manchen herabfallenden Ball verschlungen hatte.

Dieser unheimliche schwarze Schlund gab nichts wieder heraus, was er einmal verschlungen hatte, ganze Bächlein von Kindertränen rührten ihn nicht. Herr Döhnichen — so hieß unser Apothekerfreund — hatte mehr Mitleid mit uns; nicht nur, daß er bei solchen Unglücksfällen die Lederzuckerportion verdoppelte, er eröffnete sogar eine berückende Aussicht auf ein Wiedersehen mit dem lieben Ball, mehr noch: mit allen Bällen, die jemals in der dunkeln Tiefe verschwunden waren: „Der Kanal wird doch mal gereinigt! Es steigen Männer hinein, und am Ende —"

Ja, am Ende fanden sie den Schatz! Zwanzig Bälle vielleicht, ach was: fünfzig oder gar hundert! Eine Vorstellung, um schwindlig zu werden vor Glück, um zu träumen davon in der Nacht.

Aufgeregt steckten wir die Köpfe zusammen. Lieschen behauptete, ihr seien mindestens zehn Bälle schon hineingefallen, Trude übertrumpfte sie mit fünfzehn, und ich hätte so erschrecklich gern „zwanzig" gesagt, obgleich ich mich nur auf drei Stück tatsächlich besinnen konnte. Jedenfalls war ich gerade mit einer blitzschnellen kleinen Unterhandlung zwischen Wunsch und Gewissen beschäftigt, wegen meines Anteils an der späteren Aufteilung des Schatzes, als eine gemeinsame Sorge die Parteien wieder zusammenführte: Wie, wenn der Kanal gereinigt wurde gerade während der Schulzeit!

Aengstlich sahen wir alle auf Herrn Döhnichen. Der strich gelassen über seine gelben Bartkoteletten und sagte: „Dann bin ich ja noch da zum Aufpassen."

„Ja, wenn aber dann gerad' jemand kommt mit 'nem Rezept?"

„Dann wartet er hübsch, bis ich wieder hereinkomme. Kann ja das Kreisblatt lesen inzwischen."

Ja, Herr Döhnichen, das war ein Mann nach unserm Herzen. Brennenden Kork fressen konnte er auch und mit den Ohren wackeln, und sticken konnte er auf Stramin, fast besser als wir.

So saßen wir manchmal alle auf der grünen Bank unter dem Goldenen Löwen und schnakten klug mit ihm. Bis das Stillsitzen nicht mehr auszuhalten und der letzte Zucker von den Fingern geleckt war.

Was nun? Vielleicht ein bißchen in den Warenlagern der Nachbarschaft umhersteigen? Ach ja! Aufbruch: wie ein Schwarm gescheuchter Vögel.

Wieder eine andre Welt. Speicher unter spitzen Giebeldächern, stille, mit Warenballen vollgepackte Räume, immer kleinere Verschläge nach oben hin. Blaue Dämmerung, hie und da ein scharfer Sonnenstrahl, der eine goldige Brücke durch die Staubluft spann, so breit wie die kleinen Dachluken.

Hier wurden die wilden kleinen Mädchen still; das kam von den heimlichen Reizen der Einsamkeit, die unter den dicken Dachbalken träumte, von dem



Sonntagnachmittag
Nach einem Gemälde von Julius Müller-Maßdorf

seltsamen Zauber der Lautlosigkeit rings umher, in die nur das Gurren der Tauben hineinklang und ein leises Gezwitscher aus den alten Gärten, tief, tief da unten.

Die Firma C. F. A. Stuckermann erfreute sich am häufigsten unsers Besuchs. Da enthielten die stramm gefüllten Säcke Farbenpulver, und wenn man mit den Fingern daran tippte, fiel ein feiner blauer, roter oder grüner Staub zu Boden. Außerdem hatte uns der alte Herr noch nie herausjagen lassen.

„Nicht an die Winde gehen!“ rief er uns nur nach, schickte auch wohl mal seinen Volontär, einen ungeheuer eleganten jungen Mann aus Bremen, herauf, um nach dem Rechten zu sehen. Aber da der Siebzehnjährige seinerseits dieser Mädchenrotte gegenüber mit einer tödlichen Verlegenheit zu kämpfen hatte, erkannten wir sofort unser Uebergewicht und legten ihm als Aufsichtsperson überhaupt keine Bedeutung bei.

Hier taten wir auch wirklich nichts „Unbefugtes“. Der lärmende Uebermut, der uns in den Straßen so manchmal mit der Staatsgewalt in Widerspruch setzte, verflüchtigte sich hier; sanfter wurden die Bewegungen, leiser die Stimmen, wo ein großes Schweigen unter hundertjährigen Dachsparren lastete; und die Verträumtheit dieser stummen Welt umspann uns mit ihrem weichen Schleier. Ganz eng rückten wir zusammen, erzählten uns Geschichten, sannen auch wohl ein Weilchen still vor uns hin.

Oder unterhielten uns, ganz wie große Leute. Sprachen von der Schule, von Abziehbildern und Modepuppen; verglichen unsre Sohlenlänge, die sich allmählich der kleinsten Damennummer näherte, probierten mit der Zungenspitze die Nase zu erreichen oder bohrten die dünn gewordene Stelle am Ellbogen des Aermels vollends durch, damit Mama sich demnächst genötigt sah, die Aermel bis zur Schulter abzuschneiden.

Es wurde ja Frühling!

Und das war alljährlich unsrer Erlebnisse stärkstes: dies verschwiegene Knospen und Drängen auf jedem Fleckchen Erde. Das war mehr als Freude, das ging tiefere Herzensregionen an; eine Befreiung war es, ein Heißhunger, der seine Sättigung fand, ein Sicheinsfühlen der Kinderseele mit allem, was da jung und triebkräftig aus der braunen Scholle in die Höhe strebte.

Ja, das etwa war's wohl; wir wußten's ja nicht zu sagen. Es saß uns im Herzen wie eine stumme Wonne, die den Atem versetzte, die nicht schöne Worte fand, um sich Luft zu machen. Vor dem ersten kleinen fröstelnden Veilchenknöspchen warfen wir uns ja auf die Knie, in heißer Zärtlichkeit, in wortlosem Entzücken über das bißchen Blau, das sich aus der Hülle des Kelchs herauswagte!

Es wird Frühling! —

Die Sonne will sinken; ausgelöscht sind die Goldtupfen auf den Säcken, auf unsern Kleidern.

Ein letzter Blick durch das Dachfenster. Drei, vier Köpfe drängen sich durch die schmale Luke: ein Gewirr roter Dächer unter uns, die Heimat, die liebe. Und ein stürmischer Lenzwind hat sich aufgemacht, er peitscht unsre Haare ostwärts, schwarze, braune, blonde, wirr durcheinander.

Eine Hand greift nach der Haarnadel und steckt allerlei Flatterndes fest am eignen Kopf zusammen. Sie hat blonde und schwarze Strähne erwischt, und das Losreißen tut ein wenig weh, aber lustig ist's doch; so ein rechter loser Streich des jungen Frühlingswindes!



Frühling

Von

Gustav Falke

Der Frühling kommt, kommt in der Frühe
Und wie ein holdes Wunder her.
Er lacht und leuchtet, und ich glühe
Und bin vor Freude schön wie er.

Wie holte ich in rauhen Tagen
Mir oft sein Bild zum Trost hervor
Und fiel es an mit meinen Klagen,
Nun steht er selber vor dem Tor.

Umjubelt von den Himmelssängern,
Läßt er sein blaues Banner sehn
Und allen Gram- und Grillenfängern
Um ihre kalten Nasen wehn.

Da grünt's in den verstaubten Seelen,
Da werden alte Tage wach,
Wo einst aus ihren Kinderkehlen
Ein erstes Lenzfrohlocken brach.

Nun öffnen sie die dichten Fenster
Und ihre festen Türen auch,
Und alle Grillen und Gespenster
Entwirbeln wie befreiter Rauch.

Ich aber schreit' mit Zitherklängen
An meines Königs Seite hin,
Und nichts kann mich von ihm verdrängen,
Der ich sein treuster Sänger bin.



Damenbildnis

Nach einem Gemälde von Fr. Aug. von Kaulbach



Zwangsbett und Handschellen (jetzt außer Gebrauch)

Irrenanstalten einst und jetzt

Von

Oberarzt Dr. Würth, Goddelau (Hessen)

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Es ist ein beschämendes Zugeständnis für den Irrenarzt, daß das Vorurteil gegenüber denjenigen, die das Unglück haben, geisteskrank zu werden, heute noch so wenig geschwunden ist wie vor hundert Jahren. Das Beispiel Pinels, des Arztes der Irrenanstalt Bicêtre bei Paris, der im Mai 1798 49 Kranken, die seit Jahren, darunter einer 36, ein andrer 45 Jahre, angekettet waren, die Ketten abnahm, hat wohl epochemachend auf seine ärztlichen Zeitgenossen und die ärztliche Nachwelt gewirkt, die Anschauungen des Publikums über den Geist der Irrenbehandlung und deren wichtigsten Heilfaktor, die Irrenanstalt, haben mit den mächtigen Umwandlungen des verflossenen Jahrhunderts nur wenig Schritt gehalten. Dabei hat es an mannigfachen Bestrebungen der Irrenärzte seit Pinels Zeit nicht gefehlt, ihre Mitmenschen zu belehren, aufzuklären; Tatsache aber ist, daß auch heute noch die merkwürdigsten Vorstellungen von den Einrichtungen einer Irrenanstalt bestehen.

Es ist nicht möglich und im Interesse der Kranken auch nicht wünschenswert, einem jeden die heutigen Irrenanstalten so zugänglich zu machen, daß er seine falschen Anschauungen korrigieren kann, ein andrer und gangbarer Weg scheint mir, nicht allein im Wort, sondern auch im Bild die Fortschritte der heutigen Behandlung der Geisteskranken vorzuführen, die Treue der photographischen Platte mag für den ungläubigen Zweifler die beruhigende Sicherheit geben, daß das, was ihm vorgeführt wird, nüchterne Wirklichkeit ist.

Das vergangene Jahrhundert hat für die Irrenbehandlung zwei monumentale Erkenntnistatsachen gebracht: erstens, daß die Geisteskrankheiten heilbar sind und zweitens, daß ihre Heilung, insbesondere die Behandlung der Tobsüchtigen, möglich ist ohne mechanischen Zwang. Den früheren Zeiten war der im großen durchgeführte Zweck der Irrenheilung unbekannt. Nur die Rücksicht auf die öffentliche Ordnung und Sicherheit veranlaßte ein Einschreiten gegen die Irren, ihr Ergebnis war die Verwahrung der Geisteskranken in Spitälern, Zucht-, Arbeitshäusern, und zwar in den schlechtesten und verborgensten Räumen. Das einzige Ziel war, sie unschädlich zu machen, und das geschah mit den roheften Mitteln; mit Ketten beladen ließ man die Unglücklichen in Jammer und Schmutz verkommen, und über dem Eingang der Gelasse jener

Zeit stand mit ungeschriebenen Lettern Dantes „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate", wer einmal den Fuß über die Schwelle jener Tollhäuser gesetzt hatte, war als ein für immer Verlorener zu betrachten. Erst die Erkenntnis der Heilbarkeit der Geisteskrankheiten führte zur Abtrennung und gesonderten Behandlung der Irren in besonderen Heilanstalten; sie entstanden in Deutschland etwa vom Jahre 1820 ab. Von jener Zeit an ist durch die lebendige Tätigkeit der Aerzte die Irrenfürsorge immer mehr zu einem mächtigen Zweig der sozialen Wohlfahrtseinrichtungen herangewachsen, die Irrenanstalt aber, ihr wichtigstes Instrument, hat seit jener Zeit dank den Fortschritten der Behandlung und der Technik innerlich und äußerlich große Wandlungen durchgemacht. Der Geist des englischen Irrenarztes Conolly, der schon 1839 in der damals größten Irrenanstalt Englands, Honwell, die vollständige Beseitigung aller mechanischen Zwangsmittel durchführte und diese Behandlung zu einem besonderen System, dem Norestraintsystem erhob, hat im verflossenen Jahrhundert allmählich die Zwangsstühle, die Zwangsbetten, die Ketten, die eisernen Fuß- und Armbänder, die Zwangsjacke immer mehr verdrängt, und heutzutage bilden derartige Dinge nur noch historische Requisiten von wissenschaftlichen Sammlungen. Das ehrwürdige Alter der Anstalt, an der ich wirke, versetzt mich in die Lage, dem Leser aus unserm Anstaltsmuseum einige Inventarstücke jener Zeit im Bild vorzuführen. Es sind erstens Zwangsstühle, durch die der Kranke an einer Fortbewegung, am Aufstehen gehindert wurde, das Zwangsbett, eine Holzbettstelle mit einem soliden Lattenrost als Lagerstätte, auf die der Kranke mit Händen und Füßen aufgeschnallt werden konnte, und eine Reihe von Ketten, deren Schwere und Solidität jedem Verbrechermuseum zur Zierde gereichen können. Auf einem weiteren Bilde sehen wir eine Zwangsjacke, eine kurze, auf dem Rücken verschnürbare, aus dickem Segeltuch gearbeitete Jacke, deren lange Aermel vorn geschlossen und mit Riemen versehen sind, so daß es möglich ist, die verschränkten Arme auf den Rücken zu ziehen und in dieser Haltung festzuschnallen, ferner feste Lederhandschuhe für Kleider zerstörende oder sich selbst beschädigende Kranke.



Zwangsjacken, Lederfesseln und Handschuhe, früher bei tobenden Geisteskranken angewendet

Wer die Fortschritte der heutigen Behandlungsmethoden würdigen will, muß diese Heilinstrumente einer Irrenanstalt vor 50 und 80 Jahren kennen, bilden sie doch die stummen und doch so beredten Zeugen vergangener Zeiten und Anschauungen. Der Geist jener Epoche, der uns aus diesen Werk- und Rüstzeugen entgegenweht, er ist hinweggefegt und hat neuen und milderen Mitteln Platz machen müssen. Und seltsam mutet es heute den Psychiater an, wenn er von den Behandlungsarten in Lehrbüchern jener Zeit liest, von den Erfolgen durch Blutentziehungen, eiterziehenden Salben auf der Kopfhaut, Schreckbädern, kalten Duschen, Drehstühlen, von erzwungenen Stellungen, wenn von der Intimidation, das ist der Furcht- und Schmerzerregung, als eines guten und brauchbaren Mittels, Geisteskrankheiten zu bessern, gesprochen wird. Und doch waren diese heute Gott sei Dank überwundenen Bestrebungen die ehrlichen und von den besten Absichten geleiteten ersten Anfänge einer Irrenbehandlung. Die Vorurteile und Irrtümer, die aus solchen auf die Laienwelt sich verpflanzten und seitdem wie eine ewige Krankheit forterbten, seien unsern Vorgängern verziehen, denn sie waren tausendmal bessere Menschen den Irren gegenüber als ihre Zeitgenossen.

Die heutigen Irrenanstalten sind nicht mehr finstere Gelasse und Bewahranstalten, sie sind vielmehr Krankenhäuser wie andre auch, ihre Einrichtungen unterscheiden sich nur bis auf wenige, dem speziellen Zweck angepaßte Besonderheiten in nichts von ihnen, und der Geist, der in ihnen herrscht, gipfelt in dem Bestreben, seinen Insassen Ruhe für das kranke Gehirn, Behaglichkeit und Freiheit zu geben, so viel, als sich in dem Mikrokosmos der Anstalt ohne Schaden für die andern ermöglichen läßt. Auch in der kleinen Welt der Anstalt fehlt es nicht an Licht- und Schattenseiten, und die Gaben, welche die Natur dem Menschen ins Leben mitgegeben, finden wir auch an dem geisteskranken Menschen wieder, und gar manche Irre fühlen bei weitem herzlicher und feiner als viele Gesunde außerhalb.

Die vielen Laienbesucher, denen ich das Leben und Treiben in der Anstalt zeigen konnte, waren zunächst und vor allem erstaunt darüber, daß sie so wenig „Tobsüchtige" zu sehen Gelegenheit hatten. Die unerfreulichen Szenen, die fast täglich in den

Tageszeitungen berichteten Gewalttaten Geisteskranker verdichten sich in dem Gehirn vieler Laien zu der unklaren Vorstellung, daß die Irrenanstalt nichts andres sei als ein Rendezvous von tobenden, sich und die Mitwelt bedrohenden menschlichen Bestien. Andre nehmen die Anstalt mehr von der komischen Seite und betrachten sie als eine billige Zielscheibe ihres Spottes. Mag man über Irrenanstalten denken, wie man will, es gibt nichts Geschmackloseres als die witzelnde Anschauung über Irrenanstalt und ihre Insassen, denn gerade hier, wo menschliches Elend und Hilfsbedürftigkeit so nackt sich vor den Augen des Arztes darstellt, erscheinen Witz und Spott so furchtbar deplaciert.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen sei es mir gestattet, an der Hand der folgenden Bilder zu schildern, wie das Leben in einer großen modernen Irrenanstalt verläuft. Die Anstalt, an der ich wirke, ist eine der größten ganz Deutschlands, sie beherbergt demnächst über 1400 Kranke und beläuft sich mit Personal und Beamten auf zirka 1700 Köpfe. Sie nimmt alle Formen geistiger Störung, Heil- und Unheilbare aus allen Ständen auf. Sie gehört zu den ältesten Anstalten Deutschlands, doch sind alle heutigen Krankenhäuser in den letzten fünfzehn Jahren erbaut; von der früheren Anstalt existieren nur noch wenig völlig umgebaute oder zum Umbau bestimmte Häuser. Alles Alte ist niedergelegt und hat Neubauten Platz gemacht. Die erste Frage, die den Leser interessieren dürfte, ist die: nach welchen Prinzipien werden die Kranken eigentlich in den vielen Räumen untergebracht, ist es ein Pelemele von Erregten und Ruhigen, von pekuniär gut und schlecht Situierten, von Heil- und Unheilbaren, oder sind all diese Kategorien nach ihren Krankheitsformen fein säuberlich getrennt? Die Antwort ist die, daß die sozialen Eigenschaften, die Fähigkeit, sich der Anstaltsordnung anzupassen und anzugliedern, das wichtigste, wenn auch nicht das einzige Trennungsprinzip ist, daß es zunächst Abteilungen für halbruhige, unruhige und für ruhige und sich beschäftigende Kranke gibt. Was die unruhigen Kranken anlangt, so sind sie heutzutage nicht mehr auf sogenannten Tobabteilungen mit niet- und nagelfestem Mobiliar zusammengepfercht, es ist vielmehr versucht, sie mit stumpfen und gleichgültigen Kranken zu vermischen, so daß sich die einzelnen unruhigeren Elemente durch ihre Krankheitsäußerung nicht stärker ungünstig beeinflussen können. Die Unruhe der Kranken ist, worauf ich später noch zurückkomme, ein Krankheitssymptom, das ärztlicher Behandlung und weitgehendster Pflege bedarf, die unruhigen Abteilungen sollen eine Bezeichnung sein für die Art der dort verpflegten Kranken, aber nicht eine Bezeichnung dafür, daß hier Geschrei und Lärm eine Art Permanenzzustand ist.

Ein weiteres Trennungsprinzip ist die Scheidung von Frischaufgenommenen und länger Erkrankten. Es ist natürlich, daß der Frischerkrankte, hinter dem sich zum erstenmal im Leben die Tore der Irrenanstalt schließen, eines ganz besonderen Aufwands von Pflege und ärztlicher Arbeit bedarf. Kommt er doch oft mit denselben Vorurteilen wie



Früher angewandte Zwangsstühle für Geisteskranke

seine gesunden Mitmenschen in die Anstalt, ist er doch oft von dem Vorhandensein einer geistigen Erkrankung nicht überzeugt und wittert überall Nachstellung und Verfolgung. Hier handelt es sich darum, dem erschöpften Gehirn Ruhe, der geängstigten Seele die ersten und bleibenden Eindrücke zu möglichst angenehmen Gefühlsbetonungen zu gestalten, den Kranken in Räume und Umgebung zu bringen, die ihm Vertrauen und Zuversicht einflößen. Diese Abteilung ist die sogenannte Ueberwachungsabteilung; hier liegt er in der ersten Zeit zu Bett, weil ihm so die meiste Pflege gewährt werden kann, die Bettruhe auch Gehirnruhe mit sich bringt, weil Pflegepersonal Tag und Nacht ständig um ihn ist und so dem Arzt die Feststellung aller krankhaften Erscheinungen erleichtert. Eine große Anstalt bedarf einer Reihe von Ueberwachungsabteilungen; es ist nötig, daß hier das Milieu nach Lebensstellung, Bildung und mehr oder weniger störenden Krankheitserscheinungen abgestuft wird. Eine sich wiederholende angenehme Enttäuschung bei den Neuaufnahmen bringt die Erfahrung, daß die Kranken in der neuen Umgebung meist besser, zugänglicher, ruhiger, ungefährlicher sind als nach der Schilderung der Angehörigen. Nicht, als ob deren Angaben Mißtrauen entgegenzubringen wäre, aber die Praxis zeigt, daß die in der Familie, in der Außenwelt so gefährlichen Geisteskranken besser sind als ihr Ruf, wenn sie nur in richtige Behandlung und Pflege kommen. Einer der größten Schäden für die Geisteskranken ist die Scheu des Publikums vor der Anstalt; erst dadurch, daß so häufig nicht rechtzeitig die Unterbringung in die Anstalt veranlaßt wird, entstehen die Gewalt- und Verzweiflungstaten, von denen wir so häufig in den Zeitungen lesen, erst wenn ein Unglück geschehen, entschließt man sich zu dem harten Schritt. So läßt man die Armen schuldig werden und überläßt sie dann der — Irrenanstalt, nachdem man wieder einmal für die Ansicht von der Gefährlichkeit der Irren einen neuen konkreten Beweis erbracht hat.

Oft liegt die Schuld nicht an den Angehörigen, sondern an der Umständlichkeit des Aufnahmeverfahrens, mit dem heutzutage noch vielfach die Zuweisung in die Anstalt verbunden ist. Sie wurzelt in der schier unausrottbaren Vorstellung, daß es dem verruchten Zusammenwirken von Angehörigen und Irrenarzt möglich sei, einen geistesgesunden Menschen in die Anstalt zu sperren und unschädlich zu machen. Wer unsre öffentlichen Anstalten kennt, hat nur ein Lächeln für eine solche absurde Idee, das Publikum aber nicht. Absurd nenne ich den Gedanken deshalb, weil etwas Derartiges ganz unmöglich ist, denn es setzt ein Zusammenwirken von so vielen Personen voraus, daß eine Geheimhaltung zu den Unmöglichkeiten gehört.

Wir sehen auf unserm Bild, daß die unruhige Abteilung sich in ihren Einrichtungen nicht sonderlich unterscheidet, wir sehen, daß auch sie wie die Ueberwachung eine Bettabteilung ist. Das wird zunächst vielleicht den Leser in Erstaunen setzen, handelt es sich doch dabei um körperlich gesunde Menschen. Die Bettbehandlung der Unruhigen ist wenigstens in ihrer systematischen Durchführung eine Errungenschaft des letzten Dezenniums, sie ist für das Anstaltsleben und seine äußerliche Gestaltung von großer Bedeutung geworden. Sie hat die eigentlichen Tobabteilungen, in denen die Kranken im Saal herumliefen oder sich balgten und lärmten, völlig beseitigt, und die Unruhe ist durch die Bettlage außerordentlich gesunken, insbesondere die Gewalttätigkeiten der Kranken unter sich und gegen das Personal. Die störenden Eigenschaften der Kranken zu mildern oder zu beseitigen durch Abhaltung der Außenreize, durch Beruhigungsmittel und durch Arbeit, ist eine der vielen Aufgaben des Irrenarztes. Vielen erscheint seine Tätigkeit eine undankbare und aussichtslose lediglich deshalb, weil sie nicht wissen, wieviel Gelegenheit zu segensreichem Wirken und werktätiger Hilfe ihm gegeben ist. Gerade die Behandlungsmittel der heutigen Zeit haben es möglich gemacht, den Kranken das denkbar größte Maß von Freiheit zu geben, denn je mehr es möglich wurde, sie zu sozialisieren, sie harmloser, ruhiger, weniger zerstörungssüchtig und angriffslustig zu machen, um so größer wurden ihre Freiheiten. So haben wir ganze Abteilungen, in denen die Türen offen und die Kranken wie in einem großen Hotel ein und aus gehen, die Anstalt verlassen und Spaziergänge machen können, wie es ihnen beliebt. Wir haben Entweichungen nicht zu fürchten, weil sie zufrieden sind und die Anstalt gegenüber der Unzulänglichkeit des eignen Ichs als eine sichere Zuflucht betrachten.



Frühere Zelle, in ein Einzelzimmer umgewandelt

So sind wir heute schon in vielen deutschen Anstalten, auch in der hiesigen, so weit, auf die Isolierung als Behandlungsmittel gänzlich zu ver-



In der Schneiderwerkstatt: Geisteskranke bei der Arbeit

Geisteskranke Frauen im Nähsaal



Liegehalle für unruhige Kranke



Die Schreinerwerkstatt der Geisteskranken

zichten, nur ansteckende Krankheiten und Gemeingefährlichkeit verbrecherischer Kranker führen noch zu der vereinzelten Benutzung der Zelle. Die Zellen sind, soweit sie vorhanden sind, zu behaglichen Einzelzimmern umgewandelt. Was man mit wenigen Mitteln machen kann, zeigt uns das beifolgende Bild: wir sehen noch die abgerundeten Ecken und durch die Vorhänge hindurch das mit 2½ Zentimeter dicken Glasscheiben versehene Fenster. Wenn die Behandlung der unruhigen Kranken durch Bettruhe schon eine wesentliche Einschränkung der Isolierungen brachte, fast beseitigt wurde sie erst durch die erfolgreiche Behandlung der schwer Erregten mit warmen Bädern auf längere Zeit, auf Stunden, oft auch Tage, ja sogar Wochen. Bettbehandlung, Dauerbäder und Verzicht auf die Isolierung bilden die Marksteine der neuesten Errungenschaften der Irrenbehandlung. Durch sie sind die Irrenanstalten wohnlicher, menschlicher geworden, inwendig und auswendig. Denn auch die Gärten sind nicht mehr kalte, nackte Tobhöfe mit hohen Mauern und Bäumen, auch hier finden wir überall gärtnerische Anlagen und Blumen, und auch für die, die durch ihren Zerstörungstrieb die Anlagen gefährden, ist gesorgt, sie kommen in luftige Liegehallen auf bequem gepolsterte Liegesessel und gehen ebenso wie die bettlägerigen siechen Kranken ihres Anrechts auf Licht und Luft und ein bißchen Sonne nicht verlustig. Eine solche Liegehalle zeigt eines unsrer Bilder.

Freilich, die glücklicheren Gefährten, die beim Krocketspiel, auf dem Tennisplatze, auf der Kegelbahn, beim Turnen sich erfreuen und ihre körperliche Gesundheit befestigen und erhalten können, sind besser daran. Für ihre Zerstreuung und Aufheiterung ist nicht allein durch Spiele und Spaziergänge außerhalb der Anstalt gesorgt, eine reichhaltige belletristische Bibliothek, Tages- und illustrierte Zeitungen, Musik vertreibt ihnen die Langweile.

Doch das beste Mittel gegen Langweile bleibt wie in der großen Welt des Lebens auch in der kleinen der Irrenanstalt die Arbeit, für die Frauen im Haus, im Nähsaal, in der Wasch- und Kochküche, im Bügelsaal, für die Männer in den einzelnen Werkstätten, in der Schneider-, der Schuster-, der Schreiner-, der Lackierer- und Anstreicherwerkstatt, in der Beschäftigung im Gemüsegarten und Feld, und die Bilder, die uns von dem Leben und den Einrichtungen der Anstalt erzählen, sie sind zugleich beredte Zeugen des Fleißes und der Tätigkeit ihrer Bewohner. Denn die Bettstellen, die Vogelvoliere in der Liegehalle sind von Kranken angefertigt und angestrichen, das Bettwerk ist im Nähsaal von fleißigen Händen genäht, ebenso wie die Vorhänge an den Fenstern, die Blumen sind von ihnen gehegt und gepflegt und die Bilder an der Wand von Kranken gemalt, die bunten Rahmen von ihnen gebeizt, gefärbt und zusammengefügt. Die Kugeln auf dem Krocketplatz sind in der Dreherei von Kranken gedreht, der Tennisplatz ist von Kranken angelegt, das Tennisnetz von Kranken gestrickt, und last not least auch die Photographien, die dem Leser das alles zeigen, sind von einem Kranken aufgenommen und hergestellt, alles „made in Germany", und zwar in einer **deutschen Irrenanstalt**.



Geisteskranke Frauen beim Krocketspiel



Der Adel des Kinns und die Menschenfresser von Krapina

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Vom Adel des blauen Blutes singt und sagt alter Volksglaube. In fernen Tropenmeeren, an den Küsten der Sunda-Inseln und des äquatorialen Amerika, lebt ein wunderbarer Krebs, der Pfeilschwanz oder Molukkenkrebs, dessen Blut gerinnend zu einer tiefblauen Masse wird. Es ist der gleiche Krebs, der berühmt dadurch ist, daß sein Blut Kupfer enthält. Sein Geschlecht ist so alt unter seinesgleichen, daß man ihn wohl dem Adel der Krebse zurechnen könnte. Aber bei uns Menschen will es doch dem Naturforscher mit der Adelsprobe gerade aus dem Blute nicht so recht glücken. Unter allen Säugetieren gibt es nur eines, das sich von allen übrigen grundsätzlich wenigstens durch die äußere Gestalt seiner Blutkörperchen unterscheidet; aber das ist nicht der Mensch, sondern ein von ihm viel verspottetes Tier, nämlich das Kamel. Wenn man Blut zu Blut bei Tieren mischt, so vertragen sie sich bald, bald vernichten sie sich. Blutflüssigkeit vom Menschen tötet die Blutkörperchen eines niedrig stehenden Affen wie jedes noch tiefer stehenden Säugetieres sonst. Aber auch diese Grenze ist keine absolute, die den Adelsstand des Menschen gegenüber allen andern Lebewesen bezeugte; denn zwischen Menschenblut und Schimpansenblut herrscht noch vollkommener Friede. Blut ist in diesem Sinne eben offenbar gar nicht der „ganz besondere Saft“.

Wer aber in den Anblick eines schönen Menschenantlitzes, etwa den Porträtkopf des alternden Goethe, sich sinnend versenkt, der darf bei einer Linie dort verweilen, die allerdings eine tiefbedeutsame Adelslinie im Profil des Kulturmenschen ist. Diese Linie ist das Kinn; auf sie paßt eben dieses Goethe-Wort vom „geheimen Sinn“, den zu kosten „den Wissenden erbaut“.

An einem edeln menschlichen Kopf ist ein stattliches Kinn eine, man möchte wohl sagen, geistige Notwendigkeit. Es bildet den Gegenpol der schönen Stirn, in gewissem Sinn ihre Basis. Ein schöner Bart ist nicht möglich ohne ein gut entwickeltes Kinn. Auch das weichste Frauenprofil bedarf immer, wenn es wirken soll, eines deutlich modellierten Kinns. Während ein gemäßigtes Unterkinn, wie bei Goethe im reifen Alter, die große Linie eher verstärkt als stört, gleichsam noch mehr einen Ruhepunkt bildet zu der gewaltig empor und in die Breite strebenden Stirn, wird das Gesicht sofort gewöhnlich, wenn das Kinn in Fettmassen gewissermaßen zerschmilzt. Das alles hat längst die Physiognomik beschäftigt. Aber eine Errungenschaft erst der letzten Zeit ist unsre Kenntnis von dem eigentlichen Adelsdiplom, das in dieser Kunstlinie des Kinns liegt. Im Menschen ist es noch einmal der höhere Mensch erst gewesen, der an dieser Stelle den Ritterschlag empfangen hat.

Es führt uns das in sehr entlegene Tage. Nicht den Menschen in seiner Größe selbst sehen wir zunächst dabei, sondern etwas, was man mit Menschenschau, die eben bei Goethe verweilt hat, eigentlich gar nicht sehen möchte, wenn es sich vermeiden ließe. In Kroatien ist der Ort, nördlich von Agram, bei einem Marktflecken Krapina. Dort fließt heute der Krapinicabach, und 25 Meter über seinem Bett findet sich im Sandstein eine Höhle. Sie liegt in der ehemaligen Uferwand des Baches selbst, er muß sie vorzeiten im Felsen ausgewaschen haben. Wie lange das her sein mag, läßt sich an der Wucht der Wasser messen, die einst hier vorhanden gewesen sein müssen, um den Fels so anzunagen, und an der Tiefe des heutigen Bachbettes, die eine ungeheure Periode langsamer Tieferlegung dieses Bachbettes selbst durch die gleiche Wühlarbeit des fließenden Wassers voraussetzt. Geröll des Baches liegt zu unterst in der Höhle, vermischt mit Knochen des Bibers. Später ist dann die leere Höhle nach und nach gefüllt worden mit Verwitterungsschutt ihrer eignen abbröckelnden Decke. Dazwischen aber, als sie noch offenen Raum bot und doch schon vom Wasser verlassen war, haben mancherlei Bewohner sie als Versteck gern benutzt.

Zu gewissen Zeiten waren es besonders Bären. Wieder aber zeigen ihre Knochen, heute in dem Schutt eingesargt, in was für entlegenen Tagen auch das noch gewesen sein muß, denn es sind Knochen des längst ausgestorbenen Höhlenbären der Eiszeit. Diese urweltlichen Riesenbären waren aber noch nicht Herren der Situation, da hatte die Höhle bereits ganz andre und noch merkwürdigere Einwohner gehabt, nämlich Menschen. Menschen eine ganze Reihe offenbar von Generationen hindurch. Sie hatten hier Feuer gebrannt, um dessen Holzkohlespuren noch heute die Ueberbleibsel ihrer Kämpfe und Jagden draußen im Lande liegen: rohe Stein-

waffen, aus dem Geröll des Baches selbst zurechtgeschlagen, und die Knochen von Mammuten, von Nashörnern, Riesenhirschen und Wildpferden.

An einer solchen Feuerstätte ist aber noch etwas andres gefunden worden: ein wüster Haufen gewaltsam zerschlagener und offenbar in frischem Zustande im Feuer selbst gerösteter Menschenknochen. Es bedarf bei den unzweideutigen Einzelumständen keiner besonderen Kühnheit, um zu deuten, was man da vor sich hat — es sind die Reste einer Kannibalenmahlzeit. Mindestens zehn Menschen, Kinder und Erwachsene, sind hier Menschenfressern zum Opfer gefallen, und zwar Menschenfressern, die schon Steinwaffen besaßen und das Geheimnis der künstlichen Feueranzündung kannten, also keine Höhlenbären waren, sondern ebenfalls Menschen.

Goethe hat gelegentlich gesagt, es sei in der Welt nicht leicht wieder etwas so Abscheuliches mit so glücklichem Erfolg geschehen wie die Verschüttung von Pompeji mit ihrer Folge für unsre Kenntnis des Altertums. So läßt sich auch von diesem Mordwinkel bei Krapina sagen, es sei nie ein so entsetzlicher Akt vollführt worden, der schließlich doch so reiche Früchte für die Wissenschaft getragen. Denn aus den Knochenresten dieser armen Schlachtopfer haben wir nach einer ungezählten Kette von Jahrtausenden zum erstenmal die ganz sichere Erkenntnis gewonnen, daß in Eiszeittagen bei uns in Europa eine ältere, urtümlichere, niedrigere Menschenart gewohnt hat, als wir selber sind. Wohlverstanden: eine andre „Art" des Menschen. Bekanntlich leben heute auf der Erde eine Anzahl verschiedener Menschenrassen, die man aber doch alle zu der einen Art „Homo sapiens" rechnet. Die Menschen, die in Krapina verzehrt worden sind (und höchstwahrscheinlich also auch ihre Verzehrer selbst), gehörten dagegen einer zweiten echten Art an, die gegenwärtig als Homo primigenius in alle Fachliteratur als fester Bestand eingeführt wird. Früher umstrittene Funde hatten bereits auf diese Existenz hingewiesen; seit der sachkundigen Beschreibung der Krapina-Reste durch Professor Gorjanowic Kramberger besteht ein Zweifel darüber nicht mehr.

Lange Körper saßen bei dieser Menschenart auf verhältnismäßig kurzen Beinen mit sehr plumpen und nach vorn gekrümmten Oberschenkeln. Der ebenso massive und rohe Schädel zeigte bei fast verschwindend flacher Stirn dicke Knochenwülste vorspringend in der Augenbrauengegend, jene seltsame Bildung, die zuerst der berühmte Neandertalschädel, den die Anthropologie so lange angezweifelt hat, klar darstellte. Wenn man diese Stirn sieht, die strenggenommen noch gar keine ist, sondern ersetzt ist durch ein unförmliches Gebilde, das nicht als schön gewölbte Schale das gleichfalls gewölbte Gehirn gleichsam noch einmal gefestigt markiert, sondern eher als eine Art hochgeklappten Knochenvisiers bloß die Augen in wilden Kämpfen schützen will, so wird der Satz hier wertlos von dem edeln Kinn als Gegenpol der edeln Stirn. Es ist nichts da, wozu es diesen Gegenpol bilden könnte. Gerade jetzt aber erhalten wir trotzdem erst recht die Probe auf diesen Satz selbst. Diese Menschenart von Krapina besaß auch noch gar kein echtes Kinn!

Wie ihren Gesichtern der Pol fehlte, fehlte ihnen ganz konsequent auch der Gegenpol. Anstatt unsre schöne Ecke zu formen, biegt der Unterkiefer vorn sich bei ihnen einfach zurück in einer unverkennbar schnauzenartigen Weise. Nichts würde uns beim Anblick dieser Krapina-Leute so entsetzt, so zurückgestoßen haben wie dieser Kinnmangel. Und er muß um so auffälliger gewirkt haben, als nicht etwa der Unterkiefer im ganzen deshalb schmächtiger und feiner war als bei uns. Im Gegenteil: er war weit massiger; als die kolossale Waffe enormer Kaumuskeln haben wir ihn zu denken, und seine Zähne waren stärker als selbst unser heutiges bestes Normalgebiß. Man sieht diesem Kauapparat an, daß er Knochen noch zermalmte wie wir Brotrinden. Allerdings — und das ist sehr interessant — ist auch dieses ganze Krapina-Gebiß in all seiner Stärke doch schon ein reines Kaugebiß. Es besitzt in keiner Weise etwa die zum Beißen, also als Angriffs- und Verteidigungswaffe geeigneten großen Eckzähne des Gebisses der Menschenaffen, etwa des Gorilla. Auch dieser Mensch besaß längst schon selbstgefertigte Waffen als Kampfmittel, er brauchte die Beißzähne nicht. Wie denn auch in der nicht enger zusammengedrängten Augenstellung und der Nase sein Gesicht keineswegs gerade Züge größerer Gorillaähnlichkeit trug, obwohl es ganz sicher tierähnlicher war als das irgendeines lebenden Menschenwesens.

Nehmen wir als Vertreter der Menschenart Homo sapiens an, daß wir (und es steht kein triftiger Grund dem entgegen) von solchen Vertretern des Homo primigenius abstammen, so entsteht die Frage: wo ist bei uns das Kinn hergekommen?

Professor Walkhoff in München war der erste, der unmittelbar nach der Entdeckung des Märtyrergrabes von Krapina hier eine Vermutung wagte. Und zwar wagte er sie auf Grund einer Untersuchungsmethode, die für die Naturforschung selber den ganzen Reiz einer neuen Entdeckung besaß. Er durchleuchtete die Knochen von Krapina mit Röntgenstrahlen.

Man muß sich die ganze Schwierigkeit beim Enträtseln so kostbarer, einzigartiger Ueberbleibsel vergegenwärtigen, um zu verstehen, was die neu vorgeschrittene Physik hier der Anthropologie für eine glänzende neue Möglichkeit gab. Solche unersetzlichen Knochen darf man nicht zersägen, um ihre innere Struktur zu untersuchen — abgesehen davon, daß solches Zersägen nicht einmal immer zum Ziel führen würde, wenn man es dürfte. Schon vor mehr als zwei Jahrzehnten war in der Schipkahöhle in Mähren ein ebenso uralter Menschenkiefer gefunden worden, der schon damals durch seinen ungeheuer massigen Bau auffiel, obwohl die Zahnverhältnisse auf ein Kind erst im Zahnwechsel deuteten. Die Skepsis Virchows meinte, es handle sich um einen alten Mann mit krankhaft unentwickelt gebliebener Bezahnung. Die Sache konnte so nicht entschieden werden. Jetzt machten plötzlich die Röntgenstrahlen das härteste Knochenwerk ohne Anwendung eines Meißels bis zu einem gewissen Grade durchsichtig wie Glas. Im Röntgenbilde zeigte sich sofort, daß es sich um einen wirklichen normalen Kinderkiefer im Zahnwechsel handelte, dessen unerhört massiger Riesenbau sich eben daraus erklärte, daß er auch zu jener alten Menschenart mit enormen Kauwerkzeugen gehörte. Nachdem

Walkhoff diesen alten Streit endgültig geschlichtet, nahm er jetzt mit der gleichen neuen Durchleuchtungsmethode die Krapina-Kiefer selbst vor, indem er zugleich den Unterkiefer heutiger Menschen dem gleichen Verfahren unterwarf.

Zu dem äußerlichen Kinnmangel trat dabei ein auffälliger innerer Mangel der Krapina-Knochen gegenüber den modernen. In dem schwammigen Innengewebe des Kieferknochens fehlten dort gewisse feinste Fäserchen oder Bälkchen aus Knochensubstanz in bestimmter Anordnung, die hier deutlich vorhanden waren. Nun ist es eine Errungenschaft neuerer Knochenlehre, die zuerst der große Anatom W. Roux angebahnt hat, daß wir dieses feinste innere Fasergewebe unsrer Knochen ganz allgemein nicht mehr als eine zufällige und belanglose Struktur ansehen. Seine Bälkchen folgen vielmehr aufs feinste den mechanischen Anforderungen auf Druck und Zug bei der Bewegung des im lebendigen Muskelapparat hängenden ganzen Knochens, in einer Weise, die genau dem entspricht, was ein Ingenieur heute in unsrer vollkommensten Technik bei seinem Material bei Kranen, Brückenbauten und ähnlichem auch beachtet und bewirkt. Bei dem Unterkiefer und vor allem gerade jetzt dem entwickelten Kinn unsrer heutigen Menschen ist das mechanische Prinzip nun, das die Knochenbälkchen für sich in Reih und Glied geordnet hat, nach Walkhoffs Ansicht kein andres als jene ganz bestimmten Druck- und Zuglinien, die von den Muskeln ausgehen, die wir Menschen vom Geschlechte des Homo sapiens samt und sonders heute auf der Erde beim — Sprechen benutzen.

Das feinste Balkenwerk der Kinngegend, vom Zauberlichte der Röntgenstrahlen enthüllt, spiegelt nichts andres als unser Sprachvermögen! Und wenn dieses Balkenwerk jetzt in den Krapina-Kiefern überhaupt noch fast ganz fehlt, wie es nach Walkhoff der Fall ist, so stehen wir vor der Wucht des Schlusses, daß diese Krapina-Menschen vom Genus Homo primigenius eben ihre Kiefernmuskeln noch nicht so zu benutzen pflegten — mit andern Worten: daß sie wenigstens noch nicht in unsrer Weise menschlich zu sprechen verstanden. Ihr Unterkiefer war noch in erster Linie Kauinstrument, nicht Sprechinstrument. Gewiß wird man sie sich nicht stumm denken, ihr soziales Verständigungsmittel mag sogar schon über eine Masse verschiedener Laute verfügt haben; aber die korrekten Sprechbewegungen haben sie noch nicht gewohnheitsmäßig ausgeübt. Und darum fehlte ihnen noch das Kinn. Dieses Kinn war erst das Adelszeichen des oberen Menschentums, das die artikulierte Sprache dem Antlitz des Menschen aufdrückte. Mit dieser Sprache hat zweifellos erst dieser obere, echte Mensch wirklich begonnen, das ist eine alte und nie bestreitbare Behauptung. Als die Natur ihm das Kinn verlieh, da war es das große Signal, daß die Zugkraft der Muskeln die feinen Knochenbälkchen jetzt erfolgreich in den neuen Rhythmus hineingeschult hatte — daß die Sprache geboren und eingeführt war für immer.

So erzählten (wenn Walkhoffs Ansicht sich allen Anfechtungen gegenüber dauernd zu behaupten weiß) diese armen Märtyrer von Krapina, deren Dasein sich im rotbestrahlten Höhlengrunde an einem schauerlichen Tage beschloß, uns späten Enkeln noch von dem tiefsten Geheimnis, das alle Sprachforscher seit alters gesucht: von dem ursprünglichsten Werdegang der Sprache, von der Stunde, da sie noch nicht war, sondern erst werden sollte. Wen ergriffe nicht die wunderbare Tragik vor solchem Ausgang — und die wunderbare Auferstehung aller Dinge im Geiste vor solcher Wiederkehr nach vielen Jahrtausenden …



Modernes Kunstsalonplakat von J. V. Cissarz



Modernes Verkehrsplakat von C. Langhein

Die Entwicklung der Plakatkunst

Von

Paul Westheim (Frankfurt)

(Hierzu elf Abbildungen nach Entwürfen verschiedener Künstler)

Gibt es wohl ein vergänglicheres Erzeugnis des Menschenfleißes als das Straßenplakat mit seiner Eintagsexistenz? Am frühen Morgen wird es in seiner prangenden Schönheit an die Häuserecken und Litfaßsäulen geklebt, nach wenigen Stunden schon ist es beschmutzt oder zerrissen, fast nie überlebt es den nächsten Tag, wo es von neuen, reizvolleren Anschlägen verdrängt wird. Dieses scheinbar wertlose Ding, das kaum einen kurzen Tag überdauert, das am folgenden schon vergessen sein mag, sollte eine lange und reiche Entwicklungsgeschichte haben? Der Bürger, der durch die Straßen wandelt, der ab und zu, von staunender Neugierde und plötzlicher Ueberraschung gepackt, einen Plakatanschlag betrachtet oder bewundert, denkt wohl kaum an eine ungeschriebene Geschichte, wie stets und immer geschickte Reklamekniffe die Menschheit zum Kauf und zur Verschwendung leiteten und verleiteten.

Die wirksame Reklame kennt kein Schema und keinerlei Gesetze. Sie muß stets originell und original sein, muß täglich auf eine neue Art das Publikum überraschen und faszinieren. Die findigsten Menschen, die Schlauköpfe des praktischen Alltags, haben stets im Dienste der Reklamekunst gestanden, wenn sie auch nie bekannt oder aber sofort vergessen wurden. Der Reklamekünstler muß ein Massenpsychologe mit reifer Menschenkenntnis sein. Er muß den Käuferkreis, auf den er einwirken soll, ganz genau kennen; mit den Wünschen



Sportplakat von Ernst Heilemann



Plakatbild zweier Engländer mit „Schildkrötenhaut“ (eines der ältesten Erzeugnisse der Plakatindustrie)

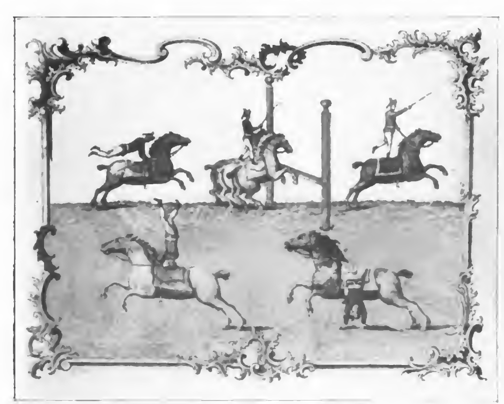
und Instinkten, den Neigungen und Leidenschaften des Publikums muß er vertraut sein. Die menschliche, allzu menschliche schwache Seite muß er für seine Reklamezwecke auszubeuten verstehen, denn er hat ja die schwierige Aufgabe, den Menschen an seiner unzugänglichsten Stelle — an seinem Portemonnaie — zu erweichen. Er darf kein wirksames Mittel unversucht lassen, um fortgesetzt ein Reklamewort oder einen Firmennamen in die Menge zu schleudern, um sich täglich auf einem andern Wege in die Interessensphäre seines Publikums mit heimlicher und zwingender Gewalt einzuschleichen.

Wohl keine Form der Reklame, die sich an die Allgemeinheit wendet, ist so vergänglich wie das Plakat. Und vielleicht gerade deshalb ist keine so wirksam und erfolgreich. Jeden Tag macht es dem Vorüberhastenden eine andre Mitteilung, jeden Tag sucht es den Passanten nach einer neuen Richtung zu fesseln, ihn mit immer wechselnden, andern Mitteln zu überraschen. Nicht zudringlich und doch eindringlich sucht es sich der Allgemeinheit zum Bewußtsein und zur Geltung zu bringen — bis sich die Menge für die Anpreisung interessiert, bis sie sogar dieses Interesse in Geld umsetzt. Wer mag nun wohl zum ersten Male mit dem Plakat Reklame gemacht haben? Welcher findige Geist hat zuerst dieses Reklamemittel ausgebeutet, und wann mag das gewesen sein? Alle diese Fragen werden jedenfalls nie eine Lösung finden. Die Chronisten in ihren verstaubten Schreibstuben haben dieser Erscheinung des praktischen Wirtschaftslebens keinen Wert beigemessen, sie haben sich stets nur um „höhere Dinge“ gekümmert, tosende Kriege und lärmende Festlichkeiten haben sie beschrieben und dabei das Gewöhnliche, das Alltägliche übersehen und vergessen. Die Frage nach dem Ursprung der Plakatreklame ist zu spät gestellt worden, um jemals noch gelöst zu werden. Nur mit Vermutungen kann man in dieses Dunkel dringen, mit Wahrscheinlichkeiten muß man zufrieden sein.

Möglich und nötig war die Reklame erst bei einer freieren Gestaltung des Geschäftsverkehrs. Noch unter den engen Satzungen der Zunftordnungen, wo das kaufende Publikum den einzelnen Meistern fast zugeteilt wurde, war sie undenkbar. Was hätte eine Reklame wohl auch für einen Zweck haben sollen, wenn sie doch keinen Käufer anlocken durfte! Wertlose Versuche gibt es in dem Ernst des Erwerbslebens nicht. Nichts ist konservativer als praktische Handelsformen, Fortschritte sind selbstverständlich erst dann möglich, wenn sie zugleich Vorteile sind. Der Kampf ums Gold ist im Kaufmannsstand viel zu ernst, als daß unnütze Kräfte von Geld und Geist an Spielereien verzettelt werden



Plakat des Reiters Jacob Bates aus dem Jahre 1765



Nur im Ram-Hoffe allhier zu sehen. in der Oster-Messe des Jahres 1769.

Kunstreiterplakat aus dem Jahre 1769

könnten. Die starre Zunftordnung mußte erst durchbrochen, der Geschäftsverkehr interlokal werden, der Krämer mußte erst die Gewißheit haben, daß die Mitteilung, die er mühsam an die Haustüre oder den Fensterladen schreiben ließ, beobachtet und ihm klingenden Gewinn einbringen würde. Diese primitive Art der Inschrift war zweifellos die Urform für die beschriebenen oder bedruckten Anschlagszettel, die wegen ihrer leichteren Herstellungsart und ihrer bequemeren Form bald aufkamen.

Erst das Aufblühen der Messen und Märkte ermöglichte eine weitere Entfaltung dieser Anschlagszettel. Hier strömten von allen Seiten die Kaufleute zusammen, hier versuchte jeder seine Waren möglichst schnell abzusetzen. Der fremde und wenig bekannte Händler war ja geradezu gezwungen, die Kauflustigen anzulocken.

Eindämmend für eine umfangreiche Benutzung dieser Zettel wirkte allerdings ein gewisses Vorurteil, ein Mißtrauen, das nur zu lang jede Art von Reklame als unreell verpönte. Dagegen bemächtigte sich das fahrende Volk der Artisten und Zirkusleute, der Hexenmeister und Zauberkünstler dieser neuen Kunst, um die schaulustige Menge auf ihre manchmal recht fragwürdigen Unternehmungen aufmerksam zu machen. Die Hauptaufgabe ihres Geschäftes bestand doch darin, die Neugierde des Publikums aufs äußerste zu spannen, mit jedem nur denkbaren Mittel Sensation zu erregen. Jeder einzelne Besucher ihrer Schaubuden mußte ja gewissermaßen zur Geldverschwendung verleitet werden, alle ihre Einnahmen waren wohl mehr Erfolge einer geschickten Reklame als der eigentlichen Darbietungen.

Leider sind nur wenige dieser äußerst interessanten Zettel erhalten, die in der Geschichte der menschlichen Leichtgläubigkeit einmal ihren rechten Platz finden würden. Es ist kaum glaublich, welche Wunder und Sehenswürdigkeiten von den Massen bestaunt und — bezahlt wurden. Bei einem zahlreicheren Vorkommen haben diese Anschläge wohl kaum mehr eine besondere Reklamewirkung ausgeübt, besonders wenn man bedenkt, daß doch der größte Teil im sechzehnten und im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nicht lesen konnte. Und wer hatte wohl auch Lust und Muße, solche langen und langweiligen Ankündigungen durchzustudieren, wer mochte an sie seine Zeit verschwenden? Ein neues Mittel mußte ersonnen werden, um die Aufmerksamkeit der Menge zu erregen, um die Passanten vor der Reklamemitteilung an der Straßenecke



Plakat aus dem Jahre 1775



Plakat des Zirkusreiters Jean Baptist Loiset (1842)

festzuhalten. Dieses neue und wirksame Mittel war das Reklamebild. Der Ankündigung wurde einfach eine primitive Illustration beigefügt, so befindet sich zum Beispiel neben der Abbildung der beiden Engländer eine weitschweifige Beschreibung dieser seltsamen Geschöpfe, die wegen ihrer „Schildkrötenhaut" Aufsehen erregten und, wie aus dem Text des Anschlages hervorgeht, den damaligen Philosophen, die jedenfalls den Schwindel nicht durchschauten beträchtliches Kopfzerbrechen verursachten.]

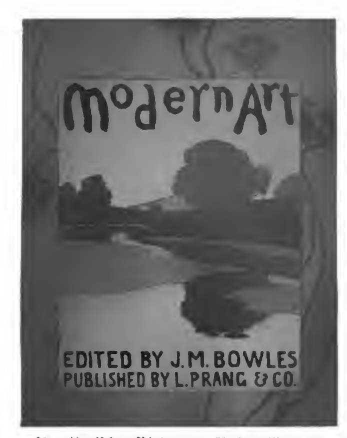
Der weitere Entwicklungsgang des Plakates weist auf eine Verdrängung des Schrifttextes durch das Bild hin. Das Leben wird lebendiger, die Zeit kostbarer und die Menschen arbeitsamer. Der ernste Bürger hat keine Muße mehr, um an den Rätseln der Maueranschläge herumzubuchstabieren. Das Plakat muß daher prägnanter werden, muß ihm schneller seine Absicht mitteilen. Das Bild wirkt einfacher und eindringlicher. In stenographischer Kürze macht es seine Mitteilung, weshalb es sich auch am besten für die Straßenreklame eignet. Wenn man die Anschläge der folgenden Entwicklungsstufe betrachtet, so erkennt man sofort diesen leitenden Gedanken. Statt des Wortschwalles der vielen Versprechungen suchte man durch die Abbildung der vorgeführten Kunststücke anzulocken. Das Plakat wirkte wie ein graphisch dargestelltes Programm, das sich immer mehr und mehr vereinfacht. Ja, das Kunstreiterplakat aus dem Jahre 1769 zeigt schon einen Ansatz von Großzügigkeit, hier findet man nirgends mehr eine Ueberladung, der Text ist auf das Notwendigste beschränkt, das Bild selbst zeigt nur die enge Auswahl einiger Zugstücke. Diese Ueberlegung ist so einleuchtend und klar, daß in einem ganz kurzen Zeitraum auch diese vereinfachten Programmdarstellungen einer weiteren Reform weichen. Die Plakatzeichner beschränken sich auf ein einzelnes fesselndes Bild, das natürlich schon von weitem den Vorübergehenden auffallen muß.

Eine fernere Umgestaltung führte natürlich zur Verwendung der Farbe, die das einzelne Plakat notwendigerweise aus der Unzahl der schwarz-weißen Plakate herausheben mußte. Je bunter und farbenprächtiger es aussah, um so mehr mußte es die Passanten fesseln und faszinieren, um so wirksamer mußte es sein. Dieser Fortschritt ist einfach und selbstverständlich, der einfarbige Holzschnitt wich dem bunten Anschlag, ja wegen seiner Schlichtheit verschwand er schließlich ganz. Der beigefügte Entwurf aus dem Jahre 1842 beweist zur Genüge die sichere und natürliche Wirksamkeit dieser Auffassung. Das Plakat muß eine einfache Großzügigkeit haben, falsche Bescheidenheit wäre hier ganz und gar nicht am Platze. Jede Reklame, die ihren Zweck wirklich erfüllen will, muß auffallen, sie mag viele Fehler und Mängel haben, nur darf sie niemals übersehen werden.

Trotz dieser Erfahrung, welche die Plakate vor sechzig und siebzig Jahren so günstig beeinflußte, vernachlässigte die nachfolgende Generation vollständig die wichtige Frage der Wirksamkeit, die überlieferte Tradition wurde nicht ausgebaut, sie wurde vergessen und schließlich verloren. Die Künstler selbst kümmerten sich nicht um das Plakat. Es hatte ja mit der „hohen Kunst" nichts zu tun, war allerhöchstens Straßenkunst, und ein wirklicher Künstler, der Leinwände bemalte, hielt es unter seiner Würde, einen solchen Auftrag anzunehmen, das überließ man den Fabrikanten, und „verkrachte Existenzen", die nicht alle Kunstexamina bestanden hatten, waren gerade noch gut genug für die Anfertigung von Plakaten.



Variétéplakat von Maurice Biois



Amerikanisches Plakat von Arthur W. Dow

Wie viele Idealgestalten vor etwa dreißig Jahren an die Straßenecken geklebt worden sind, ist unglaublich! Die ganze griechische Mythologie, Legionen von Engeln mit und ohne Flügel, mehr oder minder nackte Jünglinge, lieblich drapierte Jungfrauen mit langen Haaren oder nachdenklichen Mienen, Landsknechte, Herolde und ähnliche Gestalten aus der idealen Rumpelkammer unsrer Vorfahren machten Reklame. Fast hat es den Anschein, als ob in dieser ganzen Zeit immer Reklamebilder ausgewählt worden wären, die recht uninteressant waren. Man kann sich gar nicht denken, daß jemand Lust gehabt hätte, nach jenen Figuren hinzusehen, die überall ausgehängt waren und nirgends etwas bedeuteten. Dann wieder findet man zahllose Abbildungen von Fabrikgebäuden als Reklamedarstellungen. Kein Schornstein und kein Dachfensterchen durfte fehlen, ja der Springbrunnen, den sich der Direktor vor seiner Privatwohnung leisten konnte, mußte natürlich auch auf das Plakat, das beim Publikum für die hergestellten Waren Propaganda machen sollte. Man sieht hieran, wie gering der Käufer eigentlich eingeschätzt wurde, weil man sich so gar keine Mühe gab, sein Interesse zu erregen. Wahre Orgien feierte die Sucht, mit Auszeichnungen, Verdienst- und Ausstellungsmedaillen, Hoflieferantenwappen u. s. w. Eindruck zu machen. Die einfache Nachbildung dieser Medaillen genügte nicht, die Kehrseite mußte gewöhnlich auch noch aufs Plakat. Oft umrahmten sie ein kleines Landschaftsbild, das wohl zierlich und fein ausgeführt war und doch stets unwirksam bleiben mußte, weil diese ganze Ausführung schon aus einer kleinen Entfernung nicht mehr erkannt werden konnte. Außerdem wurde es noch durch einen weitschweifigen Text erdrückt, der schon von früher als unwirksam und unvorteilhaft bekannt ist.

Wenn man im Gegensatz hierzu das moderne Plakat betrachtet, so möchte man geradezu diese ganze Entwicklungsgeschichte leugnen. Und es gibt viele Leute, die das moderne Plakat als etwas ganz andres, ganz Neues auffassen, das mit dem historischen nichts als den Namen gemein hat. Inhalt und Form des Plakates haben eine gewaltige Umwälzung erfahren, nachdem man das Prinzip der Reklamewirksamkeit als oberstes aufgenommen hatte. Die Frage konnte nicht mehr lauten: ist dieser Entwurf schön oder häßlich, ist auf diesem Bilde auch alles Rühmenswerte von der Fabrik? sondern man stellte sich auf den Standpunkt des Publikums, der Massen und verlangte von dem Plakat eine Anziehungskraft, eine Einwirkung auf die Käufermenge. Schön und gut ist ein Plakat nur, wenn es wirksam ist. Es kommt nicht darauf an, welche und wieviel technische Mittel aufgewendet worden sind. Die Hauptsache ist und bleibt die Frage: Wirkt das Plakat auf den erwünschten Käuferkreis oder nicht?

Die quecksilberne Unruhe unsrer Zeit, das moderne Leben mit seiner wilden und wirren Hast, seiner tosenden, rasenden, jagenden Eile braucht



Modernes Brauereiplakat von Hans Lindenstaedt

Plakate, die im tollsten Gedränge in die Augen stechen, die einen Moment fesseln und in diesem einen einzigen Moment, der ihnen gewidmet werden kann, ihr Reklamewort sagen. Die Zeit ist durch den heißen Kampf ums Dasein für den modernen Menschen ein kostbares, unschätzbares Gut geworden. Alles eilt und rennt durch die Großstadtstraßen. Jeder ist erfüllt, ist überbürdet von der Last seiner Geschäfte — und die Zeit ist der wertvolle Besitz, den keiner verlieren will. Diese gigantische Hetze der Ruhelosen, dieser nervenzerreibende Kampf soll von dem Reklameplakat überwunden, das Getöse dieses Getriebes soll übertönt, überschrien werden. Der Straßenanschlag, der einen Menschen zum Zeitverlust verleiten kann, muß schon etwas ganz Hervorragendes ausdrücken, muß eine gewaltige Anziehungskraft ausüben. Den kurzen Moment, den die gefesselte Neugierde vielleicht bewilligt, muß der Plakatkünstler erkennen und ausnutzen.

Die ganze gewaltige Entfaltung der modernen Plakatkunst war erst möglich, nachdem eine neue Technik einen neuen Stil geschaffen hatte. Die Malweise Japans mußte erst entdeckt, der japanische Farbendruck erst verstanden sein. Die statischen und perspektivischen Gesetze der Malerei, ihre Urteile und Vorurteile mußten für den Plakatstil überwunden werden. Die haarscharfe Detaillierung, das Ausmalen und Ausgestalten von Einzelheiten mußten verschwinden und sind durch frische, leuchtende, ungebrochene Farben, breite Flächen und großzügige Stilisierungen ersetzt worden. Chéret, der von vielen als der „Vater der modernen Plakatkunst“ bezeichnet wird, hat vor etwa fünfundzwanzig Jahren diese Technik von London nach Paris gebracht und mit seinen neuen Plakaten ungeheure Erfolge erzielt. Diese neue Art der Plakatreklame ist so schnell und unaufhaltsam überall durchgedrungen, weil sie den Bedürfnissen unsrer Zeit als wirksames Reklamemittel entspricht.

Im Vergleich zu der eigentlichen Darstellung des Plakatbildes wird die neue Technik in den weitesten Kreisen nur zu sehr überschätzt. Packend und fesselnd mußte das Plakatbild sein, es mußte dem Vorübereilenden unwillkürlich auffallen, ihn durch seinen Inhalt in Erstaunen setzen. Mit allen Mitteln einer feinsinnigen Massenpsychologie muß es der Plakatkünstler verstehen, sich in die Interessensphäre seines Publikums einzuschleichen. Und jeder Käuferkreis ist anders, auf jeden muß in andrer Weise eingewirkt werden. Ein Kunstsalonplakat, das sich an schönheitsfrohe Menschen wendet, muß anders aussehen als eine Bieraffiche, die durstige, genußfreudige Menschen ansprechen soll. Die Sportreklame sucht die Freude am Sport zu wecken, sie will die durch die Sportbetätigung geschaffene Lebenserhebung veranschaulichen, will zur begeisterten Freude am Sport erziehen. Selbstverständlich wird es keinem Plakatzeichner einfallen, auf einem Automobilplakat eine behäbige Ofenbankidylle darzustellen. Er würde zweifellos bei seinem unruhigen Publikum keinen Anklang erzielen und unwirksam bleiben. Solche gemütlichen Familienszenen mit runden und gesunden Kindern sind dagegen ein unerschöpflicher Vorwurf für alle Plakate, die sich an die sorgsame und fleißige Hausfrau wenden. Ganz, ganz anders erscheint wiederum das Variétéplakat. Es wendet sich an jene leichtlebige Menschenklasse, die stets lüstern nach wilden Genüssen späht. Das Pikante ist die Note für dies Publikum. Das Ewigweibliche oder besser noch das Ewigkokette verfehlt hier wohl nie seine Wirkung. Der Plakatkünstler muß dieses leichtsinnige Publikum kennen, er muß mit seinem Leichtsinn spielen — und ihn für seine Reklamezwecke ausbeuten.

Diese Tendenz, das Publikum an der rechten Stelle zu packen, zeigt sich überall. Wer erinnert sich zum Beispiel nicht an jene Städteplakate, die in einer ganzen Anzahl verschiedener Felder allerlei Sehenswürdigkeiten aufweisen. Neben dem Rathaus sah man da eine Portion Kirchen, die Post, die unvermeidliche historische Ruine und so weiter.

Ein Verkehrsverein, der heute die Fremden auf eine Stadt aufmerksam machen oder sie zum Besuch einer Gegend auffordern will, läßt heute einen fesselnden Landschaftsausschnitt herstellen, der die Stimmung der betreffenden Gegend widerspiegelt. Welche Art von Plakaten man auch ansehen mag, überall zeigt sich dieses Bestreben; mit aller Gewalt will man den Vorüberhastenden bannen und ihm das Reklamewort aufzwingen.

Die Hauptsache für jede Reklame ist und bleibt ihre Wirksamkeit. Wenn wir die Beobachtung machen, daß die Entwürfe unsrer wirksamsten Plakatkünstler auch in hohem Grade künstlerisch schön geworden sind, so ist dies ein frohes Zeichen von der ästhetischen Kultur der Allgemeinheit. Schöne Plakate — vom künstlerischen Standpunkt aus — wären ohne dieses Verständnis der Massen nicht möglich, sie würden unwirksam und deshalb unzweckmäßig sein. In der weiteren ästhetischen Ausgestaltung des Plakates liegt aber ein bedeutender Faktor für die Erziehung des Volkes zur Kunst. Die große Menge hat weder Zeit noch Neigung, sich im toten Museum mühsam eine künstlerische Erziehung anzueignen, ihr Schönheitsgefühl bildet sich auf der Straße und in der Umgebung des Alltags. Das Reklameplakat aber kann und will nie mehr werden als Straßenkunst, aber im besten und vornehmsten Sinne des Wortes.

Daß die jugendliche Plakatkunst, die so hervorragende und gerade die vorwärtsstrebenden Künstler zu ihren Jüngern zählt, nun wiederum ihrerseits auf die eigentliche Malerei zurückwirkt, ist nicht zu verwundern. Hier und dort scheinen sich sogar die Grenzen verschoben zu haben, und manch Bild im Rahmen folgt mehr den ästhetischen Gesetzen des Plakates als denen der eignen Kunst. Im allgemeinen aber ist die ganze Bewegung auch der Malerei als solcher von Vorteil gewesen. Die moderne Illustration, besonders auf dem Gebiete der Karikatur, ist von ihr stark beeinflußt worden und hat ihre Technik teilweise ganz und gar kopiert.

Was die materielle Seite anbetrifft, so hat die Plakatindustrie, deren Bedarf an künstlerischen Kräften von Jahr zu Jahr wächst, manchem jungen Künstler eine sichere Erwerbsmöglichkeit geboten, und auch von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet ist das moderne Plakat ein nicht unwichtiger Faktor in unserm heutigen Kulturleben geworden.



Auf der Straße. Nach einem Gemälde von Giuseppe de Sanctis





Die Grabrede

Skizze

von

Wilhelm Schäfer

In Altenkirchen auf dem Westerwald weiß man von einem Bürgermeister zu erzählen, der sich am offenen Grab die eigne Leichenrede hielt. Er war vordem Soldat gewesen, und zwar so, daß er im Jahre siebzig tapfere Taten verrichtet hätte, wenn er nicht gleich bei Weißenburg auf einem allzu kühnen Ritt bei Nacht in einen Fanggraben und dadurch in die Hände der Franzosen geraten wäre, die ihn aus Artigkeit ans Mittelmeer verschickten. Da saß der Hauptmann, der sich sein Leben lang auf Schießen und Schlagen gefreut hatte und weder in Schleswig noch gegen die Bayern so recht herangekommen war, durch viele Wochen an einer wunderschönen Küste, aß gebackene Fische und trank den besten Rotwein, nicht anders als ein Spezereihändler, der auf seinen Groschen im Badeort den Rentner spielt.

Unterdessen wurde Mac Mahon bei Sedan so ins Bein geschossen, daß er die Schlacht nicht selber zu verlieren brauchte, Napoleon sah auf Wilhelmshöhe die Wasserkünste springen, Gambetta mußte aus Paris im Luftballon verreisen, und Bismarck spielte eine Schachpartie, daß die Franzosen den König mit der Königin verloren. Von allem hörte der Hauptmann auf seiner weißen Terrasse am blauen Mittelmeer nicht viel. Erst als der „Einzug in Berlin“ schon als Holzschnitt eingerahmt an deutschen Wänden hing und er nicht anders als ein Rivierabummler mit dem Schnellzug nach Koblenz kam, wo seine Frau indessen Tag für Tag die Kriegsnachrichten zu vierzehn Riesenbündeln eingeklebt und auf den Kleiderschrank gestapelt hatte: da las der Hauptmann von dem Krieg, in den er seinen Helm mit Eichenlaub so stolz hineingetragen hatte. Nun mag's für einen Lahmen ein Herzensjammer sein zu hören, wie die andern mit rot und braun gebrannten Backen von Gletscherfahrten froh erzählen; der Hauptmann aber hatte Glieder stark und lang wie nur ein Flügelmann. Als er nach Wochen zu Ende war mit Lesen, gingen die Falten über seiner Nase, die gleichsam nur zum Versuch hineingesetzt waren, nicht mehr fort.

Es fehlte nicht an solchen, die sein Mißgeschick begriffen; auch legten sie ihm nahe, daß man höherenorts in seinem Unglück die Tapferkeit nicht unterschätze. Er aber mochte nicht nach Knabenart den Krieg nur spielen, nachdem die Kameraden einen harten Ernst daraus gemacht hatten. Wenn sie bei ihren Liebesmählern mit mannhafter Fröhlichkeit dasaßen und nicht aufhören konnten, vom großen Kampf zu reden, dann sah er seine zarten Finger auf dem weißen Leinen liegen: Er mochte nicht erwarten, daß sie ihm seine gutgenährten Glieder doch einmal vorhalten würden. Nach einem verdrossen hingeschleppten Vierteljahr nahm er den Abschied, setzte Frau und Tochter auf einen Wagen und ritt dahinter her zum Westerwald hinauf nach Altenkirchen, wo er von seiner Mutter her ein Haus besaß mit hohen Lebensbäumen vor der Tür und Haferfeldern hinterm Garten, und wo ihm die Regierung für seinen Hauptmannsrock einen Bürgermeisterhut eintauschen wollte.

Da ritt er noch durch manches Jahr über die Landstraßen, die, mit Eschen, manchmal mit Tannen eingefaßt, auf kahle Höhen und durch dichte Wälder führen, oft aber auch an Wiesenbreiten und lustigen Bächen mit Huflattich und Erlengebüsch sanft geschlängelt um eine Mühle gehen oder durch Enten und nassen Lehm sich in ein Dorf verlieren, um an dem Kirchhof wieder in den Wald hinaufzusteigen. So steht ein halbes Stündchen von Altenkirchen der Turm von Almersbach abseits auf einem Hügel. Die Kirche ist nicht größer als sonst wohl eine Sakristei; der dicke Turm steht weißgekalkt mit einer stumpfen Schieferhaube, wie wenn ein weißer Mönch mit schwarzem Hut da vor dem Wiesental in Träumerei geraten wäre. Von der Straße geht der Weg zu ihm hinunter durch einen Kirchhof, daran die Heckenbeeren roter und leckerer sind als weitherum. Auf diesem Kirchhof hielt der Hauptmann von ehemals und Bürgermeister von Altenkirchen eine Grabrede, und das war so:

Als er an einem Herbsttag klar und kühl wie Moselwein vom Wald herunter an den Hügel von Almersbach geritten kam — er hielt sein Pferd im Schritt, seitdem ihm seine Frau gestorben war, wie wenn er Traben und Galoppieren nicht mehr vertragen könne, und war doch trotz dem weißen Schnurrbart noch recht ein kräftiger Kerl —, trappelte von der Seite ihm in den Weg ein Leichenzug, daran alles nach der Ordnung war: die weißen Taschentücher in den Händen der Träger, der Leiterwagen mit dem Sarg, auch Männer und Frauen in Umschlagtüchern und Kinder genug, um eine schöne Predigt anzuhören; nur der sie halten sollte, war nicht da, und weil es ohne Pfarrer keine rechte Christenleiche gibt, so sah es traurig aus, wie sie gezogen kamen. Der Bürgermeister hielt mit seinem Pferd seitwärts im Gras, daß sie vorbei und durch die saubere Pforte auf

den Friedhof konnten. In alter Gewohnheit saß er da und wie auf seine Kompagnie sah er hinunter auf die Leute, die ihn alle kannten und im Vorbeigehen grüßten. Und als sie drinnen waren in der hohen Hecke, die sie mit ihren Köpfen wie einen grünen Korb mit schwarzen Kirschen füllten, und das Geschwätz aufhörte und einige Befehle kamen, wie wenn nun eine Uebung auf dem Exerzierplatz anfangen sollte, saß er ruhig da auf seinem Fuchs.

Der Sarg war schon ins Grab gelassen, die Leute standen schweigend und warteten nach Gewohnheit, wo sonst die Rede des Pfarrers kommen mußte — da stieg der Bürgermeister sacht von seinem Pferd, band die Zügel an den ersten der schlanken Tannenstämme vor dem Tor, steckte die Reitpeitsche in den Stiefel und ging hinein. Zuhinterst standen zwei Weißköpfe, die fragte er nach dem Pfarrer. Der eine hatte rote Augenränder und einen offenen Mund; der andre war trotz seinem Alter noch ein harter Kerl und fing gleich an zu mäkeln nach Bauernart: wer sich sündhaft ums Leben brächte, verdiene keinen Leichenspruch wie sonst ein Christenmensch!

Darüber wandten sich die Köpfe der andern nach ihm um, neugierig, was er wohl sagen würde; so fragte er im kurzen Hauptmannston, warum dem Mann das Leben leid geworden wäre? Und weil der alte Kerl nur albern lachte, drängte er sich durch die Leute an eine Frau, die herzlich weinte und mit dem Vergnügen einer rechten Traurigkeit erzählte, wie ihrem Bruder „voricht Woch" der Hof verkauft und ihm danach das Leben leid gewesen wäre. Das wurde eine klägliche Erzählung; und weil der Bürgermeister fühlte, daß die vielen Augen etwas von ihm wollten, auch weil er nicht gewohnt war, hinter den Leuten zu stehen, ging er mitten durch bis an das Grab, wo er sie alle im Kreis um sich versammelt hatte. Da stand er aufrecht mit geschlossenen Hacken, sah in das steinichte Loch und auf den schwarzgestrichenen Sarg darin, dann gegen den Himmel, der an keinem Tag des Jahres so blau gestanden hatte hinter rotem Laub und dunkelgrünen Tannen, nahm seinen Hut wie einen Helm in die braunen Reithandschuhe und fing seine Grabrede an.

Nicht im Namen Gottes und nicht des Königs, sondern dessen, der da unten lag schon in der Erde, auf der die andern mit lebendigen Füßen standen. Er mochte anfänglich nur ein paar Menschenworte gewollt haben für die vielen Ohren, die in Gewohnheit warteten. Doch wie er davon sprach, daß diesem Mann sein Haus und seine Aecker mehr gewesen wären als Besitz; wie er den Boden verlassen mußte, den seine Väter für ihn gerichtet hatten mit dem Geruch seiner blühenden Kornfelder; als er ihn hergeben mußte, wie wenn sie ihm den Rock vom Leibe zögen — der Bürgermeister wußte gar nichts von dem Mann, er brachte das nur vor, um diesen Leuten recht ans Herz zu gehen: aber bei dem Rock mochte es ihm selber unvermutet in die Brust gefahren sein; denn in seine Worte, die wie eine echte Grabrede in breiten Pfarrersätzen hingeflossen waren," kam auf einmal der kurze Hauptmannston. Der machte seine Stimme hell und scharf, so daß die Worte gleichsam wie geworfene Messer auf ihn selber zurückflogen: so wurde aus der Grabrede ein Bekenntnis unter hellem Herbsthimmel und vor einem offenen Grab, von einem Menschen, der in einer Sache gewesen wäre wie ein Hammer auf dem Amboß; den hätte man hinausgetan ans blauen Schmiedefunken in das Gras zum Trocknen gleich einem nassen Seil. „Wem aber der Herrgott seinen Platz fortnahm, hat auf der Welt nichts mehr zu suchen!"

Als der Mann in den Reiterstiefeln das sagte, fuhr er mit dem Arm in einem mächtigen Schwung gegen seinen Hals, wie wenn er den ganzen Himmel hätte durchschneiden wollen, sah über den Ellbogen wohl eine Minute lang in das braune Loch, während ihm die weißen Schnurrbartfäden naß auf den Aermel hingen, griff die Reitpeitsche aus dem Stiefel und ging durchs Kirchhofstor hinaus.

Die meisten drängten nach und sahen ihn dastehen bei seinem Tier, bis er es losband und bestieg. Das erste Stück im Schritt wie sonst; danach, wie wenn es gar nicht aus ihm selber, sondern aus dem Pferd aufkäme, aus Trab rasch übersetzend in einen prachtvollen Galopp. Gleich bei den ersten Sätzen verlor er seinen Hut, und so, die Reitpeitsche in der Faust, sahen sie ihn unter den Eschenbäumen hinunterjagen.

Es war zum letztenmal, daß er sein Pferd bestieg; nicht als ob er an seiner Grabrede gestorben wäre. Er lebte noch manches Jahr danach und war ein stiller alter Herr in seinem Garten an den Haferfeldern. Doch blieb er nicht mehr Bürgermeister; als ihm so etwas wie ein Verweis zukam, er hätte als bürgerliche Behörde einer Kirche Aergernis gegeben, legte er sein Amt beiseite, das solch ein Papier auf seinen Schreibtisch bringen konnte. Seitdem ging wohl die grüne Haustür auf, wenn seine Tochter, schwarz und schweigsam, einen Gang antrat. Er selber war nicht mehr zu sehen, weder zwischen den hohen Lebensbäumen noch hinter den gebuckelten Scheiben. Und nur die Nachbarn wußten von der scheuen Art des alten Herrn, den langen Mittelweg in seinem Garten auf und ab zu schreiten und zu verschwinden, wenn eine Stimme in die Nähe kam.

So wäre das Gedächtnis seiner Grabrede still mit ihm vergangen, wenn nicht sein Testament so eigen daran erinnert hätte. Wohl war im Erbbegräbnis Raum für ihn und auf der Marmorplatte Platz für seinen Namen; nun forderte sein letzter Wille, daß sie ihn drüben bei dem weißen Turm von Almersbach begraben sollten. Nicht Kreuz noch Denkstein durften sie auf seine Stätte setzen, wie wenn er selbst in dieser Einsamkeit sein Leben als überflüssig noch verschweigen wollte, nur einen meterhohen unbehauenen Felsblock ohne Inschrift mußten sie auf seinen Hügel wälzen. Der ist nun längst daran, in Gras und Glockenblumen zu versinken; gleich ihm ein kleiner Stein, der, wie ein Kind beim Vater, daneben auf dem Grab der Tochter liegt.





Das Benediktinerkloster St. André in Villeneuve, gegenüber von Avignon

Die französische Stadt der Päpste

Von

Martin Stein

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

In einer Zeit, da man in Frankreich unbarmherzig der Klerisei den Stuhl vor die Tür setzt und mit dem Statthalter Petri ein republikanisch-kräftiges Wörtlein redet, macht ein Gang durch die alte Papststadt Avignon einen gar seltsamen Eindruck. Zwar ganz sicher scheinen sich die Päpste in Avignon niemals gefühlt zu haben, denn ihr Palast ist eine Festung, eine starke, drohende, finstere Burg. Mit dem Vatikan hat er nicht die geringste Aehnlichkeit. Dort wird man gleichsam von den offenen Armen der Kolonnaden des Petersplatzes empfangen, hier steht man vor einer riesenhaften, fast fensterlosen Mauer, gewaltige Türme trotzen mit ungeheuern Quadern, Pechschnauzen, Schießscharten, Fallgatter, Zugbrücken umdrohen uns unheimlich. Das heißt, mit den Zugbrücken und Fallgattern ist es nichts mehr. Der Graben ist ausgefüllt, und wo früher die Zugbrücke über die Tiefe führte, steht man jetzt auf einem erhöhten Perron, wo zwei Straßenlaternen ein trübseliges Licht spenden. Aber sonst ist der düstere Eindruck geblieben, obgleich auch die Festungsmauern ein andres Gesicht angenommen haben. Früher öffneten sich nur schmale Schießscharten nach der Außenwelt, jetzt hat man überall die Mauern durchbrochen, um ebenso praktische wie häßliche Fenster anzubringen. Denn der päpstliche Palast ist im neunzehnten Jahrhundert sehr einfach in eine Kaserne verwandelt worden, und Sie können sich denken, daß das nicht ohne einige Aenderungen abging. Da war zum Beispiel die große Schloßkapelle, deren Wände mit Fresken von Simone Memmi geschmückt waren. Was sollten die Soldaten damit anfangen? Die Kapelle war viel zu hoch, um bewohnt zu werden, also teilte man diese Sistina von Avignon in drei Stockwerke ein, brach drei Reihen Fenster durch die bemalten Wände, errichtete die nötigen Treppen, kratzte dann den bunten Farbentand von den verstümmelten Wänden und tünchte alles hübsch weiß ein. So geschehen in der „patrie des Arts“, nicht etwa im Mittelalter, sondern vor rund hundert Jahren, als es schon längst eine Kunstgeschichte und Respekt vor den toten Meistern gab!

Wie mit der Kapelle wurde natürlich mit allen andern Sälen, Hallen, Höfen und Zimmern der alten Burg gewirtschaftet. Wer je in Rom gewesen ist und die allein durch die Anwesenheit der Päpste



Eingang in den päpstlichen Palast in Avignon

dort entstandene Pracht kennt, kann sich eine Vorstellung davon machen, daß die siebzig Jahre der sogenannten zweiten babylonischen Gefangenschaft auch in Avignon großartige Bauten und herrliche Kunstschöpfungen zeitigen mußten, und daß besonders die Wohnung des Papstes und seines Hofstaates einen dem Geschmack der Zeit entsprechenden künstlerischen Schmuck erhielt. Mit einer Barbarei, die man im Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts für unmöglich zu halten geneigt ist, hat man in der päpstlichen Burg fast alles zerstört, was die Festung zum Palaste machte, und nichts ist übriggeblieben als die ungeheuern, starken, mächtigen und nackten Felsmauern. Zwei kleine Kapellen sind allein dem Eifer der militärischen Bewohner entgangen, und hier lassen die erhaltenen Fresken Memmis auf die einstige Schönheit der großen Hauptkapelle schließen, worin jetzt die Soldaten schnarchen.

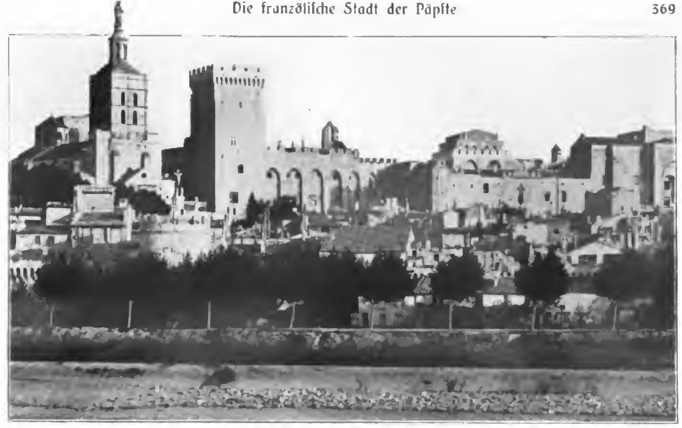
Wie in allen alten Städten der Provence, wie auch in den italienischen und spanischen Städten, die den südfranzösischen so sehr ähneln, liegt der Bahnhof außerhalb der alten Stadtmauer, und von hier zieht sich eine mit Schattenbäumen bepflanzte breite und schöne Promenade nicht nur bis zur Stadtmauer, sondern diese Mauer ist an der Stelle niedergelegt, um die breite Straße durchziehen zu lassen, und schnurgerade geht es weiter bis zum Rathausplatze. Diese ganze Straße, die mehr als die Hälfte der Stadt durchläuft, ist im neunzehnten Jahrhundert entstanden, und man sieht an ihr fast nur neue moderne Häuser mit Ladenfenstern, Kaffeehäusern und derlei an Paris erinnernden Dingen.

Aber dieser moderne Eindruck schwindet im Nu, sobald man in irgendeine der rechts oder links mündenden Gassen einbiegt. Man merkt dann, daß die Rue de la République, der wir bisher gefolgt sind, überhaupt die einzige moderne Straße in Avignon ist, daß es nur hier moderne Häuser und Läden gibt, daß sonst in der ganzen Stadt kein Haus weniger als zweihundert Jahre alt ist, und daß die Mehrzahl ihre drei, vier oder fünf Jahrhunderte auf den silbergraugrün patinierten Mauern trägt.

Nicht nur der Palast der Päpste erzählt von großer Vergangenheit, sondern zwanzig oder dreißig Kirchen, Klöster und Paläste der Kirchenfürsten bezeugen, daß dereinst hier ein Zentrum der Christenheit blühte. Wenn wir der Rue de la République folgen und den Platz vor dem Rathaus über-



Tor des Benediktinerklosters St. André



Der Palast der Päpste und die Kathedrale in Avignon, von der Rhone aus gesehen

schreiten, gelangen wir gleich dahinter an den Schloßplatz, an dem sich der Eingang zu der Burg der Päpste befindet. Die päpstliche Tiara mit dem Petersschlüssel krönt das in Stein gehauene Wappen des Papstes Klemens VI., das man über dem hohen gotischen Türbogen erblickt. Ein dunkler Torweg, zu dem man früher nur über die Zugbrücke gelangte und der von einem Fallgatter verschlossen war, führt in den ersten Innenhof. Sechs gewaltige Türme verbinden und verteidigen die Schloßbauten, die im Innern ein wahres Labyrinth von unter- und oberirdischen Gängen, Höfen, Galerien und Sälen bilden. Gleich neben der Burg erhebt sich die von einer Statue der heiligen Jungfrau überragte Kathedrale, und an sie schließt sich der Felswürfel des Rocher de Doms an. Kathedrale und Schloß sind direkt auf dem nackten Fels erbaut, und hier und da bildet der Fels den unteren Teil der Mauern, die sich in mächtigen Quadern darauf erheben. Während im Schlosse nicht mehr viel zu sehen ist, abgesehen von den Mauern des Baues, kann man in der Kathedrale die Grabmäler zweier Päpste bewundern, wovon das des Papstes Johann XII. ein sehr schönes Kunstwerk der gotischen Skulptur ist.

Hinter der Kathedrale steigt ein gewundener Weg durch schöne Gartenanlagen auf das Plateau des Rocher de Doms, dessen Fuß auf der andern Seite von der Rhone bespült wird. Der Garten auf dem Plateau ist schön, schöner aber ist die Aussicht, einerseits auf das Häusermeer der Stadt mit ihren engen und krummen Gäßchen, aus dem die Kirchen so zahlreich aufragen, daß man an Rabelais erinnert wird, der um des vielen Glockenläutens willen Avignon die Ville sonnante nannte, anderseits auf die Rhone, die hier ein breiter, stattlicher, eilige Wogen zu Tal wälzender Strom ist, der stolze Bruder des Rheins.

Auch das rechte Ufer verdient sehr wohl einen Besuch. Ganz wie bei Rom waren auch bei Avignon überall in der Umgegend reiche Klöster und Sommerhäuser der Kirchenfürsten entstanden, und die prächtigsten davon wurden auf dem rechten Ufer errichtet. Der Stadt Avignon gegenüber entstand so ein neuer Stadtteil, der den Namen Villeneuve-



Stadtmauer von Avignon

lès-Avignon erhielt, und wo kaum weniger Zeugen der einstigen päpstlichen Glanzzeit erhalten sind als in Avignon selbst. Von dem Rocher de Doms erblickt man stattliche Türme, Mauern und Zinnen, hohe Kirchendächer ragen aus den Bauernhäusern auf, und besonders die den Gipfel eines Hügels bedeckenden festungsähnlichen Bauten des ehemaligen Andreasklosters locken uns zu dem Spaziergang nach dem jenseitigen Ufer.

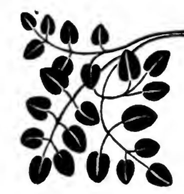
Einst war Villeneuve ein Städtchen von zehntausend Einwohnern, und üppiger Luxus entfaltete sich in seinen Villen und Palästen, denn die genußliebenden Prälaten amüsierten sich lieber hier als in Avignon selbst, wo ihr Treiben den frommen Pilgern Aergernis gegeben hätte. Jetzt ist Villeneuve ein großes Bauerndorf, aber ein Bauerndorf von höchst seltsamem Aussehen. Die heutigen Bauern bewohnen zum Teil die ehemaligen Paläste, die sie dann nach Gutdünken umgeändert haben. Alles, was sie nicht brauchen konnten, haben sie teilweise zerstört, umgebaut oder für ihre Zwecke zurechtgeschustert. Durch hohe wappengeschmückte Portale betritt man Höfe, worin der Misthaufen das einzige Monumentale ist.

Wie es in einer päpstlichen Residenz nicht anders sein kann, lohnen zahlreiche Kirchen den Besuch, aber es würde uns zu weit führen, sie alle zu nennen. Nur die einstige Kirche der Franziskaner sei erwähnt; sie hat das Schicksal der meisten andern Kirchen von Avignon geteilt. Denn als die Päpste wieder in Rom residierten, gab es der Kirchen und Klöster viel zu viele in Avignon. Nur ein kleiner Teil davon, immer noch weit mehr als den Verhältnissen entsprechend, blieb dem ursprünglichen Zweck erhalten, viele wurden abgebrochen, andre umgebaut und andern, profanen Bestimmungen angepaßt. Von der Franziskanerkirche steht nur noch ein Seitenschiff, und niemand würde den Ort aufsuchen, wenn hier nicht die von Petrarca unsterblich gemachte Laura ihr Grab gefunden hätte. In Avignon mag man sich auch seines Gesinnungsgenossen Cola Rienzi erinnern, des letzten römischen Volkstribuns, der in einem der Türme der päpstlichen Burg jahrelang gefangen saß.

Wie anderswo in Frankreich fällt dem Deutschen auch in Avignon auf, wie verhältnismäßig kurze Zeit seit der Schaffung eines wirklich geeinigten Frankreichs vergangen ist. Diese Einigung wurde in Wirklichkeit erst durch die große Revolution am Ende des achtzehnten Jahrhunderts vollzogen, und es ist kein Wunder, daß die Franzosen nicht übel Lust haben, die Erschaffung der gegenwärtigen Welt mit der Erstürmung der Bastille zu datieren. Avignon und die anstoßende Grafschaft Venaissin blieben bis zum Jahre 1791 päpstlich und wurden erst sechs Jahre später in Form Rechtens von dem Papste an Frankreich abgetreten. Und es dauerte noch ein gutes Menschenalter, ehe die päpstlichen Klerikalen in die Minderheit gerieten. Noch 1815 wurde hier der Marschall Brune aus politisch-religiösen Gründen von einem ultramontanen Volkshaufen ermordet. Seither hat sich aber auch das geändert, und jetzt ist Avignon wie die ganze Provence eine Hochburg der sozialistischen und antiklerikalen Radikalen.



Blick über die Stadt auf den Palast der Päpste




Das Zeitalter der Luftschiffahrt

Von

Regierungsrat Rudolf Martin

In meinem soeben erschienenen Buche „Berlin-Bagdad, das deutsche Weltreich im Zeitalter der Luftschiffahrt 1910—1931" habe ich die Auffassung vertreten, daß wir uns an der Schwelle eines neuen Zeitalters befinden. Vielleicht ist dieser Abschnitt in der Geschichte der Menschheit der bedeutsamste. Warum gewinnt die Luftschiffahrt gegenwärtig eine solche Bedeutung? Durch die Einführung des Motors in die Luft! Der Motor auf dem Luftfahrzeuge mindert die Abhängigkeit von Wind und Wetter, in der sich das Luftfahrzeug befindet. Der Motor hält seinen Einzug auf beide Klassen der Luftfahrzeuge, die ich als „Leichter als die Luft" und „Schwerer als die Luft" bezeichnen möchte. Alle Luftfahrzeuge, die von Gas getragen werden, sind leichter als die Luft. Daneben gibt es neuerdings Flugmaschinen, die schwerer als die Luft sind. Es ist bekannt, daß es schon vor der Einführung des Motors Luftballons gab. Es ist nicht leicht, einen Menschen in einem zivilisierten Lande zu finden, der nicht schon einen Gasballon hat fliegen sehen. Unter den Hunderten von Gasballons, die gegenwärtig in einem Jahre auffliegen, sind nur wenige, die einen Motor tragen, und nur diese mit einem Motor ausgestatteten Gasballons sind lenkbar. Erprobt sind bis jetzt nur drei Motorluftschiffe in Frankreich und zwei in Deutschland. Von diesen fünf Motorluftschiffen ist nur eins vollkommen starr, nämlich das aus Aluminium gefertigte des Grafen von Zeppelin. Die übrigen sind lose, nichtstarre Luftschiffe, die mehr oder weniger den bisherigen Gasballons ähneln.

Der Motor hat aber nicht nur in den von Gas getragenen Luftschiffen seinen Einzug gehalten. Die Gebrüder Wright in Dayton in Ohio sowie der Brasilianer Santos-Dumont in Paris haben ihn auch auf die zuerst von Otto Lilienthal im Jahre 1891 mit Erfolg hergestellten Flugapparate gesetzt, die schwerer als die Luft sind. Von diesen Flugmaschinen erwarten zahlreiche Sachkenner größere Veränderungen im menschlichen Leben als von den Motorluftschiffen, die leichter als die Luft sind. Santos-Dumont, der im Jahre 1903 sein Motorluftschiff bereits zu einer großen Vollendung gebracht, hat in den letzten Jahren sein Interesse der Flugmaschine zugewandt. Am 12. November 1906 ist er zu Bagatelle bei Paris zum erstenmal öffentlich eine Strecke von 210 Metern mit diesem „Schwerer als die Luft" geflogen, und gegenwärtig baut er eine neue Flugmaschine, die wesentlich vollkommener sein soll. Binnen kurzem wird er sich mit ihr öffentlich zeigen. Die Gebrüder Wright sollen in Amerika mit ihrer Flugmaschine im Jahre 1905, ohne sich öffentlich zu zeigen, schon 24 englische Meilen geflogen sein. Zahlreiche einwandfreie Zeugen haben sie gegen ihren Willen dabei beobachtet. Noch im Frühjahr 1907 dürften auch sie sich öffentlich vorstellen. Die „Daily Mail" hat 10000 Pfund für diejenige Flugmaschine „Schwerer als die Luft" ausgesetzt, die von London bis Manchester zu fahren vermag.

Welche Wirkungen wird die Motorluftschiffahrt in der Welt ausüben? Aller Voraussicht nach werden sich die Wirkungen zunächst auf militärischem und politischem Gebiete fühlbar machen. Die französische Heeresverwaltung hat am Ende des Jahres 1906 dem Zuckerfabrikanten Lebaudy sein halbstarres Luftschiff, die „Patrie", abgekauft und als erstes Schlachtschulschiff der französischen Armee in Verdun stationiert. Im Kriegsfall soll die „Patrie" den strategischen Aufmarsch der feindlichen Armee aufklären und ihn durch das Herabwerfen von Explosivstoffen stören. Es ist kein Zweifel, daß die „Patrie" im Ernstfall etwa 15 bis 20 Torpedos von je 10 Kilogramm mit sich führen wird, um den Gegner zu beschießen. Die „Patrie" besteht aus einem großen Gasballon, der eine Gondel mit Motor trägt. Weit besser dürfte sich für militärische Zwecke das starre, ganz aus Aluminium gefertigte Luftschiff des Grafen Zeppelin eignen. Die Aluminiumhülle des Zeppelinschen Luftschiffes, die 128 Meter lang und 11 Meter hoch ist, enthält nicht weniger als 18 verschiedene Gasballons mit einem Gesamtinhalt von rund 11000 Kubikmetern Wasserstoffgas und einer Tragfähigkeit von 12574 Kilogramm. Das tote Gewicht des Flugschiffes samt dem Betriebsmaterial an Benzin für eine zehnstündige Fahrt betrug 9469 Kilogramm, woraus sich eine überschüssige Tragfähigkeit (Auftrieb) von 3105 Kilogramm ergibt. In den beiden Gondeln hätten also 30 Personen mitgenommen werden können. Dabei wäre noch immer eine Tragfähigkeit für 800 Kilogramm Ballast übriggeblieben. Es steht keine technische Schwierigkeit entgegen, dieses starre Aluminiumschiff mit dem dreifachen Gasinhalt zu bauen. Bei einem Wasserstoffgasinhalt von 30000 Kubikmetern würde das Zeppelinsche Luftschiff mindestens 200 Personen tragen können. Es liegt auf der Hand, daß man einem solchen Motorluftschiff andre Luftschiffe von gleichem Querschnitt anhängen kann. Da diese Anhängeschiffe weder einen Motor noch Benzin noch ein Steuer notwendig haben, so können sie mehr als 200 Personen tragen. Das Motorluftschiff bricht den Luftwiderstand für die nachfolgenden Fahrzeuge mit. Die Fahrt eines solchen Transportluftschiffzuges dürfte also fast ebenso schnell von-

statten gehen als die Fahrt des Motorluftschiffes allein. Dabei könnte ein solcher Transportluftschiffzug von etwa 4 Aluminiumluftschiffen von je 30000 Kubikmetern Gasinhalt ein kriegsstarkes Bataillon von 1000 Mann tragen.

Steht es außer jedem Zweifel, daß sich Luftschiffe von 30000 Kubikmetern Gasinhalt bauen lassen? Ende Januar wurde Santos-Dumont über mein Buch „Berlin-Bagdad" und meine Behauptung, daß sich solche Schiffe bauen lassen, befragt. Santos-Dumont antwortete, er könne nicht einsehen, warum solche Luftschiffe nicht gebaut werden könnten. Jeder Konstrukteur werde sie gegen einen entsprechenden Preis liefern. Nur würden die enormen Lagerschuppen große Kosten erfordern, die denen des Ballons mindestens gleichkämen. Diese Aeußerung ist von um so größerem Wert, als Santos-Dumont sich bis zum Jahre 1903 dadurch hervorgetan hat, daß er das kleinste Luftschiff zu bauen versuchte. In seiner Nummer 9, der sogenannten „Luftballadeuse", die nur 261 Kubikmeter Gas faßte, ist ihm dies auch geglückt. Santos-Dumont ist augenscheinlich der Ansicht, daß selbst nichtstarre Luftschiffe von 30000 Kubikmetern Gasinhalt gebaut werden können.

Graf Zeppelin zweifelt nicht daran, daß sein starres System für solche Größenverhältnisse geeignet ist. Allerdings hat der Comte de la Vaulx, dessen Motorluftschiff sich von Woche zu Woche besser bewährt, am 20. Januar dem Vertreter des „Standard" in Paris gegenüber sich skeptisch in bezug auf die Annahme meines Buches ausgesprochen, daß im Jahre 1917 Kriegsluftschiffe mit 30000 Kubikmetern Gasinhalt existieren werden. Er erklärte, daß er keine definitive Stellung zu dieser Frage einnehmen möchte, aber es sei doch zu bedenken, daß das vollkommenste Motorluftschiff der Gegenwart, die „Patrie", noch nicht 3000 Kubikmeter Gasinhalt habe. Er sieht die Hauptbedeutung der Kriegsluftschiffe darin, daß sie etwa 200 Kilogramm Dynamit oder andre Explosivstoffe in das Hauptquartier des Feindes werfen und dadurch den Generalstab vernichten können. Nach Ansicht des Comte de la Vaulx werden in sechs Jahren etwa 600 Motorluftschiffe in Europa vorhanden sein. Comte de la Vaulx hält auch die in meinem Buche entwickelte Idee der Anhängeschiffe nicht für ausführbar. Allerdings ist er nur mit dem losen, nichtstarren System vertraut. Unstreitig aber eignet sich das Zeppelinsche System der starren Aluminiumluftschiffe am besten für solche Transportluftschiffzüge. Da die deutsche Luftkriegsmacht ihr Augenmerk stets auf die Möglichkeit richten wird, größere Truppenmengen durch die Luft zu werfen, so erscheint es von glücklicher Vorbedeutung, daß gerade das starre Aluminiumsystem sich zuerst in Deutschland eingebürgert hat.

Die technische Entwicklung des Luftfahrzeuges wird in dem kommenden Zeitalter der Motorluftschiffahrt von maßgebendem Einfluß sein auf die Machtverteilung in dieser Welt. Wenn das von Gas getragene Schlachtluftschiff das einzige Luftfahrzeug wäre, so würde diejenige Nation den größten Einfluß gewinnen, die besonders kapitalkräftig und industriell veranlagt ist. Zur Verwendung von Motorluftschiffen in der Schlacht, sei es zur Aufklärung, sei es zum Angriff, sind nur wenig Bedienungsmannschaften erforderlich. Diese Mannschaften müssen aber geübte Techniker sein. Gute Schlachtluftschiffe in großer Zahl kann nur eine industrielle Nation sich leisten. Unter den Industrievölkern gibt es wiederum solche, die sich für die Herstellung eines Motors von möglichst geringem Gewicht in besonderem Maße eignen. Der kleine, leichte Benzinmotor, auf dem sich die Industrie des Automobils wie des lenkbaren Luftschiffes ausbaut, ist zuerst von dem am 6. März 1900 in Cannstatt verstorbenen Gottlieb Wilhelm Daimler erfunden worden. Daimler bot 1887 persönlich der Luftschifferabteilung in Berlin seine Erfindung zur Verwertung für ein Luftschiff an und führte sie an einem Motorboot auf dem Rummelsburger See bei Berlin praktisch vor. Die deutsche Militärverwaltung lehnte sein Anerbieten ab. So sah Daimler sich genötigt, seine Patente nach dem Auslande zu verkaufen. Seitdem begann besonders in Frankreich auf Grund dieses Motors die Entwicklung des Automobilismus. Wenn das Luftfahrzeug nur in der Gestalt des Schlachtluftschiffes in die Erscheinung treten würde, so wäre es wohl möglich, daß Frankreich durch eine Flotte von Schlachtluftschiffen die seit Jahrzehnten immer anwachsende militärische Ueberlegenheit Deutschlands wettmachen würde. Noch jahrzehntelang wird sich das Schlachtluftschiff an der Hand des Sportluftschiffes zu entwickeln haben. Und die Entwicklung jeder Art von Motorluftschiff wird in Einklang stehen mit der Entwicklung des Automobilismus und der zunehmenden Leichtigkeit und Leistungsfähigkeit des Motors. Hier handelt es sich also um industrielle Erzeugnisse solcher Art, in denen Frankreich eher eine Ueberlegenheit als eine Rückständigkeit gegenüber Deutschland aufzuweisen hat. Wenn nicht die Siege der Japaner und die russische Revolution im Interesse des Deutschen Reiches die russische Macht auf Jahrzehnte hinaus so empfindlich geschwächt hätten, würde ich die Lage Deutschlands infolge der Einführung des Motorluftschiffes als überaus ernst auffassen.

Am wichtigsten aber für die gesamte politische und militärische Stellung des Deutschen Reiches ist die Tatsache, daß die Schutzwehr der britischen Weltmacht, nämlich das die britischen Inseln umspülende Meer, durch die Luftschiffahrt aufgehoben wird. Auf 400 Transportluftschiffzügen kann man von Deutschland aus in einer Nacht 400000 Mann nach England werfen. In den Schlachtluftschiffen hat man die Mittel, diese Landung zu sichern und der Infanterie nach der Landung als Artillerie zu dienen. Großbritannien kann keine Armeen durch die Luft nach Deutschland werfen, weil es solche Armeen nicht besitzt. Von Norddeich bis England ist nicht weiter als von Berlin nach Frankfurt a. M. Die Entfernung beträgt nur etwa 400 Kilometer. Das ist eine achtstündige Fahrt für das Zeppelinsche Motorluftschiff in der Gegenwart. In der Aufhebung der insularen Lage Englands liegt die größte Bedeutung des Motorluftschiffes. Für den Luftschiffer ist England keine Insel mehr!



Ein kostbarer Fund
Nach einem Gemälde von Anna Maria Wirth



Susanna

Von

Anny Demling-Hammelehle
(Stuttgart)

Dort, wo die schmale Straße, die das Städtchen in zwei Hälften teilt, am breitesten wird, stand das Elternhaus der kleinen Susanna. Es war ein auffallend massiges zweistöckiges Gebäude mit hohen Fenstern und verwitterten alten Mauern. Zwischen den angrenzenden, grell herausgeputzten Häusern nahm es sich wie eine bedächtige, ehrwürdige Matrone aus. Unter der offenen Haustür saß auf der niederen Schwelle die zwölfjährige Susanna und lauschte unbeweglich auf das klingende Hämmern in der nahen Schmiede. Sie hatte ein kleines mageres Gesicht mit einer mattleuchtenden braunen Hautfarbe, eine schmale Nase und sehr weiche Lippen. Ihr Gesichtsausdruck war gewöhnlich ruhig und teilnahmslos, und wenn man nicht in ihre Augen sah, konnte man sie fast für unintelligent halten. Diese Augen waren lang und schmal, tiefschwarz und hatten einen unnatürlich starken Glanz. Sie zeigten ein gewisses ungläubiges Durchschauen, das selbst ältere Leute in ihrer Rede stocken ließ. Das braune Haar hing ihr immer wirr um den Kopf und verbarg die hohen Schläfen. Susanna hatte einen zarten, überschlanken Körper. Aber ihre Bewegungen waren weich und gleichmäßig. In ihrem ganzen Wesen lag etwas Fremdartiges und Rätselhaftes, obschon sie nichts Ungewöhnliches tat. Der männlichen Schuljugend galt es als Ehrenpflicht, sich Susanna bei jeder Gelegenheit gefällig zu erweisen. Sie hielt das für selbstverständlich. Die Schmeichelnamen, die man ihr im Vorübergehen gab, waren ihr so unentbehrlich wie die Luft, die sie einatmete. Sie dachte aber nicht daran, auch nur durch einen Blick zu beweisen, daß sie sich dieser Huldigungen bewußt war. Fand sie in der Schule auf eine Frage nicht sogleich eine Antwort, so machte ihr das die ganze Klasse in schweigendem Einverständnis zum Vorwurf. Denn man war daran gewöhnt, daß sie alles wußte. Wenn die andern sie kommen sahen, nahmen sie sich unbewußt zusammen und hüteten sich besonders davor, etwas Dummes zu sagen oder über eine Schulgenossin zu spötteln und zu lachen. Denn dann konnte Susanna mit einer erschreckenden Heftigkeit aufbrausen und verlangen, daß monatelang niemand mit der Missetäterin spreche. Und sie sparte nicht Spott und Hohn und Verachtung, um ihren Willen mit unerbittlicher Grausamkeit durchzusetzen. Gewöhnlich war sie wortkarg, aber an heißen Sommernachmittagen, wenn „Handarbeit“ auf dem Stundenplan stand, erzählte sie wundersame, glänzende Geschichten. Sie führte ihre regungslosen Zuhörerinnen auf die äußersten Gipfel ihrer Phantasie, sie ließ sie in farbentrunkene Märchenländer schauen und berauschte sie mit dem süßen Gift ihrer Worte. Da kam es jedesmal wie dämonische Gewalt über sie und lockte die Früchte glücklicher Einsamkeit aus ihrem Herzen. Ihre Wangen röteten sich, ihre Augen glänzten noch mehr, ihre halblaute Stimme bekam einen bestrickenden, tiefen Klang. Wenn sie in einem solchen Augenblicke das Leben von ihren Freundinnen gefordert hätte, ohne Besinnen hätte man es ihr gegeben. Aber auf jeden dieser Ausbrüche folgte das Erwachen und brachte Tage tiefer innerer Scham und verzehrender Reue. Und sie haßte ihre Gefährtinnen, die ihr die zarten und feinen Geheimnisse abgelauscht hatten. Mit müder, trauriger Seele suchte sie auf langen, einsamen Spaziergängen die Tage zu vergessen und sehnte sich nach dem stillen Leben und klaglosen Welken der Blumen.

Susanna war krank. Sie wußte genau, wie krank sie war. Das boshafte Stechen in der Brust ließ ihr darüber keinen Zweifel. Sie war auch froh, mit dem Sommer in ungekannte Länder wandern zu dürfen. Denn hier war es zu rauh für sie, es gab so manches, was ihr weh tat. Es gab niemand, der mit ihr im seligen Reich der Träume wohnen konnte. Niemand als ihre Schmerzen. Die blieben ihr treu und verstanden sie und waren ihr zu unentbehrlichen Freunden geworden. Diese Freundschaft wurde täglich inniger und zarter und war zuletzt ein vollständiges Aufgehen ineinander. Kein Mensch wußte darum. Nur wenn Susanna in der Schule manchmal gar zu blaß war, wurde die Lehrerin ungeduldig. Aber Susanna klagte nicht und ihr Gang war von jeher gemessen und langsam gewesen.

Auf dem Weg zur Schule ging sie gewöhnlich an der Schmiede vorbei. Da standen jeden Mittag der dicke Bäckergeselle mit dem aufgedunsenen Gesicht, der braune Schlosserlehrling in Hemdärmeln und die Leute aus der Schmiede. Einmal war ein neuer Schmiedgeselle dabei. „Schwarzamsel“ hatte er gesagt in einem Ton, der Susanna aufblicken ließ. Sie sah seine schlanke, nervige Gestalt, sein blondes Haar, seine wasserblauen Augen, den treuherzigen Ausdruck in dem eigentümlich frischen Gesicht. Vom Kirchturm läuteten die schweren Glocken Feierabend, die Sonne glänzte auf der großen Uhr, die Schulbuben schrien und lärmten, aus den Röhren des Stockbrunnens plätscherte das

Wasser, alles tönte durcheinander, die Hitze war erdrückend, Susanna sah noch einmal wie im Taumel die wasserblauen Augen, die ihr jetzt schon ganz dunkel und feurig vorkamen. Mit zitternden Füßen eilte sie zur Schule. Ein stilles, in sich gekehrtes Lächeln wich den ganzen Nachmittag nicht mehr von ihren Lippen. Sie vergaß das heftige Stechen in der Brust, sie vergaß das Lernen und dachte nur mehr an die eine Gestalt, die ihr wie eine lichte Offenbarung vorkam. Sie hatte etwas in jenen Zügen gesehen, etwas, aus dem sie einen Gott machen konnte. Dieses Etwas war rein und gut und aus Bewunderung für sie zusammengesetzt. Es war ein so angenehmer Friede über Susanna gekommen. Sie saß und wuchs wie die weißen Blüten des Akazienbaumes, die sich in üppigen Träumen wiegten und duftberauscht zum Fenster hereinnickten. Als sie gegen Abend heimging, arbeitete er ganz nahe bei der offenen Türe der Schmiede. Susanna sah es nicht, aber sie fühlte es, sie hörte sein Hämmern, und jeder Schlag fuhr ihr durch die Glieder und sie fühlte den Ton in ihren Nerven. Dann war es einen Augenblick still, er trat aufatmend unter die Tür und blickte scharf nach ihr. Sie wandte die Augen nicht ab, trotzdem konnte sie seine Gestalt nicht unterscheiden. Es lag etwas Feierliches in diesem Augenblick. Mit kleinen Schritten bog sie langsam in die nächste Gasse ein. Tag für Tag begegnete sie ihm auf dem Weg zur Schule, und immer wiederholte sich dasselbe: wenn sie um die Ecke bog, brach er mitten im Satz ab und erwartete sie mit leuchtenden Augen. Weiter sah sie nichts. Mit gesenkten Blicken und gleichgültigem Gesichte ging sie steif an ihm vorbei, und erst in der Entfernung von mehreren Schritten ließ sie die Arme wieder baumeln. Wenn im Religionsunterricht vom Heiland gesprochen wurde, so hatte er wasserblaue Augen und blondes Haar. Aber die Augen waren nicht gewöhnlich, die ganze sonnige Wunderwelt, die Susanna sich zusammengeträumt hatte, war darin zu sehen. Es war überhaupt alles anders geworden, schöner, farbenglühender. Die schweren Düfte und die leise zitternden Winde flüsterten nicht mehr von unfaßbaren Gestalten, es war alles viel greifbarer und nähergerückt. Sie war des früher so geliebten Umherstreifens in Wald und Feld müde geworden, stundenlang saß sie schon unter der Haustür und hörte auf das Hämmern in der Schmiede. Sie kannte genau seinen Schlag, er hatte einen viel helleren Klang, der sich langsam in der Luft verlor. Auch heute lauschte Susanna wieder. Aber das Klingen, das ihre Seele erbeben machte, ließ sich nicht vernehmen. Betrübt ließ sie den Kopf sinken, und dann sehnte sie sich wieder fort, aus dem Städtchen hinaus, in die Berge und weiter hinauf, als die Berge reichten. Die Sonne war ihr lästig und kam ihr vor wie ein dicker, gelbglühender Dunst, von dem mit Steinplatten belegten Hausflur schlug ein feuchtkühler Hauch an ihren Rücken. Und in der Brust stach es viel heftiger als sonst, der Schmerz wollte sie daran mahnen, daß sie ihm treulos geworden sei. Mißmutig erhob sie sich, holte den breitrandigen braunen Strohhut mit den orangefarbenen Bändern und ging langsam durch die leeren Gassen. Keuchend schritt sie den Schloßberg hinan, es ging heute ganz erschreckend schwer. Es tat ihr nun doch fast leid, daß die Blumen für sie nur noch so kurze Zeit blühen sollten. Am Fuße der Burgruine setzte sie sich auf einen Felsen, der von der Sonne erwärmt war. Um sie herum begannen die Hagebutten sich bereits rot zu färben, einem einsamen Könige gleich stand hier und da der Fingerhut mit seinen lockenden, fleischfarbenen Blüten, an den zerbröckelnden Mauern kauerte düster dräuend der schwarze Nachtschatten, zwischen dunkelgrünen Blättern versteckten sich volle, saftige Beeren, ungezählte Hauche kamen und schwanden. Mit bangem, zitterndem Sehnen ging alles der Reife entgegen. Susanna fühlte es mit jedem Nerv und sie wurde noch trauriger, wenn sie dachte, daß sie allein ungereift welken müsse. Sie dachte an ihre Mutter, bei der sie so trauliche Winterabende verlebt hatte, an die frohen Stunden, die sie im Kreise der Gespielinnen genossen hatte. Das Leben kam ihr plötzlich schön und verlockend vor, sie sehnte sich nach einem neuen Anfang, nach einem frohen, göttlichen Leichtsinne.

Für sie war alles dahin. Sie weinte. Lange blieb sie auf dem Felsen sitzen. Und dann wollte sie weiter hinaufgehen, um den Sonnenuntergang zu sehen. Ganz in der Nähe hörte sie jemand lachen. Ein gutmütiges, gewöhnliches Lachen, das mit der geläuterten Schönheit des Tages nicht harmonierte und Susanna an die plumpe, eingerostete Art der Leute drunten im Städtchen erinnerte. Abseits zwischen jungen Reben stand er und trank mit zurückgebogenem Kopfe aus einem ganz kleinen Weinfäßchen. Mit breiten, schwulstigen Lippen saugte er gierig. Dadurch bekam sein Gesicht etwas Rohes, Tierisches. Als er Susanna sah, wurde er ein klein wenig verlegen. Dann sagte er sehr freundlich grinsend:

„Guten Tag, Schwarzamsel, willst du nicht auch trinken?"

Sie konnte nicht sprechen. Sie sah nur die breiten, blutüberfüllten Lippen. Alles um sie her schien rot zu sein, dickes, abscheuliches, rotes Fleisch zu werden. Der Ekel tötete sie fast. Aus dem da hatte sie nun einen Gott gemacht. Im innersten Grunde ihres stolzen Herzens hatte sie an seiner Bewunderung Gefallen gefunden. Nein, sie konnte nicht mehr sprechen.

„Bist wohl aus lauter Liebe zu mir erstarrt, kleine Prinzessin," fuhr er fort. Er machte kein boshaftes Gesicht, und auch die zwei Taglöhner, die ruhig weitergehackt hatten, verzogen ihre Mienen nur wohlwollend. Susanna erstickte fast. Jetzt sah sie, daß die wasserblauen Augen wasserblau waren. Und so blöd und glanzlos.

„Wart Ihr denn immer so?" preßte sie heraus. Alle schauten sie verständnislos an.

„Ob Ihr denn immer so waret, so blöd, so dumm, so gewöhnlich? Den da, den da mit seinem einfältigen Gesichte frage ich. O Gott, warum sinkt er nicht in die Erde, warum lebt er noch!" schrie sie und rannte den Berg hinunter. Erschöpft, von übermäßigem Stechen gequält, sank sie auf eine Bank nieder. Alles Licht und aller Glanz schien von der Welt gewichen. Susanna sah alles so hart und nüchtern, so deutlich, zum Verzweifeln deutlich. Sie konnte keinen Schleier mehr über die Bäume weben, die Gold- und Silberfäden waren

zerstoben, der Brokat ihrer Träume zerfetzt und durch die Löcher blickte der graue Alltagshimmel. Die nächsten Tage besuchte sie die Schule nicht. Sie klagte über Kopfschmerzen und hütete geduldig das Bett. Die Mutter ahnte nicht, wie schwer ihr Kind krank sei, und holte auch keinen Arzt. Susanna war es zufrieden so, die stürmische Sehnsucht und die böse Heftigkeit hatten sich geglättet, sie lebte nur noch in einem ruhigen, friedvollen Erwarten. Sie war auch so dankbar für ihr junges, kurzes Leben. Es war dahingeflossen wie ein kleiner, jungfräulicher Bach, von den hohen Riesen des Waldes behütet, von mildem Sonnenflimmern geküßt. Die Luft draußen wurde weicher, und von Wohlgerüchen gesättigt drang sie durch die grüngestrichenen Läden und die schweren Gardinen zu Susanna. Und sie weckte tausend Erinnerungen und brachte zarte Grüße von hingerafften Wiesenblumen und von der lebenslustigen Heide. Und Susanna wollte nur noch einmal hinaus und sich einen langen Vorrat von Träumen holen. Mühsam erhob sie sich und schlich durch das düstere Haus. Dahinter lag sanft ansteigend der wilde Garten. Unter dem Holunderstrauch ließ sich Susanna nieder. Neben ihr wuchsen die ersten Astern empor, blau und dunkelrot mit gelbem Grunde. Susanna stützte den müden Kopf in die Hand. Es war ihr so sonderbar geworden. Sie fühlte kein Weh mehr, in der Luft klangen süße, einschmeichelnde Melodien. Die Ferne färbte sich blutigrot. Kosende Winde kamen wie mit weichen, warmen Händen, sie schläferten Susanna ein und wollten ihre Seele mitnehmen, weit fort. Sie baten und schmeichelten und kämpften mit dem armen Körper und zeigten sich als Feinde des Blutes. Es war ein Ringen, das sie kaum mehr spürte, und dann ein stilles, müdes, lächelndes Vergehen.

Als die Mutter gegen Abend scheltend in den Garten kam, lag Susanna mit gefalteten Händen unter dem Holunderstrauch, tot.



Die gute Hüterin. Nach einem Gemälde von Karl Heilig



Antikisierendes Gewand (Selbstporträt der Madame Vigée-Lebrun)

Eigenkleid, griechische Tracht und Empirekostüm

Betrachtung über die Zukunft der Kleidung

Von

Professor Dr. Ed. Heyck

Seit Jahren harrt das Empire um Einlaß an den Pforten unsrer Zeit. Bald macht es einen sieghaften Vorstoß auf die Bühnen und in den Zirkel der gesellschaftlichen Kostümveranstaltungen, bald füllen sich die Räume der großen Möbellager mit antikisierenden Geräten in den bekannten geometrischen Linien und mit den römisch stilisierten, messingvergoldeten Rosetten und Ornamenten. Das berühmte Tafelwerk von Percier und Fontaine, den Klassikern des Empire, fand in unsern Tagen eine späte Neuausgabe, und wer sich bei den Althändlern umtut, der sieht die Preise der echten oder „ergänzten" Empiremöbel in Hausse. Ein bezeichnendes Schwanken in kleineren Kursdifferenzen zeigt mit börsenhafter Feinempfindlichkeit an, wie die Empirewelle spürbarer naht und wie sie wieder zurückebbt. Der ganz entschlossene Mut für diese geschichtliche Stilform ist nicht da.

Aus zwei Gründen. Erstens haben wir uns gewissenhafterweise noch nicht regelrecht bis zum Empire hindurchkopiert. Nach der sogenannten „altdeutschen" Renaissance, dem Barock und weiterhin dem höfischen Rokoko fehlte noch das, was augenblicklich wieder um uns ersteht. Es mußte erst noch jene Spanne bürgerlich und empfindsam angehauchter Geschmacksformen ihr Recht bekommen, die durch die Urne, den Kranz, die steife Girlande, das Ornament im Chodowiecki-Stil bezeichnet wird, nicht zuletzt auch durch eine gesuchte Simplizität der Architektur, durch die Fenster mit den vielteiligen Sprossen und vielen kleinen Scheiben, kurzum durch einen Ton der zagenden Sanftmut, der Rührung über sich selbst, der Elegie und der dick aufgetragenen Bescheidenheit. Was hier jetzt von uns kopiert wird, ist die knappe Periode zwischen Rokoko und Jakobinertum, die Zeit des aus Entkräftung

weichherzig gewordenen ancien régime. Es ist jenes Frankreich Ludwigs XVI., das Bäuerinnenidyllen tändelt unter Führung Marie Antoinettes, das der Dienstmädchentracht Motive für das vornehme Kostüm entnimmt und das, nachdem sonst ein Boucher oder Fragonard der Peintre du Roy gewesen, in den rührsam tugendsamen Bürgermilieus des Greuze, seinen nicht minder süßlichen Milchmädchen und augenverdreherisch „unschuldigen“ Backfischen schwelgt und bestenfalls noch in den Clarissa- und Vicar-of-Wakefield-Romanen aus England. „Biedermeier“ nennen wir es jetzt, obschon von Rechts wegen die Formel Biedermeier den deutschen Jahrzehnten nach dem Empire, wo der Bürger zuerst etwas zu sein begann, und nicht der Trianonzeit gehört. Aber irgend jemand hat das wenig bekannte Wort zuerst so verwendet, in einem Augenblick, wo ein bequemer und einigermaßen passender Ausdruck gesucht wurde. Und auf diese Weise ist schon manche schnellfertige Verschiebung, ja Unsinnigkeit im Sprachgebrauch entstanden, die dann hinterher der Kulturhistoriker vernünftig erklären soll. Auch „Gotik“ und „Barock“ sind solche Gewaltprägungen der Namenfindung.

Um es zu wiederholen: wir suchen augenblicklich die Anregungen und Muster in jener stilgeschichtlichen Gegend, wo die Verbindungsbrücken vom Rokoko zum Empire stehen. Wir kopieren immer noch nicht so herzhaft, wie es 1890 beginnen zu wollen schien, das Empire selbst. Was nun aber die Hauptsache ist: ach, wir möchten am liebsten einmal gar nicht mehr kopieren, nachdem wir das ganze neunzehnte Jahrhundert nichts andres getan haben. Wir scheuen doppelt, noch einmal schlechtweg das Empire zu bringen, das selber das Jahrhundert des Kopierens, der Abhängigkeit vom geschichtlichen Vorbild, der Kunst*wissenschaft* anstatt des starken Kunst*gefühls* eingeleitet hat. Wir möchten so sehnlichst endlich einmal einen neuen Stil. Einen, der dann des freiheitlichen, mündigen, persönlichen Menschentums von heute, nach dem mit so vieler Aufrichtigkeit gestrebt wird, würdig wäre. Wir träumen diese „neue Kunst“, haschen nach ihr, aber haben sie noch nicht. Und darum bleibt mitten in all diesem Sehnen nach endlicher Originalität noch wieder der Raum für das Entlehnen und bleibt die alte Angewiesenheit hierauf. Die sogenannte neue Kunst selber, weil sie noch nicht ist, sondern sich immer noch sucht, schließt allerorten ihre Kompromisse mit dem Rokoko und dem Louis XVI.-Stil, aber auch mit dem, was nach Louis XVI. in der Reihe kommt, mit dem ungewiß vor der Schwelle wartenden Empire.

So steht es, wenn wir über die Oberfläche hinblicken. Aber unter der letzteren entdecken wir dann doch noch eine feinere und innerliche, also nicht bloß aus unsrer Armut entspringende Verwandtschaft zwischen der Stilsuche der jetzigen Zeit und derjenigen um die Zeit der großen Revolution



Antikisierendes Gewand (Porträt der Fürstin Visconti von Gerard)



Antikes Gewand einer Junostatue (Kapitolinisches Museum)

Schon damals war das Verlangen lebendig nach einer äußeren Formensprache für ganz dasselbe, was die Instinkte und das Streben von heute wieder so stark bewegt: Natürlichkeit, Einfachheit, bürgerliche Selbstachtung, freies Menschentum. Nur hat man deren Formensprache, wie wir sie noch immer suchen und suchen, auch damals eben nicht gefunden. Vor 1789 blieb, wie alle andre Wohlmeinung, Entwicklung und Reform, auch diese in der spielerischen Entkräftung stecken, brachte es nur zu Getue, nicht zur Tat. Die Revolution nahm dann im Krafttaumel zwar den Anlauf, das Problem der stilistischen Umgebung und Tracht eines neuen Menschentums auf ganz radikale Weise zu lösen. Aber ihr fehlten wieder der Takt, die Bildung und die Ruhe, die für solche Dinge nötig sind. Schließlich erging es der Formenrevolution in der Kleidung und im häuslichen Stil genau so, wie es der politischen und sozialen Revolution erging: aus all den Rufen und Sehnsüchten nach idealster Freiheit und Menschlichkeit ging tatsächlich die kalte, steife Tyrannei des Napoleonismus hervor. Und dieses zwang nun auch die gärende Stilform, die über ihre Extravaganzen nicht hinausgelangte neue Kleidung der Thermidor- und Directoire-menschen in ein hartliniges und schablonenhaftes imperialistisches Neurömertum, in das eigentliche „Empire" im engeren Sinn.



Englische Mode um 1800 (Porträt der Mrs. Dudgeon von Raeburn)



Englische Mode beim Uebergang vom Rokoko zu einer natürlicheren Tracht (Gainsborough)

Die Wiedererweckung der Antike für eine moderne Stilistik versucht also und vollzieht nicht erst der Napoleonismus, das engere Empire. Mit ihr experimentiert schon die Revolution und bereits vor dieser die „Aufklärung", die geistige Vorrevolution. Rousseau und die Griechen, Naturvölkerschwärmerei und edelste Klassizität — so weit das auseinanderliegt, dennoch haben die Propheten der neuen Naturevangelien und der Menschenrechte von Anfang in den alten Hellenen ihre wirksamste Bundesgenossenschaft verspürt. Daß man sie kaum kannte, daß man recht vage Vorstellungen über das Griechentum hatte und ein wenig näher nur in der neuausgegrabenen Welt von Pompeji und Herkulaneum, überhaupt in den Vermächtnissen des späten Roms anstatt in denen der Blütezeit von Hellas Bescheid wußte und wissen konnte, das störte nicht. Im Gegenteil, es machte das Verhältnis nur sehnsüchtiger, ließ die Subjektivität und Willkür so angenehm offen. So setzt bezeichnenderweise genau so früh im achtzehnten Jahrhundert, wie die geistige Propaganda der Revolution, auch die Erhebung der griechischen Antike zum Vorbild ein. Indem man die Fahne des freieren Bürgertums und des natürlichen Menschen aufpflanzt, tut man sich um nach den Gewändern der Zeitgenossen des Perikles und der Aspasia. Um 1760 finden wir die ersten Nachrichten, daß man in Privatzirkeln und bei Ateliersesten sich à la grecque zu kostümieren beginnt. Und das ist schon damals nicht bloß Spielerei, sondern ist ein Bekenntnis. Zwar hascht auch wieder der

Hof episodisch nach diesen neuen „Vergnügungen", aber den Leuten, von denen diese ausgehen, sind sie es nicht. Von Anfang an bis in die Revolution hinein finden wir die bewußten und wirklich begeisterten Propagandisten des costume grec in den Kreisen der „Aufgeklärten", der gewaltsam siegreichen Neuerer. Genau so, wie neuerdings das wesensverwandte — im menschlichen Grundsatz verwandte — Reformkleid von den Persönlichkeiten und von den betont Unabhängigen begrüßt und als ein hoffnungsvolles Symbol mit Eifer getragen wurde. —

Im übrigen hätten die Zeitgenossinnen der Vigée-Lebrun, der Angelika Kauffmann, der Tallien und Récamier so wenig ein richtiges griechisches Kleid tragen können wie unsre Damen. Nicht bloß ein unmögliches, sondern schon ein unnötiges Archaisieren wird immer von selbst lächerlich. Das hat sich am „altdeutschen" Stil gerächt, der undurchsichtige Butzenscheiben hinsetzte, wo man sehen und Licht haben wollte, und es wird sich an der heutigen Biedermeierbauerei rächen, aus ganz ähnlichen Unwahrheiten.

Das wirkliche griechische Kleid war nur möglich in seiner eignen Zeit und unter den negativen gesellschaftlichen Bedingungen der griechischen Frauenwelt. Es ist in all seiner Schönheit und Ehrbarkeit technisch und bekleidungsgeschichtlich eine Primitivität; da es normalerweise noch nicht angezogen wurde, sondern erst a n g e l e g t. Insofern steht es dem einfach umgebundenen Schurz der Naturvölker noch ganz nahe. Nähte und Heftstiche spielen bei dem griechischen Chiton nur als schwankende Ausnahme eine subsidiäre Rolle, beim Mantel gar nicht. Beide bestehen aus einer größeren ungeteilten offenen Stofffläche. Die große weiche Fläche des Mantels wurde überhaupt nur durch Umnehmen gehalten, gleich unsern Plaids und Umschlagtüchern. Dagegen wurde, um die Bewegungsfreiheit der Arme zu erhalten, der Chiton, das eigentliche und für gewöhnlich ausreichende Kleid, allerdings komplizierter behandelt.

Der Chiton, im Grunde also ein feines und verziertes Laken, wurde von der einen, meist linken Seite, und zwar von unterhalb der betreffenden Achsel her um den Körper genommen. Er wurde zunächst zu der entgegengesetzten Schulter von vorn und von hinten hinaufgezogen, dann aber auch unter der Achsel her zu der Schulter der Anlegeseite; auf beiden Schultern wurde er durch Spangennadeln zusammengefaßt und gehalten und sonst durch den Gürtel in erwünschte Anordnung gebracht. Das ist aber nur das Grundsystem. Dadurch, daß man vor dem Anlegen den in diesem Falle reichlicheren und immer schmiegsamen Stoff von oben her nach außen umschlug, erhielt man den sogenannten „Ueberschlag", der vorn und hinten lose für sich und in freier Fältelung von den Schultern bis über den Gürtel hing. Dieser Ueberschlag konnte aber auch bis gegen die Knie reichen, konnte wieder mit in den Gürtel gefaßt werden, konnte bis an die Füße reichen und das ganze Kleid verdoppeln. Anderseits konnte man, um sich bei einer Arbeit flinker zu rühren, das lange Kleid im Gürtel hochziehen, und so entstehen



Empiremode, auf einem Kupferstich „Blindekuhspiel" nach einer Zeichnung von Bosio

eine Menge Variationen. Die eine Körperseite blieb beim angelegten Chiton also im Grunde offen, wenn dies auch durch die Anordnung im Gürtel und die herniederrieselnde Fältelung geschickt und meistens sehr hübsch verdeckt wurde. Dafür fühlte sich die andre Seite, die, von welcher her das Kleid umgenommen wurde, empfindlich eingeschlossen und namentlich an der Achsel beengt und gedrückt. Das ist der Grund, weshalb wir so häufig bei weiblichen Gewandskulpturen, sobald die Darstellung irgendwelche Freiheit der Bewegung verlangt, bei Wettläuferinnen, Frauen am Webstuhl, Amazonen, Mänaden, Niken, das Gewand an der geschlossenen Seite gar nicht bis zur Schulter hinaufgezwängt sehen, so daß also diese eine Schulter nebst Brust und Achsel ganz freibleibt.

Dieser je nachdem kurz oder lang getragene, durch Gürtel und Spangen regulierte griechische Chiton ist vom Directoire oder Empire nicht erneuert worden. Erstlich wäre man mit ihm doch nicht zurechtgekommen, und zweitens wußte überhaupt kein Mensch mit Zuverlässigkeit, wie der Chiton in Wirklichkeit getragen worden sei. Es genügte seinen Propheten vollkommen, die Vortäuschung eines griechischen Kostüms in die Mode zu bringen. Das wichtige war ja nur das Bekenntnis. Das costume grec sollte die Absage an das tändelige Rokokokleid und Caracokostüm sein, sollte der modebefangenen „Toilette", der Vorstellung, daß die Schönheit vom Anzug abhängt, ein höheres Selbstrecht des natürlichen und persönlichen Körpers gegenüberstellen. Ganz wie heute wieder das Reformkleid, sollte es ein Eigenkleid sein und Bildung und Gesinnung natürlicherer Einfachheit ausdrücken.

Denn das hatten in der gesamten Weltgeschichte vorher die Griechen am bewußtesten und ausgeprägtesten erreicht gehabt: den Verzicht des kultivierteren Menschen, der seine Persönlichkeit achtet, auf das Sichwichtigmachen durch den Aufputz. Auch bei ihnen war das nicht zu allen Zeiten so gewesen. So mancher verwundert sich, wenn er bei griechischen Vasenbildern und Skulpturen älterer Periode wahrnimmt: das sind doch Männer, was haben sie denn so weibisch gebrannte Stirnlöckchen und zottelnd geflochtene Zöpfchen? Ja, die trugen sie eben, die „hauptumlockten Achäer". Und entsprechend steht es mit der Tracht, auch sie mußte erst durch Bildung einfacher werden. Im „griechischen Mittelalter", lange vor den Perserkriegen, haben auch die Männer der Griechen noch ganz in dem putzsüchtigen Asiatentum drin gesteckt, dessen Schüler sie sind. Doch dann überlassen die Griechen diese Dinge den Frauen allein, nach allgemeinem kulturgeschichtlichem Gesetz, daß die Frau sowohl im Steigern wie im endlichen Wiederverringern des Putzes im Nachtrab des Mannes wandelt. Was die athenischen Frauen noch bis in die Zeit der Perserkriege geleistet haben in der Zusammenhäufung von schwierigen Frisuren, reichlichem Schmuck und mannigfaltigen, kostspieligen, über und über verzierten, auf den Darstellungen der Vasen durchweg steif und unlebendig wirkenden Kleidern, das steht der künstelnden Prunkhaftigkeit der spätmittelalterlichen westeuropäischen Höfe zum mindesten nicht nach. Und beflissene athenische Bildhauer um 500 setzen alles daran, in dem wundervollen Material ihres Marmors und durch Mittel der farbigen und goldenen Tönungen die ganze Pracht getreulich realistisch herauszubringen.

Dann aber hat in Hellas der Seelenschwung der Perserabwehr eine freimenschliche Entwicklung vollenden helfen, welche als die jemals in der Weltgeschichte höchsterreichte besteht und bestehen bleibt trotz gewissen modern auftretenden Unterschätzungsversuchen. Schon zuvor im sechsten Jahrhundert hatte die hellenische Menschheit eine Kulturstufe erreicht, zu der heute wir selber als Ganzes erst hinansteigen sollen. Denn um technische Dinge handelt es sich dabei natürlich nicht. Vor und um das Jahr 500 v. Chr. hat das Griechenvolk Philosophien hervorzubringen vermocht, die für die neueren Weltanschauungen grundlegend haben bleiben können, und ist zu der Fähigkeit emporgewachsen, in Theatern, die nicht die eines engeren literarischen Publikums, sondern des Volkes waren, Dramatiker von der Erhabenheit eines Aeschylos, von dem Adel eines Sophokles zu verstehen und Dichter von solcher Höhe überhaupt zu besitzen. Seit Jahrhunderten waren die Griechen schon damals bewußtes Sportvolk, was wir Neueren erst soeben zu sein beginnen. Was den Sport anlangt, ist ja die kulturelle Stufenfolge immer die: zuerst Völkerkindheit mit fröhlichem Spiel und naivem Sichaustummeln. Dann zunehmende Zivilisation mit zunehmender Prüderie gegen alles, was nach Volksjugend, fröhlicher Kindlichkeit, allzu guter Gesundheit aussieht. Endlich, wenn die Kultur ihrer sicherer geworden ist: Selbstbefreiung von jener Prüderie, bewußte (das heißt sporthafte, nicht mehr naive) Rückkehr zu physischem Verjüngen und Wohlbefinden, Natürlichkeit aus beruhigter Bildung. Mit dem Sportalter oder der Sportreife eines Volkes hängt aber immer, wie auch die englische Mode erweist, die sinkende Neigung zusammen für tändelnden und unbequemen Aufputz. Der Leibessport macht die Aufmerksamkeit frei für die in der physischen Erscheinung sich ausprägende Vereinigung von leiblicher und seelischer Tüchtigkeit, für das Persönliche der Gesundheit und Schönheit in einem Gewande, dessen Vornehmheit seine Zurückhaltung ist.

Dieser Standpunkt war also von der Bildung der griechischen Männer schon vor den Perserkriegen erreicht worden und wurde mit deren Zeit auch von den Anschauungen erreicht, die für die Erscheinung ihrer Frauen maßgeblich wurden. Der Wetteifer und die Art, sich auszuzeichnen, bestanden nunmehr in der persönlichen Feinheit, Anmut oder auch Würde, womit man Gewänder trug, welche die alte Buntheit, Vielheit und kostspielige Pracht so gut wie gänzlich aufgegeben, die Verzierung auf das diskreteste Maß beschränkt hatten. Die Kunst der Kleidung bestand nicht mehr darin, sie einzukaufen, sondern sie zu tragen. Herrlichste und dabei unmittelbar verständliche Vorbilder aber gab die zeitgenössische Kunst, die Skulptur, von der gleichfalls gilt, daß nie wieder annähernd eine solche Höhe erreicht worden ist. Sie kann und hat alles auch, was die vorhin erwähnten Kleidervirtuosen in Marmor vollbracht hatten, und kann dasselbe noch viel besser; nur sind diese Dinge absolut nebensächlich



Gottlieb Schick — Bildnis der ersten Gattin des Bildhauers Dannecker
(Antikisierendes Gewand um 1800)

geworden. Mit welcher spielenden Meisterschaft sind in den großen weiblichen Parthenonfiguren die zweierlei Gewänder, der feine, dünne, schmiegsame Chitonstoff und der um eine Kleinigkeit schwerere Umhang oder Mantel, welcher der Ruhenden auf dem Unterkörper liegt, und drittens endlich die derbe Decke des Lagers behandelt! Aber wie lange braucht der Beschauer, bis er auf diese Kleider und Stoffe überhaupt nur achtet! Wer denkt überhaupt bei Phidiasgestalten daran, was Männer und Frauen dieser Erscheinung wohl im täglichen Leben sein würden, wen bannt nicht ganz allein ihr eigenstes Selbst, ihr so



Empirekleid (Porträt der Madame Lucien Bonaparte von Gros)

lebenswarmes wie großartiges persönliches Sein? Zu solcher höchsten rein menschlichen Steigerung trägt aber gerade die Kleidung mit das Wichtigste bei, dadurch, daß sie uns nicht herausfordert, sondern daß sie mit ihrer ganz feinen und vielsagenden Sprache uns bewußt kaum hörbar wird.

Die griechische Kostümästhetik hat geschichtlich die umfassendste und reifste Stufenfolge ganz durchlaufen. Sie ergibt eine Kurve, die damit beginnt, aus der Einfachheit und Primitivität der Prähistorie bei zunehmender Zivilisation zunächst bis zu üppiger und modischer Extravaganz zu führen, um endlich desto deutlicher, je mehr die Bildung dieses Volkes sich verfeinert und verallgemeinert, wieder zur Einfachheit und Natürlichkeit hinauszuleiten. Aber nun nicht mehr zu einer primitiven Einfachheit, sondern zu einer mit bewußter ästhetischer Feinheit beherrschten, die zugleich der Ausfluß erreichter hoher Achtung des rein menschlich Tüchtigen ist.

Indessen auch die Jahrhunderte des Mittelalters und der neueren Zeit ergeben, auf etwas verwickeltere Weise, die Bruchstücke und die Andeutungen genau derselben Kurve. Immer springt die Extravaganz uns dann in die Augen, wenn Handel und leichter Gelderwerb, Wohlhabenheit und Reichtum sich rascher entwickeln, als die Bildung in den betreffenden Schichten Schritt halten kann. Daher erblicken wir die tollsten Moden im Spätmittelalter mit seiner Städteblüte, dann wieder in der Modeherrschaft des bigotten, aber durch den Besitz der Niederlande und der amerikanischen Goldländer reichen spanischen Hofes im Zeitalter Karls V., Philipps II. und Philipps III. Jenes Spätmittelalter ist die Zeit der grellbunt geteilten Kleider und der Schnabelschuhe; die Leute der 40 und 60 Ellen feinstes buntes Tuch zerschnitzelnden Pluderhosen sind die eiteln, derben Landsknechte Karls V. mit ihrem leichtherzigen Beuteverdienst; und vom Madrider Hof der Philippe kommt die Aera der spanisch ausgestopften steifen Wämser und Kniehosen, des unglaublichen „Gänsebauches“ der Männertracht und wiederum der brettartigen, röhrenengen Zwangskorsetts der Damen, nebst der Verdugade, der groteskesten aller jemals möglich gewordenen Reifrockformen. Auf der andern Seite machen wir die Beobachtung wenn auch nicht herber Einfachheit, so doch geschmackvoller Natürlichkeit im Bereiche der Renaissance, der italienischen wie der deutschen, Holbeinschen. Und danach im Bereiche des auf Schulen und Bildung haltenden Protestantismus, voran des Holländertums, das die protestantische Kulturvorbildlichkeit ganz ähnlich an sich zieht wie Spanien die katholische. England allerdings verharrt im Kostüm, gerade zur Zeit der protestantischen Königin Elisabeth, seltsam, doch geschichtlich wohlerklärlich im Banne des politisch feindlichen Spanien und der Einflüsse, die dieses zur Zeit der bloody Mary gewonnen. Endlich geschieht die gemeinsame Beseitigung sowohl der spanischen wie der holländischen Modeherrschaft, geschieht die Herstellung einer europäischen Mode durch die französische Führung Ludwigs XIV. Sie bedeutet einen Geschmacksfortschritt gegen Spanien, einen Verlust an Freiheitlichkeit und bürger-aristokratischer Feinheit gegenüber Holland. Vor allem aber bedeutet sie eine Aera des noch gesteigerten Absolutismus der Mode. Namentlich insofern, als sie nun alle Stände, von oben bis unten, was niemals war, der ungefähr gleichen Schablone unterwirft. Bis heute gehorsamt die klassische Bauern- und Schäfertracht auf dem Lande: langer Schoßrock, Kniehosen, Schuhe, aufgebogener Hut, vollkommen dem Kostüm Ludwigs XIV. Wie viel praktischer und ansprechender in Kleidung und Wäsche könnte der Arbeiter sich einrichten, anstatt daß er in einem Kostüm steckt, das seinem Ursprung nach für müßige Hofleute erfunden wurde! Und sein Fall ist schließlich der von uns allen, soweit wir keine Zeremonienmeister sind. Wegen der höfischen Damen des Absolutismus, die zum Tragen der Schleppe Pagen hatten und sonst in

Sänften getragen wurden oder in Kaleschen fuhren, fegen unsre Damen mit ihren Kleidern die Straßen oder — müssen beständig die eine Hälfte ihrer greifenden Gliedmaßen dafür opfern, daß sie es vermeiden.

Weil das höfische Kostüm, das Europa von Frankreich aus beherrscht, ein absichtlich naturwidriges und unfreiheitliches ist, wendet im achtzehnten Jahrhundert die Bewegung gegen den Absolutismus sich auch gegen seine derzeit ins Rokoko verzierlichte Tracht. Und wie für den englischen Parlamentarismus, so beginnt das Festland sich zu begeistern für die Tracht dieses englischen Volkes, bei dem Reiten, Reisen und Jagen Gemeingut geblieben sind. Das Anglisieren in der Tracht, das Verallgemeinern des englischen Reitkostüms wird auf dem Kontinent zum Bekenntnis einer unzufriedenen und unhöfischen Lebensanschauung. Gestiefelt, in blauem Frack und gelber Weste wird der junge Werther gefunden, der ja viel mehr an empfindsam übersteigertem Welt- und Lebenszwiespalt als an seiner dahinein verflochtenen Liebesleidenschaft zugrunde geht. So würde der psychologische Roman einer geistesverwandten Modernen zu schließen haben: mit Leuchtgas vergiftet, lag sie gegen die Staffelei gelehnt, mit Sandalenschuhen und im dunkelpflaumenvioletten Reformkleid. Man weiß, wie der Weimarsche Hof, in den Regionen unterhalb des Herzogs, Ohnmachtsanfälle bekam, als der junge genialische Goethe im Kostüm seines Werther in der Residenz erschien. Noch beträchtlich ins neunzehnte Jahrhundert hinein bleibt der englische Rundhut oder Zylinder, im Gegensatz zum korrekten Dreispitz, Schiffhut, Dreimaster, das Abzeichen einer liberal-konstitutionellen Gesinnung.

Aber auch in der Frauentracht scheint England damals im achtzehnten Jahrhundert das Kommende, das Kostüm des Sinnes für Vernunft und Freiheit anzeigen zu wollen durch die viel bequemere, einfachere und leichtere Art, wie man zur Zeit der Reynolds und Gainsborough das von Versailles ausgehende Kostüm in England trug. In diesen legeren, schalartigen englischen Landkleidern steckt nicht das Empire selber, wohl aber schon die Absicht, aus dem unnatürlichen und vielfach unsinnigen höfischen Zwang herauszukommen. Die ruhige und organische Fortentwicklung, die feine stille Revolution der Tracht, die von da aus sich hätte vollziehen können, ist dann aber zerrissen und unterbrochen worden durch den Prinzipieneifer der Pariser Jakobiner und der traditionslosen Parvenugesellschaft des Thermidor. Diesen Geistern war jene feinanpaßliche englische Modelung des Kleides bei weitem nicht deklamatorisch genug. Man braucht Republikanertracht, antike, griechische. Das costume grec der Atelierfeste, in der Art, wie die Frau Vigée-Lebrun sie gegeben hat, soll Nationaltracht werden. Frau Lebrun ist freilich nicht da; die griechenschwärmende Porträtmalerin, deren beste Auftraggeber doch wieder Marie Antoinette und die Aristokraten gewesen, hat sich zur Guillotinenzeit weislich davongemacht und gibt Gastrollen im alten Europa. Aber die Bürger David, der Maler, und Esperieux, der Bildhauer, werden Bescheid wissen! Sie wissen, behaupten und diktieren denn auch viel, sie kostümieren die Festjungfrauen des Vernunftkultus, des Robespierreschen Être suprême und der republikanischen Gedenktage, aber eine wirklich denkbare und gut gedachte Tracht zu schaffen haben sie alle beide nicht die Gabe. Für die Damen dieser allzu neuen Gesellschaft sind die akademischen Sentenzen der Künstler ohnehin nichts, ihnen ist der Rat der Theaterschneider verständlicher, zu denen sie laufen. Hiermit aber kommt das neue Kostüm der Vernunft, der Freiheit und der idealen Menschenrechte, das werden soll, erst vom Regen in die Traufe. Was unter dem Thermidor wirklich entsteht, ist eine neue extravaganteste Koketterie, die noch die Maskerade des Theaters wahllos übertrumpft und die man nicht nach unsrer mit Absicht geschmackvoller ausgewählten Abbildung beurteilen darf, sie ist vor allem ein wilder Faschingstaumel des Deshabillé. Da nun aber nicht jede so viel zu wagen imstande ist, wie die Kühnsten der republikanischen Kostümheroinen, und man dennoch wiederum einigermaßen mitkommen muß, so greift man zu dem Behelf, das Trikot der Theaterdamen barmherzig unter die vereinsamten und gerne schleierdünnen Gewandstücke des costume grec oder costume de statues zu ziehen. Und nun die Lösung: die neuen Griechinnen des republikanischen Frankreich präsentieren sich in ausgezackten weißen Unterhöschen, die unter der kurzen Tunika hervorschauen! Sie sind die zeitgemäße



Modernes Eigenkleid

Weitergestaltung oder Konsequenz des vermeintlichen costume grec und sind, nebenbei gesagt, überhaupt eine damalige Neuerung im weiblichen Anzug, wovon die Reifröcke der Pompadour noch nichts gewußt hatten, weshalb sie sich so freundlich auch erst einmal doch zeigen müssen! Dies, in wenig Worten, sind die Ergebnisse des Bemühens, an die Stelle der spielerischen höfischen Tracht eine würdigere durch die Revolution zu setzen. Und danach kommt bald die schon erwähnte Stilisierung durch das napoleonische Kaisertum, durch das Empire im engeren Sinn. Dieses schafft Ordnung im Tohuwabohu des costume grec und costume sauvage und bringt fraglos Takt und Würde mehr zu Ehren gegenüber der Directoirezeit. Aber es genügt ihm, zu stilisieren und ein Stück römischer Kaiserarchäologie lebendig zu machen; die eigentliche Absicht von vordem, das neue Menschentum der Freiheit und der geistig unabhängigen Natürlichkeit entsprechend zu kleiden, bleibt geruhsam vergessen.

Diese Aufgabe ist übriggeblieben bis jetzt, wie so viele, die das ausgehende achtzehnte Jahrhundert schon gestellt hatte. Das neunzehnte Jahrhundert hat Kämpfe und Mühe genug gehabt, zunächst einmal die politischen Forderungen der geistig-philosophischen Vorrevolution einigermaßen zu verarbeiten. Alles andre steht noch aus. Aber jetzt will man daran gehen, weiteres zu verwirklichen. Namentlich die Persönlichkeitsprobleme erfüllen uns, mit ihnen die der Erziehung, und manche Rousseauschen Deutungen beschäftigen mit ihrem richtig erst jetzt begriffenen allgemeinen Sinn. Insofern leben wir in einem Zeitalter der Befreiung, das von der künftigen Geschichtschreibung mit reichlich so viel Betonung und Anerkennung genannt werden wird als die Periode der politischen Sturmzeiten. Wogegen wir aber kämpfen, sind immer noch Philipp II., Louis XIV. und Frau von Pompadour. — Wir brechen Dutzende von gewohnten Fassaden nieder und verlangen Inhalt.



Modernes Brautgewand (entworfen von Yella Lang-Finckbein)

Wir wollen unsre tägliche Umgebung, unsre Einrichtung nicht länger von der Schablone des Tapeziers erhalten, sondern sie nach uns bestimmen und nur noch den Rat des Künstlers dafür hören. Und der Künstler macht selber Entwürfe und ist bemüht, dem Publikum, wie gegen die Despotie des Tapeziers, so auch gegen die des Fabrikanten und des Schneiders zu helfen. Die wir vor kurzem die blinde Herde der Mode noch waren, wollen plötzlich wissen, was wir tun. In Büchern und Schriften erörtert man das Thema Kultur der Kleidung; Psychologien der Tracht, der Mode und ähnliche Büchlein erscheinen und haben ihr aufmerksam gewordenes Publikum; die Zauberwirkung des guten Wortes Eigenkleid spiegelt ein ganzes gebildetes Zeitbegehren wider; allerorten wird Verständnis, Verständigung, Verbündung gesucht.

Was wird werden? Sicherlich kein neues Griechentum, das ist unmöglich. Vielleicht ein baldiger entschlossener Anlauf des stilisierten echten Empire. Aber er wird höchstens einen Bruchteil, nicht mehr alle in seinen Bann ziehen. Man will und sucht, und doch aus inneren Gründen, allerdings etwas dem ganzen Kreise der Bestrebungen im späteren achtzehnten Jahrhundert und somit auch dem costume grec und dem Empire im Grundsatz Verwandtes. Das spürt man an der frohen Emanzipation der Hälse, den durchscheinenden Aermeln, der Liebe für weiße, schmiegsame Stoffe, dem Untergang des Korsetts und seinem Ersatz durch gesunde Ausbildung der tragenden Muskeln durch Gymnastik und Tennisspiel; das spürte man schon in der instinktiven Begeisterung der jungen Mädchen und Frauen für Burne-Jones und andre Präraffaeliten mit ihren hellenisierenden Schleier- und Phantasiekleidern. Aber ernsthafterweise möchte man endlich etwas nicht bloß wieder spielerisch Nachgebildetes und hofft darauf von Jahr zu Jahr. Das Reformkleid war ein solcher ernsthafter Versuch, der aber noch das Problem nicht löste. Daß sein Weg noch nicht der richtige war, bewies dieser Versuch ganz einfach durch sein plump machendes Ergebnis, das die Frau und das junge Mädchen in eine schreckhafte Aehnlichkeit mit der Robbe und der Seekuh brachte. Das Tragen des Reformkleides ersten Stils bleibt immer nur ein Zeichen schöner Prinzipienstärke, unverhüllten Bekenntnisses zu stattlicheren Rundungen, die es angeblich mildern soll, und gänzlich unterdrückter Eitelkeit. Vielleicht war es auch eine gewollte Absage des „neuen Weibes" an die Bewunderung des Mannes. Im übrigen ist es ja schon so gut wie abgetan. Die Bahn ist frei für den glücklichen Versuch, der kommen möge; gegen den Wunsch, es zu besitzen, konnte das verunglückteste Reformkleid nichts beweisen. Schon sieht man hier und da dem Reformkleid verwandte Frauenkleidungen, die deren Unbehilflichkeit und Mangel an Grazie vermeiden, die der Frau nun einmal von Natur zukommt.

Das ganze Sehnen und Streben geschieht zwar wesentlich und zunächst für die Frauenwelt. Aber hier und da erhebt sich schon eine Stimme für die in einer wahrhaft das Erbarmen herausfordernden Tracht steckenden Männer, und zwar am ehesten sind es schriftstellernde weibliche Stimmen. Es ist höchst nachdenklich und modern, daß das geduldig belastete Männchen von heute auf solche Zurufe von Frauen wartete, denen es leid zu tun beginnt mit seinen vierzehn Kragen- und sonstigen Stofflagen am Halse und mit allen ähnlich schönen Restformen gewissenhaft angesammelten kostümgeschichtlichen Vätererbes. Ueberhaupt ist es nachdenklich, daß die Frauen an errungener Vernunft in der Tracht uns zurzeit überflügelt und damit das alte Verhältnis in wenig Jahren umgekehrt haben. Für die Emanzipation des Mannes ist eben noch zu wenig Propaganda und Agitation geschehen. Aber diese wird zunehmen, indem nun die größere Torheit sich zu den Männern hinüber verschoben hat, und der Sport wird immer nachdrücklicher helfen. Wohin aber die ganze Bewegung zielt, die teils so lebhaft schon im Werke ist, teils sich noch entwickeln wird, das ist eine äußere Erscheinung des modernen Menschen, die seinen besten Forderungen und Richtweisungen von heute gerecht wird: Gesundheit und gesunde Schönheit, Unabhängigkeit vom Schein und Flitter, Mündigkeit, Persönlichkeit, Tüchtigkeit und schaffender, vollbringender Inhalt seines Seins.

Grabgeläut

Von

Carl Busse

Hallo, Gesellen — wenn mein Sarg sich einst
An Seilen senkt: mit welchem Strange läutet
Ihr dann mich aus?
Sagt ihr: ein Dichter starb?
Ein Narr? Ein Hohlkopf? Ein vermeßner Prahler?
's ist einerlei! Wozu der ganze Lärm?

Doch ob ihr Preis auch oder Schande läutet,
Beugt euch vor einem! Sagt, daß dieser Mensch,
Des Leib auf Spänen nun im Dunkel modert,
Niemals erst feig nach rechts und links geschielt,
Nein, daß sein Lieben jauchzend das Geliebte
Auch jählings salbte und zum Throne trug,
Und daß sein Haß nicht wie auf Katzenpfoten
Heimlich hervorschlich, sondern zornig funkelnd
Wie eine Klinge aus der Scheide sprang!

Bekennt ihr das? Mehr will und brauch' ich nicht.
Der Tanz ist aus, Verwesung wird dem Fleische,
Und bleibt sonst nichts — es bleibt mein blanker Schild,
Der meiner Kinder einzig Erbteil wird!

Das Versprechen

Von

J. Bram

Frau Lisbeth Vorstenberg wollte ganz gewiß nicht wieder heiraten — niemals, niemals, niemals! Zu stark blieb in ihr für immer die Erinnerung tiefen, besonderen Glücks mit ihrem ernsten, so feinfühlenden Gatten.

Der wollte sie nun allein leben — es hätte des Versprechens gar nicht bedurft — Und doch, das Versprechen war ihr wieder ein starker Halt, ein Band nach dem geheimnisvollen Lande da drüben. Das Versprechen machte ihr an manchen Tagen, Stunden das Leben allein erträglich.

Das konnte freilich nicht jeder verstehen. Selbst Marianne Wittenlohe nicht. Die war wohl zu realistisch, zu sarkastisch für solche feinsten Gefühlsregungen — und auch nie verheiratet gewesen.

Trotzdem, Frau Lisbeth mußte ihr immer und immer wieder die Geschichte jener Weihestunde erzählen, da sie ihrem Gatten das Versprechen gab — aus freiem, übervollem Herzen heraus. Niemals konnte nun das Schicksal sie beide ganz auseinander reißen — das Versprechen hatte sie nochmals zur Braut ihres Gatten für die Ewigkeit gemacht.

Und sie empfand einen ehrlichen Abscheu vor den Frauen, welche die Graberde ihres Gatten trocken fächeln, wie sie es einmal in jener chinesischen Sage gelesen. Sie las jetzt viel. Sie lag dabei auf der Chaiselongue, gegenüber ihrem Erinnerungsmuseum; und wenn sie über etwas nachdachte oder an dem Maße ihrer eignen Erlebnisse maß, blickte sie immer auf die Bilder, die da im Doppelrahmen standen.

Es war immer dieselbe Note — Franz Rudolf und sie. Franz Rudolf als Studiosus, Lisbeth als Backfisch mit Matrosenkleid und englischer Hängefrisur, dann Bilder aus der Brautzeit, das letzte Bild beider aus ihrer Ehe. Kein andrer Ton störte das Duett. Und ein Abendsonnenstrahl wehmütigen Glückes schien ihr manchmal noch aus früheren Zeiten aus diesen Erinnerungen herüberzuleuchten.

Das konnte freilich Marianne nicht verstehen. Sie war so skeptisch — manchmal sogar ein bißchen unbequem und pedantisch genau. Ja, einmal hatte sie sogar behauptet, sie werde aus Lisbeths Versprechen nicht recht klug, es nehme jedesmal in Lisbeths Erzählungen eine andre Gestalt an.

Freilich, wie so die Jahre vorschritten — eins, zwei, drei —, machte es die Welt einer jungen, hübschen, nicht ganz unvermögenden Witwe manchmal schwer genug, immer an das Versprechen zu denken.

Und so war es ja auch schließlich gar nicht gemeint gewesen — ihr liebevoller Franz Rudolf hatte sie doch nicht von der Welt abschließen wollen — er, der sie nur gern froh und heiter sah! Sie sollte keine Nonne sein und keine indische Witwe!

Wie nur Marianne den Kernpunkt, das Wiedersehen in einer andern Welt, auffaßte! Ueberhaupt, Lisbeth Vorstenberg hätte ihr besser gar nichts erzählt — der rechte Begriff von Frau Lisbeths Kämpfen mußte ihr doch abgehen.

Nach dem dritten Jahre sprach Lisbeth nicht mehr gern von dem Versprechen. Und es war sehr taktlos von Marianne, davon anzufangen.

Dann, auf einmal, hatte die arme Lisbeth eine große, große Enttäuschung. Das Andenken Franz Rudolfs stieg noch einmal wie ein Phönix aus der Asche, und aus allerhand Verdunkelungen auch einmal wieder das Versprechen.

Freilich, es war nur eine blasse Blüte — ein letzter Trieb — kaum mehr ein Versprechen zu nennen, nur ein Hauch von einem Versprechen, ein duft- und wesenloses Etwas.

Im nächsten Frühling, als der Flieder blühte und der Goldregen in großen Büschen Frau Lisbeths Zimmer mit goldigem Schein erfüllte — da machte sich in den Räumen oft eine kräftige Stimme bemerkbar, eine lachende Männerstimme, die einen herrischen Klang niederzwang. Eine der Stimmen, die immer und überall jeden andern Ton überstimmen.

Marianne Wittenlohe war so liebenswürdig, sich über Frau Lisbeth Vorstenbergs Verlobungsanzeige nicht gar zu sehr zu erstaunen. Wenn sie etwa noch an das Versprechen dachte, so sprach sie doch wenigstens nicht davon. Und zur Belohnung beschloß Lisbeth Vorstenberg darum, sie als Hausfreundin und Echo ihres Glückes auch in den Hausstand Doktor Rolands mit hinüberzunehmen.

Natürlich brachte Lisbeth ihre Einrichtung mit in Doktor Rolands Hausstand — er besaß einen solchen, da es schon einmal eine erste Frau Doktor Roland gegeben hatte.

Als Marianne zum erstenmal die junge Ehe samt dem Drum und Dran zu besichtigen kam, fiel es ihr auf, wie wenig man darin von der Lisbeth Vorstenberg von ehemals bemerkte. Obwohl jedes Stück von früher noch da war, schien doch alles so neu — so ganz und ausschließlich Doktor Roland. Doktor Roland in der Einrichtung, Doktor Roland im Geschmack, Doktor Roland in Lisbeths Gedanken und Worten. Der Mann schien geschaffen, um überall eine breite Spur zurückzulassen.

Lisbeth war ganz und gar Frau Doktor Roland geworden. Da war keine Sehnsucht mehr nach einem zarten, feinen Glücke, nach unausgesprochenem Verstehen.

Schließlich wurde sie gerührt und sentimental vor überfließender Befriedigung.

„Ach, Marianne — denkst du noch? Wie oft habe ich hier in dem Sessel gesessen und von alten



Auf dem Markusplatz in Venedig
Nach einer Zeichnung von Hans Mützel

Zeiten geredet! Wie unglücklich war ich doch, ehe ich meinen Heinz kennen lernte?"

„Gewiß, Lisbeth — damals. — Aber früher doch —"

„Immer, Marianne, immer. Nun ja, in meiner ersten Ehe war ich ja nicht gerade unglücklich. Aber 's ist doch ein Unterschied wie Dämmerung und Tag. Und die Nachtgespenster sind auch fort — verjagt für immer. Ach, Marianne, welche Wonne, einen Mann zu haben wie Heinz — stark in sich, eine Persönlichkeit. Ich bin fertig mit aller alten Zeit, nur die neue lebt für mich."

„Lisbeth," rief draußen Doktor Rolands Stimme. Selbstsicher, selbstsüchtig klang sie an Mariannens Ohren. Aber Lisbeth sprang mit unterdrücktem Jubelschrei auf und flog zur Türe hinaus.

Marianne wanderte nachdenklich in Lisbeths Heim herum. Am Schreibtisch blieb sie stehen. Da standen noch die großen Ständer, die bei Lisbeth Vorstenberg gestanden. Aber darin —

Marianne Wittenlohe sah näher zu. Und dann lachte sie, lachte, lachte. Da war Lisbeth als Backfisch mit den Hängelocken — Doktor Roland als Student. Lisbeth Vorstenberg — die Lisbeth aus ihrer ersten Ehe — und Doktor Roland, wie er etwa in *seiner* ersten ausgesehen haben mochte. Und dann ein neues Bild — Lisbeth und Doktor Roland zusammen, eine, zwei, drei Aufnahmen — allerhand verliebte Torheiten der Hochzeitsreise waren da festgehalten. Marianne errötete. Und dann, da, etwas zurückgeschoben, Franz Rudolf Vorstenberg, zusammengestellt mit einem zarten, niedlichen Persönchen. Marianne kannte sie flüchtig, Doktor Rolands verstorbene Frau —

Nun brauchte er nicht mehr einsam im Jenseits zu harren. So wie die Mormonen sich eine Gefährtin für die himmlischen Gefilde antrauen lassen, so hatte Lisbeth symbolisch für ihn gesorgt — mit einem neuen geistigen Ehegespons.

Da kam sie herein, naiv lächelnd, selig.

Das Versprechen war für sie gelöst, ohne Rest aufgegangen.

Literatur

Von den naturwissenschaftlichen Publikationen des „Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde" (Geschäftsstelle: Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung), liegt uns das Buch „Das Leben im Wasser" von Professor Dr. Gustav Jaeger vor. Das mit 151 Textabbildungen und 9 Tafeln ausgestattete Werk, die nur wenig veränderte zweite Auflage einer schon früher erschienenen Arbeit (360 Seiten, Preis geheftet 3.50 Mark), soll, ohne mit eingehender gehaltenen Sonderwerken in Wettbewerb zu treten, dem *allgemeinen* Wissensbedürfnis auf dem Gebiete des Tierlebens dienen und ist als Leitfaden für Anfänger gedacht; der Verfasser gibt auf Grund seiner vielseitigen zoologischen Praxis in leichtfaßlicher, sehr anregender Darstellung einen Gesamtüberblick über die reiche Tierwelt des Wassers, geht aber nach Bedarf auch auf interessante Details ein und stellt nicht selten belehrende Betrachtungen von höheren allgemeinen, bald theoretischen, bald praktischen Gesichtspunkten aus an. An die beiden Hauptabschnitte über „Das Leben im Meer" und „Das Leben im Süßwasser und das Aquarium" reiht sich ein Schlußkapitel über „Bewirtschaftung der Süßwasser", das der Hauptsache nach neu und zum größten Teile von Professor Dr. Sieglin in Hohenheim, dem Vorstand der dortigen Versuchsanstalt für Fischerei und staatlichen Landesfischereisachverständigen in Württemberg, verfaßt ist. Das reiche Illustrationsmaterial ist vortrefflich. Das Buch ist eine neue Empfehlung für die verdienstlichen Bestrebungen der Gesellschaft „Kosmos" und wird auch außerhalb ihres Mitgliederkreises viele dankbare Leser finden.

— *Max Koch*: *Richard Wagner* (Band 55—56 der Biographensammlung Geisteshelden. Verlag von *Ernst Hofmann & Comp.*, Berlin). Der Breslauer Professor hat mit dieser gediegenen und wohlfeilen Wagnerbiographie dem deutschen Volke eine willkommene Gabe dargebracht. Es ist ein umfassendes, auf gründlichen wissenschaftlichen Studien fußendes Werk, das den zünftigen Literarhistoriker auf keiner Seite verleugnet. Koch beleuchtet die Entwicklung seines Helden gleichsam von allen Seiten, keine der Künste, die diesem Genius zu Gebote standen, kommt dabei zu kurz. Ja, uns will manchmal scheinen, als ob in der Schilderung des Biographen — sei es nun infolge von Beruf oder Neigung — der Dichter und Dramatiker Wagner gegenüber dem Musiker zu sehr in den Vordergrund tritt. Jedenfalls nimmt die Analyse der literarischen Vorbilder und des literarischen Lebens der ganzen Zeit im ersten Bande der Biographie gegenüber der Darstellung musikalischer Zustände und Entwicklungsmomente einen auffallend breiten Raum ein. Das ist kein Fehler für den ersten Band, die Darstellung jener Zeit, da Wagner selbst noch instinktiv seinen Weg suchte. Für die folgenden Bände dürfte sich eine andre Verteilung des Schwerpunktes ganz von selber empfehlen. Koch schreibt in seiner Einleitung selbst, daß Wagner ohne das Element der Musik, sein Lebenselement, nicht zu denken sei, will ihn aber zugleich als eine der größten Erscheinungen innerhalb der deutschen Dichtung aufgefaßt wissen. Uns scheint das eine Auffassung, die, wohl unter dem direkten Einfluß Bayreuths entstanden, die etwas gemäßigtere Temperatur Breslaus vermissen läßt.

— *Hebels „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes"*, jene prächtige, bodenständige Schöpfung eines gottbegnadeten, kerndeutschen Volksdichters, die seit drei Menschenaltern bei hoch und nieder, jung und alt Frohsinn geweckt und eine gemütvolle Lebensweisheit verbreitet hat, ist in einer neuen, illustrierten Ausgabe (Konstanz, Ernst Ackermann; gebd. M. 2.25) erschienen, die in ihrer für ein Volksbuch mustergültigen schlichten Gediegenheit sich dem Charakter des Werkes aufs glücklichste anpaßt und höchstes Lob verdient. Die Illustrationen sind von *Adolf Glattacker*, einem jungen Maler aus des Dichters engster Heimat, der es verstanden hat, die Gestalten und Orte, die uns der rheinische Hausfreund so lebenswahr schildert, ebenso lebenswahr und in einem dem Original kongenialen, im guten Sinne altertümlichen Stil unsern leiblichen Augen vorzuführen. Ein kurzes Vorwort, das der Hauptsache nach von Professor Abegg in Konstanz verfaßt ist, orientiert den Leser über den Lebensgang und die Bedeutung des Dichters.

— *Handbuch der Kunstgeschichte*. Vollständig neu bearbeitet von *Hermann Ehrenberg*. Sechste Auflage. Mit 814 Abbildungen. (J. J. Weber in Leipzig.) Der in fünfter Auflage erschienene Katechismus der Kunstgeschichte des verdienten Kunstkritikers Bruno Bucher (gestorben 1899) ist in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet. Eine gründliche Neubearbeitung war nötig geworden, da die Kunstwissenschaft sich in den letzten Jahrzehnten in ungeahnter Weise entfaltet hat. In der Kenntnis der Tatsachen wie in der gesamten Anschauungsweise hat sich von Grund aus ein Wandel vollzogen. Aus der riesigen, immer mehr aufschwellenden Masse des Stoffes, der von der Steinzeit bis herab zu Rodin, Segantini und Klinger reicht, hat der jetzige Autor alles das herausgehoben und gemeinverständlich dargestellt, was für das große Publikum unsrer Zeit wirklich von Bedeutung ist. Grundsätzlich wurde daran festgehalten, daß die Darstellung um so umfänglicher zu sein hat, je mehr sie sich der Neuzeit nähert. Sehr zu loben sind die zahlreichen Abbildungen, die den Text des mehr als dreiunddreißig Bogen starken Werkes beleben, das auch sonst in Druck und Papier mit Sorgfalt ausgestattet ist.



Fürst Bülow und Graf Posadowsky

Ein Staatssekretär für Sozialpolitik, kein Staatssekretär gegen Sozialpolitik: mit diesen Worten hat Graf Posadowsky die Auffassung, die er selbst von seinem hohen Amt hat, vor dem deutschen Reichstag offen bekannt. Es charakterisiert die politische Situation mit grellem Licht, daß dieser Ausspruch, der an sich doch nur eine Selbstverständlichkeit enthält, als eine programmatische Erklärung mit deutlich erkennbarer Spitze aufgefaßt werden muß. Als Fürst Bülow sich zu der Auflösung des Reichstags entschloß, drang zum erstenmal das Gerücht in die Oeffentlichkeit, Graf Posadowsky habe von diesem Schritte abgeraten und sich keinen Erfolg von der Maßnahme versprochen. Der überraschende, wenn auch mit seltsamer Doppelfront erfochtene Sieg der Regierung bei der Reichstagsauflösung gab den Scharfmachern, denen das sozialpolitische Wirken des Staatssekretärs vom Reichsamt des Innern seit langem als zu weitgehend und zu sehr von theoretisch-sozialistischen Ideen durchsetzt erschienen, aufs neue Gelegenheit, gegen den „Grafen im Bart" die Lanze einzulegen. Eine Zeitlang konnte man wohl von einer latenten Krise im Reichsamt des Innern sprechen. Es ist jedoch unwahrscheinlich, daß Fürst Bülow sich wirklich in absehbarer Zeit von seinem erfahrensten, kenntnisreichsten Mitarbeiter trennen dürfte, wenn auch der Landtagsabgeordnete von Zedlitz dadurch, daß er dem Grafen Posadowsky selbst Ambitionen auf den Eckessel am Bundesratstisch unterschob, den Reichskanzler indirekt aufforderte, das Tischtuch zwischen sich und dem Staatssekretär zu zerschneiden. Man kann sich allerdings kaum einen größeren Gegensatz denken als den zwischen den beiden leitenden Männern der deutschen Politik. Fürst Bülow ist innerlich wie äußerlich zunächst Diplomat, seine Züge zeigen meistens ein gewinnendes Lächeln, und seine blumenreiche, mit Zitaten geschmückte Rede ist durchweht von einem unverwüstlichen Optimismus. Graf Posadowsky gleicht schon äußerlich mehr den Männern der eben abgetretenen Generation, sein Gesicht ist zergrübelt, von Arbeit zermürbt, seine Rede zeugt von geradezu stupender Kenntnis des Stoffes, vermeidet aber beinahe ängstlich alle Floskeln, und ein düsterer, fast schwermütiger Unterton klingt hier und da durch. Man sollte annehmen, daß sich solche Männer gegenwärtig auf das glücklichste zum Wohle des Reiches ergänzen könnten, und es ist um so mehr zu bedauern, wenn immer wieder versucht wird, einen Keil zwischen beide zu treiben.



Fürst Bülow in seinem Arbeitszimmer im Reichskanzlerpalais an der Wilhelmstraße



Phot. Berliner Ill.-Gesellschaft

Graf Posadowsky auf dem Wege zum Reichstag

Zum Tode des Staatsministers von Boetticher

Auf dem alten Zwölf-Apostel-Friedhof zu Berlin hat man kürzlich einen Mann zu Grabe getragen, der eine Zeitlang im Brennpunkt des öffentlichen Interesses gestanden und dessen Name, wenn auch in tragischer Verknüpfung, zusammen mit dem Bismarcks der Nachwelt erhalten bleiben wird. Seit geraumer Zeit war Boetticher allerdings ein stiller Mann geworden, der unermüdliche Sprechminister hatte sich auf den ruhigeren Posten eines Oberpräsidenten zurückgezogen, und als das Alter an seine Tür klopfte, fand er als Domherr von Naumburg noch eine behagliche Idylle, aus der ihn der Tod allzu plötzlich abrief. Boettichers Leben und Karriere kann man wohl als die Tragödie des Beamten bezeichnen. Die Vorsehung stellte ihn an die Seite eines Genies, mit hingebendem, wenn auch subalternem Eifer lebte er sich in Bismarcks Ideen ein, nahm ihm einen Teil der Geschäfte ab und redete gern und gut, was der andre gedacht. Bismarcks Sturz wurde auch für sein Leben die Katastrophe. In dem Streit zwischen Kanzler und Kaiser schlug er sich auf die Seite des Monarchen, und von da an verfolgte ihn Bismarck mit titanischem Haß. Unter der Wucht dieser Angriffe brach Boetticher zusammen, als Minister wurde er allmählich unhaltbar, und zum Schluß trat der alte Kämpe Eugen Richter noch einmal in die parlamentarische Arena und versetzte ihm in einer meisterhaften Rede den Todesstoß.



Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Begräbnis des Staatsministers a. D. von Boetticher in Berlin

Vom neuen Reichstag

Die veränderten Mehrheitsverhältnisse in dem am 19. Februar eröffneten neuen Reichstag haben vor allem in der Zusammensetzung des Präsidiums ihren Ausdruck gefunden. Das Zentrum, das bisher im Grafen Ballestrem den ersten Präsidenten stellte, ist, obwohl nach wie vor die stärkste Partei, im Präsidium nicht mehr vertreten. Zum ersten Präsidenten ist der konservative Abgeordnete Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode, zum ersten Vizepräsidenten der nationalliberale Abgeordnete Professor Dr. Paasche, zum zweiten Vizepräsidenten der Abgeordnete Kämpf von der freisinnigen Volkspartei gewählt. Graf Stolberg-Wernigerode, der den ostpreußischen Wahlkreis Lyck-Oletzko-Johannisburg vertritt, ist am 4. März 1840 in Berlin geboren. Er studierte Staatswissenschaften in Halle und nahm dann als aktiver Militär an den Feldzügen von 1866 und 1870/71 teil. Später wurde er Landrat und bekleidete von 1891 bis 1895 das hohe Amt des Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen. Er ist Mitglied des preußischen Herrenhauses und gehört dem Reichstag mit zwei Unterbrechungen seit 1877 an. In der letzten Legislaturperiode bekleidete er das Amt des ersten Vizepräsidenten. Professor Hermann Paasche ist am 24. Februar 1851 zu Burg bei Magdeburg geboren, war erst Landwirt, dann Professor der Nationalökonomie, zuletzt an der Technischen Hochschule in Berlin, schied aber vor einiger Zeit aus dieser Stellung. Johannes Kämpf, der Abgeordnete des ersten Berliner Wahlkreises, ist am 18. Februar 1842 zu Neuruppin geboren und war von 1871 bis 1899 Direktor der Bank für Handel und Industrie, 1887 bis 1892 und 1896 bis 1899 auch Stadtrat von Berlin, seit 1901 Stadtverordneter. Er ist Präsident der Aeltesten der Kaufmannschaft und des Deutschen Handelstages und gehört dem Reichstage seit 1903 an.

Der Untergang des Dampfers „Berlin“

Das Schiffsunglück, das sich am 21. Februar an der Maasmündung bei Hoek van Holland ereignet und fast 170 Menschen das Leben gekostet hat, gehört zu den größten Schiffskatastrophen, die jemals in der Nordsee vorgekommen sind. Das besonders Tragische des Unglücks liegt darin, daß es sich im Angesicht des Festlandes und unmittelbar vor dem Reiseziel ereignet hat. Der der Great Eastern-Gesellschaft gehörige Dampfer „Berlin“, ein als durchaus seetüchtig bekanntes Schiff von 2000 Tonnen, verließ am 20. Februar gegen zehn Uhr abends den Hafen von



Phot. Hugo Rudolphy

Von der Eröffnung des deutschen Reichstags: Die Linke und ein Teil des Zentrums bei der ersten Sitzung



Das Wrack des Dampfers „Berlin“ am Pier von Hoek van Holland

Harwich mit einer Bemannung von 60 Personen und mit ungefähr 120 Passagieren, unter denen sich zahlreiche holländische Kaufleute und 35 Mitglieder der von dem bekannten Opernsänger Ernest van Dyck geleiteten deutschen Operngesellschaft befanden. Nach einer furchtbaren Ueberfahrt war das Schiff am 21. Februar gegen halb sechs Uhr morgens am Eingang des Nieuwewaterwegs angelangt, als es plötzlich — entweder durch die Gewalt des Sturmes oder infolge eines Steuerdefektes — mit furchtbarer Wucht gegen die steinernen Pfeiler der Hafenbrücke geschleudert wurde, so daß es mitten entzweibrach. Der vordere Schiffsteil sank innerhalb einer Minute und riß zahlreiche Menschen mit sich, während das Hinterteil des Schiffes sich längere Zeit zu halten vermochte. Leider konnte von den noch auf dem Wrack befindlichen Menschen des rasenden Schneesturmes wegen nur ein kleiner Teil gerettet werden. Drei Frauen mußten volle zwei Tage auf dem Deck aushalten, bis sie in Sicherheit gebracht werden konnten. An den Rettungsarbeiten nahm auch Prinz Heinrich der Niederlande tätigen Anteil.

Die Heilige Woche in Spanien

Wer die Osterwoche in einer der großen Städte des südlichen Spanien verbringt, der hat nicht nur Gelegenheit, das spanische Volk, sondern auch die spanische Kunst recht eigentlich kennen und verstehen zu lernen. Nicht die frohe Heilsbotschaft läßt hier die Herzen höher schlagen, sondern die beinahe fiebernde Sucht, das Leiden und Sterben des Herrn in allen seinen Stadien im Geist und in der Empfindung noch einmal mitzuerleben. Der alte Fanatismus erwacht wieder in dem Lande der Inquisition, und da man keine Scheiterhaufen für Ketzer mehr anzünden kann, will man wenigstens im Bilde die wilden Schauer des Leidens und der Qual auf sich wirken lassen. Nun verlassen die Heiligenstatuen, deren krasser Realismus, verstärkt durch die natürliche Bemalung, uns manchmal das Blut erstarren läßt, ihre Postamente in den dämmerigen Kathedralen, und auf hohen Wagen im Zuge der Prozessionen stellen sie sich aller Augen dar. Es ist ein Schauspiel von nervenaufreibendem Reiz, wenn diese plastischen Darstellungen, die uns keine Strieme, keinen Blutstropfen ersparen, inmitten einer andächtigen, von wollüstigen Schauern gepackten Menge durch die Straßen schwanken. Hier herrschen der Katholizismus und das Mönchstum noch unumschränkt, und wer sich ganz in die Mysterien des Mittelalters versenken will, der gehe zur Heiligen Woche nach Spanien.

Carl Raupp



Professor Carl Raupp, feierte seinen siebzigsten Geburtstag

Am 2. März dieses Jahres vollendete Professor Carl Raupp, einer der populärsten unter den älteren Münchner Genre- und Landschaftsmalern, sein siebzigstes Lebensjahr. Raupp, ein geborener Darmstädter, trat im Jahre 1856 als Schüler Jakob Beckers in das Städelsche Kunstinstitut in Frankfurt a. M. ein, wandte sich aber zwei Jahre später nach München und arbeitete dort mehrere Jahre als Schüler Pilotys. 1868 übernahm er eine Professur an der Nürnberger Kunstgewerbeschule, 1883 wurde er als Professor an die Münchner Kunstakademie berufen und ist als solcher noch jetzt tätig. Seine Bilder, deren Motive zumeist der Natur und dem Volksleben Oberbayerns, besonders des Chiemgaus, entnommen sind, zeichnen sich durch breiten, flotten Vortrag,



Phot. J. Villa

Die Heilige Woche in Spanien: Darstellung der Geißelung Christi in der Prozession in Murcia



Viscount Goschen †

seine Stimmung und ein glanzvolles Kolorit aus. Eine Anzahl von ihnen befinden sich in den öffentlichen Galerien in Darmstadt, Dresden, Mannheim, Berlin und Münster. Für das Berliner Reichstagsgebäude vollendete Raupp 1898 das große Bild „Chiemsee".

Lord Goschen †

Die Persönlichkeit des am 7. Februar in London verstorbenen ehemaligen Schatzkanzlers Viscount George Joachim Goschen hat für uns Deutsche ein besonderes Interesse, da dieser größte Finanzmann des modernen England ein Enkel des bekannten deutschen Verlegers G. J. Göschen war, dessen Biographie er auch geschrieben hat. Lord Goschen, der 1831 in London geboren war, begann seine Laufbahn in dem von seinem Vater begründeten Bankgeschäft Frühling & Goschen. 1863 wurde er in das Unterhaus gewählt, 1865 zum Vizepräsidenten des Handelsamtes, ein Jahr darauf zum Kanzler des Herzogtums Lancaster und Kabinettsmitglied ernannt. 1871 wurde er erster Lord der Admiralität und trat 1874 mit Gladstone zur Opposition über. 1887 trat er als Schatzkanzler in das Ministerium Salisbury ein, mit dem er 1892 seine Demission gab. Im neuen Kabinett Salisbury war er abermals, und zwar von 1895 bis 1900, erster Lord der Admiralität. Nach seinem Rücktritt wurde er zum Viscount und Mitglied des Oberhauses ernannt.

Das Kaiserpaar auf dem Spaziergange

Das deutsche Volk hat sich allmählich so daran gewöhnt, auf Bildern seinen Kaiser stets bei irgendeiner Haupt- und



Phot. Otto Haeckel

Das Kaiserpaar auf einem Spaziergang im Berliner Tiergarten



Die Eröffnung des englischen Parlaments: König Eduard auf dem Wege zum Oberhause



Phot. Rob. Cyborn

Das neue Stadttheater in Düren

Staatsaktion, stets in Geschäften, von großem Gefolge umgeben, zu erblicken, daß eine gut gelungene Momentaufnahme, die den Kaiser als harmlosen Spaziergänger wie andre Sterbliche auch darstellt, fast den Reiz einer Kuriosität hat. Der Berliner kann zwar den Kaiser häufiger auf solchen Spaziergängen beobachten, vorausgesetzt, daß er ein Frühaufsteher ist. Da jeder Tag dem Monarchen ein vollgerüttelt Maß von Arbeit bringt, so bleiben ihm gewöhnlich nur die frühen Morgenstunden zu flüchtiger Erholung in freier Natur übrig. Häufig begleitet die Kaiserin ihren Gemahl auf diesen Wegen, und nur ein ganz kleines Gefolge gibt ihnen das Geleite.

Die Eröffnung des englischen Parlaments

Die neue Session des englischen Parlaments ist am 12. Februar unter dem herkömmlichen Zeremoniell eröffnet worden. Der König und die Königin begaben sich nachmittags mit Gefolge zu Wagen in feierlichem Zuge unter militärischer Eskorte nach dem Parlamentsgebäude. Trotz Regenwetters hatten sich auf dem Wege große Volksmengen aufgestellt. Bei dem Eröffnungsakt, dem auch die Königin, der Prinz und die Prinzessin von Wales anwohnten, verlas König Eduard die Thronrede, in der er an erster Stelle seiner Freude Ausdruck gab, daß die Beziehungen Englands zu den fremden Mächten andauernd freundliche seien.

Das neue Stadttheater in Düren

Nachdem die niederrheinische Industriestadt Düren erst kürzlich, dank der Munifizenz der Hinterbliebenen des Kommerzienrats Hösch, in Besitz eines prächtigen Museums gelangt war, ist sie jetzt auch um ein neues prächtiges Theater bereichert worden, das in der Hauptsache gleichfalls durch die Freigebigkeit der genannten Patrizierfamilie erstehen konnte. Der Erbauer des Dürener Stadttheaters ist Regierungsbaumeister Moritz, der Schöpfer des neuen Kölner Opernhauses, mit dem das Dürener Stadttheater in seinem ganzen Stil und Aufbau manches gemeinsam hat. Im Gegensatz zu dem gegenüberliegenden, im Renaissancestil erbauten Museum zeigt das Theater moderne Barockformen, und seine Zweckbestimmung ist nach außen durch seine Baugruppierung klar ausgeprägt: Vestibül, Zuschauerraum, Bühnenhaus mit den entsprechenden seitlichen Anbauten für Kulissenhaus und Verwaltungsräume. Der Zugang ist halbkreisförmig, das fünfachsige Portal ist von zwei aufstrebenden Säulen flankiert, die vornehmen bildnerischen Schmuck tragen. Den Giebel des Eingangsportals ziert ein Steinrelief: die dramatische Muse von lauschenden Zuhörern umgeben. Das Vestibül ist einfach gehalten, doch steigert sich der Luxus in der Innenarchitektur, je weiter wir über die marmornen Stufen hinauf bis zum Foyer schreiten, das als glänzender Gesellschaftssaal mit entzückender Farbenharmonie ausgeführt ist. Auch der 700 Personen fassende Zuschauerraum ist in feinen Farben wirkungsvoll abgetönt und mit reichem bildnerischen Schmuck ausgestattet. Die Bühne ist unter Benutzung der neuesten technischen Errungenschaften konstruiert und die Ventilations-, Heiz- und Dampfabzugsvorrichtungen bieten das Vollendetste, was auf diesem Gebiete bis jetzt erprobt war. Die elektrische Lichtzentrale speist außer 700 Bühnenglühlampen in den verschiedensten Farben noch 800 Glühlichter für den Zuschauerraum, dessen Beleuchtung feenhaft ist. Das Werk lobt in gleicher Weise seinen Schöpfer wie den Bauherrn, der die Hauptmittel zu diesem prächtigen Kunsttempel spendete und so der Kleinstadt Düren ein Theater schuf, um das sie manche Großstadt beneiden dürfte.

Beerboom-Tree

Einer der gefeiertsten englischen Schauspieler und Bühnenleiter, Mr. Beerboom-Tree, der Direktor und Eigentümer von Her Majesty's Theater in London, wird demnächst in Berlin gastieren. Mr. Beerboom-Tree stammt von deutschen Eltern ab und spricht die deutsche Sprache völlig fließend, was er bei einer Rede auf dem Bankett, das er im vergangenen Jahre den deutschen Journalisten gab, glänzend bewies. Für das theatralische Leben der Reichshauptstadt dürfte dieses Gastspiel von symptomatischer Bedeutung sein. Englands Dramatiker sind in letzter Zeit auf deutschen Bühnen häufiger zu Worte gekommen als die Dichter irgendeines andern fremden Volkes. Beerboom-Tree aber speziell ist der eigentliche Urheber jener Bewegung in der dekorativen Bühnenkunst, die mit Zuhilfenahme der bildenden Schwesterkünste darauf bedacht ist, für das dichterische Kunstwerk auch einen künstlerisch wertvollen Rahmen zu schaffen. Die Inszenierungen von Beerboom-Tree gehören zu den Sehenswürdigkeiten der Londoner Season. Die Ausstattungen der Meininger werden dadurch weit übertroffen, und die Bühnenbilder sind wirklich von künstlerischem Werte. Die Höhe der Kosten einer solchen Ausstattung bringt es natürlich mit sich, daß das Theater mit einem Saisonerfolg, der Abend für Abend volle Häuser schafft, rechnen muß, und die Literatur als solche kommt bei dieser theatralischen Praxis häufig zu kurz. Bekanntlich hat der jetzige Direktor des Deutschen Theaters in Berlin, Max Reinhard, der gleichen Tendenz seine Erfolge zu verdanken. Ob Reinhard seine Anregungen tatsächlich aus England geholt hat oder ob es sich hier nur um einen aus den gleichen künstlerischen Entwicklungsstadien resultierenden Parallelismus handelt, wird die literarhistorische oder theatergeschichtliche Forschung zu untersuchen haben.



Mr. Beerboom-Tree

Die neue Duma

Das prophetische Wort des englischen Premierministers Campbell-Bannermann: „Die Duma ist tot, es lebe die Duma!“ hat sich tatsächlich erfüllt, und seit einer Woche tagt wieder ein Parlament des heiligen Rußland im Taurischen Palais in St. Petersburg. Allerdings war der Beginn seiner Tagung von bösen Vorzeichen begleitet, in den Straßen der Stadt kam es zu blutigen Zusammenstößen zwischen dem Volk und der Polizei, und ein unglücklicher Zufall — Pessimisten wollten sofort auch darin ein Attentat erblicken — ließ die Decke des Sitzungssaales einstürzen. Obwohl niemand dabei verletzt wurde, so dürfte doch die große Masse des abergläubischen russischen Volkes einen Wink des Schicksals, ein böses Omen in diesem Vorgang erblicken, und die Hoffnungen, die man an die zweite Duma geknüpft, flauen mit jedem Tage mehr ab. Die neue Duma ist übrigens keineswegs nur eine zweite unveränderte Auflage der ersten. So feindlich die Regierung dem Parlamentarismus auch gegenüberstehen mag, sie hat insofern den parlamentarischen Gedanken aufgenommen, daß sie sich indirekt am Wahlkampf beteiligte, und den geschickten Machenschaften der Regierungsorgane ist es wohl zum größten Teile zu verdanken, daß sie nunmehr über eine Rechte von wenigstens 132 Abgeordneten verfügt. Viele Gouvernements, besonders im Westen und Südwesten, die im Jahre 1906 oppositionell gewählt, haben diesmal Anhänger der Regierung, darunter eine ganze Anzahl sogenannter „echt russischer Leute“ in das Taurische Palais gesandt. Fast das ganze übrige Reich hat jedoch oppositionell gewählt; je weiter nach Osten und Südosten, desto radikaler sind die Wahlen ausgefallen. Sibirien ist fast ganz und gar den Sozialisten zugefallen. Im ganzen dürfte die aus Sozialisten und Arbeiterparteilern bestehende äußerste Linke, nachdem sich noch weitere Scheidungen und Anschlüsse vollzogen haben, über ungefähr 200 Abgeordnetensitze verfügen. Im ganzen zählt das russische Parlament nicht weniger als 32 mehr oder minder abweichende Parteien, deren größter Teil allerdings zur sogenannten Linken gehört. Das parlamentarische Leben konzentriert sich nach der Katastrophe im Sitzungssaal mehr auf den sogenannten Katharinensaal, die Wandelhalle des Taurischen Palais, die das ganze Riesengebäude der Breite nach durchzieht und für mehrere Tausende von Menschen Raum hat. Hier sieht man nun tagtäglich die Abgeordneten in Gruppen beisammenstehen und hört Reden von ganz unparlamentarischer Freiheit. Das russische Parlament zählt unter seinen Mitgliedern eine unverhältnismäßig große Anzahl von Charakterköpfen und ist ebenso arm an wirklichen Politikern und Staatsmännern. Die physiognomischen Studien im Katharinensaal sind ganz besonders interessant. Wild und revolutionär, fanatisch und schwärmerisch ist der Ausdruck auf den Gesichtern der meisten Reichsboten, und es gewährt einen seltsamen Anblick, wenn durch diese gärende, grollende Masse langsamen Schritts die zwei erzbischöflichen Abgeordneten in schwarzer Kutte, das brillantgeschmückte Kreuz auf der Brust, wie Boten aus einer andern Welt unsicher und traurig dahinschreiten. Zum Präsidenten der Reichsduma wurde das Mitglied der Kadettenpartei (Kadetten = Konstitutionell-Demokraten K. D.) Golwin gewählt und bereits vom Zaren feierlich empfangen.



Der russische Staatsrechtslehrer Professor von Martens

Staatsrat von Martens

Zu der bevorstehenden zweiten Haager Friedenskonferenz entsendet Rußland als Vertreter den bekannten Staatsrechtslehrer Professor Friedrich von Martens, der schon bei der ersten Konferenz im Haag eine bedeutsame Rolle gespielt und später auch an den Friedensunterhandlungen in Portsmouth aktiven Anteil genommen hat. Staatsrat von Martens, geboren am 27. August 1845 zu Pernau in Livland, ist seit 1871 Dozent des Völkerrechts an der St. Petersburger Universität und wurde 1873 zum ordentlichen Professor



Phot. K. Lewisky

Von den Dumawahlen in Rußland: Wahllokal am Newsky-Prospekt in Petersburg



Phot. Ch. Abeniacar, Rom

Der Garten im Hause der vergoldeten Liebesgötter in Pompeji

ernannt. In Erfüllung der ihm von der russischen Regierung übertragenen Mission, sich über die Stellung der einzelnen Regierungen gegenüber dem Programm der bevorstehenden Friedenskonferenz zu unterrichten, hat er jüngst die meisten Hauptstädte Europas besucht.

Neues aus Pompeji

Das berühmte Haus der Vettier hat seit kurzem eine Konkurrenz erhalten. Zwar wußte man schon seit geraumer Zeit, daß an der Stabischen Straße eine Hausanlage verschüttet lag, die durch die originelle Anlage und den Reichtum ihrer Dekorationen zu den bemerkenswertesten Bauten der Stadt gehörte, aber man verschob die endgültige Aufdeckung von Tag zu Tag in der Absicht, irgendeinen fremden Souverän an diesem interessanten Schauspiel teilnehmen zu lassen. Aber weder der Zar noch Präsident Loubet lenkten ihre Schritte nach der Totenstadt am Vesuv, und so entschloß man sich denn endlich, ohne weitere Feierlichkeiten das rekonstruierte Haus der Oeffentlichkeit preiszugeben. Den Namen „Haus der vergoldeten Liebesgötter" führt es von der Dekoration eines Saales, deren Technik sonst in Pompeji nirgends angewandt wurde. Der Besitzer war wahrscheinlich ein reicher Kaufmann, der sein Vermögen in Aegypten erworben hatte. Der Garten des Hauses, der vollständig wiederhergestellt und aufs neue bepflanzt worden ist, bietet heute einen reizenden Anblick.

Die Schätze von Cumä

Die von so großem Erfolg gekrönten Ausgrabungen in den vom Vesuv verschütteten Städten, vor allem in Pompeji, neuerdings auch in Herkulanum, haben bisher die Aufmerksamkeit und die Tätigkeit der italienischen Regierung und der Archäologen so stark in Anspruch genommen, daß andre Gegenden Kampaniens, in denen von planmäßigen Nachgrabungen gleichfalls für die Altertumswissenschaft wertvolle Resultate zu erwarten wären, längere Zeit über Gebühr vernachlässigt worden sind. So sind die an der Stätte der alten kampanischen Seestadt Cumä in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Grafen von Siracusa, dem Bruder des Königs von Neapel, und später noch von Lord Vernon, Marquis Gibot und Mr. Stevens veranstalteten Ausgrabungen erst in der jüngsten Zeit von Herrn Osta aus Neapel fortgesetzt worden, und die Ergebnisse derselben sind bereits so bedeutungsvoll gewesen, daß jetzt ein nationales Komitee gebildet werden soll, das die weiteren Nachforschungen leiten wird. Das Hauptobjekt derselben wird die berühmte, bei der Belagerung von Cumä durch Narses zerstörte Grotte der Cumäischen Sibylle bilden, in der jüngst von dem bekannten italienischen Altertumsforscher Professor Innocenzo dall'Osso neue und wichtige Entdeckungen gemacht worden sind. Unter anderm fand der Gelehrte bei Gelegenheit eines Besuches der Akropolis von Cumä in der Grotte Spuren von Reliefskulpturen vorhellenischer Symbole. Ueber die Geschichte dieser Grotte, waren bis in die jüngste Zeit verschiedene Versionen im Umlauf. Viele verwechselten die richtige Grotte mit jener, die gegen den Averner See zu liegt. Dall'Osso hingegen ist der Ueberzeugung, daß beide Grotten miteinander verbunden waren, das heißt eine große Grotte bildeten. In der Tat weist die Grotte beim Averner See im Hintergrunde Spuren römischer Bogenkonstruktionen auf, die nicht anders zu deuten sind, als daß sie sich gegen die Grotte von Cumä fortsetzten. Das schreckliche Erdbeben im Jahre 1538 zerstörte diese Hallen und ließ nur die Spuren der Bauwerke sowohl in der Akropolis von Cumä als auch in der Fortsetzung gegen den Averner See bestehen. In dieser Grotte hauste nach Virgil die berühmte Wahrsagerin Sibylla, deren Sprüche sich hundertfach in der Grotte vervielfältigten; dort weissagte sie, wie uns Virgil in seiner „Aeneis" berichtet, dem Aeneas die Gründung Roms. Dante Alighieri verlegte in die Grotte den Eingang zur Unterwelt mit dem Nachen des Charon. Die Grotte hat dieselbe äußere Form wie jene in Delphi. Der Bogen links weist eine enge und steile Treppe auf, die in den Tuffstein eingehauen ist und sich in ihm verliert; in früheren Zeiten führte sie wohl bis auf den Gipfel des Berges. Der Bogen rechts ist eingestürzt. Die Spuren veranlassen zur Annahme, daß in den Höhlen Troglodyten hausten, die von den Griechen Kimmerier genannt wurden, nach jenen im Bosporus, die in ähnlichen Höhlen wohnten. Die Fabel von jenen Völkern, die immer im Dunkeln hausten, könnte durch das Vorhandensein jener vielen unterirdischen Verbindungsgänge, zu deren Herstellung sich der vulkanische Tuffstein außerordentlich gut eignete, erklärt werden. Die Spuren des Hafens, der von Agrippa angelegt wurde, finden sich noch inmitten der Felder, woselbst noch heute große Bronzeringe gefunden werden, die wahrscheinlich zur Befestigung der Schiffe gedient haben. Die Grotte, die 1818 von dem Spanier De-Pace zuerst wieder entdeckt und nach ihm benannt wurde, war augenscheinlich nichts andres als eine Verbindungsstraße zwischen Averno und Cumä. Daß eine Wiederherstellung der Grotte von höchstem wissenschaftlichem Interesse sein würde, braucht nach dem Vorstehenden nicht weiter dargelegt zu werden.



Phot. Ch. Abeniacar, Rom

Ein in den Ruinen von Cumä gefundenes antikes Relief


SIROLIN
SIROLIN

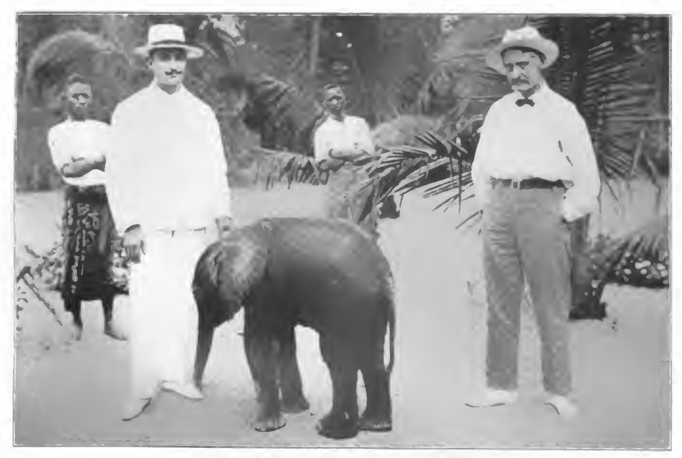
Der Nürnberger Frauenbecher

Im Germanischen Museum in Nürnberg befindet sich das Original des hier im Bilde wiedergegebenen sogenannten Frauen- oder Jungfrauenbechers, der auch den Namen Braut- oder Hochzeitsbecher trägt. Der Konstruktion der beiden sinnreich miteinander verbundenen Trinkgefäße liegt die reizende Idee zugrunde, daß zwei Liebende, Braut und Bräutigam, sich gleichzeitig zum Prosit vereinigen, was immerhin einige Geschicklichkeit, namentlich seitens der Braut erfordert, wenn kein Tropfen des edeln Getränkes verloren gehen soll. Denn die Braut trinkt aus dem kleinen, in der Schwebe befindlichen Becher, während der Bräutigam den größeren Kelch an die Lippen führt. Die Kunst besteht darin, gleichzeitig anzusetzen und bis zur Nagelprobe leerzutrinken — ein sinniges Trinkspiel des siebzehnten Jahrhunderts. Gelingt der Hochzeitsscherz, dann ist mit Sicherheit auf eine



Der Nürnberger Frauenbecher

höchst glückliche Vereinigung der beiden Brautleute zu schließen, da ja die Handlung eine völlige Uebereinstimmung des Willens voraussetzt. Schon in einem Nürnberger Hochzeitsgedichte vom Jahre 1593 für Konrad Ritterhans (Altdorf) wird im Titel ein solcher Hochzeitsbecher genannt, aber ohne Angabe der Form. Mone im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" 1838 erwähnt kurz derartige Becher in Frauengestalt. Die Entstehung des Hochzeitsbechers ist aus stilistischen Gründen um das Jahr 1600 anzusetzen. Die moderne Nürnberger Kunstindustrie stellt diesen originellen Becher wieder in treuer Nachbildung des alten Originals her. **Dr. B.**

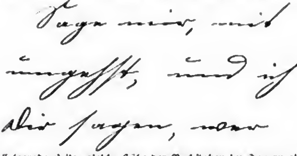


Ein vier Wochen altes Elefantenbaby in Ostafrika

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Charlottenburg. Grazie des Geistes und auch Gewandtheit fehlen Ihnen, Sie sind etwas langsam und unbiegsam (ungraziöse, unbiegsame, eckige Schrift), aber durchaus gerade und



reell (gerade Zeile, gleiche Höhe der Buchstaben im Innern eines Wortes). Grundlos und schnell begeistern Sie sich nicht, hierfür wären Sie auch zu nüchtern und verständig, aber nichtsdestoweniger empfinden Sie tief und gleichmäßig (schräge Schriftlage, gute Verteilung von Licht und Schatten). In vielen Dingen sind Sie verschlossen (siehe Knötchen im t des Wortes „mit"). Sie sind ein schwieriger, aber zuverlässiger Charakter.

Fides S. Ein junger, unfertiger Charakter, der sich noch keineswegs von der Schablone des schulmäßig Erlernten losgelöst hat (keine eigenartigen, von den kalligraphischen Formen abweichenden Buchstaben). Langsam und ungewandt in der Arbeit (langsame, unbeholfene Schrift), überhaupt unbiegsam (ohne Kurven) und empfindlich (siehe nach links zurückgebogenes d in „den", „und" und so weiter). Verstandesgründen zugänglicher als Gefühlen (wenig liegende Schrift). Ordentlich, auch in kleinen Dingen (genaue Punktierung). L. Meyer, Malenfeld b. Ragaz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.











